HANDBOUND
AT THE
UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

4010

I

67

Die neue Rundschau

XXVI. der Jahrgang der freien Bühne

1915

Band 2

Berlin / S. Fischer / Verlag

LIBRARY
JUL 7 - 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Reisen, Gedichte:

Oskar Bie, Wolga 1079
Max Dauthendey, Aus dem Exil 1123
Richard Dehmel, Der Entkreuzigte 1259
Kasimir Edschmid, Der tödliche Mai 1217
Hans Grimm, Die Dirne auf dem Felde 1605
Paris von Gütersloh, Adonis 961
Moritz Heimann, Die Erscheinung des Vaters 1377
Heimatsbriefe an russische Soldaten 1673
Georg Hirschfeld, Gottfried und Hinda 885
Wilhelm von Humboldts Reisetagebücher 1788/89 1230
Norbert Jacques, Aus den Tagen der Einnahme von Antwerpen 1099
Johannes V. Jensen, Zwei exotische Novellen 1509
Wilhelm Lehmann, Michael Lippstock 1022
Oskar Loerke, Südliche Inseln 1405
Robert Müller, Auf Vorposten 1538
Hans Reisiger, Arbeiter 966
Alexander Solomonica, Herr Heckfisch 1169, 1330, 1466
Franz Werfel, Gebet um Reinheit 1684

Aufsätze:

Hermann Bahr, Österreichisch 916
Karl Leuthner, Russischer Volksimperialismus II 1009
Emil Ludwig, Der Durchbruch der Goeben und der Breslau 1665
B. Lawrence Freiherr von Mackay, Dreiunddreißig Jahre Dreibundpolitik und ihre Lehren 934
B. Lawrence Freiherr von Mackay, Das Antlitz des Balkan 1495
Robert Michel, Österreichische Helden 1657
Gustavus Myers, Das amerikanische Proletariat 1297
Franz Oppenheimer, Die Wurzel des Krieges 1064
Franz Oppenheimer, Wir — und die Anderen 1585
Frederik van Ouwerkerk, Die internationale Bedeutung der flämischen Bewegung 1354
Felix Poppenberg, Die schöne Seele und die Titanide im Kriege 947
Samuel Saenger, Logik im Chaos II 865
Karl Scheffler, Deutsche Plastik 1391
Carl Ludwig Schleich, Zucht 1528
Fritz Schotthöfer, Das besetzte Belgien 1187
Emil Waldmann, Der Sammler 1620
Alfred Weber, Zukünftiges 1153
Alfred Weber, Gedanken über die deutsche Sendung . . . 1441
Leopold Ziegler, Zarathustra-Glossen 1644

Rundschau:

Oskar Bie, Kraft und Stoff in der Musik 1696
Carl Brinkmann, Karl Lamprecht und die Geschichtswissenschaft 969
Otto Flake, Fünf Bücher 1138
Otto Flake, Von der jüngsten Literatur 1276
Max J. Friedländer, Hans Holbein 980

Stefan Großmann, Kriegsliteratur 1133
Wilhelm Hausenstein, Meier-Graefes jüngste Bücher . . . 1702
Moritz Heimann, Dörfliches 1271
Moritz Heimann, Hoffnungen 975
Ernst Hierl, Organisation der deutschen Erziehung 1263
Carl Jentsch, Massoneria rediviva? 988
Junius, Politische Chronik: Das englische Mirakel 993
Junius, Politische Chronik: Am Scheideweg 1144
Junius, Politische Chronik: Die Fronde 1287
Junius, Chronik: Schicksal als Unterrichtsfach 1434
Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch 1569
Junius, Chronik: Mitteleuropäisches 1716
Alfred Kerr, Dem abgeschiedenen Felix Poppenberg 1430
Hans Kyser, Drei Kriegsbücher 1562
Oskar Loerke, Lektüre 1707
Hans Planitz, Deutsche Rechtswissenschaft 1546
Felix Poppenberg, Ägyptische Gesichte 1425
Daniel Ricardo, Die Technik der Anleihen 1127
Samuel Saenger, Der Anfang 1419
Samuel Saenger, Der polnische Rausch 1260
Karl Scheffler, Denkmale 1686
Carl Ludwig Schleich, Paul Ehrlich 1409
Ernst Emil Schweitzer, Die Frauendienstpflicht und der Kampf gegen die Dame 1692
Ferdinand Tönnies, Marokko und der Weltkrieg 1540
Adolf Weißmann, Hausmusik 1553

Anmerkungen:

Oskar Bie, Der Epilog 1007
Oskar Bie, Am Rande des Krieges 1296
Oskar Bie, Das Tier 1440

Oskar Bie, Negerplastik 1584
Franz Blei, Diplomatie und Presse 1578
Franz Blei, Wege und Wünsche 1293
Felix Braun, Michael Schwertlos 1726
Carl Brinkmann, Held oder Mensch 1292
Arthur Eloesser, Wallenstein 1727
Carl Etienne, Boche! 1150
Otto Flake, Ehrlicher Journalismus 1582
Hermann Gottschalk, Der Dichter im Kriege 1004
Stefan Großmann, Skizzen 1293
M. H., Internationale Rundschau 1149
Willi Handl, Österreichische Bibliothek 1582
Willi Handl, Deutsche Menschen 1002
Ernst Hierl, Der Aufbruch der Jugend 1724
Julius Levin, Vom Kriegskrüppel 1001
S. Saenger, Den Chesterton-Verehrern ins Stammbuch 1438
S. Saenger, In eigener Sache 1581
S. Saenger, Zuversicht 1149
Max Scheler, Zur Psychologie der Nationen 999
C. Weffe, Eine verhüllte Gestalt 1005
Alfred Wolfenstein, Lyrischer Landschafter 1439

Logik im Chaos II

von Samuel Saenger

Die Sünden des politischen Dilettantismus

Besinnen wir uns. Die Wege, die ins Chaos führten, waren die gerade in politischen Kreisen gepflegten Begriffsfinsternisse. Sie festzustellen war erstes Erfordernis der Reinigung. Berührt wurde: die Ohnmacht der ‚reinen' Ideologien, die falsche Deutung des Funktionsverhältnisses zwischen innerer und äußerer Politik, das Mißverständnis des Imperialismus, die nahe objektive Verwandtschaft zwischen dem bürgerlichen und dem Proletarierimperialismus, die wirtschaftstechnisch und erwerbspolitisch den gleichen Nährboden haben, die Unterschätzung nationaler und machtstaatlicher Triebkräfte, die falsche Ideenhaftigkeit, die sich mit dem guten ethischen Willen begnügt und vor dem wahren und erlösenden Logos, dem Zusammenhang der Tatsachen, die Augen verschließt. Ich versuche, noch weiteren Schutt wegzuräumen und prüfe zunächst das Verhalten Bernsteins, Jaurès', Macdonalds, Davids.

Bernstein hat sich in einer bei J. C. B. Mohr, Tübingen, im Februar verlegten Schrift über die Internationale der Arbeiterklasse und den europäischen Krieg ausgesprochen: ‚objektiv', wie er vorgibt, Meinungen, Standpunkte, Prinzipien, Stimmungen zusammengestellt, aber mit dünnen Schleiern seinen Glauben und sein Urteil — sein franko-anglomanes Vorurteil behängt: wodurch seine Veröffentlichung, fürchte ich, eine fälschende Tendenzwirkung bekommt.

Diese Wirkung bekämpfe ich, weil die Anschauung, die sie belebt, die Erfindung der Gewaltpolitik — sagen wir: an falscher Stelle sucht, die Entschuldigung des Defensivkrieges den Westmächten, die Schuld des Offensivkrieges Deutschland zuzuerkennen scheint. Seine ‚objektive' Schrift weckt Sympathien für unsere Gegner, die sie, weltgeschichtlich betrachtet, nicht verdienen, da sie das Erbe ihres weltpolitischen Übergewichts zur Erdrosselung der stärksten und modernsten Kraft mißbrauchen, Massenleben kulturell und staatlich zu organisieren. Sie streut das goldene Licht einer relativen Gerechtigkeit auf ihre Kriegsmotive. Sie wirbt fast, indirekt natürlich und in

guten Treuen, Gläubige für die Verschleierungen ihrer farbigen Bücher, und sie betont sehr nachdrücklich, daß und warum das ganze demokratische Europa — versteht sich: außerhalb des Zentralverbandes und Rußlands, der Kultstätten des Militarismus — für Marianne und die von Asquith, Lloyd George und Grey behütete Smaragdinsel Partei nimmt. Er begnügt sich nicht, zu sagen: die Völker, soweit man von den stummen Riesen die in den Augenblicksfängen der Not und des Behagens dahinleben als politisch wollenden Einheiten sprechen darf: die Völker waren friedliebend. Er beruft sich auf das letzte Wort Jaurès' in Brüssel, Grey bemühe sich mit ehrlichstem Wollen und ehrlichsten Mitteln, das serbische Feuer zu ersticken; er vergißt nur hinzuzufügen, daß der französische Tribun noch in seiner ‚Neuen Armee', die die Entfeudalisierung des Volksheeres in ein System bringt, in dem auf Englands Bedürfnisse zugestutzten Seekriegsrecht eine dauernde Friedensbedrohung erblickt hatte, weil es verhindere, die See zu internationalisieren. Er sucht ohne zu finden die ‚tieferen' Gründe, die zur Ablehnung der Vermittlungsvorschläge durch Österreich-Ungarn (lies: Deutschland) führten, und verbaut so systematisch den Blick auf die Grundfragen. Bei den überzahlreichen druckempfindlichen Stellen in den zwischenstaatlichen Beziehungen war die dem Zentralverband durch das Netz einschnürender Koalitionen aufgezwungene Statusquo-Politik sicher die erbärmlichste aller Masken; mußte sie nicht durch eine Explosion fortgeschleudert werden?

Revolutionen sind Wachstumserscheinungen der Völker und der Staaten; nach außen gerichtete nennt man eben Kriege. Leute wie Bernstein huldigen dem reaktionärsten Glauben: daß die Staatengeschichte, das bisherige Feld von Veränderungen und Vorläufigkeiten, sich hinfort nach dem Vorbild riesiger Vermögensverwaltungen abwickeln könne, auf den Quietismus gesicherten Besitzes und gesicherten Genusses zugeschnitten. Und zwar heute schon, wo — Marx, der Meister, dem er oder der ihm entlaufen ist, hätte es ihn lehren sollen — die Republik erst nur eine Umwandlungsform der bürgerlichen Gesellschaft bedeutet und die soziale Bewegung eine höchst erfolgreiche Unternehmung zur Verbürgerlichung des Proletariats ist, dessen politischer Einfluß nur dazu beiträgt, den kapitalistischen Produktionsprozeß zu steigern und die Staatsleitungen zu imperialisieren. In diesen Zirkel ist die Diplomatie gestellt, von ihm erhält sie Aufgaben. Gäbe es ‚saturierte' Staaten: sie vermöchten diesem Zirkel nicht zu entrinnen; ihre Politik könnte nicht quietistisch, sie müßte, zu Verteidigung und Erhaltung, mehrend, erobernd, andere Wachstümer (Deutschland) aufhaltend und untergrabend sein. England durfte saturiert sein, seine Schutzzollbewegung faßte ich als Sicherungs- und Verteidigungstaktik auf. Lord Curzon deutete einmal ähnliches an: und entwarf als einer der ersten den Plan, zur Sicherung von Indien die Landbrücke von Ägypten aus dem Imperium einzugliedern, also Ara-

bien, Mesopotamien, Südpersien. Deutschland war er stets ein unversöhnlicher Hasser und Neider. Heute steht er, als Großsiegelbewahrer im ‚liberalen' Kabinett, an der Spitze der Zertrümmerungspolitiker.

Je mehr also das organisierte Proletariat an den großen Gesamtmitteln der bürgerlichen Erwerbsgesellschaft Anteil gewinnt, desto schneller verliert es die Kraft und den Willen, hinter dem Rücken der Gesellschaft deren Existenzbedingungen zu untergraben: die heute, um nicht erschüttert zu werden — es ist tausendmal gezeigt, bewiesen, überhört worden —, über ihren nationalstaatlichen Rahmen ins Internationale, Planetarische, Weltpolitische hinausweisen. Der Imperialismus, so in seiner Zwangsläufigkeit begriffen, ist nicht Methode, Arbeitsziel und Produkt einer Klasse, sondern aller Klassen und Gruppen.

Es wirft Licht ins Dunkel der Zukunft, daß die besten Köpfe unter unseren Sozialdemokraten diese Zusammenhänge heute anerkennen, mit der Möglichkeit einer ‚reinen' Defensivpolitik ein für allemal aufräumen und die politischen Folgerungen daraus ziehen. Ich bitte, das sehr lesenswerte Buch Doktor Eduard Davids: ‚Die Sozialdemokratie im Weltkrieg' (Buchhandlung Vorwärts, Berlin 1915) den Bernsteinschen Geschichtsklitterungen gegenüberzustellen. David gibt zu, daß der triebhafte Drang nach materieller Daseinserweiterung mit seinen Existenz- und Gewinninteressen, die dauernde Quelle aller zwischenstaatlichen Reibungen, sich in das Gesamtleben des Volkskörpers eingebohrt habe. Die hochkapitalistischen Expansionstendenzen, die Konflikte bei der Aneignung kolonialer Ausbeutungsgebiete und bei der Monopolisierung von Absatzmärkten oder Gelegenheiten zu Kapitalsanlagen in wirtschaftlich rückständigen Ländern schaffen, dienen daher nicht ausschließlich Finanzkreisen (Seite 48 ff.). Die eigennützigen Motive der Kriegslieferanten und die Ideologie der Kriegsromantiker haben gewiß ein starkes Gewicht, aber entscheidender ist der ungeheuer schnell wachsende Anteil der Masse an den Ergebnissen der nationalen Wirtschaftsmaschine: ist die Antriebskraft des demokratischen oder Volksimperialismus.

Der Deutsche ist, bis auf den Klüngel taumelnder Chauvinisten, auch heute noch durchaus bescheiden. Er denkt nicht daran, wie England, der ‚Despot des Weltmarkts' (Marx), ganze Nationen in Proletarier zu verwandeln; er erträumt keine politische Weltherrschaft; er will nur die Monopolisierung des Weltmarktes und des Kolonialbodens durch die Verbandsmächte hindern. Wenns nicht anders geht: gegen die Verbandsmächte, unter Einsatz von Deutschlands Existenz als Einheitsstaat und Großmacht, die von den ‚Garanten der deutschen Unordnung', wie Engels so schön sagte, von Rußland, Frankreich und England zertrümmert und zerstampft werden soll. Das historische Material, das David zusammenträgt, reicht

zum Aufklärungsdienst vollständig aus: es enthält Beiträge zur Entstehung und Geschichte des Weltverteilungssyndikats. Die Gefahren des russisch-französischen Bündnisses, mit dem linken Rheinufer und der Herrschaft über Schwarzes Meer, Kleinasien und Balkan als Zielen, sah übrigens niemand so klar vorher als das Luchsauge Friedrich Engels', der 1890 einen Aufsatz über die auswärtige Politik des Zarentums in der Neuen Zeit mit der Prophezeiung schließt: Europa gleitet wie auf einer schiefen Ebene mit wachsender Geschwindigkeit abwärts, dem Abgrund eines Weltkrieges von bisher unerhörter Heftigkeit entgegen. Doch irrt er, wenn er hinzufügt: nur eines könne Halt gebieten, ein Systemwechsel in Rußland. Dieser mußte von England, der Macht mit dem längsten und ungebrochensten Willen, erhofft werden.

Ohne aktiven und passiven Anschluß an die Weltherrschaft über Land und über See gibt es also auch nach David keine moderne Arbeiterbewegung. Ein in die Ferne wirkendes Bekenntnis! Wollte sich die Arbeiterschaft der weltwirtschaftlichen Expansion entgegenstemmen, so beginge sie Selbstmord. Aber das kann sie gar nicht wollen, weil sie nicht ohne die eigene und ohne die anderen Nationen wollen kann. Sie wird es hoffentlich David danken, daß er sie, in Anlehnung an Marx' Grundanschauungen, gelehrt hat, daß die Einbeziehung des gesamten Erdkreises in die moderne technisch-industrielle Entwicklung ein unaufhaltsamer, notwendiger und nützlicher Prozeß sei, und sich heute nur mit den Mitteln der kapitalistischen Unternehmung vollziehen könne. Darum erklärte ja auch Bebel im Dezember 1906 im Reichstag, daß Kolonialpolitik an sich kein Verbrechen sei; er hat ferner das Unternehmen der Bagdadbahn im Parlament gebilligt; – ich bezweifle freilich, ob seine Einsicht auf diesem Gebiet tief und weit genug reichte. Denn in diesem Zugeständnis lag ja nur der Gedanke, die Eingeborenen oder die zufälligen Gewalthaber hätten kein Naturrecht darauf, ihr Land unerschlossen oder in wirtschaftlich primitivem Zustand zu belassen. Im übrigen galt es noch als sündhaft, das Programm einer positiven und ergiebigen Außenpolitik aufzustellen.

J. Ramsay Macdonald M. P.

Dieser tapfere Mann, dieser Europäer von Geist und Herz hat von der Kausalität des Krieges keine so kindliche Vorstellung wie Eduard Bernstein oder der alte aber denkohnmächtige Marxist H. M. Hyndman. Er hält sich bei den Deklamationen über die schädlichste Art des Militarismus, den deutschen nämlich, nicht auf, er zieht den unfrei machenden, den explosiven Kern der englischen Bündnispolitik für die Katastrophe zur Verantwortung. Sie sei von vornherein eine Bedrohung des europäischen Friedens gewesen.

Am 9. September 1914 erklärte er, damals noch Vorsitzender der Arbeiterpartei, im Hause der Gemeinen:

„Sir Edward Grey hat davon gesprochen, was ‚Englands Ehre' erfordere. Es gibt wohl keinen Krieg, auch nicht den verbrecherischsten, für den nicht Staatsmänner sich auf die Ehre der Nation berufen hätten. So war es mit dem Krimkrieg, so mit dem Burenkrieg, und so ist es jetzt. Was hat es für einen Sinn zu sagen, daß wir Belgien helfen müßten, wenn wir in Wahrheit uns in einen Krieg einlassen, der Europas Karte ändern muß? Grey hat nicht ein Wort von Rußland gesprochen, aber man möchte auch gern ein Wort darüber hören. Wir möchten eine Vorstellung davon haben, was geschehen wird, wenn die Macht in Europa an Rußland übergeht. Unsere Freundschaft mit Frankreich, auch so wie Grey sie schildert, kann keines der Länder berechtigen, sich um des andern willen in einen Krieg einzulassen. Der Gedanke, daß Frankreich in Gefahr käme, aus Europa vertilgt zu werden, daß es nicht mehr seine Rolle in der Zivilisation spielen könnte, ist eine absolute Absurdität; Grey hat ja auch gesagt, daß Frankreich imstande sei, sich selbst zu verteidigen. Aber der Gedanke selbst ist eine Ungereimtheit und kann keineswegs ein Eingreifen in den Krieg von unserer Seite rechtfertigen. Ich weiß, daß wir die Majorität des Hauses gegen uns haben; aber so war es auch beim Burenkriege, und darauf folgte der große Umschlag von 1906. Wir bereiten uns nun darauf vor, dasselbe durchzumachen wie damals. Was auch geschehen mag und welchen Angriffen wir auch ausgesetzt sein mögen, so werden wir doch immer wieder sagen, daß England hätte neutral bleiben müssen, weil wir aus innerstem Herzen überzeugt sind, daß dies das Richtige und das Einzige gewesen wäre, das mit der Ehre der Nation und den Traditionen der jetzigen Regierungspartei übereingestimmt hätte."

Nach dem Erscheinen des englischen Weißbuchs schreibt Macdonald im „Labour Leader":

„Aus der Rede Greys vom 3. August und aus dem Weißbuch kann man ersehen, wie die Entente England in ihre Netze verstrickt hat. Von 1906 gab es einen regelmäßigen Gedankenaustausch zwischen französischen und englischen Heeres- und Marineführern. Es entstanden Pläne für ein Zusammenwirken zu Wasser und zu Lande. In Übereinstimmung mit diesen Plänen ließ die französische Flotte die Nordküste unbewacht. Die Pläne waren überdies auf die Voraussetzung gegründet, daß Belgiens Neutralität in einem allgemeinen Kriege nicht respektiert werde. Sechs Jahre lang hat dieser Gedankenaustausch stattgefunden. Die Pläne wurden nach Petersburg gesandt, und ein Großfürst, der Beziehungen zu der deutschen Partei in Rußland hatte, soll sie nach Berlin gesandt haben. Deutschland wußte all diese Jahre, daß zwischen England und Frankreich militärische Vereinbarungen getroffen worden seien und daß

Rußland seine militärischen Operationen in Zusammenhang damit führen würde. So tief hatten wir uns in das französisch-russische Bündnis verwickelt, daß uns Sir Edward Grey am 3. August sagen mußte, wenn auch unsere Hände frei seien, so sei doch unsere Ehre gebunden ... Grey hat sein Bestes getan, den Folgen seiner Politik zu entkommen und Europa den Frieden zu erhalten. Als aber das nicht mehr ging, war er gezwungen, sein Land in den Krieg mit hineinzubeziehen. Nur so ist der offenbare Gegensatz in Greys Erklärungen und Handlungen zu erklären. Daß England in den Krieg sich einmischt, ist die Folgewirkung der Greyschen Politik."

Auch an einem späteren Aufruf zur Kritik der englischen Regierung, den der Ausschuß der Unabhängigen Arbeiterpartei erließ, erkennt man Macdonalds redaktionelle Feder, jedenfalls gibt er seine Auffassung wieder:

„Es ist ebenso unrichtig, zu sagen, daß die englische Politik völlig weiß und die deutsche völlig schwarz gewesen sei, wie zu sagen, daß die deutsche Politik völlig richtig und die englische völlig verwerflich ist. Selbst wenn jedes Wort im englischen Weißbuch wahr ist, fehlt doch die weitere Beweisführung. Es sei zugegeben, daß Grey in den Tagen, die dem Kriege unmittelbar vorausgingen, für den Frieden arbeitete. Das war aber zu spät; er hatte selbst viele Jahre lang mit den andern Diplomaten den Abgrund gegraben, und ein wahrhaft weises staatsmännisches Genie hätte das sichere Resultat vorausgesehen und vermieden. Nicht die serbische oder die belgische Frage hat dieses Land in den fürchterlichen Kampf geworfen. Großbritannien steht nicht im Kampf für unterdrückte Nationen oder für Belgiens Neutralität. Wäre Frankreich durch Belgien in Deutschland eingerückt, wer glaubt da, wir hätten Feindseligkeiten gegen Frankreich eröffnet? Hinter dem Rücken von Parlament und Volk gab Grey Frankreich heimliche Versprechen, deren Existenz er leugnete, wenn er gefragt wurde. Darum steht dieses Land nun im Angesicht des vollständigen Ruins und der stahlharten Notwendigkeit des Krieges. Verträge und Abmachungen haben Frankreich gezwungen, sich ins Schlepptau nehmen zu lassen vom despotischen Rußland, und England von Frankreich. Aber jetzt kommt das alles zutage, und die Männer, die die Verantwortung tragen, sollen zur Rechenschaft gezogen werden. England hat sich hinter Rußland gestellt, die reaktionärste, korrumpierteste und am brutalsten unterdrückende Macht in Europa. Läßt man Rußland seine territorialen Wünsche befriedigen und seine Kosakenmacht ausdehnen, so läuft die Zivilisation und die Demokratie ernstliche Gefahr. Und dafür hat England das Schwert gezogen!"

Alle diese Einsichten konnten keine Folgen haben: sie waren verspätet und packen das Problem nicht an der Wurzel. Die halbe Logik hat überall

die westlichen Sozialisten und Demokraten zu folge- und gesinnungswidrigen Handlungen gedrängt, vor allem zur Weisung, erst einmal den Sieg über Deutschland erringen zu helfen. Indem man also das Volk vor den Wagen des verurteilten Imperialismus und Kabinettszäsarismus zu spannen gezwungen war, wurde man nicht ganz Opfer der höheren Gewalt, sondern des bequemen Mißverständnisses, die Gesetze des staatlichen und nationalwirtschaftlichen Eigenlebens für eingebildet oder durch Klassenwillkür erzeugt zu halten. Nirgends ist so wenig wie an diesem Punkte die Verbindung zwischen Führung und Volk hergestellt, zwischen Sozialismus als Ziel der inneren Ordnung, und Imperialismus als Methode des gesamtstaatlichen Lebens . . . Auch unser tapferer Schotte soll später in Versammlungen die Gewerkvereinler zum freiwilligen Eintritt ins Heer aufgefordert haben: weil er in der Freiwilligkeit das letzte Bollwerk gegen die Militarisierung der Inselwelt verteidigt, weil die Sorge um die Erhaltung der Demokratie auch in Zukunft — die beste Bürgschaft gegen den Krieg sein werde. In einer gleich zu erwähnenden Schrift, deren Gesinnung erst schätzen wird, wer den Verfasser in der gedankenvollen Arbeit über Sozialismus und Regierung (Jena 1912) bemüht sah, aus dem Morast der politischen Programmeinungen zu steigen: in dieser Schrift spricht er von den Freiheitsinhalten der lebendigen britischen Demokratie nicht eben hoch. Die Ironie der Weltgeschichte, nicht wahr?, stellt alles auf den Kopf.

Demokratische Kontrolle — ein Ausflug ins Utopische

Wertvoll als Ergänzung ist das Schriftchen desselben Mannes über den Krieg und die Arbeiter: „War and the Workers. A Plea for Democratic Control“ (London, 37 Norfolk Street). Es gehört zu den Aufklärungsschriften des Bundes für demokratische Kontrolle, in dessen Wirken man immerhin eine Hoffnung erblicken mag, weil in den Satzungen erklärt wird, die europäische Friedensgefährdung rühre unter anderm von dem britischen Prinzip des europäischen Gleichgewichts her, das zu stützen und zu schützen die Koalitionen ins Leben gerufen seien. Es wird aber nicht gesagt, wie die demokratische Kontrolle der Geheimdiplomatie aussehen solle, um wirksam zu sein.

Parlamentarische Dauerausschüsse, ähnlich dem des Senats in Washington, können vorschnelle Entscheidungen hinausschieben, unter Umständen sie auch im nationalen Interesse reifer machen, wofern das ganze diplomatische Geheimmaterial zur Überprüfung vorgelegt werden muß. Aber ist der Minister des Auswärtigen ein schwaches Werkzeug remder Meinungen, so kann das Chaos nicht überwunden werden und eine beherzte Ausschußgruppe macht ihn zum Werkzeug; ist er aber stark,

so zwingt er seinem Aufsichtsrat, wie es in Industrie und Geschäft geschieht, seine Gesichtspunkte und seinen Willen auf, und die Parteipresse leiht das Echo; und nicht nur diese, da es ja um gesamtnationale Dinge geht, bis hinauf zur Existenzfrage. So vollzog sich das Verfahren bisher in den Ländern mit, wie behauptet wird, steigender demokratischer Kontrolle und – wachsender demokratischer Ohnmacht. In keine Verfassung der modernen Staatenwelt wurde bisher die Bestimmung aufgenommen, daß die Entscheidung über Krieg und Frieden erst drei oder mehr Monate, nachdem sie erbeten wurde, fallen dürfe, oder erst nachdem Neuwahlen den Willen der Volksmehrheit kundgegeben haben: was natürlich nur möglich wäre, wenn eine Reihe großer Staaten sich zur Einführung dieses Sicherheitsventils bequemte. Dadurch würde die nationale Freiheit des Entschlusses mit höherer Sicherung der internationalen Gemeinsamkeiten verknüpft und das Solidaritätsgebiet für die in Raum und Zeit eng eingepreßten Europäer endlich erweitert. Aber damit stehen wir ja an der Schwelle des Utopischen: erst muß ja, ehe das Wünschbare Ereignis wird, die Rangordnung unter den Großstaaten je nach Größe ihres Gebietes, der Kopfzahl und der kulturellen Leistungsfähigkeit ihrer Bewohner festgestellt, erst muß in die diplomatische Mauer um den mitteleuropäischen Zentralverband Bresche gelegt, erst muß die Bereitwilligkeit da sein, die Anteilsquoten an der imperialistischen Erschließungsarbeit nach Billigkeit zu bestimmen. Das heißt: erst muß die Demokratie offen und ehrlich den Irrglauben aufgeben, daß die äußere Politik nach den Methoden der inneren zu behandeln sei und die Gleichgewichtsstörungen zwischen den Großmächten bloß auf interessierten Willkürhandlungen von Gruppen beruhten, erst muß sie den Satz anerkennen, daß der Drang nach staatlicher und wirtschaftlicher Erhaltung und Entfaltung den Statusquo zur diplomatischen Maske macht, weil jener Drang Reflex eines elementaren Lebensgesetzes und durch die Ideologie der nationalen Ehre und Selbstachtung übergoldet ist: ehe der Vertragswille in Europa ein Arbeitsfeld findet. Was zu hoffen vielleicht erlaubt ist, ist dies: daß der Krieg für absehbare Zeiten ein letzter Umweg zu diesem Weg ist; daß er zwingt, die Arbeit an dem Punkt anzusetzen, wo sie Erfolg haben kann. Wie das gemeint ist, wurde schon angedeutet (Juniheft, Seite 729). Es kann der Fall eintreten, daß auch der Siegreiche sein Ziel nicht erreiche, weil der labile Gleichgewichtszustand die Ausnutzung des Sieges hindert und die moralische Machtsteigerung, die er herbeiführt, sich nicht in einen physischen umsetzt; oder gar umgekehrt proportional zu ihm wird. Der Naturprozeß vollzieht sich nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes: daß es auch in der Geschichte gelte, ist Sache des Glaubens. Glauben wir also. Für die großen Europäerstaaten kann es wahr werden, daß

der Krieg den Krieg nicht zu beendigen vermag: weil das geistige, moralische und physische Format Deutschlands sich als unbesiegbar erweist, und weil seine Staatsidee die erhöhten und unaufhaltsam emporstrebenden Massen am meisten angepaßte ist. Nach dieser grausigen Erfahrung erst wird der Vertragswille in Funktion treten können; nicht früher.

Wenn Macdonald in seinem Pamphlet bekennt: als man vor dem Abgrund stand, also Ende Juli, und im Bewußtsein des Zuspät die Protestversammlungen organisierte, wußte man gar nicht, wie die diplomatischen Verabredungen aussahen, die den Krieg unvermeidlich machten: so erwidere ich: man hätte sich längst auf die nationalen, die machtpolitischen, die wirtschaftsimperialistischen Ursachen einrichten müssen, die Schritt vor Schritt die Diplomaten vergewaltigten.

Auch an ein Plebiszit wird gedacht, wie bei der Überweisung von Gebietsteilen von einem Staat an den andern. Dies ist eine von demokratischer Seite immer lauter werdende Forderung (Erster Punkt der Satzung). Viviani lehnt sie jedoch für Frankreich ab. Aber dann gerät man in ein Meer von Strömungen und Gegenströmungen, in den gestaltlosen Trichter von öffentlichen Meinungen und Stimmungen, die ein Knäuel von Unklarheiten und Widersprüchen darbieten; Ausdruck und Faßbarkeit gewinnen sie erst wieder, wenn sie in die Kanäle der Parteibeschlüsse und Parteipresse abgeleitet und gelenkt werden. Dieser Weg ist der gefährlichste von allen, er würde, im Schweizer Kantönlileben und bei den Streitigkeiten um innere Ordnungen vielleicht bewährt, in den Vielmillionenstaaten nur die Flucht vor der Verantwortung organisieren. Und er würde den Jakobinern von rechts und links den Sieg über die Girondisten, — er würde dem Plebejerimperialismus und dem Aristokratismus der Phrase und der Straße den Triumph sichern. Die Erfahrungen unserer schmerzvollen Tage machen diese Art Demokratie nicht verlockend.

Deutschlands Platz an der Sonne: die englische Auffassung

Treten wir nun, nach solchen Vorbereitungen, um den Weg ins Freie zu gewinnen, in die Erörterung des diplomatischen Kampfes um Deutschlands Platz an der Sonne. Engländer sollen uns zuerst sagen, was sie von den Rechten und Inhalten des deutschen Imperialismus denken.

Ein Briefwechsel zwischen zwei englischen Politikern, der in der Londoner Wochenschrift „The Statesman" im Februar dieses Jahres veröffentlicht wurde, zeigt die britische Auffassung in wohlwollender und in abgünstiger Form so kristallklar und rein sachlich, so unvermengt mit Weltanschauungsgerede und hastig zusammengeraffter Völkerpsychologie, daß, wer ihn kennt, die Unvermeidlichkeit der Katastrophe noch besser begreift. Ferdinand Tönnies

hat sich der Mühe unterzogen, den Briefwechsel deutsch herauszugeben; Julius Springer in Berlin hat ihn verlegt.

Sir Harry Johnston und E. D. Morel führen den Streit. Beide sind ausgezeichnete Kolonialschriftsteller und beider Sondergebiet ist Afrika. Johnston war zuletzt Generalkonsul in Uganda; er hat sich dort durch die menschliche Behandlung der Neger hohe Verdienste erworben. Morel war zuletzt Sekretär der Congo Reform Association. Seinen Gedanken werden ungewöhnlicher Gedankenreichtum, Schärfe und Anregungskraft nachgerühmt: der Leser wird gleich sehen. Jetzt ist Morel Sekretär und Schatzsekretär der Union of Democratic Control, von der schon die Rede war. Ihr gehören einflußreiche Abgeordnete an, wie Trevelyan, bei Kriegsausbruch Unterstaatssekretär im liberalen Ministerium, und der Sozialist Arthur Henderson, nun zum Arbeitsminister im militaristischen Kabinett erhöht, nachdem er ein halbes Leben der wütendsten Bekämpfung des resolute government geopfert hatte. Johnston soll einmal vor vielen Jahren (berichtet irgendwo Karl Peters) gesagt haben: Wäre ich ein Deutscher, so würde ich meinem Vaterland eine südöstliche Mission zuerkennen und den Aufbau eines zusammenhängenden Imperiums fördern, das von der Nordsee bis nach Kleinasien reicht. Eine wirkliche Vision, die Sachdenklichkeit einem deutschfeindlichen Gehirn eingab. Heute? Ich gebe zunächst Johnstons Ansichten; verdichtet, logisiert, aber genau nach dem Sinn und oft im Wortlaut.

Die von Joseph Chamberlain ins Leben gerufene Agitation für den Reichszollverband, der Wunsch, das weite britische Reich für den britischen Handel durch ein System von Vorzugszöllen zu monopolisieren, hat Deutschland auf die Bahn der kolonialen Eroberungen getrieben. Viele britische Politiker und Publizisten waren innerlich der Tarifreform geneigt, aber sie blieben, wenigstens für den von Downing Street aus regierten Teil Großbritanniens, Freihändler, um die Gefahr eines Kampfes auf Leben und Tod mit Deutschland zu beschwören: sie dachten an das Schicksal von Venedig, Spanien, Portugal und mieden selbstsüchtige Wege. Frankreich, Rußland, Japan, Italien, Portugal, der belgische Kongo waren weniger selbstsüchtig, sie schlossen die Türen, sie suchten ihren kolonialen Märkten fremde Einfuhr fernzuhalten; und wenn auch Deutschland sich mittlerweile Kolonien von mehr als einer Million (englischer) Quadratmeilen gesichert hatte und es schwerlich gelungen wäre, es von den amerikanischen und europäischen Märkten auszuschließen: seine Erregtheit wuchs in dem Maße, als seine großen Nebenbuhler es kolonialpolitisch überflügelten. Und dies war der Grund, weswegen es seit 1905 mit Frankreich Marokkos wegen Händel suchte.

Viele Leute in Britannien und selbst in Frankreich machten sich klar, wie

weit jene deutschen Sorgen begründet seien, und bemühten sich, sie zu zerstreuen. An den Stellen der britischen Zentralregierung waren wohl starke antideutsche Stimmungen vorhanden, aber auf ihre auswärtige Politik ließ man sie keinen Einfluß gewinnen. Übertriebene Ansprüche freilich mußten zurückgewiesen werden, und man ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, um vier Punkte zu betonen: die Unverletzlichkeit Belgiens und Luxemburgs; diejenige Frankreichs; Marokko ist kein Interessengebiet Deutschlands; und das Problem der Dardanellen und Konstantinopel darf nicht gegen Rußlands Interessen gelöst werden. Die Abkehr von den antirussischen Überlieferungen (Palmerston, Disraeli, Salisbury) hatte gute Gründe: die wachsende Bedeutung des russischen Getreides und des Benzinmotors für die westliche Welt; daher dürfte dem Zentralverband nie gestattet werden, Rußland ins Schwarze Meer zu pferchen. Die vier Punkte kristallisieren klare nationale Bedürfnisse. England war verpflichtet, Belgien gegen Deutschland, Frankreich oder Holland zu verteidigen; eine feindliche Macht an der belgischen Küste konnte britische Seewege bedrohen. Eine Besetzung Luxemburgs konnte Belgien bedrohen. Eine Besetzung französischen Gebiets konnte die Deutschen näher an den Kanal und Belgien in deren Abhängigkeit bringen. Endlich, was Marokko betrifft, überzeugt jeder Blick auf die Karte, daß es weit eher eine englische als eine französische Angelegenheit war: wegen des Seewegs nach dem Kap, der durch einen deutschen Flottenstützpunkt am Atlantischen Ozean gefährdet war. Ein deutsch-französischer Krieg mit Marokko und die Herrschaft über den westlichen Zugang zum Mittelmeer als Siegespreis für Deutschland machten es für Britannien ebenso unmöglich, Zuschauer zu bleiben (NB), wie die Verletzung der belgischen Neutralität: welche zu schützen der Selbsterhaltung bittere Notwendigkeit war. Immer war, in Nordwesteuropa wie in Nordwestafrika, Abwehr deutscher Herrschgelüste – Notwehr; – also das Gesetz englischer Außenpolitik. Wozu das Verstecken hinter der erheuchelten Moralität von Verträgen, die man ja sonst, zum Beispiel in Osmans Reich, verfallen ließ?

Abgesehen von diesen Einschränkungen (NB) haben die Engländer seit 1910 nichts getan, um Deutschlands Ausdehnungsdrang zu hindern; vieles, ihn zu fördern. Durch das Abkommen über die Bagdadbahn wurde Deutschland Herr über zwei Drittel der asiatischen Türkei. England hatte Deutschland gleiche Rechte in China zugestanden und ihm Samoa überlassen; es erlaubte die Anlage einer Kabelstation und einer drahtlosen Station in Liberia; Helgoland ging an Deutschland über und sogar (NB) die Abtretung Sansibars wurde erörtert. Österreich hätte sich, bei weniger preußischer Behandlung Serbiens, einen Weg zur Ägäis bahnen dürfen, die nötigen Garantien an Rußland vorausgesetzt. Französische Staatsmänner

haben Andeutungen fallen lassen, eine endgültige Aussöhnung sei möglich, wenn Deutschland Metz und die Linie der Seille, etwa vierhundertundfünfzig (englische) Quadratmeilen, abträte; dafür wäre das Vorkaufsrecht auf Belgisch-Kongo und der größere Teil von Französisch-Kongo zu haben gewesen. Gegen Gebietsabtretungen in Mittelafrika an Deutschland hatte Grey nichts; ähnliche vorteilhafte Vergleiche standen im portugiesischen Westafrika, Portugals Einverständnis vorausgesetzt, in Aussicht. Alles das war ‚punktiert', als der Krieg ausbrach. Die Hohenzollern-Essen-Dynastie hatte es anders beschlossen. Summa: es ist unwahr, daß der Krieg Deutschland aufgezwungen wurde; und unwahr, daß rechtmäßige Garantien für Absatz- und Interessengebiete verweigert wurden.

Bedenken wir dieses Bekenntnis, — es ist zugleich ein Wegweiser in die Zukunft.

Hier ist der Tummelplatz, der vor dem Kriege dem deutschen Imperialismus gegönnt war, genau umschrieben. Man präge sich die vier Punkte genau ein, die auf die englischen Gesetzestafeln geschrieben sind: geht der Weg zum Frieden über London, so wissen wir, wie er zu haben war, wie er aber nicht aussehen darf, wenn je wieder, wie in Caprivis Tagen, von einer deutsch-britischen Ergänzung die Rede sein soll. Die Punkte bestimmen — die Einwilligung der Verbandsmächte und Japans und der Vasallenstaaten Belgien, Luxemburg, Portugal, der ganzen übrigen Welt also vorausgesetzt — die Legitimität des deutschen Anspruchs nach bisheriger Geltung. Sie befinden, wann und wo, bei finanzwirtschaftlicher und territorialer Wachstumsregung, die Wilhelmstraße in Downingstreet anzufragen habe. Sie geben die große Tatsache der Einkreisung zu und leugnen nicht, daß — merkt euch das, ihr Herren Kautsky, Bernstein, Haase — es völlig gleichgültig ist, ob die machtpolitische Vertretung des großen Seestaates in konservativen oder demokratischen Händen liegt. Die Verwaltung des Planeten zu Wasser und zu Lande liegt fest in außerdeutschen Händen, eine prästabilierte Harmonie ist errichtet; wenn Deutschland sie stören, das heißt die Ketten des Zuspätkömmlings abschütteln will, dann gilt kein Recht der Arbeit in Halbkulturländern wie Marokko, kein Zwang zur Erweiterung des Nahrungsmittelspielraums: es lädt die Schuld der Störung auf sich. Es hat das klassische Schema des liberalen englischen Imperialismus nicht bedacht, des durch Demokratie gesteigerten Imperialismus: den Marokkovertrag mit Frankreich vom 8. April 1904. Ich gebe die Hauptpunkte, um zu zeigen, wie ein elastischer Vertragswille zwischen Gleichberechtigten aussehen muß. Ich glaube, der Krieg wird und muß den Erfolg haben, die Sprödigkeit der englischen Vertragswilligkeit ein für allemal zu brechen. Die Gefahren der deutschen Gegnerschaft, der Zukunftswert der deutschen Bundesgenossenschaft liegen nun sonnenklar vor aller

Welt: England kann nur mit, es kann nicht gegen Deutschland sein Imperium behaupten.

Nun zum Vertrag. Ich zähle die wesentlichen Punkte auf. Für England: freie Hand in Ägypten; das Verfügungsrecht über die Zollüberschüsse; dreißig Jahre zollpolitische Meistbegünstigung in Marokko; das Fischereimonopol in Newfoundland; in Siam wird der Menam die Grenze der beiden Interessensphären. Für Frankreich: freie Hand in Marokko; dreißig Jahre Meistbegünstigung in Ägypten; Neutralisierung des Suezkanals; eine neue Grenze zwischen dem Niger und dem Tsadsee, wodurch der Weg durch die Wüste umgangen und der Sudan eine direkte Verbindung mit dem Seegebiet erhält; Abtretung der Los-Inseln gegenüber Sierra Leone, in Gambien Zugang zum schiffbaren Gambia und das Stadtgebiet von Yarbatenda. Siam mit Bankok fällt unter französischen Einfluß; und das französische Zoll- und Wirtschaftssystem auf Madagaskar wird anerkannt. Wer sieht nicht, daß wir hier das solide Fundament des — Europäerkrieges vor uns haben. In den ‚führenden' Tageszeitungen von damals findet man die übliche lauwarme Begutachtung, das vorsichtige oder ahnungslose Drumherum, nur in einzelnen scharfen politischen Köpfen, in Harden zum Beispiel und in Karl Peters, blitzte die Erkenntnis auf, welcher Eiterherd sich da bildete. Der Vertrag, ein wahres Unikum in der Kolonialgeschichte, verteilte die gewaltigsten Länderkomplexe der Erde, und die zwei größten Flotten der Erde wachten über der ‚Heiligkeit' des Vertrags; insofern durfte sie der Abschluß einer Geschichtsepoche genannt werden — und das Eingangstor zu einer neuen. Was konnte Deutschland, gesetzt, es hätte überhaupt ein Recht auf Expansion, auf einen ‚Platz an der Sonne', in Zukunft noch erhoffen? Viele Türen hatten sich geschlossen, der Planet war klein geworden. Was das für unsere Zukunft bedeutete, führte Karl Peters am 16. April 1908 aus: die weite überseeische Welt gehört nunmehr, vom russischen Asien und Südamerika abgesehen, den beiden europäischen Westmächten! Die deutschen Einhegungen in Afrika und in der Südsee kamen praktisch nicht in Betracht: sie waren zu klein und wirtschaftlich von zu geringer Bedeutung. Jene Glücklichen beherrschen zusammen Afrika und Südasien; Australien und Kanada sind englisch. Ohne Frankreich war keine kontinentale Kombination denkbar, die England gefährlich werden konnte; England aber war aus seiner Isolierung getreten und hatte damit den Fuß an Frankreichs Seite auf den Kontinent gesetzt. Gleich damals sahen jene scharfsichtigen Augen, wohl wissend, daß die ‚verwickelte Vertragsmaschine', wie Marschall von Bieberstein sich ausdrückte, der Rückversicherung mit Rußland nicht mehr bestand, den Bund mit Rußland, den Ring der ‚Defensivbündnisse' und die Fatalität der deutschen Isolierung voraus: gegen den unmittelbaren Augen-

schein. Karl Peters machte, am 16. April 1904, darauf aufmerksam, wie großmütig schenkend sich England gegen Frankreich benahm, ganz wider seine bekannte Art knifflicher Schacherei bei Kolonialverträgen. Heute kennt jeder die Gründe, damals ... Ich unterdrücke kritische Glossen, die weit in die Geschichte der nachbismärckischen auswärtigen Politik zurückgreifen müßten, und gebe nach diesem erläuternden Intermezzo dem zweiten Engländer, Herrn E. D. Morel, das Wort. Leider stand uns dessen Werk Morocco in diplomacy, London 1912, nicht zur Verfügung; es muß wichtig genug sein.

„Seinen Brief an Sie [den Herausgeber] beginnt Sir Harry Johnston damit, daß er es als selbstverständlich hinstellt, daß die nationalen Bedürfnisse eines großen Industrievolkes, wie die Deutschen es sind, die immer größere Mengen Rohstoffe für Industriezwecke importieren, ganz abgesehen von Lebensmitteln, ernstlich bedroht wären, wenn Großbritannien seine Freihandelspolitik aufgeben würde. Er behauptet mit Recht — und hat dies mit unwiderstehlicher Logik auch an einer anderen Stelle getan —, daß eine Politik, die es sich zur Aufgabe machte, die weiten Gebiete des britischen Reiches in einen monopolistischen Bezirk für den britischen Handel zu verwandeln, eine Gefahr für die rechtmäßigen Interessen anderer Völker sein würde und daß die Ausführung eines Programms, das mehr oder weniger offen dies Ideal zum Ziel hat, in Deutschland, das am schwersten dadurch getroffen worden wäre, Befürchtungen ernster Art veranlassen mußte. Er berührt indessen nicht den damit eng verbundenen Umstand, daß die Entschlossenheit des englischen Auswärtigen Amtes, die überseeischen Erwerbungen einer kontinentalen Macht zu unterstützen, die dieselbe Politik verfolgt und die nächst uns die größten tropischen und subtropischen Gebiete besitzt, ebenso geeignet war, Besorgnisse um die Zukunft in Deutschland zu erwecken. Allerdings stützt Sir Harry Johnston seine Argumentation inter alia etwas dadurch, daß er hervorhebt, Deutschland selbst besitze ein Kolonialgebiet von einer Million Quadratmeilen. Aber etwa der dritte Teil von diesem Besitz bestand aus Deutsch-Südwest-Afrika, einem Gebiet von geringem Wert, dessen einziger nennenswerter Hafen noch dazu in britischen Händen war.

Sir Harry Johnston behauptet dann weiter, daß, abgesehen von einigen Ausnahmen, wir niemals den deutschen überseeischen Bestrebungen entgegengetreten seien, welche er, an sich, weder ungerechtfertigt noch sonderbar findet. Wenn er aber an seine besondere Darstellung jenes Beweisgrundes herangeht, so wäre es schwer, ein zwingenderes Argument für das Recht der deutschen Sache zu finden, wie es gerade heute in neutralen Ländern und besonders in Amerika eifrig betont wird. Und welches ist diese deutsche Sache? Welches sind die wesentlichsten deutschen Beweisgründe für eine starke Flotte gewesen im Gegensatz zu der britischen Ansicht, daß eine

solche Flotte nur aggressive Zwecke gegen England haben könnte? Die Deutschen haben behauptet, und ihre Fürsprecher in den neutralen Staaten behaupten heute noch, daß Deutschlands steigende Bevölkerungszahl es aus der kontinentalen Sphäre hinausgetrieben und es gezwungen habe, eine Macht mit weltweiten Interessen zu werden; daß das beständige Sichfügen in die von England beanspruchte Herrschaft zur See nichts anderes bedeutet hätte, als die deutsche Weltpolitik beständig unter der Vormundschaft von Downing Street zu halten, und daß der einzige Weg, um aus dieser Vormundschaft herauszukommen, eben der Bau einer ‚achtunggebietenden' Flotte war.

Nun sehe man sich Sir Harry Johnstons unbewußte Rechtfertigung dieser Ansicht an. Wir konnten, erzählt er uns, Deutschland nicht erlauben, sich in Marokko festzusetzen. Wir konnten ihm nicht erlauben, Tripolis zu besetzen. Wir gestanden ihm gnädigst ‚gleiche Rechte' in China zu. Wir erlaubten ihm tatsächlich, daß es eine Kabelstation in Liberia haben durfte! Diese Länder gehören uns nicht, und doch beanspruchen wir, mit unbewußter Anmaßung, Deutschlands Beziehungen zu ihnen zu regeln. Ich wundere mich nur, daß wir uns nicht einmal selbst fragen, wie England diese gnädige Herablassung und tatsächliche Hafensperre angesehen haben würde, wenn die Rollen vertauscht wären! —

Ich will noch auf einen anderen Punkt hinweisen — und nur im Vorübergehen daran erinnern, daß das (britische) Auswärtige Amt tatsächlich jahrelang das Bagdadbahnprojekt bekämpft hat —, hinweisen will ich nur noch auf Marokko. Sir Harry Johnston schreibt: ‚Wir ließen indessen nie eine Gelegenheit vorübergehen, folgende vier Punkte gegen Deutschland scharf zu betonen.' Der dritte dieser vier Punkte war: ‚Die Hände weg von Marokko' . . Den ersten Punkt, Belgien betreffend, übergehe ich hier, weil, wie ich glaube, über die Unvermeidlichkeit eines deutsch-englischen Krieges infolge der deutschen Besetzung Belgiens im Jahre 1914 in unserem Lande es nur eine Meinung geben kann. Aber, was den Punkt betrifft, der sich auf Marokko bezieht, da möchte man ausrufen: Et voilà comment s'écrit l'histoire! Der Raum in dieser Wochenschrift gestattet mir leider nicht, auf die Marokkoangelegenheit näher einzugehen. Aber dies wenige möchte ich hervorheben. Die deutsche Regierung hat, soweit ich unterrichtet bin, niemals die Absicht kundgegeben, Frankreich Marokko abzunehmen. Sie widerstand hartnäckig (und wurde deshalb heftig angegriffen) dem Drängen der deutschen Kolonialleute, ihrer konsequenten Politik, für die Aufrechterhaltung der ‚offenen Tür' in Marokko zu wirken, eine Politik kolonialer Abenteuer aufzupfropfen. Zwanzig Jahre lang arbeitete die deutsche Regierung für die Unabhängigkeit und Integrität Marokkos und für die offene Tür in einem Lande, das sie mit Recht als einen wichtigen

Markt für Bergwerksprodukte und Handelsverkehr überhaupt ansah. Graf Tattenbach und sein britischer Kollege arbeiteten lange Zeit in Fez und Tanger zusammen, und Caprivi unterstützte Lord Salisburys Mission an den Sultan. Als wir für ein angemessenes Quidproquo, das uns anderswo geboten wurde, diese Politik aufgaben, setzte die deutsche Regierung ihre Bemühungen fort, sie aufrecht zu erhalten, und machte zu diesem Zwecke von den anerkannten Begriffen des Völkerrechts Gebrauch. Und als sie gezwungen wurde, den Kampf aufzugeben, war sie nicht unmoralischer als die unsrige, indem sie Kompensationen von Frankreich verlangte.

Es gibt keine Tatsachen, die in den letzten Jahren in solchem Umfange und mit solcher Hartnäckigkeit falsch wiedergegeben worden sind — trotz urkundlicher Gegenbeweise, die dies Verfahren als unentschuldbar erscheinen lassen —, als die Geschichte der bezüglichen Rollen, die England, Frankreich und Deutschland in der Marokkofrage gespielt haben. Das Nettoresultat des Streites, worin Deutschland, für diesmal wenigstens, sich auf das öffentliche Recht in Europa stützte, mußte alle Klassen in Deutschland überzeugen, daß das offizielle England entschlossen sei, selbst auf die Gefahr eines Krieges hin, Deutschlands Übersee-Expansion, sowohl was Landerwerb betraf (in Verbindung mit den Abmachungen über ‚Kompensationen' im französischen Kongogebiet), als auch in ökonomischer Hinsicht zu bekämpfen, und zwar in dem Interesse einer Macht, deren hohe Vorzüge unberührt bleiben durch die Tatsache, daß sie in den letzten dreißig Jahren, hauptsächlich durch Eroberung, ein Gebiet erworben hat, das ebenso groß ist wie die Vereinigten Staaten, und darin einen ausschließenden Bereich für die Tätigkeit des französischen Handels und für französische Finanzoperationen geschaffen hat, soweit als das Netzwerk der Differentialtarife es zuläßt.

Der Marokkostreit war eine jener Episoden in der Geschichte eines Volkes, die unaustilgbare Spuren in seiner Entwicklung hinterläßt und aus den ineinandergreifenden Verhältnissen Ketten schmiedet, die einer fernen Nachkommenschaft noch anhaften. Ich kam damals zu der Ansicht, daß die einzige Hoffnung, einen anglo-deutschen Konflikt abzuwenden, die wäre, daß das Parlament die wirklichen Tatsachen über jenen Streit an das Tageslicht brächte, woraus auf dieser Seite der Nordsee das wahrhaft vernünftige Bestreben hätte entspringen können, die nationalen Bedürfnisse Deutschlands von Grund aus zu prüfen, natürlich mit Einschluß des Flottenproblems. Aber das Parlament tat dies nicht, und die Erinnerungen an Marokko blieben eine eiternde Wunde in den Beziehungen zwischen beiden Ländern (sie stärkten die Jingos und schwächten dementsprechend die Mächte des Friedens), wozu das kürzlich erschienene französische Gelbbuch einige schlagende Beweise liefert.

Wofern die britische Politik heute nicht darauf gerichtet ist, Deutschland zu verkleinern, das Werk der politischen Einheit der deutschen Staaten zu zerstören und künftig die deutsche Energie auf den europäischen Kontinent zu beschränken, werden die in Sir Harry Johnstons Brief genannten Probleme auch noch nach der Besiegung Deutschlands zu Land und zu Wasser und selbst nach seiner ‚ökonomischen Erdrosselung' bestehen bleiben. Natürlich, wenn es eine gute und keine böse Sache ist, daß wir mit Deutschland auf Leben und Tod kämpfen, und wenn das, was ich eben berührt habe, unsere Politik ist — schön! Daß das vom Standpunkt britisch-nationaler Interessen eine wahnsinnige Politik wäre, ist eine Ansicht, die in diesem Augenblick nicht bewiesen werden kann. Aber es scheint nicht, daß es irgendeinen nützlichen Zweck hat, die Legende über die Vergangenheit fortbestehen zu lassen und so zu tun, als ob unsere Rolle die des gekränkten und eingeschüchterten Lammes gewesen wäre in diesen traurigen Jahren, denen so vieles fehlte, darunter auch ein Staatsmann, sowohl auf dieser wie auf der anderen Seite der Nordsee. Die Legende dient nur dazu, uns in den Augen der neutralen Länder lächerlich zu machen."

Ich ging auf die Polemik Morels mit seinen Landsleuten — die auch seine Unrichtigkeiten enthält: er leugnet zum Beispiel das 1911 von Frankreich gegebene wenn auch verklausulierte Vorkaufsrecht auf Belgisch-Kongo — hier näher ein, weil sie die anglo-fränkischen Methoden wundervoll klarlegt, Deutschlands koloniale Bedürfnisse zu berücksichtigen. Man vergleiche mit ihnen die Methoden, die die beiden Westmächte im Verkehr miteinander übten. Gegen Deutschland ist von Leben und Lebenlassen, von Gleichberechtigung, von Erkenntnis deutscher Wachstumsnöte, von dem Willen, unterschriebene ‚Papierfetzen' (Algesiras) zu achten, keine Rede; man gewährt der über Land und über See gedrängten Nation auf dem Papier stehende Möglichkeiten, wie in Angola und Belgisch-Kongo, man ist von dem ‚göttlichen Recht auf das Veto' über Deutschlands Ausbreitung nach unentwickelten Gegenden erfüllt und bereit zu diplomatischer Flickarbeit, die — die endgültige Abrechnung nur aufschiebt. Beläßt der Krieg, er ende wie er wolle, die herrschende Klasse in England in dieser geistigen Verfassung, so hat er einen vorläufigen Abschluß, kein Ende. Darin hat Morel recht.

Der Platz an der Sonne: die deutsche Auffassung

Was dieser Engländer, seinem Volke ein Prophet dunkler Tage, gesehen und gesagt hat, das ist wahr.

Der deutsche Imperialismus war bescheiden und trat bescheiden auf, wo und wann ernste Männer mit dem Märchen aufräumten, Deutsch-

land sei saturiert, das heißt: das von allen Fiebern schwellenden Wachstums geschüttelte und emporgehobene Land habe die Mission ... in Ungeschicklichkeit zu verfallen.

Seit mindestens einem Jahrzehnt stand das Schicksal vor unserer Tür, gleichgültig, ob es Flotte oder China oder Marokko oder Balkan hieß. Aber wir wollten es nicht glauben, weil die Berufung zu neu war, um ferner und weltweiter Dinge willen blühende Mannheit in den Tod zu senden. Doch jedesmal, wo es sich um eine Eisenbahnkonzession, um eine Bergwerkgerechtsame, um eine Lieferung nach Konstantinopel oder sonst welche Regung deutschen Unternehmungsgeistes oder politischer Selbsterhaltung (Österreich-Ungarn) handelte, mußten deutsche Mütter bangen: und gleich zeigte sich, daß die fernsten Dinge auch die nächsten waren und sich mit der Frage verwickelten, welchen Spielraum die englische Diplomatie, die Londoner Klubs in Pall Mall und die Harmsworthpresse der deutschen Daseinsform einräumten, die doch nicht etwa mit einer ins Zäsarische ausschweifenden deutschen Prestigesucht identisch war. Man durchblättere, etwa bei Rohrbach oder Reventlow oder Karl Peters oder gar in den Spalten der oft bis zum Verzicht vertragswilligen ‚Frankfurter Zeitung', die Chronik unserer auswärtigen Beziehungen und Bemühungen in den letzten fünfundzwanzig Jahren, immer wird man hinter diesem wirrsäligen Knäuel gegen Deutschland organisierter Intrigen, Neidschaften, Scheelsüchtigkeiten auf die englische Vormundschaft stoßen, die weit über das ihr unterstehende Viertel des bewohnten Planeten reichte. Großbritannien übernahm die Rolle Frankreichs vor '70, es wollte, mit den üblichen friedlichen Mitteln des noch übermächtigen aber doch alternden Konkurrenten, die wirtschaftlichen Folgen von '70 aufhalten, wie Frankreich die Einigung Deutschlands unter Preußen aufhalten wollte, es gedachte uns durch den Zyklopendruck seines gewaltigen nationalen Egoismus zu zermürben.

Ich glaube darum nicht, daß die berühmte Punktation, die bei Kriegsausbruch der Unterschriften harrte, die elementare Gegensinnigkeit und Gegenwilligkeit der beiden Mächte aufgehoben und den Konflikt lange hinausgeschoben hätte. Wäre es gelungen, später einmal das deutsche Kolonialreich im tropischen Afrika durch Belgisch-Kongo und Angola, mit dessen Eisenbahnen das deutsche System in Südwest eine Verbindung suchte, abzurunden, wäre es der genialen Energie deutscher Wissenschaft und deutscher Pflanzer geglückt, die Tsetseplage zu besiegen und durch die von ihr befreite Negerbevölkerung umfängliche Baumwollkulturen anzulegen und die Last des amerikanischen Monopols abzuwälzen: die tiefer liegenden Ursachen zu Reibungen wären keineswegs versiegt, nachdem sie sich so tief in die Ideologie und die Gemütsverfassung der Völker ein-

gebohrt hatten. Der Kampf um das Recht, in Mitteleuropa ein größeres ökonomisches Solidaritätsgebiet der Arbeit und der politischen Gemeinsamkeit zu schaffen, das deutsche Interesse an der Freiheit der Meere, an der Erneuerung der kleinasiatischen Türkei, an der Eingliederung Chinas in die Weltwirtschaft, an der Offenhaltung der größerbritannischen Märkte, die ein Reichszollverband uns sperren helfen sollte: er war und ist mit Konfliktsstoffen gefährlichster Art übersät. Solche weltgeschichtliche Konflikte, ähnlich dem zwischen Rom und Karthago, greifen ja schließlich doch ins Irrationale über, es gilt die Rangordnung der Kräfte, es geht um das sittliche Recht der Über-, der Neben- und Unterordnung und um mehr als das in Maßen und Gewichten Ausdrückbare: darum haben sie bisher stets blutige Entscheidungen gesucht und gefunden. Und deshalb stellt sich der tief schmerzliche Zickzack unserer Diplomatie, geschichtlich gesehen, doch nur als der Verlegenheitsausdruck einer an den Kontinentalismus geschmiedeten Weltwirtschaftsmacht dar, die, als solche, noch um Anerkennung ringt und durch eine Politik des Quietismus, wie sie dem geistreichen Ruedorffer vorschwebt, schwerlich Aussicht hatte, sie zu erwerben. Den Sturz in den Abgrund hätte schließlich nur ein englischer Staatsmann von übermenschlicher Einsicht, Weisheit, Willensstärke und Suggestionskraft zu hindern vermocht, ein ins Christliche übersetzter Napoleon. So muß man sich der Hoffnung getrösten, daß nun der Krieg — dem Krieg ein Ende machen wird; und erst, nachdem uns weltpolitische Gleichberechtigung eingeräumt ist, die sittliche Forderung Gehör finden wird, daß Kulturstaaten gegen Kulturstaaten nur Verteidigungskriege führen dürfen.

Es war auf diesen Blättern viel von England die Rede, weil es machtpolitisch und diplomatisch unter unseren Gegnern entscheidend, weil es den Krieg, den Rußland unvermeidlich gemacht hatte, als seine große Gelegenheit benutzte, und weil es von einem auch nur halb verlorenen Krieg das meiste zu verlieren hat (während ja Frankreich an einem halbgewonnenen so gut wie an einem ganz verlorenen Krieg machtpolitisch zugrunde geht). Und er ist ihm mehr als zur Hälfte verloren, wenn er zu Ende geht, ohne daß die deutsche Flotte, wie vordem die spanische, holländische, französische und dänische, auf dem Meeresgrunde liegt. Die Politik wird durch Haß nicht sehend; wenn ich dem Berge herabsetzender Zitate ein neues (das ich Carl Jentsch verdanke) hinzufüge, so geschieht es, weil in ihm der Instinkt einer Frau die Sprungfedern englischer Politik (nicht englischen Wesens) ganz bloßlegte. Delphine Gay wars, die Frau Emile de Girardins, die, als wieder einmal ein Entrüstungssturm über die englische Krämerhaftigkeit Frankreich aufwühlte, im Dezember 1842 schrieb: „Ihr entrüstet euch darüber, daß England um Opium und Baumwolle Krieg führt. So seid

doch ein wenig gerecht. Dieses Opium und dieser Kattun sind ja Englands Lebensblut und Ehre. England ist nicht ein Volk lebendiger Menschen; England ist ein Kunstgebilde, ein Kontor, ein Bankgeschäft; darf ein Bankier aus Nächstenliebe faule Wechsel diskontieren? England lebt ja nicht von den Früchten seines Bodens, sondern vom Kredit, und ein einziger Rechenfehler kann den bewunderungswürdigen Kunstbau umstürzen, den man das britische Reich nennt." Es weiß heute sehr genau, daß das mitteleuropäische Reich mit seinen starken, bauenden, nach- und vordenklichen deutschen Menschen, daß dieses kristallisierter Geist gewordene Land der größte Rechenfehler seiner Geschichte war; und wie verhängnisvoll es gewesen, der gleißnerischen Verlockung in Jules Cambons Frage an Grey zu verfallen, ob er etwa den Fehler von 1870 noch einmal machen und die deutsche Esche sich über ganz Europa ausbreiten lassen wolle. Es hat nicht die Weisheit gehabt, den Fehler noch einmal zu machen; es hat Deutschlands Leistung, die Lebendigkeit seiner Menschen, trotz aller Schätzung, weit unterschätzt. Es darf nach den bisherigen Lehren des Krieges nicht mehr hoffen, sein Imperium durch Befreiung vom deutschen Alpdruck zu kräftigen, es wird einsehen müssen, daß sein ozeanisches und vom fremden Boden abhängiges Reich in Zukunft gegen Deutschlands Willen — ich sagte es schon — nicht zu behaupten sein wird. Es hat, mit einem Wort, die Wahl, die koloniale und die südöstliche Mission Deutschlands in den Formen der Gleichberechtigung zu unterstützen, oder auf die Gefahr einer immerhin möglichen kontinentalen Gegen-Koalition den Existenzkampf bis zum bitteren Ende durchzukämpfen, das heißt bis zur Zertrümmerung seiner alten Staats- und Gesellschaftsordnung, die die Belastung mit deutsch-kontinentalem Geist nicht vertragen wird.

Uns wäre damit nicht geholfen, das darf man . . trotz allem auch heute wohl noch sagen, mit dieser Zertrümmerung eines Zyklopenbaus, in dem unentbehrliche menschliche und politische Weistümer am Ende doch Geburt, Pflege und Entfaltung gefunden haben. Unsere deutsche Staatsmannschaft darf darum keine Schwäche zeigen und sich durch den politisch blinden Haß des Marktes den kürzesten Weg zur Erfüllung seiner östlichen und südöstlichen Mission verbauen zu lassen, der einzigen, die Natur und Vorsehung ihn zuweisen. Sonst hilft sie Europa das Grab schaufeln, anstatt es zu erretten.

Gottfried und Hinda

Novelle von Georg Hirschfeld

Für einen Arbeiter des Geistes von stillem Mut und erkämpfter Gerechtigkeit bleibt in dem gemeiniglich bedrohten Dasein immer noch ein lichter Ausguck, ein Fenster gleichsam, das kein Baumeister ins Haus gefügt, sondern die Einbildungskraft eines Weltfernen. Kann er es nicht brauchen, da es zu leben gilt, wie die Menschen wollen, so läßt er es zu. Seine Stube bleibt stockdunkel bei der traurigen Lampe des Alltags. Aber er weiß davon. Ein wissendes Lächeln auf dem bleichen Gesicht, werkelt er zwischen Gespensterkollegen und freut sich auf den Feierabend. Endlich schlägt ihm wieder die Stunde der großen Müdigkeit. Sie kündet eine Belebung, von der die gesamte Schulweisheit draußen nichts ahnt. Er hört sie und setzt sich sachte in seinen Winkel, wo das Fenster sich auftun wird. Er ist so schwach und stark, so mutlos und erwartungsvoll. Ein rubinroter, duftender Wein entsteigt seinem Verlangen — der Durstige braucht nur zuzugreifen. Lächelnd ringt er, und die Krücke, die ihm im Schoß gelehnt, fällt polternd zu Boden. Er hört sie nicht, denn alles ist ihm leise Sphärenmusik. Er ist so allein, daß ihn weder Mutter noch Braut stören dürften. Endlich öffnet sich das Fenster. Mit großen Augen erblickt er zuerst nur seinen unverlierbaren Besitz, ein Stückchen goldenen Himmels. Dann aber sieht er Farben, Formen und Gestalten hinein. Es ist etwas namenlos Holdes, was sich da formt. Auch heute, wie so oft schon an quälenden Sommerabenden. Aber es fordert auch etwas von ihm. Gebieterisch will es endlich Art und Namen. Da kommen ihm Worte von den Lippen, töricht und bedeutungsreich, wie Tautropfen der Morgendämmerung. Langsam entsteht das Bild im Fensterrahmen. Bald lebt es und wirkt ineinander. Dies aber mag sein Sinn sein:

Durch den Park eines badischen Herrenschlosses huschten die Schatten des Abends. Gewaltig und empfindlich in ihrer makellos gepflegten Kraft standen die Alleebäume. Unter den grünen Fahnen zitternder Äste schritten zwei Männer. Der eine war von adliger Würde, ohne Hochmut, ganz nur atmende Männlichkeit. Sein graues Haupt könnte uns Verlassenen den Traumvater bedeuten. Dennoch befiehlt ein prüfender Blick durch das Fenster zu sagen, daß diese Heiterkeit in Schmerz bebte, daß diese freie, gütige Milde einem bohrenden Schuldbewußtsein abgerungen war. Vermutlich zeigte sich Traumvater zum erstenmal ohne Maske. Er hatte seinem Begleiter soeben viel gesagt, leise und angstvoll inbrünstig. Der Abendwind in den Baumkronen hatte sein Bekenntnis sausend

begleitet. Nun schwieg Traumvater und stützte sich schwer auf die goldene Krücke seines Stockes. Die alten Finger der Linken zausten an weißen Bartsträhnen. Die blauen Augen waren zum erstenmal matt und lichtlos. Der Begleiter, um ein Drittel kleiner, von der Hastigkeit eines Verkümmerten, blickte zu dem Schloßherrn auf. Gespannte Neugier und verstehendes Weh sprachen aus seinen schwarzen Augen. Dann machte er eine Bewegung, ohne die man sich Onkel Würmchen nicht denken konnte: Er schüttelte zwischen den hohen Schultern den Kopf, als ob er sich selbst verurteilte. Schließlich sagte er leise, als fürchtete er auf den Zweigen gefiederte Lauscher: „Du hast keine Schuld, Hermann. Weder du, noch Marianne. Soll der Sommer eurer Vergangenheit Unrecht bekommen, nur weil er zu diesem nicht paßt? Torheit nenn ich das." — „Ich wußte es aber damals schon, daß mein Großvater das furchtbare Leiden hatte, Konstantin. Ich wußte, daß es sich vererbt, indem es heimtückisch Generationen überspringt." — „Als Bräutigam, Marianne vor Augen, soll dir dergleichen im Kopf gespukt haben? Mach mich nicht böse, Hermann. Wir werden allesamt vom lieben Gott genarrt. Wir kaufen uns teure Eintrittskarten, um zuzuschauen, was aus uns gemacht wird."

Das Männchen, der Stadtrat Konstantin Wurm, den Neffen und Nichten um vieles passender Onkel Würmchen nannten, schob nach diesen Worten den Zylinder in den Nacken, so daß eine rotgraue Haarsträhne über die gerunzelte Stirn fiel. Onkel Würmchen trug einen Zylinder, ob er ins Rathaus zu Karlsruhe ging oder einen ländlichen Sonntagsbesuch bei Schwager Hermann machte. Diese Sonntagsbesuche begannen freilich immer schon am Samstagabend. Da kam Onkel Würmchen aus der Hauptstadt, mit eiliger Neugier, als ob er nichts vom Sonnenuntergang im Gundelheimer Park versäumen dürfte. Die Kinder warteten schon vor dem hohen Gittertor auf ihn. Sobald sie des schiefen Zylinders ansichtig wurden, begannen sie eine Art Begrüßungsgesang. Sein Text war ebenso einfach wie die Melodie. Er bestand aus den Worten „Onkel Konstantin!" und wurde in übermütiger Silbendehnung auf den Tönen g, e und c gesungen. Dazu schwenkten die kleinen Hände lange Taschentücher. In einem Zwiespalt, ob er seine Schritte beschleunigen oder verlangsamen sollte, näherte sich der Onkel. Er fühlte sich halb geschmeichelt, halb verhöhnt. Jedenfalls gehörte die lustige Begrüßung zu seinem Gundelheimer Feierabend, und die Kindergruppe vor dem Gittertor, schön und gesund, war ihm jedesmal ein neues Vergnügen. Gottfried, sein Liebling, fehlte freilich. Der durfte abends nicht mehr ins Freie hinaus. Der begrüßte ihn immer erst in der Halle. Franz aber, Konrad und Dorothea übergab er sogleich, was ihm die Rocktaschen wie Vogelnester vom Leibe blähte. Die übrige Jugend, die der feierlichen Entladung beiwohnte, hatte als zufällige Hausfreundschaft nur Anspruch

auf Kosthappen, bekam aber um so freundlichere Worte von Onkel Würmchen.

Heute nun war dem beschwingten Auftakt das schwerste Thema gefolgt. Noch dazu an diesem Juniabend, der schöner war als alle vorausgegangenen. Noch dazu an diesem Juniabend, der einen Gundelheimer Sonntag einleitete von ganz besonderer Art. Morgen in aller Frühe erwartete das Elternhaus den ersten Besuch seines jungen Paares. Hinda kam mit Reinhold, ihrem Gemahl. Die junge, allgeliebte Frau betrat zum erstenmal wieder ihre Mädchenstätte. Das war das beste Wiedersehen, das Gundelheim sich wünschen konnte. Doch nun fielen, nur dem Wissenden sichtbar, dunkle Schleier über Licht und Lust. Noch immer zwang der Schreck den kleinen Stadtrat mit Bleigewichten nieder. Er hatte seiner Schwester Marianne eben die Hand gedrückt — er hatte sie, wie immer, zuerst nach Gottfried gefragt, als aus dem Schlosse, auf das sie plaudernd zuschritten, Hermann getreten war. Mit einem scheuen Blick, der ihm sonst nicht eigen, hatte er den Schwager von Mariannes Arm gelöst und war, eine Ausflucht stotternd, mit ihm in den Park zurückgeschritten. Weit draußen erst, unter den Platanen der letzten Allee, hatte er zu sprechen begonnen. Es war so einfach und so unbegreiflich, was er dem Schwager anvertraute. Ein neuer Arzt, der berühmteste aus Wien, war von seiner Vatersorge als notwendig erkannt worden. Er hatte ihn ohne Mariannes Wissen nach Gundelheim gerufen. Heute war er dagewesen. In wundersamer Kinderkenntnis sofort des Kranken Vertrauen gewinnend, hatte er Gottfried untersucht. Sein Spruch wirkte anfangs wie ein roher Stockhieb, der in einen Ameisenhaufen geführt worden. Alles, was ärztliche Kunst bisher verordnet hatte, wurde umgeworfen. Die neue Behandlung aber war seltsam. Sie lautete: „Schaffen Sie Ihrem Sohn noch den schönsten Sommer, der zu schaffen ist." „Den letzten!" fügte Hermann mit bebender Stimme hinzu. Dann legte er den Arm wie hilfesuchend um den Körper des kleinen Schwagers.

Sie setzten sich auf eine Bank, die noch welke Winterblätter trug. Lange saßen sie dort mit hängenden Köpfen und starrten den Fleiß der Ameisen an, die zwischen trockenen Kieskörnern liefen. „Ja, Konstantin," begann der Schloßherr in einem seltsam weichen und fernen Ton — „mein Großvater. Dieser schöne ‚Chevalier'. Dieser stolze Emigrant. Verliebt stand man vor seinem Bilde, und nun ist er der Böse, der den Fluch in die Welt gebracht hat." — „Er hat es doch nicht getan, Hermann," erwiderte der Stadtrat, dergestalt in sich zusammengesunken, daß die Krempe seines Zylinders ein wenig unter die Achselhöhle kam. „Der Fluch ist über ihn gekommen. Der Fluch war immer da. Was ist er denn am Ende, wenn wir sub specie aeterni urteilen?" — „Ich kann nicht so urteilen. Ich habe heute das Schwerste erlebt, was ein Vater erleben kann. Be-

greifst du das, Konstantin? Du liebst meine Kinder, aber du hast nie Kinder gehabt. Du bist ihr Freund, ihr Kamerad. Was uns genommen ist — damit können wir fertig werden. Wir müssen wohl, wenn wir selber weiterleben wollen. Aber das Vorbestimmte, das schuldlos Verurteilte, das Verlorene im Besitz — das ist das Schwerste. Das ist nicht zu ertragen, Konstantin. Jedes Lächeln, jede Bewegung eines verurteilten Kindes reißt an dem Sinn unseres Daseins, und wir hören das Hohnlachen im Unsichtbaren, das den Ernst unserer ganzen Existenz in Frage stellt."

Konstantin legte seine lange, behaarte Hand, die ein wenig einer langen, behaarten Affenhand glich, auf das Knie des Schwagers. „Wenn ich dir doch etwas sagen dürfte . . ." — „Schweige lieber mit mir — ich bitte dich." — Jetzt reckte sich Onkel Würmchen. Etwas schmerzlich Schwärmerisches kam auf sein welkes Gesicht, und die schwarzen Äuglein leuchteten. „Nein, Hermann! Je mehr ich es überlege — je mehr ich eindringe in das, was du mir soeben mitgeteilt hast — es ist eine fürchterliche, aber auch eine wundervolle Stunde! Dieses verlorene und in jedem Sinn gewonnene Leben! Ja, Hermann! Laß mich sprechen! Es ist ein Trost für dich! Du mußt es nur anders sehen, du mußt es so sehen, wie es einzig zu ertragen ist!" — „Es ist nicht zu ertragen!" — „Was hat dir der Arzt gesagt? Was war seine Vorschrift? Schaffen Sie Ihrem Sohn noch den schönsten Sommer, der zu schaffen ist? Hermann, es gibt Menschen, Millionen Menschen, die nicht fünfzehn Jahre, sondern fünfzig Jahre gelitten haben und weder Frühling noch Sommer gekannt! Der Hoffnungsloseste ist der von Mutterleibe an Enterbte! Er trägt ewiges Winterleid!" — Hermann ließ seine müden Augen über die kleine Gestalt des Schwagers gleiten. „Du gibst dich selber preis, um mich zu trösten. Aber du bist nicht logisch, Konstantin. Was willst du? Wie kannst du dich mit Gottfried vergleichen? Bist du nicht mit gesunden Organen geboren? Verdankst du dieser Gesundheit nicht, daß du geistig etwas bedeutest? Du findest an jedem Tage tausend Erquickungen und Zerstreuungen durch dein Wissen und Wirken. Jetzt überfällt dich Melancholie — doch übermorgen schon wird dich die Sitzung der Stadträte dir selbst zurückgeben. Du bist etwas geworden, Konstantin. Mein Gottfried soll nichts werden. Mein Sohn, der eben erst die Sonne sehen will, soll zu den Schatten hinunter." — Konstantin hob seine gefalteten Hände: „Aber siehst du denn in den Worten des Wiener Arztes einen Orakelspruch? Hat das Fatum gesprochen? Was heißt denn das: noch den schönsten Sommer für ihn schaffen? Wenn es gelingt, kann diesem Sommer ein Herbst folgen." — Wie von einer Schlange gestochen, fuhr Hermann auf. „Sprich nicht davon! Das ist das Letzte, das Fürchterlichste, was er nicht gesagt hat! Ich weiß, was da steht und lauert! Man ist wehrlos dagegen! Wenn man den Herbst kennt, gibt es

keinen Sommer mehr! Dann verblassen die Farben dieser Welt mit einemmal, und alles verdorrt in seiner lügnerischen Schminke!"

Traumvater ging hastig die Allee zum Schloß zurück. Der kleine Konstantin konnte ihm kaum folgen. Aber jetzt zeigte sich die Kraft seines reichen Gemüts. Er heftete sich an den Verzweifelnden, er ließ von seinem Zuspruch nicht ab: „So freilich mußt du unterliegen! Ja! Ich bitte dich! Was du soeben gesagt hast, ist der Fluch, der in die Welt gekommen ist! Das Gift in unseren Gedanken, nicht in unserem Körper! Wir können es in Honig wandeln, sag ich dir, wenn wir wollen! Was umschließt denn unser Sein? Wo steht denn unser Richter? Schuld wird Unschuld, Sünde ein Kinderlachen! Dein Ahnherr, der das Schicksal deines Sohnes gewesen ist, hat ihn vielleicht vor seinem eigenen Schicksal bewahrt! Wieviele Frauen starben am Wege des ‚Chevalier' — du weißt es aus unserer Familiengeschichte! Sein Erbe bekäme gewiß denselben sonderbaren Zauber, dem kein Frauenherz widersteht! O, ich kann es wohl begreifen, wenn solches Begreifen auch lächerlich bei mir erscheinen mag!" — „Was willst du mit all dem sagen?" stieß Hermann rauh hervor. „Glaubst du mich damit zu trösten, daß Gottfried nichts erleben wird? Weder Seligkeit noch Wissen noch Schuld?" — „Seligkeit, Wissen und Schuld, Hermann! Uns ist es gegeben, ihm nur Seligkeit zu schaffen! Laß um aller Heiligen willen jetzt keinen Hohn auf deine Lippen kommen! Glaube an meine Worte, wie sie gemeint sind! Es gibt Stunden, wo wir glauben müssen!"

Hermann blieb stehen. Sie befanden sich am Rande des Parks und hatten, noch im Schatten stehend, eine weite, lichte Fläche vor sich. Die trug das berühmte Gundelheimer Blumenparterre. Es war der große Effekt für jeden Besuch und der schönste Vorhof, den das edle Empireschloß haben konnte. Die im Parkdunkel stehenden Männer konnten nur blinzelnd in den bunten Schimmer sehen. „Du bist doch ein wunderliches Menschenkind, Konstantin," sagte Hermann nach einem Schweigen. „Wenn du nicht Stadtrat wärst — man könnte dir unbedingt glauben. Errätst du, wie ich das meine? Ich denke an die Tragödien, die du als Jüngling gedichtet hast. Dichter sind wohl dazu da, uns Alltagsmenschen in den unvernünftigsten Rausch zu versetzen." Konstantin Wurm machte eben den Mund auf, um zu antworten, als aus einer Allee ein fröhlicher Lärm klang. Sommertrunken sprang der Bacchantenzug der Kinder aus dem Parkdunkel hervor und eilte über das Blumenparterre. Man hatte sich noch stattlich vermehrt und tanzte in einer langen, bunten Reihe, indem jeder Tänzer die Hand seines Hintermannes hielt. Alle aber waren durch ein grünseidenes Band gezäumt, das von dem sonderbarsten Kutscher gehalten wurde. Dieser Kutscher war ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren.

Seine Gestalt überragte die ganze Gesellschaft, schien aber auf solche Würde keinen Wert zu legen und hopste, mit einer Peitsche knallend, am übermütigsten hinterdrein. Konstantin Wurm war sofort durch das liebliche Bild von seinen düsteren Gedanken abgelenkt. Er schob den Zylinder in den Nacken und lächelte. Hermann aber sah betroffen auf die Kinder, mißbilligend auf das Mädchen, das sie vor sich hintrieb. „Wer ist denn das? Die hat Marianne meines Wissens nicht eingeladen."

„O doch, lieber Hermann. Und ich muß dir gestehen, daß ich sie dazu veranlaßt habe. Ich halte das Fräulein nämlich für ein vortreffliches, neues Element unserer Gundelheimer Sonntage. Ich hoffe, sie wird auch dir gefallen. Kennst du Gudrun Bacharach nicht? Die Tochter unseres Hofbankiers?"

„Eine kleine Jüdin also," sagte Hermann mit bitterem Lächeln. „Ich halte deine Empfehlung für gefährlich, Konstantin. Nicht etwa wegen der Konfession. Aber weißt du, daß das Mädel seinen Eltern, so jung es noch ist, schon Kummer und Sorge bereitet hat? Man hat sie wiederholt aus Offizierswohnungen kommen sehen."

„Eine törichte Verirrung — ich bitte dich. Die arme Kleine hat sie teuer genug gebüßt. Der Oberst hat die Schuldigen nicht übel zur Räson gebracht. Ein tolles Temperament hat sie, das stammt von ihrer Mutter, der schönen Babette Perl. Aber jetzt ist sie folgsam und nimmt sich in acht."

Plötzlich hatten die Bacchanten Onkel Würmchen entdeckt. In wildem Galopp stürmten sie auf die beiden Männer zu. Jetzt mußte der Schloßherr gute Miene zum bösen Spiel machen. Er fühlte sich auch irgendwie mitgerissen. Schon keimte der Gedanke in ihm: Nur mit solchen Geistern geht es. Nur mit solchen. — „Onkel Kon—stan—tin!" sang in besonders übermütiger Dehnung die kleine Gesellschaft. Konstantin Wurm machte wieder das verlegen lächelnde Gesicht, das ihn halb geschmeichelt, halb verhöhnt zeigte. Unwillkürlich griffen seine langen, behaarten Hände an die Rocktaschen, ob nicht noch vergessene Süßigkeiten darin stäken. Jetzt entstand Ruhe, denn Gudrun Bacharach, der anmutige Kutscher, schien ein wenig auf den Ernst der Lage zu kommen. Sie tänzelte auf den Schloßherrn zu und gab ihm die Hand. „Ich danke Ihnen noch vielmals für die liebenswürdige Einladung, Herr Baron!" — Hermanns Wesen war weder Spott, noch Zurückhaltung anzumerken. „Ich danke Ihnen, daß Sie uns durch Ihren Besuch erfreut haben, liebes Fräulein. Wie geht es Ihrem Herrn Vater? Hoffentlich gut? Was habt ihr nun vor, junges Volk? Ich glaube, es ist Zeit zum Abendessen." — „Erst kommt noch die Huldigung, Vater!" rief Konrad, der jüngste Gundelheim. — „Huldigung? Was du nicht sagst!

Für wen denn? Für Onkel Konstantin? Oder für mich?" – „Nein, nein, nicht für euch beide! Heute wird Gottfried gehuldigt! Gottfried von Bouillon! Der Herzog wird gleich aus dem Schloß kommen!" – „Ihr seid närrisch! Jetzt weht schon der kalte Abendwind! Da wird der Herzog gefälligst im Zimmer bleiben!" – Aber das ‚Volk' war nicht mehr festzuhalten. Man stellte sich im Halbkreis auf, man schwenkte Zweige und Taschentücher. Der frische Ruf aus einem Dutzend Kinderkehlen erscholl: „Hoch Herzog Gottfried! Herzog Gottfried von Bouillon!"

Da öffnete sich die Flügeltür über der Schloßrampe. Die kurzen, etwas steifen Schritte eines bejahrten Fürsten nachahmend, erschien ein etwa sechzehnjähriger Knabe. Sein schönes Gesicht wirkte auch in der Ferne auffallend blaß. Die schmale, weiße Hand winkte – er schien das Hochrufen immer noch einmal hören zu wollen.

„Vorzüglich," flüsterte Konstantin. „Genau so machte es unser alter Großherzog beim Fackelzug. Dein Sohn hat schauspielerisches Talent, Hermann."

„Ich mag dergleichen nicht," erwiderte der Schwager unruhig. „Er hat in solchen Augenblicken Ähnlichkeit mit dem ‚Chevalier'. Im übrigen wird die Folge dieses Übermutes wieder eine schwere Erkältung sein."

„Daran darfst du nicht mehr denken! Höre mich, Hermann! Laß ihm, was er sich findet an Leichtigkeit und Lust!"

Hermann zuckte zusammen und sah seinen Schwager von der Seite an. Nach kurzem Besinnen näherte er sich dem lustigen Schwarm. „Auch meine Devotion Eurer Hoheit!" rief er, den Hut lüftend. „Aber nun werden sich Seine Hoheit allergnädigst in Ihre Gemächer zurückziehen! Ich bin der Geheimrat Gewissenhaft, Seiner Hoheit Leibarzt!"

Sobald man begriff, daß der gestrenge Vater zum erstenmal mitspielte, brach erst recht der Jubel aus. Auf Gottfrieds bleiches Gesicht kam ein überraschtes Lächeln; seine dunklen Augen richteten sich glücklich auf den Vater. „Wir haben auch eine Nationalhymne," sagte er, die Hand an einen phantasierten Helm haltend. Sofort stimmte das Volk sie an:

„Wurst wider Wurst! Verderben unsern Feinden!
Wir schießen sie alle mit Murmeln tot!
Wir schmeißen sie mit dem Sauball nieder!
Hoch Herzog Gottfried von Bouillon!
Mit Ei oder ohne Ei –
Wir sind frisch, fröhlich und frei!"

So lautete die Dichtung bisher. Neue Verse waren der Improvisation überlassen. Jetzt lachte Gottfrieds Vater, und Onkel Konstantin sah ihn triumphierend an. Marianne trat aus der Schloßhalle. Sie machte dem lustigen Lärm ein Ende. Die Kinder glaubten es auf ihren Vor-

halt, daß sie fürchterlichen Hunger hätten. Sie begaben sich in einen Pavillon, wo für sie zum Abendessen gedeckt war. Franz und Konrad durften ihnen dort Gesellschaft leisten, während Dorothee, Gottfrieds jüngere Schwester, ihren Platz an der Tafel der Großen hatte.

Als Konstantin mit seinem Schwager die Rampe hinaufstieg, kam ihm noch ein wichtiger Gedanke: „Weiß Marianne von dem Besuch des Wiener Arztes?" flüsterte er. – „Selbstverständlich. Das war nicht zu vermeiden. Aber er hat ihr ein anderes Ergebnis gesagt als mir." – „Ein anderes – so? Ich dachte es mir. Sie ist ganz heiter und ahnungslos." – „Da haben wir wieder deine Logik, Konstantin. Ich weiß alles und soll mich ebenso heiter zeigen." – „Hermann . . ." – „Laß nur! Für Marianne wäre es auch unmöglich. Außerdem ist es ein sonderbarer Umstand, der mir immer klarer wird: Marianne hat von jeher nach der Vorschrift des Wieners gehandelt. Sie kann nicht anders – mit Bewußtsein oder unbewußt. Sie denkt immer nur an das Gute, das kommen muß. Über den Abend eines Tages gelangt sie nie hinaus. Es ist das österreichische Blut in Marianne. Merkwürdig übrigens, daß ein Landsmann ihr diesen Schlag zufügt." – „Sprich nicht so, Hermann. Unterdrücke diese Gedanken. Lächle, sei ein so guter Schauspieler, wie dein Sohn – es geht nicht anders. Durch Mariannes Ahnungslosigkeit ist uns übrigens vieles erleichtert. Das Wissen kann unter uns Männern bleiben."

Marianne schritt, den Arm um Gottfried gelegt, auf sie zu. Ihre Bewegungen waren noch jung. Das graue Haar über dem rosigen Antlitz wirkte wie gepudert. „Was ihr zwei heut immer miteinander zu reden habt!" rief sie in ihrer weichen Mundart. „Ich hab schon gemeint, daß ihr Hindas Ankunft versäumen möchtet!" Hermann wich ihren heiteren Augen aus und sah nach der Uhr. „Der Wagen wird erst in zehn Minuten hier sein. Wir wollen alle hineingehen und in der Halle warten. Komm, Gottfried."

Gottfried fühlte sich zu Onkel Würmchen hingezogen. Er hatte in seinem Zimmer ein Bild, das er besonders liebte. Es stellte seine Mutter als junges Mädchen dar. Marianne stand an einen Sessel gelehnt, in dem ihr Bruder Konstantin hockte. Man sah es trotz der Verschiedenheit, daß hier Geschwister abgebildet waren. Die jugendliche Vertrautheit der beiden Gestalten, die an keine Disharmonie dachte, gab dem Bilde etwas hold Melancholisches. „Geschwister," flüsterte Gottfried oft, wenn er Mutter und Oheim betrachtete. Ein Begreifen, das ihn weit über seine Jahre erhob, erregte sein Herz, und riefen ihn Kameraden unter dem Fenster, so hängte er sein Kleinod scheu an die Wand.

„Ich freue mich so auf Hinda, Onkel," sagte er, zwischen den Knien

des Stadtrats stehend. Dieser hatte sich in einen hohen Renaissancestuhl niedergelassen.

„Das glaube ich dir, mein Junge. Hinda hast du ja immer am liebsten gehabt."

Gottfried senkte die Augen — widersprechen konnte er nicht. „Ich habe sie lange nicht gesehen. Reinhold kenne ich ja noch nicht. Als sie Hochzeit machten, war ich mit Mutter in Ägypten. Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß Hinda jetzt in einer großen Stadt wohnt."

„Sie hat gewiß oft an Gundelheim gedacht. Es wird der schönste Sommer für sie, wie für uns alle. Nicht, Gottfried?"

Der Knabe spürte eine fremdartige Erregung in dem Onkel. Trotzdem war es ein Ton, den er gesucht hatte. So sprachen die anderen nie mit ihm. Es war doch immer ein Fortflattern über den eigentlichen Sinn der Dinge. Die zarten Hände legten sich dankbar auf die behaarten, dunklen des Stadtrats. „Ja, Onkel. Ich habe auch ein wunderliches Gefühl in diesem Sommer. Fast, als ob alles neu wäre."

„Hast du das? Das ist gut! Alles wird auch neu, Gottfried! Alles wird größer und schöner! Tag für Tag, Stunde für Stunde! Bis zur Johannisnacht!"

„Und nach der Johannisnacht?"

„Da kommt noch vieles! Die Ernte!"

„Und der Herbst! Das ist die schönste Zeit!"

„Freilich! Sicherlich eine sehr schöne Zeit! Aber man muß immer an die Stunde denken, die man eben erlebt! Sie hat ihre Kraft für sich und darf nicht durch künftige Stunden geschädigt werden! Verstehst du mich?"

„Ich glaube, Onkel. Ist das Philosophie?"

„Man könnte es so nennen. Doch besser vermeidet man Namen für dergleichen."

„Ich glaube, Philosophie — oder wie man es nennen mag — das könnte mich gesund machen in diesem Sommer."

„Wie kommst du darauf? Ich will dir etwas sagen, Gottfried: Sei gesund — denke gar nicht mehr an Krankheit — dann wirst du auch gesund — ohne Philosophie!"

Jetzt lächelte das durchsichtige Gesicht des Knaben. Es war kein Kinderlächeln. Seine Antwort klang bescheiden, doch stieg sie über Onkel Würmchen weit hinweg. „Gewiß, Onkel. Es ist ja nur ein Wort."

Gottfried wandte sich ab. Eine Gestalt, die er noch nie in dieser Halle bemerkt hatte, machte ihn aufmerksam. Gudrun Bacharach schritt vorüber, hell und duftig, in schlanker Fülle, mit dem etwas hüpfenden Gange ihrer auf Stöckeln ruhenden Füße. Gottfried sah das Seiden-

band ihres Strohhutes und die kleinen Hände, deren Finger sich durstig spreizten. „Wer ist das, Onkel?" fragte er leise.

Konstantin Wurm griff die willkommene Ablenkung auf. „Holla! Was sind denn das für Sitten? Halt gemacht! Umgekehrt! Vorgestellt, Fräulein! Der Sohn des Hauses, der Erbe von Gundelheim ruft!"

Mit rascher Grazie machte das Fräulein kehrt und eilte auf Gottfried zu. „O, Verzeihung!" rief sie, anmutig errötend. „Hier stürmt so viel Neues auf mich ein — ich habe nicht achtgegeben! Sie sind Herr Gottfried, nicht wahr? Herr Gottfried von Bouillon! Ich erlaubte mir schon unter der Rampe meine Huldigung darzubringen!"

„Ach, ich erinnere mich. Verzeihen Sie mir. Aber das Volk war so zahlreich."

Onkel Würmchen kicherte, und Gudrun lachte mit zurückgeworfenem Halse. „Das ist kostbar! Das Volk war so zahlreich! Direkt vorzüglich finde ich das!"

Ihre letzten Worte klangen nicht so anmutig, aber natürlicher, als Gudrun sonst sprach. Sie hatten den dunkel kehligen Ton, den auch ihr Vater, der Hofbankier, besaß.

Gottfried sah das Fräulein verwundert an. Er konnte nicht mitlachen. Jetzt erklärte ihm Onkel Würmchen die lustige junge Dame. Während Gottfried sie aufmerksam betrachtete, fühlte er, daß sie nicht so überlegen war, wie er anfangs geglaubt. Sie hatte noch ein rundes Kindergesicht mit großen, braunen Augen, welche an die feuchte Süße reifer Kirschen erinnerten. „Warum waren Sie nicht draußen?" fragte sie plötzlich. „Warum haben Sie nicht mitgespielt?"

Ihre Frage klang so harmlos, daß sie nicht verletzen konnte. Gudrun Bacharach wußte offenbar noch nichts von Gottfrieds Krankheit. Das erfüllte ihn mit aufwallender Dankbarkeit. Während er nach einer richtigen Antwort suchte, kam Onkel Konstantin ihm hilfreich zuvor: „O, Herzog Gottfried ist ein ernster Mann! Was glauben Sie, Fräulein? Der ist nicht immer zum Spielen und Scherzen da — der sitzt in seinem Studierzimmer über Globus und Himmelskarte! Der liest dicke Folianten, die wir Großen kaum verstehen! Gottfried wird einmal der gelehrten Welt etwas zu raten geben! Aber beim Spiel ist er auch der Erste, wenn es gilt! Heute waren Seine Hoheit leider verhindert, aber morgen werden Sie's den ganzen Tag erleben, daß er bei jedem tollen Streich dabei ist!"

Gottfried nickte. Doch er sah den Onkel mit verwirrtem Staunen an. Was war das wieder für eine sonderbare Rede? Onkel Konstantin wußte, wie man ihn immerfort behütete und jede Stunde selbstvergessener Lust verkürzte. Was fiel ihm plötzlich ein? Und doch — seine Worte

klangen so sicher, so verheißungsvoll. Dieser Sommer barg wirklich geheime Wunder. Schon leuchtete der Zukunft Magie in dem Abendstern, der wie ein Silberfunke aus dem goldenen Horizont sprühte. Vielleicht hob jetzt ein neues Dasein an. Vielleicht ließ man ihn endlich frei.

Gudrun Bacharach sah den Knaben betroffen an. Wie durchsichtig bleich war der Arme. Wie hoffnungslos leuchteten die dunklen Sehnsuchtsaugen aus dem kleinen Gesicht. Er konnte nicht lange leben. Doch sie faßte sich schnell: „Das freut mich! Ich hatte schon gedacht, daß Sie ein Duckmäuser und Bücherwurm wären! Also auf morgen, Hoheit?" Indem sie dies ausrief, schlug sie mit einer dunklen Rose nach ihm, die sie vom Busen gerissen hatte. Er aber überraschte sie durch einen kräftigen Griff, der die Rose erfaßte, bevor sie ihn berührt. Dann sah Gudrun, daß er die Blüte mit einer wunderbaren Bewegung zum Munde führte. Es war keine Rose mehr, sondern das Verlangen ihres eigenen stürmenden Blutes, ihres Mundes, ihres ganzen Seins. ‚Bist du solch einer, Bürschlein?' schoß es durch Gudruns Kopf. ‚Da muß man sich vor dir in acht nehmen?'

Sie schwiegen und sahen sich in funkelnder Erwartung an. Stockenden Herzens saß Onkel Konstantin in seinem hohen Stuhl dabei. Er hatte etwas angerichtet. Man ging ihm mit seiner eigenen Idee durch. Ja, es war wohl schwer, die Geister, die man beschworen hatte, loszuwerden. Doch das Fräulein aus Karlsruhe kehrte morgen schon in seines Vaters Haus zurück. Und Gottfried war gewiß noch kein ‚Chevalier'. Seine Spielkameraden würden ihm das kecke Mädchen bald ausstechen.

Jetzt entstand unter den anderen, die wartend in der Halle saßen, eine lebhafte Bewegung. Man hörte einen Wagen vorfahren, man eilte auf den Hof hinaus, um die Angekommenen zu begrüßen. Wieder benützte Onkel Konstantin die Ablenkung. „Komm, Gottfried!" rief er, sich aufrappelnd. „Jetzt ist Hinda angelangt! Wir wollen auch hinaus! Du darfst am wenigsten fehlen!"

Gottfried wurde plötzlich anderen Sinnes. Das Wiedersehen mit der Schwester erregte ihn wie eine große Reue. Er ließ die Rose fallen, eilte davon und sah sich nicht mehr um. Enttäuscht folgte ihm Gudrun, nachdem sie die Rose zornig zertreten hatte. Im Hinausgehen besann sie sich. Was wollte sie eigentlich? Ein Sechzehnjähriger. Ein dummes, krankes Kind. Sie kannte das Leben schon. Sie mußte sich mit ihrer stolzen Gesundheit wehren. Vor dem Portal blieb sie im Schatten einer Säule und sah zu, wie die Familie von Gundelheim ihre heimgekehrte Tochter begrüßte.

Hinda küßte die Eltern inbrünstig, besonders die Mutter. Aus dem Schwarm der Geschwister drängte sie sich zu Gottfried. Dieser bekam ihre

beste Liebkosung. Es war ein schönes Bild: der bleiche Knabe in den Armen der hohen, blühenden Frau. Aber auch Hinda war blaß. An ihren Mundwinkeln entdeckte Gudruns scharfes Auge einen Zug, der heimlichen Gram bedeutete. Gudrun sah in wachsender Eifersucht auf Gottfried und seine Schwester. Hinda zog ihn aus dem Glanz dieses Sommerabends in trübes Dunkel fort. Sie brachte ihm den Geist, den er meiden mußte. Aber von einer Schwester würde er sich wieder abwenden.

Marianne holte Gudrun Bacharach aus dem Schatten hervor und machte sie mit Hinda bekannt. Dann auch mit ihrem Gatten. Der königliche Legationsrat Reinhold von Kreß war ein gewinnend Bild von ritterlicher Art. So hieß es in einer Tragödie Konstantin Wurms. Dies nur bemerkte Gudrun, während ihr die wasserblauen und doch harten Augen des Mannes nicht auffielen.

Gottfried hielt sich neben seiner Schwester. Aber er tat, was Hinda, nur dem scharfen Beobachter sichtbar, verhindern wollte: sein Blick ergründete den Schwager. Dieser gab sich, von den forschenden Knabenaugen getroffen, lebhafter als sonst. Er scherzte bald mit diesem, bald mit jenem. Er erzählte von Reiseabenteuern mit einem so anschaulichen Humor, daß ihn zuweilen erstaunte Blicke seiner jungen Frau streiften. Jetzt forderte der Hausherr die Gäste zum Abendessen auf. Man begab sich in das erste Stockwerk und schritt in behaglicher Erwartung durch die beiden Reihen feierlicher Livreediener. Gottfried ging nur zögernd an Hindas Arm. Er erwartete auf der Schwelle des Speisesaales noch, daß die Mutter ihm den altbekannten traurigen Wink gäbe. Dann hieß es, sich verabschieden und das ebenso gesunde, wie langweilige Nachtmahl auf dem Zimmer verzehren. Doch wieder geschah etwas völlig Überraschendes. Die fröhlichen Augen der Mutter trafen Gottfrieds ängstlichen Blick, und sie lachte hell auf. „Nein, Friedel! Heut nicht! Heut brauchst du dich nicht zu empfehlen! Denk dir, was der Vater vorhin gesagt hat: der Friedel darf auch abends an der Tafel essen, solange Reinhold und Hinda bei uns sind!" Gottfried bebte vor Freude, doch aus seinen Augen sprach noch ein letztes Staunen. Verstand er die Mutter? Drehte sich die Erde auf einmal anders herum? Wunderte man sich gar nicht über die Wandlung aller Dinge? Was hatte der Wiener Arzt gesagt? —

Auch Hindas Augen suchten in tiefer Frage die Mutter. Doch die scherzte schon mit dem Schwiegersohn. Der Vater wich Hindas Frage aus. Man ließ sich an der Tafel nieder. Gottfried kam immer tiefer ins Märchenland. An der Seite seiner Schwester saß er wie ein gesunder, vollgültiger, erwachsener Mensch. Jede Speise reichte man ihm. Rheinwein schimmerte in einem hohen Römer. Er sah sich nach Gudrun um. Die wurde von ihrem Nachbar, dem Legationsrat, in Anspruch genom-

men, Hindas Gatte trank hastig und viel. Immer wieder ließ er den goldenen Johannisberger über die Zunge laufen. Er stachelte sein Temperament bewußt und steuerte in eine Lebhaftigkeit der Unterhaltung, die nicht in schicklichen Grenzen bleiben konnte. Die hübsche Jüdin an seiner Seite zeichnete er durch Komplimente aus, ohne seine Geringschätzung zu unterdrücken. Doch Gudrun spürte nichts Verletzendes in dem Wortschwall ihres Nachbars, obwohl er sich deutlich über ihren Vornamen lustig machte und immer wieder Anekdoten von reichen Börsenmännern erzählte. Hinda saß schweigsam neben Gottfried. Ihre halbgeschlossenen Augen schienen zu träumen, doch blickten sie in Wahrheit bald auf den Bruder, bald auf die Eltern. Wie feierlich schön und behaglich war doch dieses Bild. Wie leuchteten die alten Silbergeräte. Wie funkelte das kostbare Kristall. Ja, das war das Bild, das sie in ihrer einsamen Sehnsucht getragen hatte. Ihr vornehmes, makelloses Elternhaus. Der Adel reiner und gläubiger Menschen umfing sie wieder. Sie wollte diesen Sommer auskosten, diesen Gundelheimer Sommer.

Hinter den flackernden Kerzen ragten die Fenster des Saales. Hinter diesen wieder zeigte sich der wartende Zauber der Nacht. Dorthin wünschte sich Hinda. Gottfried sollte mitkommen, Gottfried, ihr Bruder, der reinste Quell aus der Heimaterde. Hinda fühlte, daß das Zittern nervösen Weinens sie befiel — sie beherrschte sich gewaltsam und sah ihren Bruder plötzlich an. Er deutete mit seinem weißen Finger auf zwei große Kristallschalen, die vor ihnen standen. In der einen waren köstliche Erdbeeren, in der anderen blutrote Kirschen. „Ist das nicht schön?" fragte Gottfried leise. „Nur das Sehen schon, Hinda." — „Darfst du nicht davon essen?" — „Ich glaube nicht." „Nimm dir auch noch tüchtig Obst, mein Bub!" rief in diesem Augenblick die Mutter herüber. „Dann aber mußt du gute Nacht sagen und artig zu Bett gehen!"

Gottfried lächelte. Er näherte seine weiße Hand dem roten Kirschenberge, zog sie aber zurück, bevor er die Früchte berührt. — „Nur Mut!" rief Onkel Konstantin, dessen Runzelgesicht schief und fröhlich über die Tafel blickte. „Jetzt ist alles erlaubt!" — Hinda bemerkte, daß ihr Vater dem Onkel einen scheuen Blick zuwarf. Sollte das Zustimmung oder Auflehnung bedeuten? — „Nimm dir, nimm dir, mein Bub!" rief die Mutter nochmals. — „Ich danke schön, Mutter. Ich bin wirklich satt." Gottfried erhob sich und verbeugte sich schüchtern. Seine Augen hafteten an dem feurigen Rot der Kirschen. Gudrun Bacharach beobachtete ihn in seltsamer Spannung. Sie hatte eben in eine große Erdbeere gebissen und hielt den Rest der Frucht in der Hand. — „Quäl ihn nicht, Mariamne," sagte der Vater. „Geh, mein Junge. Schlaf wohl. Morgen ist Johannistag."

Gottfried nickte seinem Vater träumerisch zu. Man sah, daß seine Lippen das Wort Johannistag wiederholten. Dann entfernte er sich. Nach einem kurzen Schweigen sagte der Legationsrat: „Ein prächtiger Junge. Nur sehr blaß ist er. Merkwürdig — in dieser Landluft." Er sog an seinem Rheinwein, als ob er die Landluft einatmete. Gudrun zerpflückte nervös die Flatterrosen, die vor ihrem Teller lagen. Keinen Blick hatte ihr der törichte Junge zugeworfen. Nur auf die Schwester und Onkel Konstantin hatte er gesehen. Sie hätte ihn so gern mit einer gefährlichen Hoffnung entlassen. In dieser Nacht, wo alles wachte, was nicht Schlaf finden durfte, was jung und toll und sehnsüchtig war. — „Geht es Gottfried besser?" hörte man plötzlich Hinda mit gedeckter Stimme fragen. Sie hatte sich zu ihrem Vater gewandt. Dieser stand auf und zündete sich an einem hohen Leuchter die Zigarre an. So abgelenkt, antwortete er: „Das darf man wohl sagen, Hinda. Wir haben eine neue Kur für Gottfried, die uns rasch vorwärtsbringen wird. Weder Bad, noch Medizin, noch Diät, noch andere Torheiten. Nur seelischer Einfluß — verstehst du? Ich glaube, darauf kommt es an." — „In welcher Weise, Vater?" — Der Baron sah zu dem Bilde des ‚Chevalier' hinauf, das seinem Platze gegenüberhing — dann antwortete er: „Nun, du hast dich ja schon selbst überzeugt. Wir behandeln ihn einfach nicht mehr als Kranken. Er muß an seine eigene Gesundheit glauben lernen. Er muß an allem teilnehmen, alles genießen, was eine Glücksmöglichkeit für ihn bedeutet. Er muß endlich einmal wissen, daß er jung ist." — Marianne schlug ihre runden, mit blitzenden Ringen geschmückten Hände zusammen. „Also, das ist's! Das hat dir der Doboschek gesagt! Der Doboschek aus Wien war nämlich hier, Hinda! Nun tappt man doch endlich nicht mehr im Dunkeln! Das hab ich ja immer gesagt — der arme Bub! Man soll ihn gehen lassen! Warum hast du mir das nicht schon erzählt, Hermann? Ich wurde ja gar nicht klug aus dir! Du warst immer der Ängstlichste! Mit einemmal hast du ihm alles erlaubt! Also das ists! Nun, Gott sei gelobt im Himmel!" — Marianne wischte sich die Augen. Hermann streifte sie mit einem lächelnden Blick, während er in den Rauch seiner Zigarre sah. „Ich brauchte es dir nicht früher zu sagen, liebes Kind. Du hast die Behandlung Doboscheks in Gedanken schon immer angewendet. Wir wollen uns jetzt bewußt in ihren Dienst stellen. Unsere Gäste müssen uns nach Kräften dabei helfen."

Man rückte zusammen und lauschte gespannt. Nur Onkel Würmchen war der Rheinwein zu schwer geworden. Er ließ den Kopf hängen, so daß nur noch ein rotgrauer Büschel über das weiße Tischtuch ragte. „Morgen ist Johannistag," fuhr Gottfrieds Vater fort, mit visionärem Ausdruck in Hindas Augen blickend. „Da soll ein großes Fest Gottfrieds

Genesung und Hindas Heimkehr feiern. Verzeih mir, lieber Schwiegersohn, du verstehst den Ausdruck Heimkehr gewiß nicht falsch. Jetzt ist sie ja bei dir daheim. Aber wir sind nun einmal ihre Eltern, und ich dürfte streng genommen auch nicht von Gottfrieds Genesung sprechen." – „Bitte, bitte, lieber Schwiegervater," lallte der Legationsrat, seinen farblosen Schnurrbart streichend. „Sprich nur, wie dir's ums Herz ist." – Hinda warf ihm einen unbestimmten Blick zu, dann wandte sie sich zu ihrem Vater: „Also ein großes Fest? Ein Sonnwendfest, Vater? Das ist schön! Da kommen wohl viele bekränzte Kinder, und der Park wird erleuchtet, und Johannisfeuer brennen auf den Bergen?" – „Hinda! Hinda!" rief Marianne. „Ich seh schon, du bist die Rechte dazu!" – „Das hatte ich erwartet," sagte der Vater. „Hinda wird uns helfen. Wir müssen ein großes Programm machen, Kind. Aber das sage ich euch jetzt schon: Musik müssen wir haben, Tanzmusik, und alle guten Dinge zum Essen und Trinken müssen umherstehen, und alle Blumen dürfen gepflückt werden, und Gottfried soll spüren, daß die Feuer auf den Bergen für ihn brennen!" – „Bist du närrisch geworden, Mann? Nun, das gefällt mir! Endlich wird er einmal ein bißl närrisch, der würdige Herr Baron! Hat lang genug gedauert, wenn man zwanzig Jahr verheiratet ist! Also alle deine Blumen dürfen gepflückt werden? Sollen sie dir die Beete zerstampfen? Sollen sie deine Orchideen aus den Treibhäusern holen? Das klingt ja mehr nach Hexensabbat, als nach Johannistag! Du hast wohl den jüngsten Tag im Sinn?" – „Vielleicht, Marianne!"

Nach diesen Worten erhob sich Hermann und ging in den Park hinaus. Marianne blieb betroffen sitzen. Sie hatte auch jetzt keinen Verdacht, aber sie verstand, daß ihre Mutterseele angerufen worden war. Auch Konstantin blieb an der Tafel. Er schlief; ein seliges Lächeln lag auf den Zügen des kleinen Mannes, der das Johannisfeuer entzündet hatte. Gudrun Bacharach war an ein Fenster getreten. Indem sie ihre heißen Hände an die kühle Scheibe drückte, starrte sie in die Nacht hinaus. Zu ihr hinüber begab sich, etwas schwankend, aber mit bewußter Unauffälligkeit, der Legationsrat. Hinda stand langsam auf. Sie warf ihrem Manne keinen Blick zu, sondern folgte dem Vater.

Draußen, auf dem bläulich schimmernden Blumenparterre sah sie ihn umhergehen. Sie blieb stehen und betrachtete ihn eine Weile. Nie hatte sie so gewußt, daß ihr vom Leben gesegneter Vater ein einsamer Mann war. Was trieb ihn unaufhaltsam zwischen seinen Beeten umher, die als fahle Farbenkissen im Mondlicht lagen? Schrie sein Schweigen ihnen nicht zu: Ich habe euch wachsen lassen, und ihr laßt mich vergehen? War diese ganze von ihm geliebte Welt ihm nicht feindlich, feindlich dem Menschen? Die Blumen sollten von Kinderhänden gepflückt, die Beete

von Kinderfüßen zerstampft werden. Jahrelanger Gärtnerfleiß ging zugrunde...

„Vater," sagte Hinda, auf ihn zuschreitend. Er sah seine Tochter und blieb stehen. Sie war nun eine verheiratete Frau. Sie lebte ein neues, in fremder Erde wurzelndes Leben. Das brachte eine halb achtungsvolle, halb schmerzliche Entfremdung zwischen beide. — „Du bist es, Kind? Du kommst wohl, um das ‚große Programm' zu machen?" — „Ja, Vater. Aber laß mich, bitte, erst in seinen Zweck hineinsehen. In den Zweck deines Festes, Vater." — Er zuckte zusammen. „Ich warne dich, Hinda. Wünsche das nicht. Du sollst diesen Sommer genießen, wie Gottfried. Du schwebst ja ebenso wie er über dem Dasein. Du bist eine junge Frau, die in ihrem ersten Glück lebt." — „Du warnst mich vor dem Wissen, Vater? Dann lasse dich auch vor Gottfrieds Wissen warnen. Gottfried ist älter als seine Jahre. Stelle ihn nicht zu schnell vor alle Lebenswunder." — „Hinda, ich wollte den Zweck des Festes vor dir verbergen, aber ich sehe, es ist nicht möglich. Ich habe mich wohl verraten?" — „Wir werden ihn nicht gewinnen, sondern verlieren. Ist es so?" — „Ja, Hinda." Er senkte den grauen Kopf. — „Weiß Mutter davon?" — „Wenn sie es wüßte, könnte sie mir nicht helfen." — „Wird dann nicht das Schwerste über sie kommen?" — „Ich kann es nicht aufhalten. Ich muß an meinen Sohn denken."

Hinda sah auf ein nachtblaues Stiefmütterchenbeet herab. „Also alles noch, den vollen Becher für ihn... Und dann?... O, möchte er beim Trinken nichts merken." — „Du sprichst wunderlich, Hinda. Du bist anders geworden. Sei doch ein glückbringender Gast. Bleibe an Gottfrieds Seite. Scheuche ihm jede Ahnung fort. Dir glaubt er." — „Daß das Sterben Leben sei? Das kann er mir nicht glauben, Vater. Aber ich will ihn in meine Arme nehmen, wenn die Angst über ihn kommt, denn ich kenne die Angst." — „Du kennst sie?... Kind... ich habe dich noch gar nicht nach deinem Leben gefragt. Ich denke nur an Gottfried. Doch ich brauche dich wohl nicht zu fragen? Ich bin ja sicher, daß es dir gut geht..." — Hinda wandte sich dem Schlosse zu — die Augen des Vaters folgten ihr. In dem Halbdunkel zwischen den Rampensäulen sah er ein Paar auf und abgehen. Der Mann beugte sich eben zu der Frau nieder. Was dann geschah, war nicht zu sehen, denn die beiden verschwanden im Dunkel. Als der Baron wieder zu seiner Tochter hinsah, eilte diese über das Blumenparterre in den Park. Er starrte ihr nach. Was sollte das bedeuten? Mit schwerem Kopfschütteln wandte er sich dem Schlosse zu. Etwas Böses und Fremdes hatte ihn angerührt. Auch er lebte wohl noch in der Kinderwelt, mit seinem grauen Kopf, und das Paar dort oben, das so rasch auseinandertrat, war ihm tückisch überlegen.

Hinda eilte dazwischen unter den sausenden Wipfeln. Ja, Vater, klang es in ihrer Seele — jetzt habe ich dich erschreckt. Aber das mußte sein. Du mußtest aus dem goldenen Dämmer deiner Würde aufschrecken. Jetzt prüfst du vielleicht den Mann, dem du mich ausgeliefert hast. Um seines guten Namens willen! Du und Mutter! Lernt auch ihr die Angst!... Auf einer mächtigen Tanne saß eine Eule und starrte Hinda mit runden Feueraugen an. Sie entsetzte sich und floh aus dem Park. Zu den anderen ging sie nicht mehr. Ein Seitenflügel des Schlosses nahm sie auf, und sie erreichte ihr Zimmer, ohne daß jemand sie bemerkte.

In das weiße Gemach Gottfrieds drang Johannissonnenschein. Der Kranke hatte erst gegen Morgen Schlaf gefunden. Immer wieder war Schwester Regina, die im Nebenzimmer nächtigte, zu ihm gekommen. Ihren Trost, ihr Beruhigungstränklein nahm Gottfried willig hin. Es wurde ihm wichtiger, daß Schwester Regina schlief, als daß er selbst zur Ruhe kam. Die stürmende Fülle seiner Gedanken verstand die Schwester nicht. Bekümmert dachte sie nur: ob es nun wohl zu Ende geht mit dem armen Knaben? Flackert das Lebenslichtlein so arg, daß es plötzlich erlöschen kann? Sie wandte die Inbrunst ihres Gebetes zu dem Gekreuzigten, der über ihrem Lager hing. Seine schimmernden Arme sollten den Dulder empfangen. Dann bemerkte Schwester Regina, daß Gottfried schlief. Ihr Gebet war lieblich erhört worden. Stunden verrannen — Johannistag war da. Plötzlich pochte es an Reginas Tür. Angstlich suchte sie jede Störung zu hindern. Aber Hinda war es, die Schwester, die junge Frau von Kreß. Die durfte warten, bis Gottfried munter war, und ihm den Morgenkuß geben.

Von den Fingern der Sonne berührt, schreckte der Kranke auf. Sein erster Ruf aus Traum und Wirrnis galt Hinda. Staunend sah er sie in tagheller Wirklichkeit. Jetzt erst war sie es, als die Sonne sie beschien, als die erste Nacht im Elternhause vorbei war. Sie küßte ihn — dann ging sie leicht umher und belebte den sonst so toten Raum. Lächelnd zog sie die Vorhänge von den Fenstern und ließ Lichtströme ein. Goldschimmer überhauchte alles Weiße. Gottfried streckte die Hände nach seiner Schwester aus — da setzte sie sich an sein Lager. „Komm nur bald hinaus," flüsterte sie. — „Ich weiß nicht, ob ich es kann, Hinda. Ich bin so gebunden. Ich habe fast gar nicht geschlafen." — „Der Morgen lindert alles." — „Hast du geschlafen?" — „Nein, Gottfried. Darum weiß ich, wie gut es tut, wenn man sich in den Morgen stürzt. Es ist wie in ein frisches Strombad." — „Merkwürdig — ich dachte, du kannst schlafen?" Er sah in ihre Augen, und sie mußte den Blick senken. Wieder hatte er gesehen, was ihn gestern schon ergriffen hatte: In Hindas klarem Grunde lebte es

drohend und schwer. Es glich den geheimnisvollen Pflanzen unten im Schloßteich. Ihr Gefühl für Gottfried zog wie ein weißer Schwan über die unbekannte Tiefe. Was lebte wirklich in ihr? Dasselbe, was er im Teich gesehen? Dunkel und gierig? Ein treibendes, angstvolles Leben? — Gottfried ahnte, warum seine Schwester nicht schlafen konnte.

Er streichelte ihre Hand. „Wenn du meinst, daß es gut für mich sei, will ich versuchen, aufzustehen. Ich will von heute an alles tun, was du für gut hältst, Hinda. Du wirst mich nie überfallen." — „Überfallen, Gottfried?" — „Kannst du mir nicht sagen, was gestern über Vater und Mutter gekommen ist? Und über Onkel Konstantin? Der ging wie ein alter Römer umher. Jetzt lachst du, Hinda. Aber es war so. Sie haben mich aus dem Hinterhalt überfallen. Ich fürchte mich so, daß sie heute in großer Verstärkung wiederkommen und auf mich warten. Weißt du, wie die Perser auf die Spartaner." — „Gottfried, Träume lasten noch auf dir. Du bist noch nicht ganz wach. Sieh dich doch um — niemand wartet auf dich. Jeder läßt dich gehen, wohin es dich treibt. Jeder freut sich, wenn du dir die weite Welt anschaust, keinen fürchterlichen Engpaß. Heute ist Johannistag, Gottfried. Sonnwende wird gefeiert. Wer mag da schon an Herbst denken?" — „Tust du es auch nicht, Hinda?" — „Wir sind Bruder und Schwester. Wir wollen zusammenhalten. Komm. Ich kleide dich an. Du wirst dich doch nicht schämen vor mir? Habe ich dich nicht oft angekleidet? Früher, als du noch ein ganz kleiner Junge warst? Gib mir beide Hände — so — es geht schon. Hier sind die Strümpfe — dort liegen die Schuhe. Nun wasch dich — ich wende mich ab. Dann werde ich den jungen Herrn Baron frisieren."

Er ließ sich lächelnd alles von ihren mütterlichen Händen geschehen. „Denke doch," sprach er dabei mit geschlossenen Augen, „gestern abend an der Tafel . . . Wenn sie nun heute alles wieder verbieten? . . ." — „Siehst du — das fürchtest du. Aber das Gegenteil wird geschehen. Ich weiß es von Vater. Heute ist Johannistag, da gibt er ein großes Fest. Alle deine Freunde kommen. Mehr verrate ich nicht. Du wirst staunen. Der Himmel meint es gut mit dir — es wird so warm heute, daß wir bis in die Nacht im Freien bleiben können. Die Nacht ist das Schönste an Sankt Johannes." — „Ich weiß . . . Da brennen die Feuer auf den Bergen . . . aber ich habe das nur aus der Ferne gesehen." — „Jetzt bist du fertig. Gib mir den Arm. Wir sind gleich unten."

Träumend stieg Gottfried die breiten, braunen Stufen hinunter. Das ganze Schloß schien heute von einem leisen Blütenduft erfüllt. Der kräftige Geruch von Kaffee und Backwerk vermischte sich darin. Im Frühstückszimmer saßen die Eltern und winkten. Sie sahen plötzlich wie Verlobte aus. War das Haar der Mutter nicht wieder blond? Hatte sich der Vater

nicht den Bart gestutzt? Doch Gottfried streckte nur grüßend die Hände aus — er wollte noch nicht verweilen. Es trieb ihn in das Heiligtum des Parks. Luft mußte er über sich strömen lassen, würzig tiefe, lachende Morgenluft. Hinda hatte recht. Der Himmel meinte es gut mit ihm. Blaue Unendlichkeit wölbte sich über die Erde. Die verwitterten Steinfiguren, die mit ihren Moosflecken seltsame Gesichter schnitten, standen oder tänzelten noch einmal so fröhlich zwischen den Beeten. Der Faun jagte die Nymphe leute wirklich. Theseus, der Sieger, lächelte schlau, und die traurige Ariadne war minder traurig. Funkelten die Blumenbeete nicht wie Edelgestein? Kam aus den Wasserspielen nicht flüssiges Silber? Die Büsche aber, von Bienen und Hummeln umsummt, lachten in ihrem Blütenglück. Aus milder Höhe tröpfelte Goldregen, und die keuschen Blüten des Jasmins hauchten Gottfried an. Duftwärme der Fruchtbarkeit zog überall hin, bebenden Übermutes voll spielten Schmetterlinge in der köstlichen Reine.

Gottfried und Hinda schritten schweigend über die schmalen Kieswege. Alles sprach mit ihnen, ohne Menschenwort. „Ist es zuviel?" fragte Hinda endlich leise. „Jagen sie dich? Die Perser?" — „Ach, nein!" rief Gottfried lachend. „Das ist ja alles so schön! Das hab ich ja nie gewußt!" — „Und ist doch nur das alltägliche Leben." — „Das da?" — „Ja, Gottfried." — „Aber die Menschen?" — „Wenn sie wollen, gehören sie dazu."

Sie mußten nun doch in das Schloß einkehren. Die Mutter rief in zu herzlicher Ungeduld. Verschmähte man noch länger ihren Kuchen, so machte man sie trauriger als an grauen Regentagen. Am Frühstückstisch saßen auch Onkel Würmchen und die jüngeren Geschwister. Der Stadtrat biß eben in ein großes Stück Obsttorte, als Gottfried und Hinda eintraten. Diese prosaische Beschäftigung machte ihn verlegen, denn passender hielt er für sich jetzt einen begeisterten Ausruf über das Feiertagswetter. Aber gegen volle Backen konnte der mutigste Geist nichts ausrichten. Es hieß erst essen und dann reden. Franz, Konrad und Dorothee hatten sich zu diesem Grundsatz von vornherein bekehrt. Bald gehörte auch Gottfried zu der schmausenden Kinderseligkeit. Marianne regierte den Frühstückstisch. Der Vater wechselte mit Hinda stille Blicke. Onkel Konstantin aber stand nach Verzehrung des dritten Stückes Obsttorte auf, da er den Legationsrat kommen sah. Dieser erschien ihm als der geeignete Mann, das Festprogramm zu entwickeln. Hindas Gatte war blaß. Man sah ihm eine üble Stimmung an, die er nur mühsam beherrschte. Seiner jungen Frau warf er einen Blick zu, der nichts weniger als Zärtlichkeit bewies. Dann entwich er dem Stadtrat, um selbst erst zu frühstücken.

„Wo ist denn das junge Fräulein Helft?" fragte Hermann. — „Die

wollte auf ihrem Zimmer frühstücken," erwiderte Marianne. „Da kann man wieder einmal sehen: ein Stadtkind! Keine Ahnung vom Morgen auf dem Lande!" – „Ich mache doch eine rühmliche Ausnahme?" fragte der Legationsrat, ein Brötchen mit Honig streichend. Sein Schwiegervater, an den er sich gewandt hatte, antwortete nicht. Die Schwiegermutter aber rief: „Na, du überhaupt, Reinhold! Ja, ja, Hinda! Schaut mich das Kind ganz verblüfft von der Seite an!" Marianne lachte heftig und spürte kaum, daß die anderen ihre Heiterkeit nicht teilten.

Jetzt stürmten die Kinder wieder in den Park hinaus. Draußen hatte sich schon ihre Gesellschaft versammelt. Onkel Würmchen war voreilig in den Schwarm geraten, nun mußte er auch der „Unternehmer" bleiben. Er verschaffte sich zunächst einen besonderen Genuß: Gottfried von Bouillon wurde an seinem Arm in den Kreis der „Johannisritter" geführt. Diese Überraschung war groß; der Jubel legte sich nicht so bald. Die Kinder aber machten es ihrer eigenen Rührung leicht. Sie nahmen es schnell als Tatsache hin, daß der sonst immer Geschonte plötzlich nicht mehr geschont zu werden brauchte. Ihr Dank an den himmlischen Arzt bestand darin, daß sie den Genesenen einfach „mitnahmen". So ging es aus dem Park zur Hochwiese hinauf. Hier war der beliebteste Spielplatz der Gundelheimer. Hier konnte man sich jagen und verstecken und Ball schlagen und alle Herrlichkeiten der Welt. Hermann blieb im Park. Er sah dem seltsamen Wunder nach, das plötzlich seinen Gottfried entführte. Eine brennende Reue wollte ihn ergreifen; das Gewissen vor der Vergangenheit schlug. – Hinda fühlte, was in ihm vorging. „Ich laufe auch hinauf, Vater!" rief sie rasch. „Ich sorge schon dafür, daß sie ihm nicht zuviel zumuten!" – Hermann nickte nur, doch sein Schweigen sprach deutlich: Eile dich, Kind – sonst kommt statt des Sommers nur ein Sommertag. –

Während Hinda durch das Parktor lief und, den Kindern den Weg abschneidend, die Höhe gewann, traf Gudrun Bacharach den Legationsrat, der sich eben vom Frühstückstisch trennte. „Schnell, schnell! Da müssen wir auch hin! Mit Kindern jag ich mich am liebsten!" – „Aber nicht doch, mein gnädiges Fräulein! Wir haben doch gestern etwas anderes verabredet!" – „So? Davon weiß ich nichts!" – „Sie scheinen kein gutes Gedächtnis zu haben?" – „Mag sein! Gestern ist nicht heut! Wir können ja ein ander Mal spazieren gehen, Herr Legationsrat! Ist Gottfried bei den Kindern?" – „Gottfried? Hm! Der lockt Sie also?" – „Lieber Himmel, ein armer, kleiner Bub!" – „Na, na! Er hat talentvolle Augen! Übrigens weiß ich es nicht! Da müssen Sie schon die Eltern fragen! Die haben die Verantwortung! Ich begreife meinen Schwiegervater nicht! Der Junge kann plötzlich umfallen – dann ist es aus!" – „Das glaub

ich nicht! Er kann viel mehr vertragen, als man denkt!" – „So, so? Sie scheinen ihn schon fleißig beobachtet zu haben?"

Gudrun antwortete nicht und lief durch den Park. – „Da springt die auch schon!" rief Marianne. „Der Johannistag scheint die gescheitesten Leute zu närrischen Kindsköpfen zu machen! Ach, Fräulein Gudrun, bitt' schön, sorgen Sie doch dafür, daß der Arme sich nicht übernimmt!" – „Wer, Frau Baronin? Gottfried?" – „Nein, nein! Ich mein' jetzt meinen Bruder! Der ist solch Kindernarr, und das böse, kleine Volk denkt nie daran, wie schwächlich er durch sein Gebrechen ist! Sie machen ihn noch ganz zum Packesel!" – Gudrun nickte, als ob sie etwas versprächе, und eilte weiter.

Oben, auf dem sonnigen Plan, flogen die jungen Geister. Es war, als ob eine Parole ausgegeben wäre, die niemand kannte, jeder fühlte. Unbewußt diente die ganze Lust dem Einen, der heute dafür gewonnen war. Tiefer konnte man diesen Drang Gottfrieds Geschwistern anmerken. Franz hielt sich wie ein Schützer in seiner Nähe. Konrad und Dorothea huldigten ihm in zärtlichem Übermut, indem sie ihn aus lustigen Gefahren entwischen ließen. Gottfried sah Hinda auf einem Teppich von Sternblumen stehen. Wie schön war seine hohe, ernste Schwester. Wie leuchtete ihr hellgrünes Gewand. Er fühlte sich plötzlich aus der tollen Glut zu ihrer kühlen Ruhe hingezogen. Doch als er nicht acht gab, traf ihn der harte Spielball ins Gesicht. Er lachte, obwohl es ihm vor den Augen flammte. Hinda machte eine erschrockene Bewegung – da eilte Gudrun Bacharach herzu, hob den Ball auf und warf ihn in Gottfrieds Hände. So wurde der Säumige wieder ins Spiel gerissen. Hinda spürte, wie ihn statt der unschuldigen Freude Ehrgeiz ergriff – jede seiner Bewegungen geschah nun vor dem Urteil einer Zuschauerin. Eine Zuschauerin blieb Gudrun Bacharach auch im Spiel, eine Beobachterin, die Gottfried nicht aus den Augen ließ. Hinda wartete, bis er wieder in ihre Nähe kam – da hielt sie den Atemlosen fest.

„Laß es nicht zuviel werden, Gottfried!" – „Ach, bitte, bitte, Hinda! Jetzt ist es ja am schönsten!" – „Hallo!" rief Gudrun herüber. Sie hatte den Ball in der Hand und wollte ihn Gottfried zuwerfen. Hinda blickte sie warnend an – da wurde sie plötzlich auf ihre Unvernunft gestoßen. Errötend ließ sie den Ball sinken. Das Spiel stockte. Jetzt fand auch Onkel Würmchen endlich Gelegenheit, ein „Machtwort" zu sprechen. Er stellte sich auf die Zehen, schwenkte seinen Zylinder und rief „Haaalt! Sammeln!" Alles lachte. Tobias Schnock, ein behäbiger, frecher Bursche aus dem nächsten Dorfe, kam auf einen Gedanken, der alle entzückte. Er stimmte das Lied vom „Onkel Konstantin" an. Während die ganze Gesellschaft sang, verebbte das Spiel. Man hörte auf, sich umeinander zu

kümmern. Der eine verlor sich in den Wald, der andere pflückte Beeren und Blumen. Gottfried stand an Hindas Brust gelehnt. Jetzt erst fühlte er den Aufruhr, in den sein Wesen geraten war. Er konnte ihn nicht meistern. Die Schwester sah in schmerzlicher Rührung auf seine Hilflosigkeit nieder. Diese Arznei war zu stark — sie beschämte den Leidenden. Gottfrieds Kampf wurde von neuem entfacht, als Gudrun, durch das plötzliche Ende des Spieles verstimmt, herantrat und, die Hände am Rücken, hartnäckig wartete. Das konnte Hinda ihr nicht verbieten, aber sie verstand allmählich, daß in diesem Gast, den sie gestern kaum beachtet hatte, Gottfrieds Gefahr lag. Hinda betrachtete Gudrun, doch in ihre stumme Warnung mischte sich etwas Verwirrtes, das der Warnung den letzten Sinn nahm. Kraftlos war Gottfried nach dem ersten Spiel schon. Was konnte ihm der Genesungstag noch bringen? Nur Unruhe und Qual? Nur die Erkenntnis, daß man ihn zu Dingen entließ, die ihn niederwarfen? Das wäre, bis der Abend kam mit seinen Bergfeuern, das Todesurteil gewesen. Die furchtbare Sinnlosigkeit dieses Geschehens mußte aufgehalten werden, bevor sich ratlose Liebe darin verlor. Wie war das möglich? Wie hieß der Kern der Genesung? Gottfried war noch ein halbes Kind — Hinda wagte nichts anderes zu glauben. Trotzdem sah sie auch das Größere, das dunkel Lockende, das die Augen der hübschen Jüdin trugen. Es rief in dem Knaben den Mann. Inmitten aller Blütentollheit war er für sie und sie für ihn bereit. Nur die Nacht brauchte zu kommen mit ihrem Sternenmantel. Gudrun Bacharach kannte schon den Mann. Gottfried entdeckte heute das Weib. Hinda schloß in bebender Angst die Augen, während der Kopf des Bruders an ihrer Brust ruhte.

Im Park von Gundelheim wurde eine helle Glocke geläutet. Das war das verabredete Zeichen: Kommt! An schattigen Plätzen stehen köstliche Dinge! Greift zu! — Die Gesellschaft fand sich allmählich wieder zusammen. Entzückt erblickte man lauter „Tischlein deck dich", die Mariannes erfinderischer Geist umhergestellt hatte. Märchenhaft gute Dinge waren da; man konnte genießen, ohne Neid und Eifersucht, ohne Anstrengung und Drängen. — „Was möchtest du, Gottfried?" fragte Hinda, die den Bruder in eine Laube geführt hatte. Bevor er antworten konnte, erschien Gudrun Bacharach im Eingang und brachte ein Körbchen mit leuchtenden Früchten, die sie für Gottfried gesammelt hatte. Er schlug die Augen nieder und rührte nichts an. Über seinem Haupte sah er Mächte kämpfen, zwischen denen seine Seele war. Es schmerzte ihn, daß die Schwester unterlag, und es jubelte in ihm, daß die Versucherin wiederkehrte. —

Die Wärme stieg. Dem Mittagsmahle folgten Stunden süßer Trägheit. Man war auf Gundelheim ein bequemer Gast. Die Wirte brauchten sich um niemand zu kümmern. Im weiten Bezirk des Parks fand jeder

seine Lagerstätte. Auf Bänken und in Rasenmulden lagen die kleinen, rund gegessenen Körper, die Arme unter den Kopf gelegt, ein glückliches Lächeln auf rosigen Gesichtern. Hinda hatte ihren Bruder in das Schloß gerettet. Wenn Gottfried in seinem Zimmer war, drang niemand bei ihm ein; im Nebengemach saß Schwester Regina. Ein Schlaf, der einer Ohnmacht glich, befiel den Knaben, als Hinda ihn niedergelegt hatte. Sie küßte ihn noch, und während sie ihn verließ, regte sich ihr Zweifel immer stärker. Sie beschloß, sogleich zum Vater zu gehen und den Abbruch des Festes von ihm zu erbitten. Sie wußte, wie sie ihn überzeugen konnte.

Aber sie fand ihn im Spielzimmer und Reinhold war seine Gesellschaft. Die rauchenden Männer waren nicht aufzustören. In einem Lehnstuhl zwischen den beiden saß Marianne und schlief. Auf ihrem gesunden Antlitz war nur die eine Sorge zu lesen: Wird mir das Fest weiter gelingen? Jause, Nachtmahl und Tänze im Freien? Du Glückliche, dachte Hinda. So wird einst der Tod zu dir treten. Sie wollte das Zimmer wieder verlassen — da rief Reinhold sie an: „Ich habe dich gehört, liebes Kind! Was schleichst du dich so herum? Ich habe dich den ganzen Tag noch nicht gesehen!" Er milderte seinen Ton, als der Schwiegervater ihn ansah. „Nun ja, man hat doch zuweilen Sehnsucht, wenn man erst ein halbes Jahr verheiratet ist." — „Du hättest deine Sehnsucht erfüllen können," erwiderte Hinda. „Ich war bei den Kindern — das wußtest du." — „Ich kann dir nicht immer nachlaufen. Ich hatte Kopfschmerzen — da mußte ich im Schatten bleiben. Ich erwartete, daß du dich einmal nach mir umsehen würdest." — „Du eröffnest das Spiel, Reinhold," sagte der Vater, ohne von den Karten aufzublicken. Hinda verließ das Zimmer. —

Gegen Abend erschien Gottfried wieder. Er war bleicher als zuvor und tastete nach Stütze, als er zu den anderen hinunterkam. Gudrun Bacharach entdeckte ihn und eilte ihm entgegen. „Langschläfer!" rief sie. „Das Eselreiten, das Rudern auf dem Teich und das Preisschießen haben Sie verschlafen!" — Er lächelte starr. „Das tut mir sehr leid." — Da sah sie, daß er sich kaum auf den Füßen hielt — rasch nahm sie seinen Arm und führte ihn weiter. Man tafelte schon wieder. Das Nachtmahl wurde aber hastig verzehrt, weil die Erwartung zur Johannisnacht strebte. Eben war die Sonne als reine Glutscheibe untergegangen. Dämmerung sänftigte die blendende Klarheit. Auf den Höhen, die in Bälde lodernde Feuer tragen sollten, lag ein zarter Schleier. Gottfried ging an Gudruns Arm. Er fühlte das größte Geschenk, das sein Genesungstag ihm gebracht hatte. Gudruns duftende Nähe, Gudruns zärtlicher Dienst waren ihm geweiht. Er wollte sich nicht mehr vor ihr auszeichnen — an ihrem Mitleid erquickte er sich. Doch wo war Hinda? Nicht sehnsüchtig, sondern angstvoll suchte Gottfrieds Blick. Wenn sie jetzt kam und ihn wieder von dem

losriß, was ihn selig machte! Verstand sie ihn denn nicht? Grübelnd sah er umher. Da geschah es, daß Gudrun ihn auf eine Bank zog, die unter einem Dach von blühendem Holunder stand. Sie hielt seine Hand, während die Dämmerung sich tief senkte. Sie rückte seiner bebenden Knabengestalt näher und legte plötzlich den weichen, warmen Mund auf seine Lippen.

Da stand Reinhold vor dem Paar. Auch Gottfried erschrak, doch sein trotziger Rittergeist konnte noch spüren, daß Gudruns Entsetzen nicht würdig war. Sie riß sich aus seinen Armen, sie erbleichte und starrte den Legationsrat wie eine ertappte Diebin an. Der lachte nur kurz und ging weiter. Gottfried sprang auf: „Ich will ihm nach und ihn zur Rede stellen! Wie darf er über uns lachen!" — Gudrun hielt ihn ängstlich fest: „Besinnen Sie sich! Bedenken Sie doch, wer er ist!" — Als Gottfried den Kopf senkte, erschien Hinda. „Endlich finde ich dich! Ich habe mich schon um dich geängstigt! Eben hat man mir gesagt, wo du bist!" — „Wer hat es dir gesagt?" — „Komm, komm! Sie auch, liebes Fräulein! Die ersten Feuer brennen schon auf den Bergen! Im Park beginnt der Tanz!"

Willenlos folgten ihr die beiden. Summend und zirpend tönte das Spiel der Musikanten, die auf der Schloßrampe saßen. Als man das Blumenparterre betrat, deutete Hinda, die ein unirdisches Lächeln auf dem Antlitz hatte, mit einer weiten Bewegung umher. Rings brannten die Höhenfeuer. Der scheidende Tag wurde schnell in die Nacht gejagt. Schon waren in violetter Wölbung zuckende Sterne zu sehen. Die Blumen auf den Beeten hatten tote Kindergesichter. Gudrun machte eine Bewegung, die Gottfried aufschreckte. „Wir wollen tanzen, Herr Baron!" rief sie mit glitzernder Stimme. — „Ich kann nicht tanzen!" — „Das glaube ich nicht! Ihnen ist alles verliehen, was Tanzen und Schweben heißt!"

Hinda stand regungslos — sie ließ ihre Arme hängen und hinderte den Tanz der beiden nicht. Drollig sprang und purzelte das junge Volk zu Fiedel und Brummbaß. Kein feierlicher Ordner griff ein — man ließ der Lust ihren Willen. Ein Reigen bald und bald ein Haschen und ein Hüpfen. Walzer wurde von den Größeren versucht. In edlem Gleichmaß, ganz mit der Musik vermählt, tanzten ihn Gottfried und Gudrun. Roter Höhenfeuerschein lag auf ihren Gesichtern. Bald bildete sich ein Kreis um das seltsame Paar. Die Erwachsenen bestaunten Gottfrieds ersten Tanz. Vater und Mutter, Onkel Konstantin, die Herren der Nachbarschaft mit ihren Damen. Auch Hinda war von dem Anblick gebannt, obwohl sie es deutlich fühlte: dieser Tanz ist kurz.

Plötzlich strauchelte Gottfried. Alles regte sich entsetzt, ihm zu helfen. Doch Hinda hielt ihn schon und führte ihn langsam abseits. — „Ist es genug?" hatte Gudrun noch leicht gefragt. Dann war sie mit dem Ausruf „Damenwahl!" zu Reinhold hinübergelaufen. Sie bot sich ihm zum

Tanz; er spürte die bewußte Entschädigung. Bald schwebten sie über den Plan.

Gottfried preßte Hindas Arm. „Sieh nur, sieh nur! Die können tanzen! War es nicht lächerlich, daß ich es gewagt habe?" – „Was denkst du, Brüderlein? Es war ja so schön! Ich hatte gar nicht gewußt, daß du so tanzen kannst! Aber nun komm! Wir gehen in den Laubgang – da zeige ich dir etwas, das noch viel schöner ist als alles Tanzen und Toben!" – Er ließ sich fortziehen, doch sein Blick haftete an der Schwester. Wie sonderbar hatte sie dem Tanz der beiden zugesehen. Ihre Gedanken konnten nichts mit ihren Worten gemein haben. Ein jähes Aufflackern war in Hindas Augen – fremd, schmerzlich, empört. Was konnte sie an diesem Tanz beleidigt haben? Mußte Reinhold nicht Gudruns Aufforderung folgen? – „Du tanzest wohl nicht gern, Hinda?" fragte Gottfried behutsam. – „Nein, Brüderlein, nicht gern." Sie sagte es hauchend. Dann trat sie mit ihm in den Laubgang. Wundersam wurde die tiefgrüne Wölbung belebt. Kleine, sprühende Lichtkörper sah Gottfried über sich, neben sich und weit bis ans Ende des Ganges. Manche ruhten, andere wechselten den Ort und flogen in zauberischem Spiel umher, bis auch sie wie Sterne am Himmel hingen. – „Leuchtkäfer," flüsterte Hinda. Für Gottfried waren sie mehr, aber er fand kein Wort dafür. Schweigend schritten die Geschwister ihre Märchenstraße. In Gottfried herrschte allmählich ein großes, kalt glühendes Gefühl: Niemand hat jemand auf der Welt. Im Schimmer des Sichtbaren trägt jeder sein Unsichtbares. Hinter all den lichten Gefühlen walten dunkle Zwecke. Wo sind die Eltern, wenn mein Bekenntnis sie sucht? Sie wollen meine Genesung nur um ihrer selbst willen. Sie hören den Schrei der Kreatur, wenn er verklingt. Die Schwester aber könnte meine Schwester sein, wenn sie nicht ein Weib wäre. Nur einer hat hineingegriffen, der von draußen gekommen, einer, der Glückbringer und Verderber war. Alles ging nun weiter – seine Bahn. Minuten trennten, was Ewigkeiten verbunden gewesen. Da half nur ein Entschluß: der letzte, kalte Trotz, der sich selbst suchte. Und noch etwas: die feinste List der erkennenden Seele.

Am Ende des Laubganges blieb Gottfried stehen. „Jetzt sage ich dir gute Nacht, Hinda. Jetzt schleiche ich mich in mein Zimmer hinauf, denn es ist genug für mich – ich weiß." – Hinda sah ihn überrascht an. „Es ist gut, daß du das fühlst, Gottfried. Ich will es den anderen sagen." Sie spürte seinen schnellen Kuß – dann war er ihr schon entglitten. Langsam kehrte sie zu den Tanzenden zurück. –

Gottfried hatte unbemerkt das Schloß erreicht. Von der Stille des menschenleeren Gebäudes bedrängt, kam er in sein Zimmer. Er erwartete, daß Schwester Regina erscheinen würde – aber sie blieb aus. Schließlich

öffnete er behutsam die Tür des Nebenzimmers. Da sah er die Pflegerin mit offenem Munde schlafen. Auch sie hatte sich an seinem Genesungstage vom Wein versuchen lassen. Ihre entwöhnten Sinne waren ihm rasch erlegen. Das war ein neues Glück. Verwegenes Freiheitsgefühl kam über Gottfried. Heute täuschte er sie alle. Auch Hinda — auch Hinda! Er kleidete sich nicht aus, sondern zog zum Schein die Vorhänge vor das Fenster und ließ einen Spalt offen, der ihn den Park übersehen ließ. Lange konnte das Fest nicht mehr dauern. Wenn der Vater erfuhr, daß Gottfried zur Ruhe gegangen, endete er es. Es war ja dem Sohn gewidmet. Gottfried lachte leise, den Fenstervorhang in seinen Händen zerknüllend. Jetzt ließ man ihn allein, und die anderen strengten sich an, ihm zu Ehren zu tanzen, zu essen, zu trinken! Er sah ihre taumelnden Schatten über den fahlbunten Teppich des Blumenparterres gleiten. Er wußte nicht mehr, ob er sie liebte oder haßte. Da tanzte sogar seine Mutter! Die Frau, die ihn geboren, drehte sich im Arm eines alten Kavaliers. Der Vater stand dabei, seine Pfeife rauchend, lächelnd, behaglich. Hatte sich Onkel Konstantin nicht auch unter die Tänzer gewagt? Wahrhaftig! Wie ein vergnügter Gnom auf einer Bergwiese nahm er sich aus, und böse war das Lachen der Kinder, die ihn umringten. Hinda sah Gottfried nicht — doch Gudrun war bald hier, bald dort. Gudrun war zur Mänade geworden in der deutschen Nacht. Die Stunden verrannen, die Feuer auf den Bergen verglühten. Endlich gebot der Vater Halt. Die Musik brach ab. Gottfried sah hinunterstarrend, wie sich der Schwarm in seliger Müdigkeit verlief. Nun sanken die Berge ganz ins Dunkel — der volle Mond herrschte und betrachtete wie ein bleicher Spötter zerstampften Gärtnerfleiß. —

Gottfried schritt ruhelos in seinem Zimmer umher. Was war mit ihm geschehen? Wie sollte er weiterleben? Eine namenlose Angst packte ihn: Er sah ein fremdes Wesen aus sich gelöst, ein Wesen, das älter war als er, und dem er folgen mußte, ohne es mit seinen schwachen Füßen zu erreichen. Alles sang um ihn her, aber er blieb stumm. Alles fand sein Recht, aber er war rechtlos. Plötzlich riß er unbekümmert das Fenster auf. Die Luft war abgekühlt; beizende Rauchschwaden senkten sich von den Bergen nieder. Nichts regte sich, kein Laut war vernehmbar. Da ergriff den fiebernden Knaben das lauernde Wagnis mit Eisenhänden. Er zog seine Schuhe von den Füßen und schlich sich auf den Gang hinaus. Schwester Regina hörte ihn nicht. Er wußte, wohin er sich wenden mußte. Lautlos huschte seine schmale Gestalt die Treppe hinauf, bis sie das oberste Stockwerk erreicht hatte. Hier lagen die Gastzimmer. Hier wohnte Gudrun Bacharach. Sein Begehren betäubte ihn. Das Ungeheure seines Vorhabens kam ihm nicht zum Bewußtsein — er fühlte nur die Nähe der Frau und

die Glut dieser Nacht, und er jagte dem anderen nach, dem anderen, der aus ihm gelöst worden.

Gottfried stand vor Gudruns Tür. Er lauschte bebend, während durch ein hohes Flurfenster das Mondlicht über seine Gestalt flutete. Drinnen regte sich nichts. Da näherte sich ein weißer Finger der dunklen, stummen Tür. Da pochte es aus gequälter Seele, gegen den kleineren Willen. Erst einmal, dann zum zweiten und zum drittenmal. Aber eine Antwort kam nicht. Er legte den heißen Mund auf das kühle Holz und flüsterte: „Gudrun!" Wie wohl ihm das tat! Es war das schönste Wagnis, das ihn hinausriß aus allen Fesseln, aus Kinderträumen und Bangnis ins Mannesreich, ins Mannesreich. Er rief ihren Namen, er genoß ihren Namen wie etwas Wunderbares auf der Zunge: „Gudrun!" — Aber sie schwieg. Da belehrte ihn die Verzweiflung. Er ergriff die Klinke, er drückte sie nieder. Die Tür ging auf — er stand in dem hellen, duftenden Raum. Das Zimmer war leer. Ein unberührtes Bett sah Gottfried vor sich. —

Hinda wohnte dort, wo sie als Mädchen gewohnt hatte. Diese Räume festigten ihren Heimattraum. Schon lange hatte sie sich niedergelegt und wartete auf Reinhold. Der saß noch mit dem Vater bei einer kühlen Bowle — endlich aber mußte er kommen, und Hinda wollte wissen, wann er kam. Sie zwang ihre Müdigkeit nieder. Ob im Herrenzimmer noch Licht war? Sie wußte es nicht. Sie konnte auch die Stimmen der Zecher nicht mehr hören. Da kam das Schlummerlied ihrer ermatteten Sinne. Sie streckte den einsamen, jungen Leib. Sie rang noch einmal mit wirrem Halbwachen — dann schlief sie. Doch jäh fuhr sie nach wenigen Minuten wieder empor. Ein Klopfen weckte sie an ihrer Tür — ein fremdes Klopfen. Das konnte Reinhold nicht sein. Der hatte ja den Schlüssel. Hinda richtete sich auf: „Wer ist da?" — „Ich!" — „Wer ist es?" — „Ich, Hinda!" — „Gottfried?!"

Sie sprang aus dem Bett. Rasch ließ sie den Bruder ein. Von wildestem Leben geschüttelt, ein Sterbender — lag er in ihren Armen. — „Was hast du, Kind?" Was ist dir?" — „Bist du allein?" — „Ja, Gottfried — Reinhold ist noch unten bei Vater!" — „Unten ist niemand, Hinda!" — „Niemand?" — „Unten ist alles dunkel!"

Sie hielt ihn, denn er war bewußtlos.

Trüb löste sich der Morgen aus einer langen Nacht. Warmer, dichter Regen fiel, und die Kinder warteten schweigsam im Frühstückszimmer. Ihre gütigen Wirte kamen nicht. Keiner von den ‚Großen' erschien — sie schliefen wohl alle in den Tag hinein. Auch Gudrun fehlte, und auf Gottfried wartete man vergebens. Eine drückende Befangenheit bemächtigte sich der kleinen Gäste. Auch Gottfrieds Geschwister

blieben nicht frei davon, und plötzlich sprach Konrad aus, was in Franz und Dorothee lebte: „Wenn Gottfried nur nicht wieder krank geworden ist." — Diese Worte löschten die letzten Johannisfeuer. Scheu ließ man die Schokolade kalt werden, und der Kuchen wurde von unruhigen Fingern zerkrümelt. Ein Gedanke beherrschte alle: wäre ich doch erst nach einem anständigen Abschied fort.

Endlich kam Marianne. Ihre Erregung wirkte wie Verlegenheit. „Entschuldigt, Kinder! Heut geht mir alles drunter und drüber! Dem Gottfried ist es leider schlecht bekommen! Wir wissen noch gar nicht, was ist! Aber der Herr Doktor wird bald hier sein! Laßt euch nur ja nicht stören — eßt und trinkt und spielt, wie gestern, aber draußen vor der Mauer, versteht ihr, wo der Gottfried euch nicht hört! Seids nicht bös, daß wir uns heut so wenig um euch kümmern! Ihr versteht das — gelt?" — Die Kinder sahen einander ängstlich an. Da ergriff ein blonder Knirps das Wort: „Wir wollen doch lieber Adje sagen, Frau Baronin." — Marianne umarmte den Jungen und legte ihm das beste Tortenstück, das einen ganzen Berg von Früchten trug, auf den Teller. „Nein! Ihr bleibt! Das wär das Schlimmste für den Gottfried, wenn er hörte, daß ihr seinetwegen fort seid!" —

Als Marianne sich wieder dem Krankenzimmer näherte, traf sie ihren Bruder. Konstantin Wurm hatte die hochgemute Haltung von gestern verloren. Verborgene Zweifel nagten an seinem Gemüt, und er wischte sich beständig die gerunzelte Stirn. — „Kommst du von ihm, Konstantin? Aber es kann doch nichts Schlimmes sein! Er war doch gestern besser als je!" — „Gestern . . . Ach, wenn es doch keine Nacht zwischen den Tagen gäbe . . ." — „Ich versteh dich nicht!" — „Still! Dort kommt der Arzt!"

Doktor Theobald Kugler war aus der Hauptstadt gerufen worden — er kam seit vielen Jahren nach Gundelheim. Treu und tüchtig, hatte er nur den einen Fehler, leicht gekränkt zu sein und über seiner Empfindlichkeit rasche Hilfe zu vergessen. Nach seiner Ankunft hatte er die Zeit damit verbracht, sich die Verordnung Professor Doboscheks erklären zu lassen. Er schüttelte noch immer den Kopf, und seine resignierten Handbewegungen sollten bedeuten: Ich tue meine Pflicht, aber alles, was ich tue, wird durchkreuzt. Trotzdem bleibe ich Hausarzt auf Gundelheim. Er sah zu Boden, während er mit Marianne sprach: „Überanstrengung, Frau Baronin. Ich hörte soeben von Ihrem gestrigen Fest. Was soll man dazu sagen? Ich bin außer mir. Wie war das nur möglich? Alles hat er gegessen? Alles hat er getrunken? Gespielt, getanzt, den Abend im Freien verbracht?" — „Aber man hats ihm doch so gegönnt! Ein einziges Mal, Herr Doktor!" Marianne rief es mit tränenden Augen. —

„Und heute? Und heute? Ich will ja nichts gegen meinen Herrn Kollegen sagen — aber das finde ich geradezu verbrecherisch!" — Jetzt verlor Marianne vollends die Fassung: „Ich war nicht dabei! Ich wasch meine Hände in Unschuld! Ich hab nicht gehört, was der Doboschek gesagt hat!" — „Aber ich — lasse dir das genügen," flüsterte Hermann. Alle sahen ihn nach seinen dunklen Worten schweigend an.

Der Legationsrat näherte sich der Gruppe. „Wo ist Hinda?" — „Leise, leise," bat Onkel Konstantin. „Sie ist bei Gottfried. Er will nur sie um sich haben." — Reinhold wandte sich verlegen lächelnd zu den Schwiegereltern: „Ich habe euch einen Abschiedsgruß zu bestellen. Von Fräulein Bacharach. Ich traf sie soeben, als sie sich mit ihrer Reisetasche heimlich davonmachte. Das liebe Kind läßt euch noch herzlich danken. Sie wollte nicht stören." — „Aber das geht doch nicht! Die Tochter vom Hofbankier!" rief Marianne. „Geht sie etwa zu Fuß zur Bahn?" — „Zu Fuß. Das schadet ihr nicht. Laß sie nur — laß sie." — —

Hinda saß bei ihrem Bruder. Im Nebenzimmer betete Schwester Regina. Gottfried lag kraftlos gestreckt — sein rascher Atem hob in kurzen Zwischenräumen die Seidendecke. Plötzlich reckte er den Kopf ein wenig; es war draußen heller geworden, der Regen hatte aufgehört. Ein weiches, zögerndes Vogelzwitschern war aus den Wipfeln vernehmbar. Langsam öffneten sich die Augen des Kranken und blickten mit kindlichem Ernst auf die Schwester. Eine wohlige Wandlung schien seinen gequälten Körper zu durchströmen. „Ach, Hinda," flüsterte er. „Kommt nun wirklich kein Arzt mehr? . . . Ich möchte keinen Arzt mehr haben . . . Auch Vater war immer wie ein Arzt — und Onkel Konstantin — und Mutter . . . Alle, alle . . . So haben sie mit mir gespielt . . . Nur du warst anders."

„Aber alle haben dich lieb, Gottfried. Vater und Mutter und Onkel Konstantin — jeder auf seine Weise. Auch die Kinder. Denke dir, die sind noch alle hier. Die wollen nur wissen, wie es dir geht. Unten sitzen sie und schweigen wie erwachsene Leute." — „Warum? Laß sie doch essen und trinken und tanzen. Sie sind ja gesund. Ich will nicht, daß sie meinetwegen still sind . . ." — „Soll ich ihnen sagen, daß sie wieder spielen sollen und alles treiben, wie sonst, damit du sie hörst?" — „Sag es ihnen später. Jetzt bleibe noch bei mir. Öffne das Fenster, Hinda. Draußen hat alles getrunken — nicht? Jede Blume, jedes Stäubchen. Nur der Mensch bleibt durstig. Wie sonderbar ist das . . ." — Sie saß ihm gegenüber und blickte ihn an. Er erwiderte ihren Blick mit einem tiefen Lächeln. „Du bist anders als alle, Hinda. Du bist klüger. Ich wette, daß Mutter mir jetzt einen schönen Trank für meinen

Durst gebracht hätte." – „Tu ihr kein Unrecht, Gottfried. Man kann die Dinge sehen, wie sie sind, und wie sie uns erscheinen. Auf beide Arten wird man ihnen gerecht." – „Den Menschen auch? Gestern wollten doch alle etwas für mich? Oder von mir – das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß alles einen Zweck hatte. Ich sollte gesund werden für euch. Wißt ihr denn nicht, daß das unmöglich ist?" – „Glaube mir, Gottfried – alles ist für dich geschehen." – „Ja, Hinda . . . Ich mache euch auch keinen Vorwurf . . . Ich verstehe nur jetzt das Fest . . . Man muß alles bekommen, um zu wissen, daß man nichts behalten darf . . ." – „Gottfried . . ." – „Das ist das Fest . . . Aber das andere, Hinda, das, was viel länger dauert, tausend Jahre – wie soll man das nennen?" – „Den Alltag meinst du?" – „Ja, den Alltag . . . Der ist wichtiger . . . Der ist doch das, was wir eigentlich sind . . . An Festtagen weiß man von seinen besten Freunden nichts, wenn sie die Tür geschlossen haben . . . Ist es nicht so? . . . Ich wäre dir dankbar, Hinda . . ." – „Wofür, mein Brüderlein? Was kann ich für dich tun?" – „Versteh es nur recht – es soll dich nicht kränken – aber sage mir jetzt – laß alles Festliche und alles Spielen und allen Tanz – sage mir: wie ist dein Alltag?"

Hinda erhob sich langsam. Sie wandte sich ab. Er konnte nur noch ihre hohe, regungslose Gestalt sehen – das Gesicht entzog sie ihm. „Davon muß ich schweigen," sagte sie nach einer Weile. – „Warum?" – „Weil ich dir nur das Beste zeigen will, wozu ich fähig bin." – „Das Beste? Das, was gestern war?" – „So will es mein Stolz." – „Aber es kommen vielleicht keine Feste mehr." – „Vielleicht braucht man nur die Erinnerung an ein einziges." – „An deine Hochzeit?" – „Nein, Gottfried. Gestern – Johannisnacht – als wir beide durch den Laubgang schritten – als die Leuchtkäfer über uns flogen, und alles ein Märchen wurde –" – „Das war dein Fest?" – „Das war es, weil ich mich nicht zu schämen brauchte." – „Aber ich schäme mich jetzt." Er warf sich in die Kissen zurück. – –

Gegen Abend löste Hinda die Schwester Regina ab – so lange war Gottfried allein gewesen. Niemand wagte sich zu ihm. Unter seinem Zimmer kämpfte der Vater mit der Frage, ob der Sohn seiner bedürfe. Im Wirtschaftsraum, zwischen Teppichen und Wäscheballen, rang die Mutter denselben Kampf. Im Park aber schritt Onkel Konstantin wie der reuige Petrus auf und nieder. Das Fest lastete auf seinem Gewissen. Nur die Kinder waren davon frei. Hinda hatte ihnen Gottfrieds Worte bestellt – nun spielten sie unter seinem Fenster, als ob auch heute Johannistag wäre. Er hörte sie, aber er verlangte nicht nach ihnen. Als Hinda wieder eintrat, setzte er sich auf und starrte in die Abendglut, welche die Fenster füllte.

„Unten ist wieder ein Fest," sagte er mit erlöschender Stimme. – „Es ist nur der Alltag, Gottfried. Die Kinder wissen nichts von dem, was du schon weißt." – „Und du? Willst du mir jetzt etwas sagen?" – „Ich will dir nur sagen, daß ich meinen Alltag heute wieder gefunden habe. Daß ich ihn in Ehren halten werde trotz allem, was über mich kommen mag. Verstehst du mich?" – „Ich glaube, daß ich dich verstehe. Das wird wohl geschehen, wenn du ein Kind hast, Hinda?" – „Das wird bald geschehen, Gottfried! Bald! So denke ich schon an mein Kind!"

Sie saß an seinem Lager und hielt seine kraftlose Hand. Die Dämmerung sank in den Raum. Aus dem Park hörte man noch immer das Lachen und Laufen der Kinder. – „Ist Gudrun dabei?" fragte Gottfried plötzlich. – „Gudrun ist lange fort." – „Für sie wäre es auch nur ein Fest."

Jetzt traten die Eltern ein. „Dürfen wir?" fragte der Vater demütig. – „Friedel!" flüsterte die Mutter. Gottfried antwortete nicht, aber er gab ihnen die Hand, und sie küßten die welke Kinderhand, als ob sie zu einem Heiligen getreten wären. Bald wagte sich auch Onkel Konstantin ins Zimmer. Verstand Gottfried seine Reue? Er lächelte ihn mit einer letzten, bleichen Schalkheit an. Seine Lippen summten plötzlich das Lied der übermütigen Jugend: „Onkel Kon – stan – tin ..."

Man ließ ihn mit Hinda allein. „Ich glaube, jetzt ist er über das Schlimmste fort," flüsterte die Mutter zuversichtlich und trocknete ihre Augen. – „Sicherlich, Marianne. Wir müssen ihn von heute an selbst handeln lassen. Er ist kein Kind mehr." – Marianne nickte, ohne ihren Gatten zu verstehen. Konstantin Wurm aber sah zu dem lächelnden Bilde des ‚Chevalier' hinauf, unter dem er eben vorüberschritt.

Die Kinder schwiegen im Park. Sie waren müde und nahmen nun wirklich Abschied. Sie fühlten sich wie Schauspieler nach einer Komödie – ausgegeben, nicht bereichert. Gestern war es anders gewesen. Gestern hatten sie mit Gottfried gespielt, und auf den Bergen hatten Feuer gelodert. Jetzt dunkelte die Welt. Man sandte stumme Grüße in das Krankenzimmer hinauf und ging. –

Hinda beugte sich nach einer tiefen Traumstunde über ihren Bruder. Er war still geworden. Er atmete kaum noch. Da sah sie, daß seine Lippen sich bewegten, und sie hörte ihn flüstern: „Ein Tag ist wie ein Jahr, und eine Stunde wie ein Sommer. Ich sehe ein Fest vor mir – ein Fest. Ich höre euch alle. Ich rieche die Blumen, ich schmecke die Früchte, ich sehe die Leuchtkäfer im Laubgang und die Feuer auf den Bergen. Jetzt kommt der Alltag. Gute Nacht, Hinda."

Österreichisch

von Hermann Bahr

Kaum hat man sich von der Überraschung erholt, daß Österreich, so oft totgesagt, noch lebt, und lebendiger als je, so wird man nun erst recht an ihm irre, denn wenn es jetzt beweist, wie sehr es lebt, warum betrug es sich dann die längste Zeit so tot? Es hat in diesem Krieg eine Kraft gezeigt, die niemand ihm zugetraut hätte, wo war sie sonst, warum macht es von ihr keinen Gebrauch im Frieden? Wenn sich Österreich in der Not auf sich besinnt, hat es Kraft, aber, kaum gerettet, hat es immer die Schwäche, daß es gleich wieder um keinen Preis Österreich sein will.

Im Dezember 1862 sagte Bismarck dem Grafen Karolyi: „Ihr tätet gut, euren Schwerpunkt nach Ofen zu verlegen." Österreich war empört über die Frechheit. Wahrheiten, zur Unzeit ausgesprochen, wirken als schlechte Witze (siehe Bernard Shaw). Bismarck hätte sich aber auf den Turnvater Jahn berufen können, der schon 1810 Österreich riet, der Donau zu folgen, weil es „nur der westliche Teil eines großen Ostreichs" sei, dessen Hauptstadt „nur Belgrad oder Semlin sein kann". Bismarck verstand Österreich besser, als es sich damals selbst verstand, wie Friedrich der Große Österreich besser verstand als Kaiser Josef. Als Friedrich der Große den Kaiser Josef verhinderte, Bayern österreichisch zu machen, hatte Friedrich recht, nicht Josef, recht im höchsten Sinne, recht nicht etwa bloß für Preußen, sondern auch für Österreich, das entstanden ist mit dem Gesicht nach Südosten und das, um nach Nordwesten zu blicken, sich selber erst den Rücken kehren muß. Bismarck hat es wieder in die richtige Stellung gebracht, aus der Verrenkung seines vermeintlichen deutschen Berufes. Bismarck hat 1866 Österreich richtiggestellt, aber freilich nicht, damit es stehen bleibe, sondern damit es wieder richtig gehe, nach Südosten. Die „Herbstzeitlosen" aber, wie er unsere verzagt kleinösterreichischen Liberalen unmutig schalt, ließen es einfach stehen. Und es ist sehr merkwürdig, daß Österreich ja keine Konservativen hat. Konservativ ist, wer eines Reiches ersten Trieb erkennt, den Dämon, der es gezeugt hat, den Stern, der zu seiner Geburt stand. Wodurch ein Reich geworden ist, nur das erhält es auch. „So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen," das gilt, wie den Einzelnen, auch Reichen. Das „Gesetz, wonach du angetreten", beherrscht auch sie; es war nämlich ein Irrtum unserer Liberalen, daß ein Reich in Pension gehen kann. Nach Südosten ist Österreich angetreten und sein Gesetz bleibt diese Bewegung. „So muß es sein," in seiner Bewegung ist Österreich. Denn Österreich ist der deutsche Drang ins Morgenland. Ein Österreich, das zu drängen aufhört, ist kein Österreich mehr. So wenig als eines, das stromaufwärts

strömte. Zu drängen, deutsch zu drängen, aber seinem Strom nach, das ist Österreichs Gesetz. Österreich hat es immer nur auf dem Wege nach seinem zweiten Meer gegeben. „Wir müezen varn nidere," wir müssen abwärts, Österreich bleibt eine Nibelungenfahrt.

Mit Bismarck starb der letzte Deutsche, der Österreich kannte. Seitdem sind wir für die Brüder allenfalls ein Vergnügungsetablissement. Auch bezieht man Komödianten, Schneider und Weiber von uns; darin gelten wir ja für begabt. Ob ein Reich davon leben kann, Komödianten, Schneider und Weiber zu liefern und, wenn wider Erwarten doch noch einmal ein deutscher Krieg kommen sollte, auch Soldaten, darum hat Deutschland nie gefragt. Es hat ja auch um Italien nie gefragt. Wenn wir nur der österreichischen Waffen sicher sind, hieß es, die inneren Verhältnisse kümmern uns nichts. Ein Irrtum, den freilich auch Österreich selbst an sich beging. Auch Österreich selbst hat sich um seine inneren Verhältnisse nicht gekümmert, sobald es nur wieder seiner Waffen sicher war. Erst dieser Krieg hat uns belehrt, daß auch die Waffen nur eine Äußerung der inneren Verhältnisse sind: ein Heer ist so stark, als sein Land gesund ist. Wir müssen also doch gesünder sein, als man in Europa von uns dachte, ja als wir selber wußten. So sind wir nun erst recht ein Problem geworden. Und mancher brave Deutsche nimmt sich deshalb jetzt vor, doch nächstens einmal nach Wien zu fahren. Denn das ist eine beliebte Verwechslung, Österreich sei Wien.

Wer Wien kennt, weiß damit von Österreich noch gar nichts. Von Wien aus kann Österreich nicht verstanden werden. Wer Österreich von Wien aus erblickt, sieht es falsch. Paris oder London mögen das Wesen Frankreichs oder Englands verstehen lehren, denn diese beiden Städte epitomieren ihr Land, das freilich in solcher Verkürzung, Verschneidung, Verrenkung auch oft wunderlich genug aussieht. Aber Wien ist kein Auszug, kein Abriß Österreichs, will und soll gar keiner sein, war es nie und ist, seit es sich auf sich selbst besann, bewußt das Gegenteil geworden: kein Auszug oder Abriß Österreichs, auch kein Portal oder doch ein blindes, ohne Eingang, sondern die repräsentative Schauwand Österreichs.

Österreich war zunächst ein weitläufiges Anwesen von eroberten, erheirateten oder erhandelten Grundstücken, die demselben Herrn zu steuern, sonst aber nichts gemein hatten. Österreich wuchs wild auf, Stück um Stück, lauter Einzelbauten, ohne Plan. Es entstand, wie Burgen entstehen. Burgen entstehen unmittelbar aus dem Bedürfnis, Stück um Stück, jedes durch ein anderes Bedürfnis. Jedes Stück hat seinen eigenen Zweck, dem dient es, den erfüllt es, weiter soll es nichts, weiter will es nichts, weiter denkt es nichts. Ein Haus für die Herrschaft und für das Gesinde, später auch für Gastlichkeit und Festlichkeit, daneben ein Stall, daneben ein Speicher,

Türme zum Ausblick, Mauern zur Abwehr, lauter Einzelbauten, einer neben dem anderen, jeder, wie man ihn gerade braucht, jeder für sich allein, das Haus nichts als Haus, der Stall nichts als Stall, der Turm nichts als Turm, keines kümmert sich um das andere, das sich schon um sich selber kümmern wird, und nichts haben sie gemein als den Herrn, so lange, bis zuweilen der Burg auf einmal einfällt, barock zu werden, bis die Burg zum Palast wird. Wir haben bei uns die schönsten Beispiele davon. Wann wird eine Burg zum Palast? Wenn ihr Herr ihr den Herrn zeigen will. Was nötigt ihn dazu? Ein hoher Wille, seiner Kraft bewußt, der es nun nicht mehr genügt zu wirken, sondern die sich auch sehen lassen will, auch erscheinen will. Ist sie stark genug, so reißt sie das Alte Stück um Stück alles ein und baut es Stück für Stück neu wieder auf; der Sinn des Herrn fährt jetzt in jedes Stück, das jetzt nicht mehr bloß dem Herrn zu dienen, sondern auch noch den Herrn zu verkündigen hat, es soll nicht mehr bloß Haus oder Stall oder Turm, es soll jetzt dazu noch auch und vor allem ein Zeichen seines Herrn sein. Dazu reicht freilich die Kraft nicht immer. Selten wird die Burg niedergemacht, meistens wird sie bloß umgebaut und das Schloß läßt im Inneren heute noch alle die Stück um Stück allmählich aus den Bedürfnissen aufgewachsenen alten Einzelbauten erkennen, vor die nur der Stolz des Herrn dann eine glänzende Fassade gelegt hat. Diese Fassade des Barocks hat sein bester Kenner, Alois Riegl, die „repräsentative Schauwand" genannt; das Wort trifft ihr schillerndes, vieldeutiges, entgleitendes Wesen. Eine Wand: sie verbirgt also. Doch eine Schauwand: also fürs Auge, wie Schauspiel ein Spiel nicht um das Spiel und nicht für den Spieler, sondern nach außen, auf Wirkung, zum Schein. Und repräsentativ, was nun gar ein tückisches Wort ist, denn es heißt etwas, zugleich aber auch sein Gegenteil. Ich repräsentiere gut, das kann heißen, daß ich, was ich bin, nicht bloß bin, sondern auch zu zeigen weiß; es kann aber auch heißen, daß ich, was ich gar nicht bin, zu scheinen weiß. Und wie man es immer übersetzen mag, es behält diesen tückischen Zug. Wenn ich sage, daß jemand die deutsche Dichtung unserer Zeit „vertritt", so bleibt ungewiß, ob ich meine, daß er der Dichter ist, der alle deutschen Dichter ersetzen kann, oder aber meine, daß er sich nur an ihre Stelle setzt, ohne selbst ein Dichter zu sein. Und wenn ich dafür „darstellen" sage, wirds nicht besser. Er weiß sich darzustellen, kann heißen, daß er nicht bloß einen Inhalt hat, sondern auch die Form dazu, doch ebenso, daß er bloß eine Form hat und keinen Inhalt oder doch nicht den, dessen Form er hat. Und das ist aber nicht eine Schwäche dieser Worte, sondern es ist ihre Kraft, so zu gleißen, denn sie drücken etwas aus, zu dessen Wesen es gehört, uns über sein Wesen im Unklaren zu lassen. Und gerade so will die barocke Schauwand, daß wir etwas sehen sollen und dabei doch

im unklaren bleiben, ob, was wir sehen, selbst vorhanden ist oder aber vielleicht bloß in unseren eigenen Augen. Es ist ihr Sinn, daß sie nichts sein, sondern bloß etwas bedeuten, zugleich aber doch noch auch auf mehr deuten soll und wenn sie täuschend wirkt, beruht auch diese Täuschung wieder immerhin auf einer Art von Wahrheit, da ja, wer sich den Schein von etwas gibt, eben dadurch, daß er das vermag, sich dem, was er scheint, schon nähert, wie Schauspielern Leidenschaften, deren Gebärden sie lange genug nachahmen, mit der Zeit zur zweiten Natur werden. Was uns aber zur zweiten Natur werden kann, muß uns das irgendwie nicht schon auch in unserer ersten Natur gegeben sein? Woher könnten wir es sonst nehmen?

Was wir scheinen können, müssen wir irgendwie schon sein, wenn auch nur im Keime, wenn auch nur potentiell, und so sagt, was wir scheinen, oft vielleicht mehr über uns aus als was wir bloß sind, und die Schauwand sagt vielleicht wahr, gerade wo sie täuscht. Sie sagt uns nämlich, wie der Bau gesehen werden will, und dieser Wille, so gesehen zu werden, gehört ja schließlich auch zu seinem Wesen. Ein Mensch besteht nicht bloß aus seiner Kraft, sondern auch aus seiner Ohnmacht. Wer nur will, was er kann, belügt uns, er unterschlägt uns vielleicht das Beste von sich: den Teil, der nicht zur Tat wird, das, was in ihm unerlöst bleibt. Was einer scheinen will, gehört auch zu seiner Wahrheit, einer tieferen oft, als die er sein kann. Gerade wo wir empfinden, daß das Barock lügt, ist es vielleicht am aufrichtigsten.

Österreich entstand, wie Burgen entstehen: Stück um Stück, hier ein Bau, dort einer, lauter Einzelbauten, jeder für sich, sein eigener Zweck, seine Form. Dann aber wird Österreich barock, es wird aus der Burg ein Palast. Das Alte niederzumachen und neu vom Grund aus aufzubauen, wie Napoleon Frankreich, mißlingt in Österreich, weil es keinen Napoleon hat, sondern zwei: Ferdinand und Wallenstein, wenn man sie sich in einem Manne vereint denkt, wären fähig gewesen, Österreich aus seiner Idee rein aufzurichten. Das mißlingt und so wird Wien nicht der Ausdruck Österreichs, sondern seine repräsentative Schauwand. Es sagt nicht Österreich aus, sondern wie Österreich gesehen sein will. Wer Österreich kennt, lernt es dann von Wien aus erst recht verstehen. Wien ist freilich eine optische Täuschung Österreichs, aber eine notwendige: Österreich braucht diesen Schein, bis es einst selbst erscheinen wird.

Österreich ist noch nicht erschienen, es lebt verborgen. Dieser Satz enthält zwei Fragen. Wenn Österreich verborgen lebt, wovon lebt es, und worin verborgen? Es lebt von seinen Gemeinden. Und dieses Leben verbirgt der Staat.

In seinen Gemeinden ist Österreich. Der Fremde, der eine österreichische Gemeinde kennen lernt, staunt, denn in österreichischen Gemeinden fühlt man sich gar nicht in Österreich! Was man sich angewöhnt hat, Österreich zu nennen, was in Europa für österreichisch gilt, die Schlamperei, die Unzuverlässigkeit, die Tyrannei der Unordnung, das alles ist in keiner österreichischen Gemeinde da, nirgends findet es der Gast in den Gemeinden. Dafür findet er in jeder den besten Bürgermeister. Jede österreichische Gemeinde glaubt den besten Bürgermeister zu haben, und wirklich ist es überall der beste Mann, über den die Gemeinde zurzeit verfügt. So staunt der Gast wieder, weil ihm auch das ja wieder ganz unösterreichisch scheint, da hier doch immer geklagt wird, daß in Österreich niemand an seinem Platze steht, daß gar der Fähige niemals zu seinem Rechte kommt, daß sich die Begabung überall von der Mittelmäßigkeit verdrängt sieht. Wie stimmt das? Er bemerkt, daß hier nichts stimmt. Schließlich hat er den Eindruck, daß in jeder Gemeinde alles in Ordnung ist, alle diese Ordnungen zusammen aber eine Unordnung geben. Und sein Eindruck ist richtig. Nun will er das aber erklärt haben! Dies ist nicht so leicht, weil der Gast aus Deutschland, der in unseren Gemeinden dieselben Namen hört wie bei sich daheim, meint, sie müßten auch dasselbe bedeuten, und so den wesentlichen Unterschied zwischen der österreichischen Gemeinde und der deutschen verkennt. Wenn wir uns unserer „autonomen" Gemeinde rühmen, so sagt dem Deutschen das nicht viel, schon weil er unfähig ist, sich vorzustellen, daß etwas gewissermaßen in einem Raume sein kann, zugleich aber auch draußen, was, so sinnlos es klingt, der Sinn der österreichischen Gemeinde ist. Der beste Kenner unserer Staatsgeheimnisse, Josef Redlich, hat in seiner meisterhaften kleinen Schrift über „Das Wesen der österreichischen Kommunalverfassung" dargestellt, was die Kraft unserer Gemeinden ausmacht, nämlich daß sie „der Eigenmacht des Staates entrückt", daß sie „staatsfrei" sind. Die österreichische Gemeinde steht im österreichischen Staatsgebiet, das ist aber auch ihre einzige Beziehung zum Staat. Freilich, die Menschen, die in ihr leben, haben noch andere Beziehungen zum Staate, wie ja diese Menschen auch Beziehungen zur Kirche haben, das aber sind ihre persönlichen Beziehungen, es sind Beziehungen, in die die Gemeinde selbst nicht einbezogen ist. Die österreichische Gemeinde steht auf österreichischem Boden, aber ganz für sich, ihr eigenes Leben lebend, sich selbst bestimmend, durch ihren eigenen Willen allein gelenkt, suverän. Wenn man sie einen Staat im Staate nennt, ist das schon zuviel für diesen gesagt. Sie ist ein Freistaat im Gebiet eines anderen Staates, und dieser hat gar keine Macht über sie, und auch kein Recht, als daß sie anerkennen muß, auf seinem Gebiete zu sein, ohne daß er aber ihr deshalb auch nur das mindeste zu gebieten hätte. An Lueger, der von Berlinern, die damals nach Wien kamen, an-

gestaunt wurde, als wenn er der Doge von Venedig wäre, ist nur einmal weithin sichtbar geworden, was ein richtiger österreichischer Bürgermeister ist. Jeder österreichische Bürgermeister ist ein solcher Doge, jede österreichische Gemeinde ist eigentlich eine kaiserlich-königliche Republik. Unsere Gemeindeverfassung stammt vom Grafen Stadion, der mit einer prachtvollen Intuition Österreichs geboren war, die nur freilich dann durch amtliches Denken abgeschwächt wurde. Stadions „Alleruntertänigster Vortrag des treu gehorsamsten Ministerrates, betreffend die Erlassung eines provisorischen Gemeindegesetzes", der, von allen Ministern gezeichnet, am 20. März 1849 in der amtlichen „Wiener Zeitung" erschien, beweist, daß Stadion in der „Staatsfreiheit" unserer Gemeinde die lebendige Kraft Österreichs erkannt hat. Es heißt darin: „Das Ministerium war vor allem von der Überzeugung geleitet, daß der Gemeindeverband ein naturwüchsiger ist und sein muß, daß derselbe überall, wo er durch natürliche oder positive Verhältnisse, gemeinsame Interessen, gemeinsames Leben und Wirken sich entwickelt, gesetzlich anerkannt und in seiner Existenz gewährleistet werden müsse. Die Gemeinde, die Ortsgemeinde, wie sie faktisch besteht, hat eben durch ihren Bestand ein begründetes, gutes Recht, ihre individuelle Existenz anzusprechen; sie ist eine moralische Person, welche die Anerkennung und Gewährleistung ihres Fortbestandes zu fordern berechtigt ist; es wäre eine Verletzung des obersten Rechtsprinzips, wie des obersten Grundsatzes der Freiheit, sie zu zwingen, sich dieser ihrer individuellen Existenz zu entäußern.... Allerdings besteht noch ein Gemeindeverband höherer Ordnung, der Verband der durch historische Grenzen gesonderten Länder; auch diesem, wie dem jeder anderen Gemeinde muß die volle Anerkennung werden; doch ist dies nicht mehr Gegenstand des Gemeindegesetzes, sondern einer der wichtigsten Teile des Verfassungswerkes." Aus diesen Sätzen versteht man erst, was der Kollege Stadions, Alexander Bach, gemeint hat, als er einmal von einem Österreich sprach, dessen Grund die Gemeinde sein würde, die Spitze aber der Kaiser „als der oberste Bürgermeister aller Bürgermeister". Nur ist dieses Verfassungswerk, das den „naturwüchsigen" Gemeindeverband „naturwüchsig" an die Länder binden sollte, bis über diesen wieder, immer höher, noch ein drittes Wesen derselben Art, ebenso „naturwüchsig" und von derselben Freiheit, aber höchster Ordnung: der Staat entstanden wäre, nur ist dieses „Verfassungswerk" eines organischen Österreichs bis auf den heutigen Tag unverfaßt geblieben. Jene provisorische Gemeindeordnung ist längst nicht mehr provisorisch, sie war eine Zeit eingestellt, ist aber 1862 erneut worden, im Wesen unverändert, nur fehlt ihr die notwendige Fortsetzung nach oben, es fehlt ihr der natürliche Schluß, es fehlt ihr das Ziel, der Staat nämlich, auf den die Gemeinde zielt, selbst von ihm frei. Stadion hat in seiner Gemeinde den Grund zu einem wirk-

lichen Österreich gelegt, aber auf diesem Grund ist nichts gebaut worden. Der Grund für Österreich ist da, doch steht nichts darauf. Österreich ist daneben erbaut worden, nicht auf diesem Grund, sondern auf keinem.

Der Entwurf Stadions ist das Muster eines Gesetzes: er bringt eine Wirklichkeit in Form. Wäre dies von unten bis oben geschehen, so hätten wir ein natürliches Österreich und könnten leben. Aber dieser Mut zur Anerkennung der Wirklichkeit wagt sich nicht über die Gemeinde hinaus. Er macht nur noch einen schüchternen Versuch mit den Ländern, und kein Mensch kann eigentlich sagen, ob dieser Versuch gelungen oder mißlungen ist, denn kein Mensch in Österreich weiß, wie es sich von Rechts wegen mit den „Ländern" verhält. Gibt es noch ein Königreich Böhmen, ein Erzherzogtum ob der Enns, eine gefürstete Grafschaft Tirol, oder heißen sie bloß so? Wenn es ein Königreich Böhmen gibt, muß es, sollte man denken, einen böhmischen König geben. Gibt es einen? Natürlich gibt es einen: den Kaiser. Der Kaiser ist König von Böhmen, wie er König von Ungarn ist. Wirklich? Genau so? Nein, so nicht. Er ist anders König von Böhmen, als er König von Ungarn ist, sonst hätten wir keinen Dualismus mehr, sondern schon einen Trialismus, und das würden sich die Ungarn verbitten. Der Ungar spricht von seinem König, in Böhmen spricht man vom Kaiser, und niemand spricht in Oberösterreich von seinem Erzherzog, kein Tiroler von seinem gefürsteten Grafen, man würde gar nicht verstehen, was er meint. Ist also Böhmen ein Königreich ohne König? Nein, es hat doch einen König, den Kaiser, der nur aber eigentlich keinen Gebrauch davon macht. Oder soll man sagen, daß es keinen Gebrauch von ihm macht, jedenfalls nicht den, den Ungarn von seinem König macht? Oder muß man richtiger sagen, daß er es nicht diesen Gebrauch von sich machen läßt? Und man kommt immer tiefer ins Fragen. Ist der Statthalter in Prag an Kaisers Statt oder des Königs? Er wird wohl eher der Statthalter des Kaisers sein, doch ist auch das nicht ganz gewiß. Wo findet sich also der König von Böhmen? Unter den Titeln des Kaisers von Österreich. Und Böhmen wäre so nur noch dem Titel nach ein Königreich? Es hieße nur noch ein Königreich? Nein, es ist eines, und von höchster Gegenwart, das Königreich Böhmen lebt, es lebt nicht bloß in jedem Böhmen, es lebt in jedem Österreicher noch, jedes Herz, das österreichisch schlägt, fühlt, daß Böhmen mehr als irgendeine Provinz Österreichs, mehr als ein bloßes Departement Österreichs, mehr als ein geographischer oder verwaltungstechnischer Behelf, daß es das lebendige Königreich Böhmen ist. Und wenn ihm der Titel längst aberkannt wäre, es bliebe doch ein Königreich, solange noch ein böhmischer Pflug über einen böhmischen Acker geht. Das Königreich Böhmen ist eine Wirklichkeit und ein jedes unserer „Länder" ist eine Wirklichkeit. Sie sind da, noch immer, aber daß sie da sind, wird ihnen

so verdacht, daß sie schon selbst allmählich nur noch mit schlechtem Gewissen da sind; denn es soll unkenntlich gemacht werden. Wer verdenkt es ihnen? Wer ist es, der ihre Wirklichkeit unkenntlich machen will? Der Staat. Hier taucht nämlich auf einmal der Staat auf. In der Gemeinde läßt er sich nirgends blicken, erst den „Ländern" erscheint er. Woher auf einmal? Und was soll er da? Das weiß man nicht recht. Denn mit dem, was heute bei uns Staat heißt, ist Österreich ja ganz im Geheimen niedergekommen. Den großen Zeiten Österreichs war es unbekannt. Das Wort wurde damals nur im Plural gebraucht. Die k. k. Staaten sagte man unter Kaiser Franz, und das war nur ein feierlicher Name für die „Länder". Der Singular entstand in den Kanzleien, man riecht es ihm noch an. Und er traute sich selbst so wenig zu, daß er sich vor allem zunächst um ein Hilfswort umsah; er wagte sich nur in einer Zusammensetzung hervor, nämlich als „Staatsgedanke". In England oder in Frankreich ist niemals vom englischen oder französischen „Staatsgedanken", nur in Österreich ist fortwährend vom „Staatsgedanken" die Rede, weil, was hier Staat heißt, in der Tat weder eine Wirklichkeit ist, noch eine Idee, sondern ein bloßer Gedanke, von Beamten erdacht. Aber der Beamte glaubt ja, daß der Buchstabe lebendig macht. Geschriebenes nennt er einen Akt, von agere, tun, handeln. Wenn er schreibt, meint der Beamte zu handeln, Geschriebenes ist ihm eine Tat, und so schien ihm Österreich erschaffen, sobald es auf dem Papier im reinen war. „Was schaffen Sie?" sagt der Österreicher, wenn er fragen will: „Was befehlen Sie, was wünschen Sie?" Der Befehl genügt und es ist geschehen, der bloße Wunsch schon „schafft". Ein Dekret, ein Erlaß, und der Beamte zweifelte nicht, daß der Staat da war. Daß der Beamte sich irrte, daß aus der Kanzlei kein Österreich entstand, wie keines aus den Gemeinden entstand, daß alle beide stecken blieben, das ist unser Problem. Wäre der ungewachsene, ungeschichtliche, unwirkliche, erfundene, von Amts wegen erlassene „Staat" jemals durchgesetzt worden, so hätten wir ein unnatürliches Österreich und könnten sterben. Unser Problem aber ist, daß wir beides haben, sowohl ein natürliches Österreich, wenn auch nicht gern gesehen, doch schließlich halb geduldet, in den Gemeinden, ja sogar noch in den Königreichen und Ländern, wie ein unnatürliches Österreich an diesem freilich wesenlosen, aber dennoch wirkenden Staat, und zwar nicht etwa das eine neben dem anderen, sondern eins im andern, eins durchs andere, so daß wir im Grunde keines haben, und also weder leben noch sterben können. Eine höchst lebendige Wirklichkeit wurde mit einem logischen Absud amalgamiert, ein Gewächs mit einem Gedanken verkocht. Was daraus entstand, ist sonderbar. Noch sonderbarer aber, daß überhaupt etwas daraus entstand. Begreift man schon kaum, daß eine Wirklichkeit von einer Ohn-

macht überwältigt werden kann, so begreift man gar nicht mehr, daß die Wirklichkeit von der Schwäche schwanger wird. Daß eine Fiktion wie dieser liberale „Gesamtstaat" einem Geschöpfe Gottes angetan werden konnte und dieser Kanzleibehelf aber dann wie durch irgendeine geheimnisvolle Transfusion auch noch das rote Blut seines Opfers auffog, das hat etwas von einer grauenhaft phantastisch unzüchtigen Vision: Brünhilde mit einem Homunkulus als Siegfried!

Der Vater des Gesamtstaates ist der Hofrat. Der Hofrat entstand daraus, daß wir keine Junker haben. Weil der Gutsherr unfähig war, Herr auf seinem Gut zu sein, übernahm das ein Diener für ihn. Der österreichische Hofrat dient zunächst der Herrschaft und bedient sich dieses Dienstes dann, um schließlich auch sie selbst sich untertan zu machen. Gliedmaßen der Herrschaft sind die Kollegien, die Gremien anfangs: Hände, die hantieren, Füße, die laufen sollen, auf Befehl des Kopfes, aber auf einmal werden sie selbst zum Kopf, auf einmal ist es das Gremium, das befiehlt, die Verwaltung wird „kollegial", das heißt: die Hofräte, die Schreiber verfügen jetzt, während der adelige Herr, der Präsident, nur noch unterschreibt, was die Schreiber verfügen, die Hand ist zum Kopf, der Kopf zur Hand geworden, was freilich nicht möglich gewesen wäre, hätte die Hand nicht von Anfang an mehr Kopf gehabt als der Kopf.

Der Gutsherr hat einen Kutscher, die Gutsherrin hat eine Köchin, der Kutscher und die Köchin heiraten, ihr Bub soll beileibe kein Bauer werden, sie schämen sich ja des Volkes, sie verleugnen es, also wird so lange gebettelt, bis der Bub studieren darf: so kommt, historisch, der Hofrat zustande. Schon die Eltern sind Unwesen: das Volk, aus dem sie stammen, verleugnen sie, die Herrschaft, der sie dienen, verachten sie und dünken sich besser als beide. Das ist ihre Hauptbeschäftigung: sie dünken sich. Denn sie sind ja nichts: was sie waren, wollen sie nicht mehr sein, und was sie gern wären, werden sie nie, so sind sie nichts. Sie sind nichts und sie haben nichts, das geben sie dem Buben mit. Er wird Jurist: in ein leeres Gefäß kommt das römische Recht. Er wird ein Behälter von Begriffen. Aus Begriffen besteht er, von Begriffen lebt er, darunter aber grollt noch das alte Bauernblut mit dem angestammten dumpfen Haß gegen die Herren, aber ein träg und feig gewordenes, ein schleichendes Blut; schon in den Eltern war der Bauerzorn zur Bedientenlist geronnen, an der nun gar der Bub in den Entbehrungen eines Bettelstudenten würgt. Hat er sich durchgehungert, so tritt er bei einem Amt in Dienst, wie sein Vater einst beim Grafen in Dienst trat. Und er steht zu seinem Amt innerlich genau so, wie sein Vater zum Grafen stand, wie der Bediente zum Herrn steht. Diener und Bedienter ist nicht dasselbe. Friedrich der Große nannte sich den ersten Diener des Staates, er hätte sich nicht den

ersten Bedienten des Staates genannt. Das ist der Unterschied zwischen Friedrich dem Großen und dem österreichischen Hofrat. Der Hofrat bedient einen unfähigen Herrn, den zu beherrschen, ohne sich das merken zu lassen, er für sein Amt ansieht. Und wie der einzelne Hofrat zu seinem adeligen Herrn steht, dem Hofkanzler oder Hofkammerpräsidenten, so stehen alle Hofräte zusammen zur Wirklichkeit, und wenn dieses Verhältnis nun Gelegenheit hat, produktiv zu werden, wenn in einem Augenblick der Verwirrung die Wirklichkeit den Hofräten ausgeliefert wird, wenn der Hofrat an ihr seinen verhaltenen Bedienteningrimm endlich löschen kann, so entsteht, was auf österreichisch Zentralismus heißt: ein Racheakt eines wütenden Rationalisten an der unlogischen Wirklichkeit, ein Duell einer Fiktion mit dem Leben, der Triumph einer Formel über das Wesen.

Der Zentralismus hat seinen großen Augenblick in Alexander Bach gehabt, einem der österreichischesten Menschen, der zum Hofrat geboren war, Advokat wurde und sich 1848 Minister sah, aufgetrieben von der Revolution, ausgebrütet von der Reaktion. Er fand eine formlose Wirklichkeit vor. Sie war der alten, der theresianischen, unter Josef zerschossenen, unter Franz wieder zugeheilten Form entwachsen, die Form wuchs nicht mehr mit, erstarrte, riß und 1848 brach das neue Leben an, das aber nun gleich einen Selbstmord begeht, indem es dogmatisch wird, Doktrinen zu formen versucht, statt sich selbst, und der alten formlosen Wirklichkeit erliegt, die noch immer stärker als diese unwirkliche Form ist. Nun liegt das Land gleichsam in seinem Rohzustande da. Es hätte so liegen bleiben können, es wäre, sich selbst überlassen, mit der Zeit schon wieder zu sich gekommen. Jenes Gemeindegesetz des Grafen Stadion war so ein Versuch, der guten Natur Österreichs zu vertrauen, die sich, zur Ruhe gebracht und entfiebert, schon selber helfen würde. Stadion hatte, was an unseren Staatsmännern so selten ist, einen Instinkt für Österreich, der sich nur freilich durch Ungeduld verleiten ließ, dort, wo er nicht weiter konnte, mit Reflexion weiter zu wollen, während es das Geheimnis aller wahren Politik ist, wenn sie merkt, daß der Instinkt nicht weiter kann, auch nicht weiter zu wollen, sondern das als eine Warnung zu nehmen, daß sie nicht weiter soll. Stadion ließ sich nicht warnen, sondern übergab sich der Reflexion, er übergab sich Bach. Mit Bach beginnt in Österreich der Aufmarsch von Politikern, die für alles eine Formel finden. Die Macht Metternichs bestand darin, daß er eine Idee von Österreich hatte. Gerade diese, bei uns gebräuchliche Wendung, eine Idee von etwas haben, was also heißt, daß man nicht die Sache selbst hat, aber auch nicht ihre Idee, die sie zeugende Idee, sondern nur eine Idee davon, allenfalls eine sie bezeugende Idee, gerade diese Wendung trifft auf Metternich zu, bestimmt genau seine Kraft und zieht ihre Grenzen. Er hatte eine Idee von Öster-

reich, er hatte nicht Österreich, nicht die Idee Österreichs, aber etwas davon, ein Spiegelbild, und ein sehr glänzendes, ein höchst lebendiges, so lebendig, als nur ein Spiegelbild überhaupt sein kann. Dieses Spiegelbild wollte Metternich fixieren und daß es, fixiert, schon nicht mehr Österreich glich und mit der Zeit immer weniger dem sich ja bewegenden Österreich glich, merkte Metternich nicht, was um so seltsamer ist, da sich Österreich doch um ihn bewegte, gerade durch Männer seines Vertrauens, durch die Männer der österreichischen Romantik. Die österreichische Romantik war ein Erwachen der Idee Österreichs. Ihr ganzer Kreis wird von dem Geheimnis Österreichs erfüllt. Gar in ihrer höchsten Gestalt, dem Redemptoristen Klemens Maria Hofbauer (den Zacharias Werner mit Napoleon und Goethe verglichen hat) ist wirklich ganz Österreich zusammengefaßt. Es waren Männer, die die Gegenwart nicht bloß sahen, sondern sie schauten; ja sie durchschauten sie, bis ins Herz, bis in das Gesetz alles österreichischen Lebens hinein. Dies ließ sie zugleich die Vergangenheit Österreichs gewahr, wie der Zukunft Österreichs gewiß werden; denn alle Gegenwart enthält im Grunde beides, die Vergangenheit bleibt noch, die Zukunft wird schon in ihr. Aus der einen in die andere schaltet der Augenblick um und darum merkt gerade der Augenblick von beiden nichts. Aber noch unter Metternich drängen sich Männer des Augenblicks vor, und als er fällt, beginnt ein Österreich, dessen Hauptwort „provisorisch" wird. Wer im Augenblick den besten Einfall hat, dem gehört es. Diese Begabung, immer einen rettenden Einfall zu haben, von dem uns morgen schon wieder ein anderer retten wird, die Begabung, durchzukommen, sich nur durchzubringen um jeden Preis, eine Begabung der Gleichgültigkeit für alles, was war, und für alles, was daraus wird, der Gedächtnislosigkeit und der Gewissenlosigkeit, die Begabung, immer recht zu haben, unter dem Verzicht, jemals recht zu behalten, die Begabung des „Fortwurstelns" ist in Bach fast bis zur Genialität gesteigert gewesen. In jedem Augenblick der Revolution und in jedem Augenblick der Reaktion blieb er der Mann des Augenblicks. Es ist eine staunenswerte Leistung, daß er, aus einem Revolutionär zum Reaktionär geworden, auch das alte Österreich, das auferstanden schien, wieder unterschlug, durch einen Einfall, durch den ihn rettenden Einfall, es, wenn er es schon nicht an die Luft setzen konnte, in die Luft zu setzen, in die Luft eines bloßen Gedankens, jener „Staatseinheit", die nichts als ein bürokratisches Bedürfnis ist. Bachs Österreich war eine Antwort auf die Frage nach dem Staat, der am bequemsten zu regieren wäre; diesen hat er erfunden. Vom Adel ebenso gehaßt wie vom Bürgertum, war er dennoch ihr Mann, er war nämlich der Mann ihrer Furcht vor der Wirklichkeit: der Adel hatte Furcht vor der drohenden neuen Wirklichkeit, das Bürgertum vor der wiederkehrenden alten, und Bachs Erfindung war, alle

Wirklichkeit, alle, durch eine Fiktion zu bannen. Er hat sein „System" (und mit welcher Ehrfurcht sprach der Österreicher dies Wort aus!) dem Herzog Ernst von Koburg damit begründet, daß „noch kein fertiger Staat vorliegt". Und er meinte wirklich, seinen Staat „fertig vorlegen" zu können, was doch nur ein Jakobiner meinen kann. Und daß es ihm aber auch gelang, daß seine Fiktion von einer Kraft war, welcher sich die Wirklichkeit noch bis zum heutigen Tage nicht ganz erwehrt hat, das ist das Rätsel, wie dieser ganze Mensch ein Rätsel ist, der auf den ersten Blick so klar und einfach und durchsichtig scheint, aber je näher man ihm kommt, desto dichter und fragwürdiger und vielfältiger wird. Ein Advokat, ein Rationalist, und von der gefährlichen Art mit der Neigung zur Diktatur, ein fanatischer Logiker, dies alles war er, aber er war noch mehr. Der richtige Rationalist, reinstes achtzehntes Jahrhundert, ja, aber mit verborgenen Falltüren, mit unterirdischen Gängen, mit einem mystischen Abgrund. Nämlich: ein geborener Advokat, aber dem noch der Bauer im Nacken sitzt. Er stammte von Bauern und solche zur Stadt gebrachte Bauern werden in der zweiten Generation meistens Menschen in zwei Etagen. Ihr bäurisches Mißtrauen bewahrt sie davor, die Stadt in sich einzulassen. Sie nehmen die Stadt nicht auf, sondern legen für sie gleichsam über sich noch einen zweiten Stock an. Unten bleiben sie Natur, oben bringen sie die „Bildung" unter. Der Verkehr mit der Welt geschieht oben, unten leben sie. Jedes Stockwerk hat seinen eigenen Zugang. Mit solchen Menschen kann man jahrelang bekannt sein, ohne sie zu kennen, bis eine Tat, deren man sie niemals für fähig gehalten hätte, verrät, was sie sind. Man tut ihnen unrecht, wenn man sie Heuchler nennt; sie heucheln nicht, nur kennen wir sie bloß von oben, sie handeln aber von unten. Und den unteren Stock können wir schon deswegen nicht kennen, weil er sprachlos ist; das Wort hat immer nur der zweite Stock. Bach war ein Meister des Wortes, das nur aber stets verschwieg, was er tat. Er muß in sich irgendwo gewissermaßen ein taubstummes Gebiet gehabt haben, das nicht hören konnte, was er dachte, noch aussprechen konnte, was es wollte. Und aus diesem Gebiete hat er gehandelt, mit der Sicherheit eines Nachtwandlers. Ein Rationalist, reinstes achtzehntes Jahrhundert, ja, aber mit Mondsucht. Der Fall ist in Österreich gar nicht so selten. Und aus diesem mondsüchtigen Logiker versteht man auch die Kraft des von ihm erfundenen Staates erst! Wie nämlich solche Menschen im Grunde Natur bleiben und nur darauf dann einfach ein Stockwerk von „Bildung" aufsetzen, so war Österreich, das wirkliche, das tiefe, feste, taubstumme Bauernösterreich, stark genug, Bachs Gedankenwisch von einem Staat zu tragen, der ja stets bloß ein bürokratisches Regulativ blieb, freilich mit einem Säbel.

Solche Menschen, deren Wesen stumm bleibt, deren Wort also nichts zu sagen hat, müssen einer Zeit unwahrscheinlich vorkommen, die das Wort so sehr überschätzt, daß ihr, was nicht ausgesprochen wird, nichts gilt. Unsere Zeit geht darin so weit, daß sie, was nicht zu Worte kommt, gar nicht bemerkt. Daher auch ihr Unverhältnis zum Mittelalter, dessen Wesen ja niemals das Wort nimmt. Es redet nicht, es bildet. Auch der Dichter des Mittelalters redet nicht, Dante gebraucht das Wort als Stein, während im achtzehnten Jahrhundert, das schon ein redendes Zeitalter wird, sogar der Maler (noch nicht der des Rokoko, aber der klassische, nicht Watteau, aber David) auch die Farben zum Reden gebraucht. Was das Mittelalter kund machen will, vertraut es dem Baumeister und dem Steinmetzen an. Das deutsche Bürgertum des achtzehnten Jahrhunderts steht im „Wilhelm Meister", der Adel des Mittelalters im Naumburger Dom. Beide hatten dasselbe Bedürfnis, sich auszudrücken; nur die Mittel sind verschieden. Darum kann sich auch die Renaissance mit dem Mittelalter nicht mehr verständigen: sie fragt mit Worten, es antwortet in Steinen. Die deutsche klassische Literatur scheint ein tiefes Schweigen zu brechen, ihre Zeit hat ja nur noch Ohren für das Wort und ist taub für die Verkündigungen Schlüters, Pöppelmanns, Bährs. Damit beginnt ein bald nur noch redendes Zeitalter, in dem nichts mehr zum Vorschein kommt als in Worten, bis sogar die Musik reden muß, wenn sie gehört sein will, ja, bis auch die Tat nicht mehr genügt, wenn ihr das Wort fehlt. (Ein Beispiel ist Bismarck, der, in all seiner unmittelbaren Naturgewalt und so weithin sichtbar ihn auch das Schicksal stellt, dennoch unerkannt bleibt, selbst nachdem seine Tat schon getan, sein Werk schon vollbracht ist, solange bis ihn die Nation schwarz auf weiß bekommt: aus den Frankfurter Schriften, seinen Briefen, seinen Gesprächen wird er ihr erst lebendig. Ein anderes Beispiel ist Wagner, der seinem Werke, dieser ungeheuren Wirklichkeit, überhaupt die Möglichkeit erst hat erreden müssen. Wie denn dieses Zeitalter immer mehr vom Künstler verlangt, noch dazu gleich auch selbst der Advokat seiner Kunst zu sein, und selbst den Maler nicht mehr um sein Bild fragt, sondern um das Programm. Denn eine Zeit, in der alles auf den Markt muß, beherrscht der Marktschreier.)

Ein Zeitalter ist ein bildendes oder ein redendes, je nachdem es sich mit den Erscheinungen abzufinden sucht: der Bildner metaphorisch, der Redner buchstäblich. Beide wissen, daß es dem Menschen unmöglich ist, auf den Grund der Erscheinungen zu kommen, aber jeder will sich nun anders helfen. Das Erscheinende selbst bleibt uns unbekannt, das die Erscheinung Bewirkende, das Agens. Aber das Unbekannte, das in einer Erscheinung steckt, ihr Kern oder Korn, ihr Agens ist ja nicht bloß dieser

einen Erscheinung fähig, sondern einer ganzen Reihe von Erscheinungen. Der Bildner sieht jeder Erscheinung die Reihe, zu der sie gehört, den ganzen Stammbaum an, und indem er die Erscheinung mit einer anderen derselben Reihe vertauscht, durch ein Gleichnis aus ihrer Verwandtschaft ersetzt und uns so fühlen läßt, daß die ganze Reihe auf ein Gemeinsames deutet und dasselbe Geheimnis meint, bleibt uns dieses zwar genau so unbekannt wie zuvor, aber die Erscheinung verliert das Drohende, sie bekommt Gesellschaft, und ein Zusammenhang, eine Ordnung, ein Gesetz ist da, wenn auch verborgen. Die Ur-Sachen bleiben uns unzugänglich, aber es freut uns doch, es ist eine Art Trost, Zeugen zu haben, daß Ur-Sachen sind. Der Redner hilft sich gegen den Drang der Erscheinungen anders als der Bildner. Der Redner hilft sich, indem er das Phänomen beseitigt, nämlich durch ein Zeichen: er „merkt" es, wie man einen Strumpf „merkt", er benennt es und wenn es uns durch den Namen auch freilich um nichts bekannter wird, so wird es uns dadurch doch geläufig, es wird uns vertraut und wir können damit hantieren. Wenn man einen Strumpf „merkt", hat man es nicht mehr nötig, sich ihn zu merken; man erkennt ihn wieder, auch ohne ihn zu kennen, und ungefähr auf dasselbe läuft alle Erkenntnis durch Worte hinaus: sie befreit uns von der Welt, indem sie uns dafür ein Vokabular gibt. Die Vokabel sagt mir freilich über das Ding nicht mehr, als daß es dasselbe Ding ist, das mir schon einmal unbekannt geblieben ist; sie lehrt mich das Unbekannte nicht kennen, aber von den anderen Unbekannten unterscheiden und die sämtlichen Unbekannten sortieren, worauf es mir ja hauptsächlich ankommt, weil dies mir das Gefühl nimmt, unter Unbekannten zu sein; es ist wie in der Mathematik: zwar weiß ich schließlich noch immer nichts, aber ich kann damit rechnen. Auch wer in Metaphern denkt, erkennt dadurch nichts, doch bleibt ihm, dem Bildner, doch immer noch bewußt, daß jede Erscheinung ein Geheimnis ist. Aber wer in Worten denkt, wird das Geheimnis der Erscheinungen los. Und der Markt, auf den in unserer Zeit alles muß, kann kein Geheimnis brauchen. Unsere ganze „Bildung" ist ein gelungener Versuch, alles Geheimnis loszuwerden. Und die Sprache macht sich dann noch den Spaß, „Bildung" zu nennen, was im Grunde nichts als ein völliges „Entbilden" der Schöpfung ist.

Mit dem Bürgertum tritt überall ein redendes Zeitalter ein. Das Bürgertum kann wirtschaftlich nur Waren brauchen, geistig nur Worte. Wie Deutschland bürgerlich wird, wird es literarisch. Wilhelm Pinder (in der Einleitung zu seinem „Deutschen Barock") hat zuerst darauf hingewiesen, daß die klassische deutsche Dichtung nicht vom Himmel gefallen ist, sie spricht nur aus, was bisher bloß Bild war: sie übersetzt das deutsche Barock aus dem Stein ins Wort. Der Stein nimmt in ihr das

Wort, mit einer hinreißenden Kraft, von der auch Österreich mitgerissen wird, das doch damals noch gar nicht so weit, das längst noch nicht für ein redendes Zeitalter reif ist: wir bekommen die Worte des Bürgertums, bevor wir noch genug Bürgertum dazu haben. Die Folge davon ist, daß, als später dann auch unsere Entwicklung so weit wäre, das Wort zu nehmen, sich auszusprechen, literarisch zu werden, sie gar nicht mehr dazu kommt, weil ihr ja das Wort schon weggenommen ist, die Aussprache schon geschehen ist, eine Literatur, die doch jetzt aus dem österreichischen Barock erst entstehen könnte, schon da ist, aber keine österreichische freilich, sondern importiert. Das dürftige Ding, das „Bildung" heißt, diese sauer gewordene Verdünnung der klassischen Dichtung, ein klägliches Surrogat für Religion und Kunst, aber dem Bürgertum, dem diese abhanden gekommen sind, unentbehrlich, hat in Deutschland doch immer noch einen Bodensatz von lebendiger Erinnerung, sie ist nichts, doch merkt man ihr immerhin noch an, was sie war, aber unsere war niemals unser. „Bildung" ist ja schon ihrem ganzen Wesen nach immer aus zweiter Hand, unsere gar aber gleich aus dritter. Unsere „Bildung" ist ausgeborgt, Österreich ist noch gar nicht aus seinem Barock übersetzt worden, es ist noch gar nicht zu seinem Wort gekommen, darum versagt es in diesem redenden Zeitalter, so oft es mitzureden versucht, es hat dann einen falschen Ton, denn es spricht eine fremde Sprache. Das ist unser Elend. Aber daß Österreich in einem redenden Zeitalter notgedrungen so viel von sich verschweigen mußte, nämlich alles, wofür die fremde Sprache seiner entlehnten „Bildung" keinen Ausdruck hat, gerade das also, was es zu sagen hätte, gerade das, was es mit keinem gemein hat, gerade das, was nur von ihm allein gesagt werden könnte, sein ureigenes Wesen, daß es gerade davon immer schweigen mußte, gerade von sich selbst, daß es, seit anderthalb Jahrhunderten, sich niemals mehr ausgesprochen hat, wenigstens nicht mehr direkt, sondern nur noch in abhängiger Rede, das ist vielleicht aber auch wieder unser Glück. An diesem stumm gebliebenen, diesem aufgesparten, diesem unerlösten Österreich haben wir unsere Zukunft. Ihm verdanken wir jene Menschen in zwei Etagen.

Deutsche werden leicht ungerecht gegen Österreicher. Sie meinen, daß es uns an innerem Gewicht, an Ernst, an Tiefe fehle. Wir sind ihnen zu geschickt, es wird uns alles zu leicht, unsere geistige Behendigkeit ist ihnen verdächtig. Zeigen wir uns ihnen an Witz, Einfällen und Schlagfertigkeit überlegen, so behaupten sie, daß wir dennoch unfähig sind, ein Gespräch zu führen, sondern bloß Konversation machen. Sie haben recht, folgern aber daraus falsch. Der Deutsche führt ein Gespräch, er führt es aus sich heraus, holt es aus sich herauf, während wir die Sprache sprechen lassen, nicht uns selbst. Wir sprechen gewissermaßen in unserer Abwesen-

heit, wir selbst sind in unseren Gesprächen nicht da. Daß wir aber deshalb überhaupt nicht da sind, daraus zu schließen, ist doch voreilig von den Deutschen. In einer fremden Sprache spricht man, wie geläufig man sie sprechen mag, doch immer an sich vorbei; das ist auch gerade der Reiz fremder Sprachen, man ruht in ihnen so gut aus weil man selbst daran unbeteiligt ist und sich auch nicht dafür verantwortlich fühlt. Das ist aber genau das Verhältnis des Österreichers zur „Bildung". Unsere „Bildung" hat nichts von uns, wir haben nichts an ihr, das Volk mißtraut ihr, sein Instinkt warnt es vor ihr, aber auch der „Gebildete" hängt sie bloß um, er macht keinen eigenen Gebrauch von ihr, sich kann er damit nicht ausdrücken. An der Kraft sich auszudrücken fehlt es Österreich nicht. Fischer von Erlach und Lukas von Hildebrandt und Jakob Prandauer haben es ausgedrückt wie Dittersdorf, die beiden Haydn und Mozart. Erst in der „Bildung" ist es unsichtbar und unhörbar geworden. Seitdem versteckt sich der Österreicher vor seiner eigenen Natur. Grillparzer ist ein typisches Beispiel dafür, seine grauenhaften Tagebücher enthüllen den wirklichen Grillparzer, sie verraten, vor wem er in die Kunst floh: vor sich selbst. Auch Mozart schon ist auf dieser Flucht vor sich selbst, nur läßt ihn seine Natur nicht entkommen, sie ist stärker, sie holt ihn immer wieder ein, und dieser Mozart, der ihr nicht entrinnen kann, der tragische, der, von seiner Natur überwältigt, aufschreiende Mozart ist der echte. Grillparzer hat niemals den Aufschrei Mozarts. Mozart ist denn auch an sich gestorben, während Grillparzer sich noch jahrelang überlebt hat. Und noch Mahler wird immer der ganze Mahler erst, wenn plötzlich der böhmische Musikant in ihm aufschreit; da hat er sich wieder, das ist seine Mundart. In der „Bildung" ist der Österreicher so verstummt, daß er erst in der Mundart die Sprache wiederfindet. Wenn ein gebildeter Österreicher sich einmal aussprechen will, sich selbst, in einer wahren Not oder in einem tiefen Glück, kann er das immer nur in der Mundart. Es hat noch kein Österreicher gesagt: Ich liebe dich. Er sagt: Ich hab dich lieb. Sonst glaubte man es ihm auch nicht. An Kainz war nichts so seltsam, als wenn er, der oft tagelang das reinste Hochdeutsch sprach, einmal etwas auf dem Herzen hatte: gleich sprach er das ärgste Wienerisch. Und es ist kein Zufall, daß die beiden größten Dichter Österreichs seit dem Import der „Bildung", Raimund und Stelzhamer, Dialektdichter waren, wie Schubert, Bruckner und Smetana Dialektmusiker sind. An der „Bildung" sind wir erkrankt, am Dialekt genesen wir wieder. Das gilt von jedem einzelnen Österreicher ebenso wie von Österreich selbst.

„Bildung" war jenes Österreich des Doktor Alexander Bach, ein über Nacht improvisierter Staat. Aber wie Bach selbst voll Geheimnis war, ein Rationalist, aber mit mystischen Verließen, hat auch der von

ihm ausgedachte Staat irgendeinen unterirdischen Gang zur Wirklichkeit. Österreich hat noch Dialekt, wenn auch im Staat versteckt. Die Gemeinde ist ganz Dialekt. Daher auch das österreichische Gefühl, daß Österreich „nichts geschehen kann"; es ruht auf sicherem Grunde, in der Not zieht es sich in seine Gemeinden zurück. Auch die „Länder" haben Dialekt, freilich schon einen verschämten. Sie sind noch Natur, aber bei getrübtem Bewußtsein. Die Gemeinde ist Natur, nichts als Natur, und bewußt gewordene Natur. Das „Kronland" ist auch noch Natur, aber die nicht mehr wagt, sich ihrer ganz bewußt zu sein: ein Dunst liegt darauf. Die Gemeinde spricht sich resolut aus, dem „Lande" wird, eben wenn es sich aussprechen will, plötzlich ein Fremdwort suffliert, das es zaghaft nachsagt: dem „Lande" redet plötzlich der Staat drein, in seiner landfremden Sprache. Die Wirklichkeit Österreichs verjüngt sich aus seinen breiten Gemeinden zu den Ländern empor, und wenn sie sich nun noch einmal wieder empor verjüngte, hätten wir einen natürlichen Staat, aber der fehlt, die Wirklichkeit Österreichs bricht auf einmal ab, und an der Spitze wird ihr eine Unwirklichkeit aufgesetzt.

Eine Unwirklichkeit, aber keine Unwahrheit. Der Staat versteckt Österreich bloß, aber er verleugnet es nicht. Auch er ist ja wieder Österreich, aber ein bloß gedachtes, im Gedanken stecken gebliebenes Österreich. Und daß in dieses bloß gedachte, im Gedanken stecken gebliebene Österreich die Wirklichkeit Österreichs gesteckt worden ist, daran ist ihr zum Ersticken. Österreich hat einmal plötzlich die Geduld mit sich verloren und gewaltsam fertig machen wollen, was nur werden kann, was wachsen muß, was man walten lassen muß (und was überhaupt nie „fertig" sein wird!). Österreich hat das Erscheinen seiner Einheit nicht erwarten können. Aber kein Gedanke, selbst der wahrste nicht, selbst ein der Wirklichkeit nur vorauseilender nicht, kann die Wirklichkeit kommandieren. Der Zentralismus Bachs war eine Übereilung Österreichs. Bachs Gedanke war, Österreichs Einheit erscheinen zu lassen, aber er verwechselte Form mit Umform. Österreich ist eins, aber nicht einförmig. Es ist der Irrtum der Zentralisten, sich Österreich einförmig zu denken. Die Föderalisten wieder verlieren vor lauter Empfindung, wie vielgestaltig Österreich ist, sich zuletzt in ein ungestaltes Österreich. Nichts Lebendiges läßt sich statuieren, formulieren oder wie man immer den Versuch, Natur aufzuhalten, nennen mag, denn alles Lebendige fließt, gar aber Österreich, das nichts als Fluß war, ist und sein wird, der deutsche Fluß ins Morgenland.

Richard Kralik hat einmal von der „österreichischen Idee" gesagt, sie warte nur darauf, daß ihr jemand die „kleine Samtmaske" vom Gesicht nimmt. Auch jeder Österreicher, welcher Nation immer, trägt diese kleine Samtmaske. Jeder Österreicher ist eine Miniatur Österreichs. Wie die

Wirklichkeit Österreichs, in der Gemeinde von solcher Urkraft, dann behutsam in das „Land" aufsteigt, dort aber, gerade wo sie zum vollen Bewußtsein will, in den Staat versteckt wird, so sieht sich auch der Österreicher selbst immer aus dem vollen Leben plötzlich ins Wesenlose gesetzt. Er ist ganz Natur. Kein anderer Menschenschlag hat einen geraderen Wuchs. Wohlgeboren, wohlgestaltet, wohllautend wächst der Österreicher wohlgemut auf und — wird irre. Irgendetwas macht ihn plötzlich irre. Er wird ungewiß, darum übertreibt er sich. Er gefällt sich nicht, darum sucht er zu gefallen. Er verliert die Zuversicht, das macht ihn so lärmend lustig. Wann wird er irre? Wodurch wird er an sich irre? In dem Augenblick, wo er sich entscheiden soll, wo er wählen, sein eigenes Leben, das ihm gemäße, das ihm zugewiesene Leben wählen muß, wo er zu handeln hat. Davor erschrickt er, er fühlt sich unfähig dazu, denn er vermag nicht, sein Schicksal abzuheben. Er ist Natur, er hat Form, aber um nun das, was er ist und was nur er ist, das was er hat und was nur er hat, sich herauszunehmen als sein Eigentum, seinen Ruf, seine Tat, sein Recht und seine Pflicht, dazu fehlt ihm der Anblick einer Gemeinsamkeit, mit der er sich eins, aber an der auch wieder er sich als den einen, der nur er ist, fühlen könnte. Bilden, wahrhaft bilden, zu bewußtem Sein und zur bewußten eigenen Tat bilden, kann der einzelne sich immer nur am Bilde der Gemeinschaft, der er angehört. An ihrem Gesichte nur erblickt er erst sein eigenes Gesetz. Aber wie soll der Österreicher die Idee, die er ist, die er zu tun hat, sehen können, wenn er die Idee Österreichs niemals gesehen hat? Was er sieht, ist doch immer nur die kleine Samtmaske. Es muß einer schon ganz von Gott besessen sein, daß er den Mut findet, sie Österreich vom Gesicht zu nehmen! Die anderen lassen sich täuschen, ihnen ist die Maske das Gesicht und so bilden sie sich danach: sie nehmen sich auch eine vor. Und so, wie sie selbst sich niemals sehen, bleiben sie stets ungesehen und ihre eigene Tat bleibt ungetan, ihr eigenes Leben ungelebt. Aber diese Tat steckt doch in ihnen, sie kann nur nicht heraus, sie sind von eigenem stockenden Leben voll. Daher die Wehmut ihrer tollen Lebenslust, der Geigenklang österreichischer Menschen. Und weil sie sich selbst nicht erleben können, müssen sie sich verwandeln: daher ihre Schauspiellust. Und weil doch alle Verwandlung aber keinen Menschen je von sich selbst erlöst, was nur die befreiende, entladende Tat kann, deshalb ihre Flucht vor dem eigenen Ernst, ihr holder Leichtsinn, der österreichische Leichtsinn, mit dem sich kein anderer auf der weiten Welt vergleichen kann an Anmut und Liebreiz und Seligkeit, weil es ein Leichtsinn voll unseliger Sehnsucht ist, ein Leichtsinn aus verstummter Tiefe.

Dreiunddreißig Jahre Dreibundpolitik und ihre Lehren

von B. Lawrence Freiherrn von Mackay

In den sechziger Jahren der mitteleuropäischen Freiheitskämpfe gingen die Wogen der Begeisterung für das Ringen des Regno um seine nationale Einigung und Wiedergeburt gleich hoch in Norddeutschland und in Frankreich. Der gemeinsame Feind war Österreich. 1859 schlugen französische und italienische Truppen Schulter an Schulter die Heere Habsburgs bei Magenta und Solferino aufs Haupt; das neu erstandene Königreich konnte Toskana, Parma, Modena und Oberitalien bis zur Minciogrenze besetzen. Nur mit Unwillen mobilisierte Preußen zum Schutz gegen die damit gegebene Bedrohung deutschen Bundesgebietes; aber eben dieses bloße Truppenaufgebot, das gar nicht dazu kam, die Rheingrenze zu überschreiten, genügte, um Wien, obwohl es militärisch noch in keiner Weise erschöpft war, in der Furcht vor preußischem Machtaufstieg zum schnellen Friedensschluß in Villafranca zu veranlassen. Der vier Jahre später in Frankfurt am Main abgehaltene Fürstentag bewies nochmals eindringlich, daß an einen friedlichen Ausgleich des Wettbewerbs Preußens und Österreichs um die deutschstaatliche Führerschaft nicht zu denken war, und die Waffenverbrüderung der beiden Mächte im schleswigholsteinischen Kampf gegen Dänemark verschärfte nur diesen Gegensatz, statt ihn zu mildern. So kam 1866 das Bündnis zwischen Preußen und Italien mit seinen merkwürdigen Folgen zustande: bei Königgrätz wurde jenes Ringen um die deutsche Hegemonie zugunsten des Nordens entschieden, bei Custozza aber rächte Erzherzog Albrecht in glänzender Waffentat Solferino, bei Lissa bohrte Tegetthoff mit seinen veralteten Holzschiffen die weit moderneren italienischen Panzer in den Grund, und eben nur den Ergebnissen auf den böhmischen Schlachtfeldern hatte es Rom zu verdanken, wenn es trotz solchen demütigenden Niederlagen das heiß umworbene Venetien sich einverleiben konnte. Den Hauptentscheidungen des politischen Dramas aber folgte ein Nachspiel, dessen sich zu erinnern gewiß heute nicht minder zeitgemäß ist. Als Entgelt für die dem Regno geleisteten Waffendienste ließ sich Frankreich von Italien Savoyen und Nizza abtreten, und sofort nach 1866 benutzte es die inneren Verlegenheiten des Nachbarreiches, um, als Schutzherr der katholischen Kirche sich aufspielend, eine Division Infanterie und Jäger in Civitavecchia zu landen, die, vereint mit päpstlichen Truppen, die Garibaldiner aufs Haupt schlugen, deren gefeierten Führer gefangen setzten und die Trikolore auf dem Vatikan neben der Standarte des Patrimonium Petri hißten. Wiederum war es Deutschland, das durch seine Siege von 1870/71 es Italien erst ermöglichte, den

Schlußstein auf das neue Reichsgebäude durch den Sieg des Kapitols über den Lateran zu setzen.

Das sind die geschichtlichen Grundlagen, auf denen vor dreiunddreißig Jahren, nachdem 1879 durch das deutsch-österreichische Bündnis die Streitaxt zwischen Berlin und Wien begraben war, der heute dröhnenden Falls gestürzte Dreibundturm aufgerichtet wurde. Welches seine Baugesetze und Richtmaße waren, darüber möge vorab sein großer Bauherr und Schöpfer in einigen charakteristischen Auslassungen zu Worte kommen. Schon 1868 hatte er — und er äußerte sich bald darauf in ganz gleichlautender Weise brieflich an Mazzini selbst — an den Grafen Usedom geschrieben:

„Deutschland sei der natürliche Bundesgenosse Italiens; denn beide Staaten seien von Nachbarn umgeben, die sich auf ihre Kosten vergrößern wollten. Die Sprach- und Stammesgemeinschaft sowie die Gleichartigkeit des sittlichen Temperaments und der Gebräuche könnten für sich allein Völkerbündnisse nicht begründen, wenn die beiderseitigen Interessen nicht dazu angetan seien, dieselben zu fördern und zu festigen. Wenn jedoch zwei Staaten geographisch so gelegen seien, daß die Machtausdehnung des einen den anderen in keiner Weise belästige, wenn im Gegenteil die Erstarkung des einen auch dem anderen höhere Kraft verleihe, dann müßten sie natürlichen Triebes Bundesgenossen werden . . . Im Norden laste auf Deutschland England, und eines Tages werde der Orient Italien bedrängen. Nur im Süden leuchte beiden der Stern der Zukunft, im Süden, wo Deutschland sich auf Italien stütze und dieses das Mittelländische Meer vor sich habe, das wohl wieder ein italienischer See werden könne . . . Frankreich und Italien könnten im Mittelmeer, das kein teilbares Erbstück sei, niemals verbündet sein. Der ‚große Freihafen des Atlantischen Ozeans' gehöre unstreitig Italien, dessen Küsten zwölfmal soweit ausgedehnt seien als jene Frankreichs. Die Herrschaft über das Mittelmeer müsse der beständige Gedanke Italiens, das Ziel aller seiner Minister und deren leitender Grundsatz sein."

Derselbe Staatsmann, der so die Unverbrüchlichkeit der natürlichen politischen Bindungen zwischen den beiden Reichen, über die zu gleicher Zeit die Sonne nationaler Auferstehung erstrahlte, mit beredten Worten feierte, hatte aber doch wieder recht schwarzseherische Anschauungen über die Lebensfähigkeit seiner Bundesstiftung, deren Anregung ja tatsächlich nicht von ihm, sondern von römischer Seite ausging; überaus scharf bezeugt das eine von Penzler in seinem Werk „Bismarck nach der Entlassung" überlieferte Kritik:

„Italien hängt am Dreibund nur auf den Wunsch Englands, nicht aus Sympathie für Deutschland oder Österreich . . . Der Wert der theoretischen Freundschaft mit England besteht darin, daß es im Fall eines

Krieges mit seiner Flotte die italienischen Küsten deckt . . . Mit dieser Erwägung wird zugleich klar, daß Italiens Rücktritt vom Dreibund keine Sache ist, die in Frankreichs Händen ruht, sondern in denen Englands. Daraus ergeben sich für die diplomatische Behandlung Englands Gesichtspunkte von nicht zu unterschätzender Bedeutung . . . Ich habe stets die Ansicht vertreten, daß das Königreich des maritimen Schutzes durch die englische Flotte nicht entbehren könne und deshalb stets mehr oder weniger auf England Rücksicht nehmen müsse, und habe dieser Sachlage, soweit es die deutschen Interessen erlaubten, auch stets Rechnung getragen, unbeschadet aller notwendigen Zurückweisung Englands in seine Schranken."

Und unzweifelhaft ist Rom der eigentliche schwarze Zielpunkt der Schützenscheibe, der jene Geschosse des eisernen Kanzlers gegen optimistische Auffassungen von der Sturmfestigkeit des Dreibundes galten:

„Die Haltbarkeit aller Verträge sei eine bedingte, sobald sie im Kampf der Großstaaten ums Dasein auf die Probe gestellt würden. Keine große Nation werde je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen sei, zwischen beiden zu wählen. Das ultra posse nemo obligatur könne durch keine Vertragsklausel außer Kraft gesetzt werden, und ebensowenig lasse sich durch einen Vertrag das Maß von Ernst und Kraftaufwand sicherstellen, mit dem die Erfüllung geleistet werde, sobald das eigene Interesse des Erfüllenden dem unterschriebenen Texte und seiner früheren Auslegung nicht mehr zur Seite stehe . . . Der Dreibund habe die Bedeutung einer strategischen Stellung, die in Rücksicht auf die zur Zeit des Abschlusses vorherrschenden Gefahren eingenommen worden sei; der Vorbehalt rebus sic stantibus sei stillschweigende Voraussetzung für die Erfüllung seiner Bestimmungen wie aller ähnlichen Staatsverträge. Er sei von Zeit zu Zeit erneuert worden, und es sei möglich, daß er weiterhin verlängert werde; aber unweise würde es sein, ihn als eine dauernde Sicherung gegen alle mögliche Zufälligkeiten zu betrachten, welche die politischen, materiellen und moralischen Bedingungen, unter denen er zustande gekommen, änderten."

Im übrigen eignete Bismarck auch persönlich wenig Zutrauen und Zuneigung zu den römischen Politikern; er verglich sie sogar Busch gegenüber einmal mit den Aaskrähen, die sich auf dem verlassenen Schlachtfeld ihre Nahrung suchten, und konnte ihnen die Kurzsichtigkeit, Torheit und verblendete Wankelmütigkeit nicht verzeihen, in der sie 1870 bereit gewesen wären, Deutschland gegen das Versprechen eines Stückes von Tirol im Rücken anzufallen.

Als galliger Bodensatz der Synthese scheinbar gegenläufiger Urteile des deutschen Reichsschmieds über die Härte und Stoßkraft der aus seiner Esse hervorgegangenen Dreibundwaffe bleibt so ein ausgesprochener Pessimis-

mus. Es gibt zweierlei Arten von Staatsbündnissen. Die einen gleichen jenen echten, vor dem Altar beschworenen Ehen, deren Verlobte in aller Not und allen Schicksalswendungen des Lebens im Bewußtsein unbedingter Lebensverkettung bis zum letzten Atemzug sich Treue halten. Sie binden Staaten auf dem Granitgrund der Stammes-, Sprach- und Kulturverwandtschaft, zugleich aber auch, wie es Bismarck mit Recht als unbedingtes Erfordernis hinstellt, auf dem Fuß gleicher politisch-materieller Daseinsgesetze und Entwicklungsinteressen; das leuchtende Beispiel einer solchen Staatenehe ist die Kameradschaft des Deutschen und des Habsburgischen Reiches in ihrer heutigen durch Stahl und Blut und, soweit menschliches Ermessen reicht, für alle Zeit gehärteten Befestigung. Bei den anderen ist der Hebelpunkt des Zusammenschlusses gemeinhin vorab nichts anderes als der taktische Zweck, zu verhindern, daß der Vertragsgenosse in das feindliche Gegenlager überläuft. Es handelt sich um Zeitehen, deren Lebensdauer naturgemäß kurz ist wie Maienblüte; die ganze Entente-Verschwisterung steht sichtlich im Zeichen solcher Hinfälligkeit und wird — das läßt sich schon jetzt mit aller Bestimmtheit voraussagen — nach dem Krieg wie ein Kartenhaus zusammenstürzen. Wenn der Dreibund trotz der offensichtlichen Brüchigkeit seiner italienischen Seitenwand dreißig Jahre überdauerte, so weist schon diese Tatsache deutlich darauf hin, daß er nicht auf Triebsand, sondern auf hartem Felsboden stand und trotz seiner Herzschwäche einen gesunden Lebensgrund hatte, daß Bismarck mit seiner Begründung einen verheißungsvollen Fruchtkeim in das politische Ackerfeld senkte, dessen glückliche Entwicklung im Sturm der Zeiten zu sichern freilich den Epigonen nicht gelang. Italien streckt sich, einer gewaltigen Reede gleich, von dem Mauerkern Europas, den Zentralalpen, weit in das Mittelmeer hinaus bis gegen die nordafrikanische Küste. Es gehört so geographisch unverbrüchlich zu den Bollwerken deutscher Macht im Herzen der Alten Welt, und dieser physischen Bindung entspricht die organische, politische, wirtschaftliche und kulturelle Abhängigkeit und Zugehörigkeit. Abgetrennt von dem mitteleuropäischen Körper, wird der Arm Italiens niemals irgendwelche gebietende Hiebkraft besitzen; aus der Reede des Regno wird ein schwach verankertes Floß werden, über dessen wehrlose Borde Wellen und Wogen aller Mittelmeerstürme hinüberspülen und dessen Treibholz selbstsüchtige Scheinfreunde auffammeln. So gesehen, läuft tatsächlich der Verrat Roms auf einen Selbstmord hinaus, und so verbindet sich unserer Verachtung der verantwortlichen und unverantwortlichen Elemente, die das Land in einen ruchlosen Krieg, wie seinesgleichen glücklicherweise die Weltgeschichte nur wenige kennt, hineingetrieben haben, Mitleid mit einem genasführten Volk, dem von seinen Führern die unsinnigsten und verstiegensten Preise und Gewinnmöglichkeiten des Kriegs-

glücksspiels vorgegaukelt werden und das man, wie einen Zirkusstier durch die Banderillostäbchen, in blinde Wut und ins sichere Verderben hineinhetzt. Die alte Eibe der politischen Ordnung Europas ist entwurzelt; Englands Kriegserklärung an Deutschland war ein Blitz in ihre Krone, aber Italiens Treulosigkeit hat ihren Stamm zerspellt. Wir stehen vor einem Trümmerfeld zerbrochener Hoffnungen und wissen, daß nicht so bald neues Leben aus den Ruinen wieder erblühen wird. Aber mitten in diesen bitteren Erfahrungen ist unsere Siegeszuversicht, daß der neue Tag, der nach dem Auszittern der Katastrophe anheben wird, ein deutscher Tag sein soll, stärker denn je. Unsere Zukunftserwartungen sind gleich groß wie unsere Bündnisenttäuschungen; zwischen der Spannung der beiden Stimmungen einen Standgrund nüchterner Urteilsfindung und ruhiger Kräftesammlung zu behaupten, ist nur möglich bei unbefangener Durchleuchtung der Vergangenheit und der Ursachen, die zu der heutigen politischen Götterdämmerung Europas geführt haben.

Die Keimfrucht des berüchtigten Artikels 7 des Bundesvertrages, mit Hilfe dessen man in der Consulta auf seltsamen sophistischen Wegen die Wortbrüchigkeit zu rechtfertigen sucht, entwickelte sich schon vor der Begründung des Dreibundes auf dem Berliner Kongreß. Italien hätte bereits damals Albanien, das heute so heiß begehrte, zum Ausgleich für den Österreich zugesprochenen bosnisch-herzegowinischen Gewinn, ja dazu, nach den Angeboten Bismarcks und Beaconfields, Mytilene und Tripolitanien erhalten können, wenn es geschickter diplomatisch vertreten gewesen wäre, und wenn nicht Cairoli, der mit „reinen Händen" aus der Versammlung für die Neuredaktion der politischen Landkarte Europas hervorgehen wollte, geradezu auf den Abstinenzlerstandpunkt sich gestellt hätte. Immerhin mußte sich Wien zu dem mißlichen Zugeständnis grundsätzlicher Anerkennung der Aufwiegungsansprüche Roms auf dem Balkan für jeden Fall, daß die Donaumonarchie dort weitere Schritte vorwärts machen würde, bequemen. Und zwar war es kein anderer als Bismarck selbst, der die Forderung der Consulta in der kaum verhohlenen Absicht unterstützte, dem Vordringen Österreichs im nahen Osten einen Hemmschuh anzulegen, um so gute Freundschaft mit Rußland halten zu können. Ein Jahr nach dem Kongreß, 1879, folgte dann die Begründung des deutsch-österreichischen Bundes, nach drei weiteren Jahren der Anschluß Italiens kraft eines Sondervertrages, der den Artikel 7 noch nicht enthielt. Die ersten Lustren des Bundes standen unter durchaus glücklichem Zeichen. Albanien wurde schon zu Goluchowskis und Venostas Zeiten durch ein „Protocole de désintéressement" zu einem noli me tangere für Wien wie Rom gemacht. Dementsprechend spielte die Streitsache des „Mare

nostro“ noch keine irgendwie ins Gewicht fallende Rolle, und ebenso mußte sich die Irredenta „im Hintergrund der Neigung, fern von dem Schuß und Anfall der Begier“ schon deshalb halten, weil sie, von Anfang an zugleich die Schrittmacherin des radikalen Republikanismus, machtlos dem Wall der in den damaligen Reichsjugendjahren noch übermächtigen Begeisterung für das Königtum gegenüberstand. Als Erbfeind des Regno galt Frankreich, namentlich seitdem es der „Schwesternation“ 1881 den üblen Streich mit Tunis gespielt hatte. Welche Schärfe diese Feindschaft bis gegen die Jahrhundertneige behielt, dafür ist eine Stelle aus dem Tagebuch Crispis vom 9. Februar 1896 über eine Auseinandersetzung zwischen dem damaligen Botschafter Bülow und dem großen italienischen Staatsmann charakteristisch, der in die scharfen Anklagen ausbricht:

„Frankreich bekämpft uns überall. In Europa und Afrika, überall stoßen wir auf seine böswilligen Machenschaften. Es heißt, der Dreibund sei geschlossen, den Frieden zu verbürgen. Für uns ist er das Gegenteil. Für uns ist der Dreibund der Krieg. In Italien stellt man uns nach mittels des Vatikans und draußen mit allen Mitteln, über die eine giftige und hinterlistige Diplomatie verfügen kann... Und das alles geschieht, weil man uns die Zugehörigkeit zum Dreibund zur Sünde anrechnet. Ich bitte Sie, schreiben Sie dem Fürsten Hohenlohe darüber und bringen Sie meine Erklärungen zur Kenntnis des Kaisers.“

Heute mögen die bitteren Worte wie der erste Stoß eines in Aufruhr geratenen Bebengebietes erscheinen, dessen demiurgische Kräfte allmählich immer mächtiger wurden, bis sie den Dreibundbau aus den Angeln zu heben vermochten. Die Erbitterung des römischen Paladins, der fünfzehn Jahre lang getreulich am Tibertor der Bundesfeste Wache gestanden hatte, gegen Frankreich ist groß; der Unwille über den Mangel wirksamen Schutzes gegen die unaufhörlichen Nadelstiche dieses Gegners durch die Bundesgenossen aber fast noch größer. Die beginnende Verlagerung der politischen Schwergewichte in Europa, die mit dem ersten vorläufigen Abkommen Ribot-Mohrenheim zwischen Paris und Petersburg 1891 angesetzt hatte, machte sich eben auch in der Consulta immer stärker bemerkbar. 1896 war dem französisch-russischen Bündnis bereits ein ausgesprochener Angriffscharakter gegeben worden; gleichzeitig spannen sich die ersten Fäden der Verständigung zwischen Paris und London an, das bis dahin den Dreibund vom Mittelmeer aus nicht blockiert, sondern, um Frankreich niederzuhalten, schützender Hand flankiert hatte, jetzt aber in seiner Haltung immer unsicherer wurde.

Mit dem Jahr 1902, da der Dreibund zum dritten Male erneuert wurde, begannen zugleich die Wolken an seinem Himmel sich zum Gewitter zusammenzuziehen. Seemachtschöpfung ohne koloniale Machtge-

winnung ist nicht möglich, und wenn Bismarck Italien auf das Mittelmeer als die natürliche Kampfbühne zur Verwirklichung seiner nationalen Zukunftshoffnungen verwiesen hatte, so drängte er damit folgegesetzlich den Verbündeten in den Wettbewerb mit Frankreich und England um einen Platz an der Sonne der kulturbrachen nordafrikanischen Gebiete. In allem aber, was das Regno auf diesen Wegen zur Annäherung an das imperialistische Ideal unternahm, dem das Schlagwort galt: „L'immortale stirpe di Roma è ancora pronta al più vasto dominio", hatte es eine höchst unglückliche Hand. Englands Angebot, sich an der Besetzung Ägyptens zu beteiligen, war von ihm in wohlberechtigtem Mißtrauen, nur als britischer Handlanger sich betätigen zu sollen, abgelehnt worden. Die Operationen aber, die es dafür in Nordostafrika, zuerst in Erythräa und dann in Somaliland auf eigene Faust unternahm, standen von Anfang an unter denkbar unglücklichem Stern. Die beiden Schutzgebiete waren und blieben weit von dem Mutterland entfernte und ihm organisch nicht verbundene Außenwerke, deren Unterhaltung doppelt und dreifach mehr kostete, als sie einbrachten, und deren Ausbau in unglückseliger Verkettung von Scheinerfolgen und Niederlagen schließlich mit dem furchtbaren Zusammenbruch bei Adua endete, wo die mit französischen Grasgewehren bewaffneten Abessinier Roms Schutzmacht niedermetzelten. Zwei Jahre später, am 11. Dezember 1898, kam dann der berüchtigte Sudanvertrag zustande; England verbündete sich mit Frankreich, nachdem dieses in Faschoda gedemütigt war, auf afrikanischem Boden und lagerte sich mit dem Sekundanten beiderseits vor die Tore Tripolitaniens. Damit war Rom, wie so oft bei seinen kolonialen Hoffnungen, zwischen zwei Stühle gesetzt und schien um die letzte lockende Beute an der jenseitigen Mittelmeerküste betrogen werden zu sollen. Jene „theoretische" Freundschaft zwischen der Consulta und dem Foreign Office hatte sich nun gerade im Verlauf der nordostafrikanischen Unternehmungen so eng geknüpft, daß allgemein von Geheimverträgen zwischen beiden Mächten gemunkelt wurde. Dieses Einvernehmen kühlte sich natürlich jetzt sehr schnell ab, und in Paris benutzte man geschickt die Gelegenheit, um sich Rom zu verpflichten; in einem Geheimabkommen von 1902 gestand Frankreich Italien freie Hand in Tripolitanien für die Gegenleistung des Komparenten, die Anerkennung des Vorrangs der französischen Rechte in Marokko, zu. Für das Königreich aber hatte, da England nach wie vor der eigentliche Beherrscher des Mittelmeers war, das Zugeständnis des Quai d'Orsay nur sehr bedingten Wert; an der Tiber fand man sich daher gerne zur Wiederaufnahme der Verhandlungen mit London bereit, die dahin führten, daß England ähnlich wie Frankreich Italiens Ansprüche auf die alte römische Pentapolis anerkannte. In allen diesen ohne vorhergehende Verständigung

mit Berlin und Wien geschlossenen Abkommen lag aber nicht nur bereits eine offensichtliche Verletzung des Artikels 7 des Bundesvertrages, über die Verpflichtung Österreich-Ungarns und Italiens zu vertraulicher und offener Aussprache über alle ihre politischen Pläne und Maßregeln, sondern sogar eine ausgesprochen feindselige Stellungnahme Roms gegen seine Verbündeten. Denn indem die Vertragschließenden die wirtschaftlichen Interessen in Marokko mitverschacherten, durchlöcherten sie nicht nur die von ihnen unterschriebene Madrider Übereinkunft von 1880, sondern setzten sich auch selbstherrlich über das Berliner Abkommen mit dem Scherifenreich von 1891 hinweg, das Deutschland die Rechte der meistbegünstigten Nation gesichert hatte. Daß England und Frankreich auf solche Weise ihre eigene Unterschrift entwerteten und verhöhnten, konnte Italien gewiß gleichgültig sein; daß es sich an der zynischen Vergewaltigung der Rechte eines Dritten, der sein eigener Bundesgenosse war, beteiligte, zeigte bereits deutlich genug, woher der Wind an der Tiber zu wehen begann. Tatsächlich hatte bereits 1902 Prinetti eine Änderung des Vertragstextes im Sinn einer Abschwächung der lästig gewordenen Pflichten und Bindungen gegen Frankreich zu erreichen gesucht; da das Ziel auf gütlichem Weg gesperrt blieb, wurden die Schranken gewaltsam niedergerissen. Das britisch-französische Abkommen von 1904 besiegelte die Verständigung zwischen London und Paris unter verdeckter Beteiligung Italiens als stillem Geschäftsgenossen, der deutsch-französische Ausgleich über Marokko scheiterte — man weiß noch heute nicht, warum — trotz des erfreulichen Hinauswurfes Delcassés aus dem Ministerium Rouvier, und auf der nachfolgenden Algesiraskonferenz spielte Rom öffentlich seine bekannte Extratour als Quadrillentänzer auf der Dreiverbandseite.

Begann 1902 die heimliche Unterhöhlung der Mauern des Dreibunds, so setzte 1908 die öffentliche Berennung seiner Befestigungen ein. In Konstantinopel fegte die Julirevolution und der nachfolgende Sieg der Jungtürken über den reaktionären Gegenstoß das hamidische System hinweg, und die mit Recht gefürchtete gewaltsame Aufrollung der unter dem künstlichen Verschluß des Statusquoprinzips gehaltenen Balkanprobleme war vorauszusehen. Italien stand noch einmal, nicht als ein Herkules, sondern als ein auf irrender Fahrt den Weg zwischen Scylla und Charybdis vorwärtssuchender Odysseus, am Scheideweg seines Lebensschicksals, vor einer Wahl, die ihm prinzipiell schon einmal, in den Wiegentagen seiner nationalen Erhebung, gestellt worden war. Als Cavour 1885 den Anschluß Sardiniens an die französischen und britischen Verbündeten im Krimkrieg gegen Rußland betrieb, war das erklärte Leitmotiv seines Handelns die Überzeugung, die Zukunft Italiens als Mittelmeermacht sei für alle Zeit verdunkelt, wenn sich der zarische Reichskoloß am Bosporus fest-

setze. Ihm gegenüber war ein anderer Vorkämpfer Jungitaliens, Mazzini, der erste, der den Gedanken eines Balkanbundes flügge werden ließ und seherischen Blickes glaubte ankündigen zu dürfen, daß, wenn durch solchen Zusammenschluß der jugoslawischen Mächte die Türkei aus Europa hinausgetrieben werde, auch der Zerfall des Habsburgischen Reiches besiegelt sei. Auf der einen Seite stand so der heißblütige Volkstribun, der sich nicht nur für des eigenen Volkes, sondern auch für anderer Nationalitäten Freiheit überschwenglich begeisterte und die Türkei und Österreich als Mächte der Reaktion und der Knechtung in einen Topf warf; auf der anderen Seite der weiter blickende, wenn auch in seiner Heimat überschätzte Staatsmann, der intuitiv die vom Osten her heranrückende allslawische, oder richtiger gesagt, großrussische Gefahr vorausahnte und ihr rechtzeitig einen Riegel vorzuschieben trachtete. Auch Crispi war ein Mazzinist, aber ein bekehrter; er erkannte, daß das Österreich vor 70 mit dem nach 70 nicht mehr zu vergleichen war und daß gerade die glückliche Lösung der östlichen Schicksalsfrage den engen Zusammenschluß der mitteleuropäischen Mächte, von denen Italien sich nicht trennen könne, unbedingt erfordere. Seine Nachfolger dachten anders: Racconigi war der laut redende Zeuge dessen. Die Bedeutung der damals vollzogenen Annäherung Roms an die dritte Ententemacht ist damals zweifellos sehr unterschätzt worden. Graf Monts, der deutsche Botschafter, wies zwar so deutlich, wie es in diplomatischer Sprache möglich ist, darauf hin, daß mit dem Seil der Freundschaft zwischen Consulta und Sängerbrücke das Zügenglöcklein des Dreibunds geläutet werde; aber die Kassandrawarnung wurde für übertrieben schwarzseherisch gehalten, und zwar, nach dem Schein der späteren Ereignisse, mit gewissem Recht. Man meinte, Rom habe sich lediglich auch von seiten des Zaren die Zustimmung zu dem geplanten tripolitanischen Unternehmen holen wollen und pochte darauf, daß nach dessen Beginn mit dem Ausgreifen der italienischen Operationen bis nach den Dardanellen sich die Petersburger Gnadensonne merklich verdüsterte. Man wies auf den berüchtigten Manubafall hin, der an der Tiber neuerlich einen Sturm der Erbitterung über die französischen Anmaßungen gleich jenem Wirbelwind in den Tagen der Tunisentrüstung ausbrechen ließ. Man pries den Schachzug v. Kiderlen-Waechters, der bei seinem Antrittsbesuch in Rom geschickt persönliche Beziehungen zum König und zu San Giuliano anzuknüpfen verstand, und die glückliche Hand, die Berlin als ehrlicher Makler zwischen der Hohen Pforte und der Consulta und als starker Schutzherr der Italiener in Kleinasien bewies. Und man triumphierte in übergroßer Bescheidenheit, die in solchen Dingen dem deutschen Michel so oft eine mißliche Zier ist, daß jene rohe Deutschenhetze, deren Mittelpunkt der Gardasee war und als deren spiritus rector sich schon

damals der „große" Dichter d'Annunzio in den Vordergrund drängte, alsbald abflaute, und daß der Dreibund von 1910 ab äußerlich neuerdings in das Zeichen des Honigmonds trat, ja sogar 1912 überraschenderweise vorzeitig erneuert werden konnte. Aber allen diesen Spekulationen eignete die gleiche Wurzel der Hinfälligkeit und irrtümlicher Vorstellungen: vor den Bäumen des zeitgeschichtlichen Nebenspiels wurde der ragende, finstere Wald des weltgeschichtlichen Hauptspiels nicht gesehen, über dem Geklapper des diplomatischen Handwerks das Schmieden des Rüstzeugs einer neuen politischen Epoche mit neuen Gesetzen der Anziehungs- und Abstoßungskräfte nicht gehört.

Wie die Dreibundtragödie nach 1909, da das „europäische Konzert" sich sang- und klanglos auflöste, und nach Italiens tripolitanischem Feldzug sich weiter entwickelte, ist ein allen gegenwärtiges Zeitbild, dessen Film hier nicht neuerdings abgerollt zu werden braucht. Es gilt nur noch, die Schlußfolgerungen aus der gesamten Szenenfolge zu ziehen.

Bismarck wollte keine „Weltpolitik", sondern ausschließlich zentralistische Festlandspolitik treiben. Er erklärte Deutschland für gesättigt; er wies den Gedanken, der Balkanstreitigkeiten willen die Knochen auch nur eines pommerschen Grenadiers zu opfern, von der Schwelle ab und vermied es grundsätzlich, irgendeine nähere Bindung mit den Westmächten einzugehen. Es ist klar, daß damit eine viel leichter lösliche Gleichung des Dreibundproblems gegeben war als in der wilhelminischen Ära, da Deutschland ein Welthandels- und Industriestaat mit weit über alle Meere sich erstreckenden und nach allen Erdteilen sich verzweigenden wirtschaftlichen Machtinteressen wurde und demgemäß die Segel seiner Politik umsetzen mußte. Damals glich der Bund der Mittelmächte einem gewaltigen Felsenblock, der durch das Gewicht seiner Masse und seine potentielle Überlegenheit die Kräfte um sich her in eine dauernde Ruhelage kraft zentripetaler Anziehung zwang. Jetzt wurde er mehr und mehr in eine von exzentrischen Bewegungskräften abhängige Kipplage gestoßen und geriet so zugleich in die Gefahren mannigfachster neuer und heißer Reibungsflächen. Daß damit vor allem die Lage Italiens als Dreibundgenosse schwieriger, seine Zuverlässigkeit problematischer denn je wurde, liegt auf der Hand. Denn eben das Mittelmeer, die große Durchzugsstraße zwischen Atlantischem und Indischem Meer und die Verkehrsbrücke des Westens nach dem Osten, an der Rom Bundeswächter sein sollte, war ja wieder mehr denn je die Sammel- und die Zerstreuungslinse aller Strahlungen des Weltmacht-Gegenspiels geworden, in das Deutschland als neuer und scheel angesehener Wettbewerber eintrat. Kurz, für den Dreibund waren ganz andere Stabilitäts-, Beharrungs- und Entwicklungsgesetze maßgeblich geworden, woraus

sich einfachster Logik nach die Forderung entsprechender Umgestaltung der Vertragsgrundmauern ergab; dadurch, daß diese Revision unterblieb, entstand eine Wandbrüchigkeit, die früher oder später dem ganzen Gefüge zum Verderben werden mußte. Tatsächlich hat es denn auch bekanntlich an Warnungen vor dieser Gefahr nicht gefehlt; blieben sie scheinbar in Wind gesprochen, so ist damit freilich noch keinerlei Beweis für die landläufigen Anschauungen unserer Bierbankpolitiker von der „Unfähigkeit der deutschen Diplomatie" gegeben. Die verzwickte Lage war die, daß man über den reell fast auf den Nullpunkt gesunkenen Wert der italienischen Freundschaft sich kaum an irgendeiner maßgeblichen Stelle Einbildungen hingab, aber auch nicht wußte, was man Besseres an die Stelle des entwerteten Bundesteils setzen sollte; phantasievolle Kritikaster rieten kurzweg, Italien durch die Türkei zu ersetzen, erfahrene Männer, wie beispielsweise Friedjung, der nicht müde wurde, darauf hinzuweisen, daß Rom unter den obwaltenden Umständen die Bundesgesetze im Ernstfall weder erfüllen wollen werde noch könne, hüllten sich in Schweigen. In den Militärkabinetten Berlins und Wiens rechnete man nicht einmal mehr mit jenem italienischen Unteroffizier, der sich, wie Bismarck hoffte, auf dem Col di Tenda mit dem Gesicht nach dem Westen wehrhaft aufstellen werde. In den diplomatischen Ämtern wahrte man das Gesicht, lächelnd nach außen, innerlich ergrimmt über den cul de sac fédéral, aus dem man keinen Ausweg wußte und fand. Hätte man auf Beseitigung oder festere Fassung des Kautschukartikels 7 gedrängt, so wußte man, daß Rom höflichen, aber unbesieglichen Widerstand entgegensetzen würde; wollte man den Vertrag sonst modernisieren, so fand man die Wege durch die bereits mit den Ententemächten angeknüpften italienischen Drähte versperrt. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb begnügte man sich so schicksalergeben mit dem Unzulänglichen, handelte nach der Weise des französischen Spottwortes: „Faute de mieux on embrasse sa femme" und hoffte auf eine günstige Schicksalswendung von anderer Seite. Vorab natürlich von der Nordsee her: wäre jener namentlich unter Lichnowsky nicht eben genial behandelte Versuch der Aussöhnung mit England gelungen, so hätte sicherlich Italien nicht um verbesserter Vertragsparagraphen willen, sondern aus zwingenden politischen Gründen den Weg zur Bundestreue zurückgefunden. Sodann im Blick auf die Entwicklung der östlichen Krise. Es steht, vom höheren geschichtlichen Standgrund aus gesehen, außer allem Zweifel, daß die römische Spekulation auf die Beschlagnahme der istrisch-dalmatisch-albanischen Küsten eine Totgeburt ist und bleiben wird. Besetzungen von Küstenstrichen hängen immer in der Luft, wenn nicht das Hinterland dem Eroberer dienstbar ist. Dieses Gesetz war es, das schon die venezianisch-republikanische Machtherrlichkeit in Zara zur Zeit eines Pius II. sehr bald

verfallen ließ, da wohl zahlreiche Tosken und Ghegen nach dem Apennin auswanderten, dessen Bewohner aber auf dem Balkan nicht festen Fuß zu fassen vermochten, und es wird sich heute erst recht wirksam erweisen, da der Druck der in nationaler Erweckung sich erhebenden Slawenmassen doppelt und dreifach größer geworden ist. Aber die gegenwärtig an der Tiber gebietenden Politiker und das Parlament der Gasse und Gosse, das sie großgezogen haben, sind taub und blind gegen solche Mahnungen und wollen durchaus gegen eine Mauer rennen, an deren Härte Roms Macht wie Glas am Felsen zersplittern müßte. Und so schließt endlich die verhängnisvolle Tragikomödie der Irrungen und Wirrungen eine letzte blutige Ironie: Rom zerbricht den Dreibund im selben Augenblick, da die Erfolge des deutschen Unterseekriegs, das Verstecken der britischen Flotte erst in der Irischen See und dann im Ägäischen Inselabyrinth laut redenden Zeugnisses beweist, wie die Zeit gekommen ist, wo die Fortschritte moderner Technik die Ungunst der Küstengliederung des Regno, den Mangel an guten Häfen und die ungeschützte Lage seiner großen Städte, aufheben und damit jene hypnotische Furcht vor der Seeübermacht Englands, der Wurzelgrund seiner Vertragsuntreue, gegenstandslos wird.

Es gibt in der Geschichte der Staaten und Völker Schicksalswendungen und Katastrophenbildungen, die mit der Gesetzmäßigkeit elementarer Naturereignisse eintreten und gegen deren Übergewalt alle Künste politischer Taktik letzten Endes ohnmächtig sind; diese Wahrheit sollten sich die Kritiker, die in ihren Richtersprüchen über die Diplomatie desto hochfahrender sind, je mißlicher es um ihre Sachverständigkeit steht, wohl zu Herzen nehmen. Unverkennbar steht auch die heutige politische Götterdämmerung Europas, die mit der Zertrümmerung des Dreibunds ihren Abschluß findet, unter solchem Himmelszeichen. Die Karawane der Weltgeschichte zieht durch das Tor des Weltgerichtes; was an Schuld deutschen Staatsmännern, die sie nicht geschickter zu führen verstanden, zugemessen wird, ist gewiß nicht zum wenigsten die natürliche Folgewirkung des notwendig unsicheren Tastens Deutschlands in einer Zeit, da es auf ungewohnten Pfaden zu höchstgespannten Zielen vorwärtsdrängte. Die irren Führer Italiens werden, je mehr sie sehen, wie jeder Sieg der deutschen Mächte über Rußland eine Machtverschiebung im Osten zugunsten Englands bedeutet, und wie jede Niederlage Frankreichs eben dessen Herrenstellung im Mittelmeer kräftigt, desto deutlicher die Schwingen jener rächenden Ewigkeitsmacht erschauernd über sich rauschen hören, von der das Dichterwort sagt:

Die Zeit vollzieht sich. Doch vollzieht sie sich
Anders mit euch — und anders gegen euch.

Deutschland aber wird und soll „aus der Nessel der Gefahr die Blume der Sicherheit pflücken". In der Politik gibt es keine außerhalb des Akzi-

dentiellen stehende Beschaffenheiten und Substanzen, die ihren Bestand in sich selbst haben, und alles, was hier „Prinzip" heißt, ist nur Reaktion und Exponent der jeweiligen nationalen Daseinsbedingungen. Die Verkennung oder die ungenügende Würdigung dieser Tatsache war der Wurzelgrund der Hinfälligkeit unserer Dreibundtaktik: sie war zu sehr rückschauend, zu wenig vorwärtsstrebig und anpassungswillig an den Wechsel von Geist und dinglichen Mitteln der Zeit, ein Felsturm freilich, aber ein solcher, dessen brüchige Quarzwand nach der Wetterseite steht und in die daher die Blitze aller Gewitter zermürbend und zersplitternd einschlagen. Mit dem Ausbeben des Weltkriegs wird eine neue Epoche der Menschheitsgeschichte mit gänzlich verändertem politischem Antlitz Europas beginnen, und ihre Frühlingssonne wird und soll ein anderes Deutschland bescheinen: aus dem Stahlbad eines Ringens mit Feinden seit alten Zeiten und Scheinfreunden von gestern wird es stark genug hervorgehen, um fortan auf Bündnisse von der moralischen Gebrechlichkeit und taktischen Schwebelage der mit Rom gepflegten Beziehungen verzichten zu können und so die Festigkeit des Kurses, wie sie zu Bismarcks Zeiten bestand, auf geklärtem politischen Plan wiederzugewinnen.

Die schöne Seele und die Titanide im Kriege

von Felix Poppenberg

„Dies Jahr aber muß viel endigen; wie manchem Menschen wird in ihm ein großes Schicksal aufgedrängt." Rahel.

Die schönen Seelen in Alabasterhoheit und die romantischen Titanidinnen im Helldunkel der Gefühlsverwirrung, jene beiden seltsam lockenden Empfindungsblüten vom Anfang des vorigen Jahrhunderts, sie erscheinen unseren neu geschärften Gegenwarts-Augen jetzt in einem besonderen vormals nicht so beachteten Licht: sie schweben nun voll Geisterwehen auf im rauchenden Fackelschein des Freiheitskriegs und des Weltbrands. Und wenn man früher nur einseitig, in sein literarisch-psychisches Museum gebannt, das Innenleben solch besonderer Menschlichkeiten zergliederte, so ruft uns nun mit viel stärkerem Anreiz die lebendige Forderung, zu beobachten, wie solche sensibelen Schwingungsnaturen, — seelische Ahnen und Vorfahren — unter dem dröhnend zerstampfenden Schritt der Gewalt und der furchtbaren Tatsächlichkeit von Blut, Verwüstung und Wunden, in der Erniedrigung des Vaterlandes um 1806 und in der Erhebung um 1813 sich verhielten und behaupteten . . .

I

Was wir hier geben wollen, sind kriegerische Zeiten, gespiegelt in unkriegerischen Persönlichkeiten. Und zwei Frauen, die in sich zwei verschiedene zeitcharakteristische Gemütsklimate darstellen, die sollen Erlebnis-Vermittler werden: Karoline von Humboldt und Rahel Levin, Prinz Louis Ferdinands Vertraute, nachmals die Gattin Varnhagens von Ense, des Verwalters aller Zettelkasten von Haupt- und Staatsaktionen und Herzensromanen.

Karoline erscheint in ihren Briefen und in den Spiegelungen der ihr Nahestehenden als ein Frauenbild vom Stamm der Leonore des Goethischen „Tasso". Sie war gemacht, „die edlen Formen hoher Lebenskreise" zu verwahren. Sie stellt den Frauen der Rahelwelt voll wuchernder Phantasie, süchtiger Leidenschaft und Nervenekstasen die sanftere Gefühlslandschaft voll milden Seelenlichts gegenüber. Das geistige Klima der Frauen des gebildeten Adels verdichtet sich in ihr. Die Gräfin Bernstorff, die Wohltemperierte, ist ihr verwandt, Marie von Clausewitz, die vielgeliebte, sorgenlindernde Gefährtin des großen Schlachtendenkers, und vor allem ihre eigene Tochter Gabriele. In deren schönem Lebensbuche stehen zwei Sätze, die bestimmend den Ton angeben für diese Zone. Der eine, den Heinrich von Röder, Gabrieles Gatte, ausspricht, lautet: „Das Pikante,

Forcierte ist mir ganz zuwider, sowohl in Speisen als überhaupt in allen Verhältnissen des Lebens," und der andere auf Caroline geprägt: „Sie trug nie etwas Exzentrisches ins Leben hinüber und schloß immer das Seltenste und Ungewöhnlichste in sich."

Karoline pflegte bewußt und im strebenden Bemühen diese Züge in sich, Harmonie galt ihr als höchstes Gut, und in tieferem Bezug erkannte sie jenes Wort als für sich geschrieben: „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte." So geradlinig voll Einfalt und Stille, wie ihre Schwestern aus dem gleichen Bezirk des Christlichen Adels deutscher Nation, blieb sie freilich nicht bestehen. Wie hätte sie auch sonst mit Rahel sich in so manchem Lebenskreis begreifen und besprechen können.

Karolinens Fühlfäden und Seelenschwingen reichen, und das macht sie der Betrachtung besonders verlockend, in jenes andere titanidische Lager hinüber. Die Keime der Schwärmerei, die unbefriedigt blieben in der Gemeinschaft mit Humboldt, dem in klarer kühler Gehirnluft und oft erdrückender Überlegenheit unnahbar seine Erkenntniswege schreitenden Philosophen und Staatsmann — einer, um im Tasso-Gleichnis zu bleiben, Antonio-Natur — diese Keime der Schwärmerei drängten denn doch zum Aufblühen. Karoline mußte ihr zärtliches Gemüt an etwas hängen, sie brauchte Wärme, sie brauchte vor allem aber Anbetung und vergalt sie damit, ihre Neigung voll stillen Leuchtens über den Freund ausstrahlen zu lassen. Den Abglanz eines solchen Frauendienstes sehen wir in den Briefen des jungen Wilhelm von Burgsdorff, der, eine feingenießerische aber unproduktive Menschlichkeit, lange zu ihren Füßen verehrend saß.

Die sehr eigen gemischte Temperatur dieser Gefühlswelt merkt man vor allem aus jenen Schreiben, in denen Burgsdorff, ganz seinem ätherischen Lieben hingegeben, Rahel von den Stunden in Jena im Humboldtschen Hause berichtet. Karoline trug damals die Zeichen der Mutterschaft, und voll Zartheit und Andacht beugte sich der Jüngling davor, wie vor einer Madonna Annunziata:

„Ach, Sie kennen das liebe Gesicht — nun habe ich es schon wieder in allen seinen Mienen gesehen, von der mutwilligsten bis zur verklärtesten — auch die Kindermiene ... Sie wissen, wie sich besonders des Abends, bei Licht etwa, wenn sie Tee eingießt und nichts sagt und so mit nichts beschäftigt zu sein scheint, ihr Gesicht mit so wunderbar schönen Farben beleben kann — sie ist dann vorher so still gewesen, daß man sie gar nicht merkte, und mit einem Male sieht man sie an, und sie lächelt dann und wird noch röter darüber ..."

Reich an Freude und Schmerz, und leidend — „das gehört auch zu ihrem Wesen" — so schwebt dies Menschenbild an uns vorüber. „Es steht ihr schön, was andere verstellt, und sie weiß es mit Zierde und

Würdigkeit zu tragen." Als ein Mysterium fühlt Burgsdorff die Hoffnung der geliebten Frau mit und ist im Geiste bei ihr an dem schweren Tag der Schmerzen: „Ach in ihrem Gesicht bleibt sicher auch eine Spur davon, und wir erkennen dann den Zug in einer Stunde, wo sich das ganze Leben in ihr regt, alle Empfindungen der Vergangenheit und Gegenwart lebendig werden und wissen tief in uns, was er sagen will."

Wesentlicher aber für uns wird hier, wie Karoline dies Erlebnis in sich umbildend ausschmolz. Man erkennt das an dem Ausgang und an den Nachgefühlen. Als Burgsdorff sich aus dieser hohen Minne löste, die ihm mählich zu einer Seelenfron geworden, und in die freie Verführung romantischer Reisen flüchtete, da wird Karoline nicht wie die Titanidinnen, wenn sie verlassen wurden, eine Zerrissene, die in ihren Wunden wühlt und in wollüstiger Grausamkeit an ihren eigenen Schmerzen sich berauscht; sie erhebt sich vielmehr mit starker Schwungkraft, und mit Bewußtheit und Genugtuung schürt sie sich Leiden und Enttäuschung zu einem rein lodernden Opferfeuer der Seele an.

Als eine christliche Ariadne fühlt man sie, wenn sie so an Rahel schreibt: „Meine Geschichte ruht unentweiht in meinem Herzen, ich trage ein menschlich und doch ein göttlich Herz im Busen, nein, diese Liebe hat nicht die Kräfte meiner Seele gelähmt, sie hat mich die Tiefe seiner Natur erkennen machen und mich zu einer Höhe gehoben, die mir ohne sie, ohne alles Leiden, das sie über mein Dasein ausgegossen hat, ewig unbekannt geblieben wäre, . . . in meinem Herzen bewahre ich die Flamme, die vom Himmel stammt, und ihre Glut macht mich zu einem höheren Wesen."

In dieser Entmaterialisierung der Affekte entwickelt sie sich fortschreitend, und sie sagt 1813 der immer noch zwischen den Trugbildern der Passion hin und her geschleuderten Rahel: „In mir, darf ich Dir mit Wahrheit sagen, wirst Du alles stiller, reiner, liebender finden. Der Schmerz des Herzens, der früh in mein Leben griff und dem ich mich hingab, hat es endlich geläutert und gestärkt und hinaufgehoben zu dem Genuß einer inneren seligen Klarheit, die ich in dunkler Leidenschaftlichkeit ehemals nicht ahnte. Täglich fühle ichs mehr und mehr, wie es sich wohl steht über den Fluten der Vergangenheit."

2

Rahel empfindet gegenüber Karolinen, dieser schöngepflegten Schmerzensreichen und ihrer Assunta-Glorie, nur noch schwerer ihre erdgebundene Unrast und Unstete. Und im Trotz, voll finsterem Stolz des gefallenen Engels bekennt sie: „Nie kann mein Gemüt in schönen Schwingungen sanft einherfließen;" und immer reißt sie ihr „wahnsinniges Herz bis an die Grenzen ihres Seins."

Die oft krampfigen Seelenzustände einten sich bei ihr mit einer durch-

dringenden Verstandesschärfe, so daß Rahel stets mit ihrem Gehirn die Wettererscheinungen ihres Inneren beobachten und bestimmen konnte. Diese Fähigkeit macht ihre Aufzeichnungen zu einem seltenen psychologischen Archiv.

Sehr bemerkenswert erscheint dabei die meteorologische Abhängigkeit. Beinahe ein jeder Brief (Ähnliches findet sich auch bei Gentz und Adam Müller) trägt als Vorzeichnung den Witterungsvermerk des Tages und damit zugleich die Stimmungsnote. Zum Beispiel: „dickes trostloses Regenwetter", oder „trüber grauer Herbst. Sehr schwarze Straßen", oder aufhellend „die Sonne gibt sich Mühe und die Sterne", „göttlichster Frühling", „Lerchen", „Italien".

Dieser reizbaren Natur werden alle Gemütsbewegungen zu angreifenden körperlichen Erschütterungen. Ihre Gesundheit ist dauernd bedroht, sie bricht zusammen, als sollte sie sterben; zerschmettert und zerstört liegt sie am Boden und steht doch immer wieder auf. Wie angeweht und fortgeblasen kommen und gehen ihre Leiden, und sie erkennt: daß „ihr Herz hundertfältig seine Vernichtung überleben kann". Aus ihren „Abgründen von Lebensschmerz", „in denen sie bei der lichterlohen Flamme ihres Intellekts unermüdlich gräbt", entwickelt sie sich das Selbstgefühl für ihr aus ihrem eigenen Innern erwachsendes allerpersönlichstes Geschick. Darin befestigt sie sich, daß nichts ihr von außen geschehen kann, nichts von anderen Menschen, sondern daß ihre Leiden die ihr nun einmal eigentümlichen Reaktionen ihres Wesens sind. Damit vermag sie sich abzufinden, weil sie hier „innerhalb des Netzes von Witz, in dem uns die Götter gefangen halten", etwas Organisches für ihr Zu-Ende-Denken erfaßt. Und noch in hohem Alter sagt sie, als die Cholera umgeht: „Ich kann an keiner Seuche sterben wie ein Halm unter anderen Ähren, auf weitem Feld von Sumpfluft versengt. Ich will allein an meinen Übeln sterben; das bin ich, mein Charakter, meine Person, mein Physisches, mein Schicksal."

Am quälendsten zerrüttet sie die Liebe. Rahel erreicht nie jene Entmaterialisierung, mit der Karoline einen ehemals geliebten Mann abtat, sich aber die vom Irdisch-Menschlichen geläuterte Gefühlsflamme erhielt. Für Rahel blieb immer nur Bitternis von allen ihren erotischen Versuchen und Erlebnissen zurück. Sie verlor sich an Männer wie den jungen Grafen Finkenstein, der sie das Unglück fühlen ließ, Jüdin zu sein und eine Abseitige zu bleiben, trotz ihres Verkehrs mit den Vornehmsten an Geist und Rang; sie geriet danach in die Hörigkeit des portugiesischen Attachés Don Raphael d'Urquijo. Er brutalisiert sie, er wirft ihr ins Gesicht: „je t'aime mais je ne t'estime pas." Rahel verwühlt sich in die Schmach ihrer eigenen Erniedrigung. Wieder sieht sie sich selber zu, sieht die Minderheit dieser Männer und verzweifelt über die Irrwege ihres Fühlens. Später, als der

Bann gebrochen, treibt sie böse Lust, den ehemals Vergötterten wiederzubegegnen und zu erstaunen, wie die einst Herrschaft über sie üben konnten: „Daß ich sie noch sehe — das ist meine Neugierde. Ich muß von allem wissen, wie es ist, so habe ich von Kindheit an den größten Trieb gehabt, Leichen zu besehen."

Von der Menschenfischerei kann sie dennoch nicht lassen. Weiter geht ihre Education sentimentale. Ein Kapitel in ihr heißt Gentz und endet mit vernichtender Eiseskälte, ein anderes Alexander von der Marwitz (er war ein jüngerer Bruder des berühmten Generals); es beginnt schwärmerisch und schließt mit Enttäuschung, mit dem peinlichen Erkennen des „Mangels an Anerkennen und Mangels an Zärtlichkeit". Und Zärtlichkeit ist für Rahel der Geist oder, wie sie sagt, „der Witz der Liebe".

Ausgebrannt kommt sich Rahel manchmal vor, und dies so scharf und hellsichtig denkende Frauenwesen wankt dann ratlos mit gerungenen Händen auf der Trümmerstätte ihres Inneren herum: „Was habe ich denn verbrochen, daß einer mich dem andern in die Hände wirft, bis die Göttin selber wieder vor mir steht und mich versteinert", und sie geißelt sich selbst: „So erniedrigend darf man sich auch in der größten Leidenschaft nicht vom Schmerz auseinanderzerren und herumschleppen lassen."

Da ihr bei dem zersetzenden Gehirn nun einmal weder Karolinens Harmonie-Schweben vergönnt war, noch das unbekümmerte Daraufloslesben, wie sie es bei dem Temperaments- und Elementargeschöpf Pauline Wiesel so neidvoll bewunderte, so suchte ihr hin und her gerissenes Herz später die Stille und die Geborgenheit in einer von Trieben freien Neigung. Sie war es müde „wie das Meer, wie ein Wolkenspiel, wie eine Felsenkluft angeliebt zu werden". Sie wollte Gemeinschaft, Wärme, Vertrauen, Häuslichkeit. So nimmt sie, die Vierzigerin, die Werbung des um vierzehn Jahre jüngeren Varnhagen von Ense an. Er bringt ihr Verständnis und eine unbegrenzte Vertrauensmöglichkeit, daß sie ihm alles sagen kann, entgegen. Dieser merkwürdige Mann, der von sich selbst gestand, daß er eigentlich nur durch das Medium anderer erlebe und der allmählich zu einem Reservoir der Zeitgeschichte wurde, muß wohl instinktiv gewittert haben, daß ein Bündnis mit Rahel, die in noch viel produktiverer Art als er Menschen von Bedeutung ausschöpfte, — sie sagte: „Ich fange Geschichten auf wie eine Leimstange" — seine Berufung erfüllen würde. Und so begründeten sie eine Interessengemeinschaft im höheren Sinne, aber dabei auch in dem rein praktischen einer äußeren Lebensbefestigung. Hier ist einer der Punkte, wo die Zusammenhänge der zwei so verschiedenen Persönlichkeiten Rahel und Karoline von Humboldt verankert sind. Ihre äußere Verknüpfung geschah allerdings durch Humboldt, der Rahel aus seiner Berliner Junggesellenzeit kannte, aus jener, wie Burgsdorff sagt,

„genußreichsten Zeit, da er wie der Heiland auf Erden wandelte und den Jüdinnen nach Belieben Verstand nahm und gab". Er zeigte auch nach seiner Verheiratung mit Karoline von Dachröden seiner Frau diese sogenannte „zweite Berliner Gesellschaft"; er selbst lehnte sie bald hochmütig ab und in seiner vernichtend „guillotinistischen" Art nannte er Rahel ein „monstre". Karoline jedoch benutzte Rahel, die Empfängliche, wenn ihr auch vieles an ihr fremd und unsympathisch war, als Resonanz der sonst unverstandenen Hälfte ihrer Seele. Rahel wiederum pflegte die Beziehung einmal aus der Unersättlichkeit ihres Seelen- und Menschenhungers, dann aber auch — und damit kommt ein neuer Zug hinzu — aus entschieden äußerer Berechnung, um durch die Verbindung mit den einflußreichen Humboldts Varnhagens unsicheren äußeren Lebensgang aus fremdem Militärdienst im österreichischen, dann im russischen Heer ohne soldatische Begabung in die preußische Diplomatie zu lenken.

Ein sehr wichtiges — und das für uns hier interessanteste — Vereinigungsmittel dieser Frauen bildet aber die Not der Zeit und der Krieg, der sie beide rüttelnd aus ihrer Ichsucht aufscheucht. Ihr nun zusammenklingendes Gefühl zwingt sie jetzt zu einem noch regeren Austausch, und so gewinnen wir in dem Briefwechsel von 1812 bis 1814 ein Spiegelbild jener Waffenzeiten im Innenleben zweier besonders gearteten Frauenwesen.

3

Aus den Berliner Briefen von 1812 steigt die Stimmung vor dem Sturm auf. Varnhagen erzählt von Geselligkeiten, an denen es nicht fehlt, die aber umschattet sind: „Schöne Frauen und Mädchen sieht man in großer Anzahl, ihre Reize aber stehen einsam, ohne erweckte Neigung." Varnhagen entdeckt keine Spur von einer „einzigen Liebschaft", und „dieser eigentümliche Zug dieser erhöhenden Kriegszeit ist ganz zum Verzweifeln". Und Rahel, die vordem mit Bettinen in dem von der Herbstsonne glänzenden sanften Monbijou-Garten wandelte und sich „feurig und schön" von Goethe erzählen ließ, ihres Gottes und ihrer eigenen Seele voll, kommt sich jetzt wie verhext in dieser Stadt vor. Das, was sie einmal Jean Paul erzählte, als sie mit ihm aus dem kleinen Dachfenster des Levinschen Hauses der Seehandlung gegenüber schaute, daß ihr da in Gedanken an die bevorstehende Pariser Reise die Jägerstraße eine ganz fremde nie gesehene Gegend deuchte, das begibt sich ihr jetzt auf Schritt und Tritt.

Verwunschen geht sie von der Spandauer Straße über die Lange Brücke durch den Lustgarten, wo die französischen Grenadiere exerzieren. Und mit dem Schleierblick entdeckt sie einen neuen Sinn in der Stadt. Ihr selbst offenbarten sich „Wolkenspiele" des Schicksals, die gar sehr verschieden sind von den bisher erprobten Abenteuern der Seele: „Gott, was

habe ich heute schon für Menschen gesprochen, für Verhältnisse berührt, für drückendes, klemmendes, darbendes Unglück nahe gesehen. Welche stille Größe, Religion im höchsten Sinne lebt in Weibern, die ich in grasbewachsenen, vergessenen Höfen fand."

Als dann der Sturm losbricht, fühlt sie sich zunächst ganz zermalmt. „Die ganze Erde ist ja jetzt in der Ansteckung," sagt sie. Doch nicht, was sie persönlich betrifft, beugt sie, sondern der Beweis, daß „wir noch inmitten des Rohesten leben, daß verwundender Krieg und tolles Nehmen und Wehren bis zu unseren Schwellen kommen kann, daß wir vor den Wilden nichts voraushaben; Bücher, gebildete Reden, wohltätiges Sein da liegt."

Bald aber fährt in dies sensibele Nervensystem, das immer nur auf eine starke Ankurbelung zu warten scheint, das Tempo und die fortreißende Gewalt des jungen Aufschwungs wie eine gewaltige elektrische Welle. Alle Müdigkeit, alle Anfälligkeit wird fortgeweht, eine neue Ekstase ergreift beherrschend, beflügelnd die Lebensgeister: die Ekstase werktätigen Helfens, der sich diese Frau mit der gleichen Inbrunst und dem alle Sinne aufpeitschenden Fanatismus hingibt, wie nur je einem Herzensfieber. Und man entdeckt hier, daß für diesen Organismus offenbar das Gefühl, das Erlebnis an sich das notwendige Element war und der Stoff oder der Erreger der Emotion nur Mittel zum Zweck. Sich fühlen war Leben, stumpf und unausgefüllt sein der Tod.

So stürzt sie sich mit ihr wunderbar zuströmenden Kräften in diese Samariterexistenz. Sie rast täglich durch Berlin von der Dreifaltigkeitskirche bis in die Landsberger Straße. Sie ist gesund, sie „kann rennen". Sie sammelt Hemden für die Verwundeten, sie scheut keinen Weg, keine Rede mit gemeinen Leuten. Sie deckt die Übelstände der großen Lazarette auf und sorgt für ein neues: „Wie ein Lauffeuer geht es um. Jeder schrie, lief und gab. Alle Ärzte fahren mit großen Geldbeuteln herum und sammeln. Wäsche, Betten, Essen wird hingeschickt. Hundertfünfundzwanzig Frauen kochen." An die Juden wendet Rahel „ihr Geschrei zuerst", sie geben, Henriette Herz voran, was sie nur besitzen. Rahel weint vor Entzücken: „Nein, wie freut mich die Stadt; kommt sie doch zu sich selbst; ahnt sie endlich wohl, wie es Jesus meint." Aufschwung reißt sie hin: „wir wollen fleißig und stark bleiben ... unser armes Land leidet entsetzlich. Jeder Kerl geht mir in die Seele! Alles hat Mut, Willen und hilft in jeder Art. Auf der Gasse kann mans hören, bei jedem Vorübergehenden. Jünglinge verzweifeln, die nicht mit sollen; übernehmen drei, vier Posten und Stellen für ihre Brüder und sagen, sie überleben die Schmach doch nicht ..."

Ists nicht über hundert Jahre hinweg wie ein Gleichklang unserer Tage.

Dann erzählt sie von den „munteren Kosaken", die als Verbündete in Berlin 1813 tobend und singend Ostern feiern und morgens um fünf unter ihren Fenstern ihre Pferde anbinden. Und sie erzählt auch von jenem Apriltag, als ganz Berlin zu Fuß und mit Mietsfuhrwerk nach Spandau zieht, wo nach dreitägiger Belagerung die französische Besatzung kapitulierte.

Im Sommer sehen wir Rahel dann als Samariterin in Prag, und jetzt erst beginnt der rege Austausch zwischen ihr und Karoline, der preußischen Gesandtenfrau in Wien. Werktätigkeit und Seelenbeichte im erregten Wechsel bildet den Inhalt der Briefe.

Rahel ruft um Hilfe nach Wien an die Freundin; die „milde holdeste Kreatur", sie soll sich in den Wagen werfen, Geld zusammenbringen: „was bleibt den Frauen anders als dies; laß doch deine Damen einen Hut weniger haben; wir sparen uns alles ab."

Das „finstere Prag" von Kriegsgreuel überschwemmt steigt in der gegenständlichen Schilderung leibhaftig auf.

Wie eine gescheuchte arme Seele mit zuckendem Herzen wird Rahel unermüdlich ruhelos auf Helferwegen umhergewirbelt. Durch die schmutzigen Gassen der Kleinseite irrt sie, bepackt und beladen, sie sucht nach der Sonne, die sie in der „palast- und dunstreichen Stadt" nur auf der Brücke erhaschen kann. Ringsum Schreckniſſe: „auf den Straßen im Kot liegen unsere Verwundete umher, die Menschen, die das Bollwerk dieser Provinz mit ihren Leibern waren". Zerlumpt, verelendet, zitronengelb winden sich Kranke auf Stroh. „Ärzte, Hebeammen, Judenmädel, die man besonders lobt und nennt," verbinden und pflegen.

Rahel kauft Hemden ein in der Judenstadt. In dem Haus der Frau von Reinach, wo sie wohnt, wird in großen Waschkesseln gekocht. In Rahel wächst mit den Anstrengungen, die ihr angespannter Wille mühelos erträgt, die Leidenschaft zu ihrem „Werk". Etwas von Kundrys brünstigem „Dienen, Dienen" geht von ihr aus, im Stand der Gnade fühlt sie sich: „Ich habe nicht einen Augenblick Zeit, seit ich den Soldaten helfe. Aber wie glücklich bin ich! Ich kann helfen: Womit habe ich das verdient."

Sie hilft Preußen, Österreichern, Russen, allen gleich, sie liegen ja untereinander, sie rühren sie alle. Doch im Innersten hängt sie an ihren Landsleuten, und ihr unter Tränen lächelndes erregungsüberwalltes Gesicht glaubt man zu sehen, wenn man das Wort liest: „Karoline, wenn ich einen sehe und einer sagt: ick bin een Preuße, vergehe ich. Ach das Gefühl kennst du nicht." Und ein Glück durchströmt sie, sie gönnt es sich gar nicht allein, „die Überraschung zu sehen, wenn so einer ein paar Socken, ein Hemde, ein Klümpchen Kreuzer oder einen Gulden bekommt mit der Bedeutung, er könne wieder kommen, wenn er Not hat".

Das sind Erschütterungen für sie aus dem großen unpersönlichen Chorus der Zeit. Viel aufwühlender werden ihr natürlich noch die Erlebnisse und Geschicke nahestehender Menschen.

Eines jungen Freiwilligen nimmt sie sich an, des achtzehnjährigen Herrn von Kronstein, dessen Mutter sie kennt; er hat nichts, als was er auf dem Leibe trägt, sie versieht ihn mit dem Notwendigsten, gibt ihm Empfehlungen an Karoline. Zu Fuß wandert er nach Wien. Und bewundernd berichtet er, wie sie ihn aufnahm, „ein Engel und eine Mutter". Rahel gibt diese Worte der Freundin weiter, und was sie über den Jüngling hinzufügt, trifft die ganze junge Generation mit: „dieses Kind, dieser Knabe, er verabscheute nichts so als Soldat sein. Nun will ers wieder werden."

Fühlt man nicht Goetheverse dabei aufleuchten: „Frauen werden Amazonen und ein jedes Kind ein Held . . ."

Dann sieht Rahel Humboldt in Prag (der hier Preußen vertrat bei den Verhandlungen, die zur Kriegserklärung Österreichs gegen Frankreich führten) auf der Brücke „in einem Mordsgedränge".

Und eines Septembertages tritt Alexander von der Marwitz in das kleine Stübchen der Fleischhackergasse ein, der empfindsame Seelenfreund, mit dem sie vor zwei Jahren in Teplitz „wie die Studenten gelebt" und Novalis-Andachten gehalten. Nun kommt er mit dem Staub der Schlacht bedeckt, voll Blut und Wunden, acht an der Zahl. Bei Dessau hat man ihm die Hand zerschlagen, Kolben betäubten ihn; Lanzenstiche polnischer Infanteristen drangen ihm in die Brust. Gefangen wird er nach Wittenberg transportiert; er bewahrt immer die Seelenruhe, liest seinen Plato. In einer Nacht voll Regen und Finsternis gelingt die Flucht, und nun birgt er sich in Rahels Pflege. Interessant für die damalige Kriegstherapie (in der natürlich die „Scharpie" eine große Rolle spielt) ist die Behandlung der kranken gelähmten Hand durch Bäder in Tier-Eingeweiden. Er bessert sich sehr, und der Arzt meint: „Wird wohl mit der Zeit schreiben können, aber nicht hieben. Er weiß es nicht und lebt in jugendlich frischer Ungeduld."

Im Dezember begibt sich das Zerwürfnis und der Abschied. Karoline tröstet Rahel mit den Worten: „Ich kann mir alles möglich denken in der unruhigen Sehnsucht des Kampfes, die die Menschen einzig jetzt beherrscht und beherrschen muß."

Marwitz selbst ward 1814 bei Montmirail tödlich getroffen und starb in Paris.

4

Den leibhaftigsten Widerschein der Waffenzeit empfängt aber Rahel und wir mit ihr durch die Briefe ihres Freundes und späteren Gatten Varnhagen.

August Varnhagen von Ense, in Düsseldorf 1785 geboren, in Halle, Berlin, Tübingen Student der Medizin, Philosophie und Literatur, auf der Suche nach einem Beruf, meinte von sich selbst: „freilich ist meine ganze Lage ein solch verworrenes Gewebe von sich durchkreuzenden und entgegenlaufenden Fäden, daß sie ein Studium fordert, wie etwa die englische Staatsverfassung."

Erst spät und durch Rahel fand er seine Aufgabe: der unermüdlich Menschlichkeiten sammelnde und aufzeichnende „Zeitgenosse" zu sein, dessen Materialien und Archive unschätzbar wurden, wenn sie auch mit Nachprüfung und Vorsicht zu benutzen sind. Und Bismarck erkannte (in einem Brief an die Schwester Malwine) mit dem richtigen Vorbehalt seine Bedeutung an: „er war wohl eitel und boshaft, aber wer ists nicht. Und jedenfalls ein Produkt aus dem Leben und der Zeit."

Sein Platz blieb der Salon und der Schreibtisch, und seine Waffe die Feder. Er handhabte sie meisterhaft in allen Gangarten. Und spannend ists zu beobachten, wie er, im Grund eine kühle glatte Natur, auf Rahels Rat, „verführerisch zu schreiben" und dadurch Karolines Sympathie und damit die Humboldtsche Protektion für den Eintritt in die preußische Diplomatie zu gewinnen, wie er da anpassungsgeschmeidig in die schwärmerische Leier greift. Er versteht die Kunst sich anzuseelen, kennerisch und mit echtesten Tönen. Er berührt mit leisen Fingerspitzen Karolinens empfänglichste Saiten. Er huldigt ihrer Seele, ohne in Galanterie zu entgleisen; er schmeichelt ihr, „daß alles, was ihr auf irgendeine Weise angehört, alsbald mit ihr zur Einheit, von ihr unzertrennlich wird"; und „dies Erzeugnis der seltensten Bildung" hat er weder ergründet noch anderswo gefunden und es erscheint ihm als „ein ganzes reicherfülltes vielseitiges Lebensgebild".

Varnhagens Wünsche erfüllten sich 1814, dem Jahre seiner und Rahels Heirat. Er trat in den preußischen Zivildienst und wohnte mit dem Fürsten Hardenberg dem Wiener Kongreß bei, 1816 ward er preußischer Ministerpräsident am badischen Hof, 1819 abgerufen privatisierte er als Geheimer Legationsrat in Berlin.

Vorläufig aber steht er noch, so wenig das zu ihm zu passen scheint, als Soldat unter Waffen. 1809–1812 in österreichischen Diensten als k. k. Offizier im Regiment Vogelsang. Er ist da befreundet mit einem uns aus einem anderen Lebenskreis Bekannten, mit dem Grafen Nostiz, dem langen Nostiz, unseres Prinzen Louis Ferdinand Adjutanten, dem Stammgast bei Sala Tarone aus der lustigen Zeit des Regiment Gendarmes. Jetzt ernster und älter dient auch er unter Schwarzgelb als Major bei Schwarzenberg-Ulanen, und seltsam und nachdenklich hört sichs an, wie es nun von diesem lebemännischen Berliner Garde-Dandy von einst heißt:

„Dieser geistreiche soldatische Mann, der viel zarter und besser ist, als er bisweilen erscheinen will, ist so gütig, mich seinen Freund zu nennen, und hat mich durch seinen vertrauten Umgang verpflichtet, der wie ein neu-eröffnetes Studium einer neuen Weisheitslehre meinen Sinn erfrischt hat".

1813 geht Varnhagen in russische Dienste, die ihm als preußische angerechnet werden; er unterschreibt sich jetzt: Kaiserlicher Hauptmann, attachiert zu dem General Tettenborn in Hamburg: „Wir haben hier ein beträchtliches Korps hanseatischer Truppen gebildet, die größtenteils schon vor dem Feinde stehen. Dicht vor Bremen sind unsere Vorposten und in Verden, und in wenigen Tagen werden wir selbst mit Macht vorgehen. Die Begeisterung ist unbeschreiblich, der Zulauf zu den Waffen überaus groß, die Niedergeschlagenheit der Franzosen steht damit im Verhältnis. Unsere Sache steht gut und kann nicht mißlingen . . ."

Aus diesen Briefen branden die Kriegswogen an Rahels Phantasie, und sie läßt sie dann in ihrem Schreiben weiter nach Wien rollen zu Karoline. Visionär voll leidenschaftlicher Gegenwart drängen die Kampfeindrücke: „Sie schlagen sich alle Tage; kommen nicht aus den Kleidern; schlafen bald auf der Erde, bald in leeren Häusern auf Kanapees. Haben bald kein Brot, bald Fülle des Weins."

Zwischen Karoline, Rahel und Varnhagen kreisen die Nachrichten.

„Welche Riesenkämpfe an der Elbe! Welche Länderstrecken boten dazu ihre Kräfte auf! Und noch immer schwankt die Schale."

Dann kommt am 18. Oktober der große Schlag, und ehrfürchtig und dankbar heißt es mitten im Siegesjubel: „Deutscher Sinn hat sich in allen Klassen ausgesprochen. Solcher Stolz wie der unsrige ist mit der tiefsten menschlichen Demut gepaart."

In dieser Zeit erhält zugleich mit dem Staatskanzler auch Wilhelm von Humboldt als einer der ersten das neue, von Friedrich Wilhelm dem Dritten begründete, von Schinkel entworfene Ehrenzeichen: das Eiserne Kreuz.

Seine Bedeutung, die in der Geschichte der Orden einzig dasteht, daß es jedem erreichbar ist — der Soldat mit dem General ganz gleich, sagte der König — kam folgerichtig aus dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht. Zum Symbol einer neuen Epoche ward es, und wenn früher an preußischen Bauten gern der glänzende, vornehme und ausschließende Gardestern verwendet wurde, in Potsdam, in Charlottenburg am Gitterfries des Schloßhofs, so schmückte jetzt das allgemeine nationale Kreuz das Scharnhorstdenkmal, den Lenkerstab der triumphierend zurückkehrenden Viktoria Schadows auf dem Brandenburger Tor, und den ragenden gotischen Turm auf dem Tempelhofer Berg, der von jetzt ab Kreuzberg heißt.

Die Verleihung an Humboldt, den Staatsmann, erweist übrigens, daß

diese Dekoration von Anfang an nicht nur für greifbar sichtliche Tapferkeitstaten — homerisch zu sprechen, für „Aristien" — bestimmt war, sondern im weitesten Umfang für Verdienste um die Kriegssache. Und Varnhagen, der feine Stilist, prägte dafür die gewählteste Form in seinem Glückwunsch an Karoline für deren Gatten: „die Auszeichnung, die ihm der König neuerdings verliehen, findet ihren Glanz in dem großen weitwirkenden Verhältnis, das ihn als wohltätigen Vorsieger an die Sieger auf dem Schlachtfelde reiht, und in diesem Sinne müssen die Ritter des Eisernen Kreuzes in ihm mit Freuden einen Genossen sehen."

April 1814 weht dann die Luft aus der Pariser Kampfzone:

„Drei Monate zogen wir in rastloser Arbeit wie auf offenem Meer losgelassen umher, bloß Kriegsheere in der Ferne signalisierend wie Schiffe. Tief im Rücken des Feindes, auf seinen Seiten, in unaufhörlichem Fechten und Marschieren, mußten wir freilich auf unsere eigenen Verbindungen ganz verzichten, und von Deutschland kam nichts zu uns, so wenig wie von uns etwas zurückgelangen konnte."

Bei der Einnahme des Montmartre litten die Garden fürchterlich, doch nun sind die Deutschen in Paris. Und in der Sicherheit des Erreichten strichelt Varnhagen schon wieder elegante Randeinfälle und Espritfiguren um die blutige Geschichte: „Wir konnten schon früher sehr leicht nach Paris kommen, allein wir wußten es möglich zu machen, dies Ereignis als eine Reihe von Wundern herbeizuführen und uns im fünften Akt zu überraschen, was im ersten Akt versäumt wurde. Die Lilien blühen in Frankreich, aber einige Bienen schwärmen noch darum her; ich weiß nicht, weshalb man sie konserviert, doch gewiß nicht des Honigs wegen."

Rahel aber setzt den vorläufigen Schlußpunkt an dies Kapitel:

„Ich gönne unserem König für seine Kränkungen, daß auch er eingezogen ist, in das Herz des monstruösen Reiches, das alle andere in seiner holden leichten Glaubhaftigkeit zu verschlucken und treten zu können meinen mußte."

„Luft mußten wir haben, das ist schon ausgemacht! Das Größte schon jetzt ist mir das, daß Napoleon sich zum Kaiser machte und nicht ruhte, bis ers nicht mehr war. Alles er selbst. Wer hätte ihn angetastet? Man muß es nicht vergessen. Kaiser- und Königstöchter hatte er. England hinter seinem Meer sogar unterstützte noch vor wenigen Monaten der Bourbons Proklamationen nicht. Der Mann hat ganz allein wie Macbeth fünf Akte gespielt . . ."

5

Von der unruhvollen Leidenschaft, in der sich bei Rahel der Krieg spiegelt, müssen wir jetzt, unserer Absicht gemäß, noch einen Blick in die stillere Gefühlswelt Karoline von Humboldts werfen.

Und hier ist nun sehr bemerkenswert, daß Karoline ebenso wie in ihrer erotischen Zone nun auch bei dem Erlebnis des Krieges im letzten Grunde den Stoff, den Gegenstand, das Ereignis von sich abrückt und sich aus ihm heraus nur das reine Gefühlselement destilliert, gewissermaßen jenseits von Inhalt und Text allein den musikalischen Klang von Trauer, Aufschwung, Begeisterung.

Sie verschließt sich gegen die dröhnende klirrende Außenwelt tief in ihr Inneres: „Laß uns still die ungeheure Zeit ertragen. Wir stehen in Gottes Hand, und das eigene Leben geht zuletzt auf, — ach nicht allein in den großen Weltbegebenheiten, das wäre doch zermalmend —, sondern in der ewigen Harmonie der Schöpfung, zu der der Schmerz gehört wie die Freude, der Tod verschlungen ist mit dem Leben."

Großer heiliger Ernst bestimmt sie. Sie zieht sich, soweit es ihr bei ihrer offiziellen Stellung als preußische Gesandtenfrau möglich ist, von der Wiener Geselligkeit, von den „Zirkeln der großen Welt und der Salons" zurück in Einsiedelei und Schweigen: „Muß man doch sein, wie die innere Notwendigkeit es einem vorschreibt." Das Gefühl, „einem Weltgericht beizuwohnen", durchdringt sie jeden Moment ... „dazu die Wehmut unzertrennlich von dem Andenken der Edlen, die sich dieser Todesweihe dargebracht haben; ach, wem jetzt das Herz nicht erfüllt ist von Liebe und Glauben, dem wirds wohl nie erfüllt."

Freilich kann auch Karoline nicht immer in so unfruchtbar ätherisch-seraphischer Stimmung verharren. Auch an ihre Schwelle brandet die harte Wirklichkeit; ihr Sohn Theodor, 1897 in Jena geboren, in jener Zeit der Burgsdorff-Liebe, also nun sechzehn Jahre alt, steht als Freiwilliger im Felde. Bei Bautzen werden ihm zwei Pferde unter dem Leibe zerschossen und er selbst leicht verwundet. Die Mutter spricht davon ohne Wehleidigkeit, mit fester stolzer Haltung: „Theodor gefällt sich ganz außerordentlich in seinem neuen Stande, der ihm, wie ich gewiß hoffe, eine frühe Reife geben wird."

Als Samariterin betätigt auch sie sich. So sahen wir sie ja schon als Betreuerin von Rahels Schützling, dem jungen Herrn von Kronstein. Hemden näht sie. Scharpie, Bandagen und Geld geht nach Prag. Und übermächtig bricht im Oktober 1813 auch aus dieser schönen Seele die einfache und starke allen gemeinsame Empfindung durch: „daß man eigentlich doch jedem braven Soldaten die Hände und Füße küssen möchte."

Es wächst der Preußensinn in dieser Zeit. Der Adler, der das Nec soli cedit vergessen, regt wieder die Flügel. Varnhagen kann im November 1813 an Karoline schreiben: „Sie haben recht, teure Freundin, mit Stolz und Freude von Ihrem Lande und Ihrem Volke zu sprechen, es gewinnt für sein vorgerücktes geistiges Dasein nun auch einen schönen tapferen und kräftigen Körper."

Und Karoline selbst erklärt, von solchem Sinne ganz erfüllt, ihrem Mann: „Bis zu Deinem fünfzigsten Jahre Dich wenigstens Preußen zu geben, halte ich für eine unerläßliche Pflicht; Preußen, das mir um der Masse von schönen, wahren und heiligen Gefühlen und Empfindungen des Rechten, mit dem Tausende seiner Bürger in den Tod gegangen sind oder ihr Liebstes dem Schicksal dargebracht haben, unbeschreiblich lieb geworden ist."

In solchem Brennpunkt treffen sich Karoline und Rahel noch einmal ganz, ehe, mit dem Ausgang der großen Zeit, ihre Lebenskreise langsam und für immer auseinandergleiten.

Rahels Preußensinn zeigt sich ihrer Natur gemäß wieder leidenschaftlich und kritisch zugleich. Ihr scharfes Gehirn lehnt sich, wie es ja heute bei uns auch dem besinnlichen Menschen geht, gegen das Überwuchern des Gemeinplätzlichen auf: „Am fatalsten," so meint sie 1814, „ist mir immer gewesen, wenn die besten Gedanken und Gesinnungen um ein Wohlfeiles in niederen Umlauf kommen. Das ist jetzt mit wahren Herzensheiligtümern der Fall. Ich habe seit einiger Zeit, so lange immer müssen von der ‚Idee' hören, daß ich ganz aufgebracht dagegen bin. Wenn man mir die große Idee dreimal hintereinander nennt, so weiß ich nicht mehr, was es ist. Die nächste Pflicht, das ist die heiligste, und dies die einzige große Idee, die ich verstehe."

Aber leidenschaftlich brennend lodert sie auf, da Gentz, der ehemals Geliebte, kalt und glattzüngig von Preußen spricht: „er stieß mir mit Gewichten ans Herz, wenn er sagte ‚Preußen, der König von Preußen', und ‚Wir', wenn er von den Österreichern sprach. Der Blasebalg."

Inbrünstiger, fanatischer als Karoline, die schöne Seele aus adligem Hause, ruft die Titanide aus jüdischem Blut ihr Bekenntnis heraus. Und es ist, als ob ihr altes Rasse- und Stammesgefühl sich in den neuen Vaterlandssinn eingeschmolzen: „ewig muß man sein Land lieben, wie seine Geschwister, wenn man sie auch haßt und tadelt. Das nächste, das ist der Verwandte. Den haben wir — das hat uns geleistet. Auch ohne Gegenliebe muß man sein Vaterland lieben. Es ist eine dumme Seele, die das vergißt . . ."

Adonis

Novelle von Paris Gütersloh

Am Abend wurde von einem hierzulande unbekannten Kutscher, der einen, den besten Ständen angehörigen, aufrecht im Wagen stehenden, zur Eile antreibenden Herrn rasch durch das Dorf führte, die Nachricht vom Beginne eines Krieges ausgerufen. Solange das Gefährt sichtbar blieb, glaubten die hinter der Staubwolke zusammenlaufenden Leute ob des heiteren Himmels, den sie in sich trugen, dem Blitze, der sie getroffen. In ihren Herzen aber unterschieden sie sehr wohl und gleich zwischen der geringeren Glaubwürdigkeit des Kutschers, der, nach rechts und nach links, „Krieg, Krieg!" zu rufen, sich gewendet, dazu die Pferde hin und her gerissen und den Eindruck eines Betrunkenen gemacht hatte, und der größeren Wahrheit der ehernen Ungeduld jenes stattlichen Mannes, dem man es deutlich angesehen, daß er die Schnelligkeit seiner Reise, die von weither kommen mußte und doch jeglichen Gepäcks entbehrte, durch das Sitzen auf den Polstern zu verzögern fürchtete.

Mit der zunehmenden Dämmerung jedoch wurden der bei den Bewohnern des Landes stärker einkehrende Friede und die Tatsache, daß dem ersten Boten, der sein flüchtiges Ansehen im Auge der Bauern nicht ärger als durch seine schlechte Beherrschung der Pferde hätte herabsetzen können, kein zweiter gefolgt war, zu Siegerinnen über ein Gerücht, das, wäre es wahr gewesen, auch in diesem abgelegenen Tale nicht ohne Vorwissen mehrerer hätte auftreten können.

So kam es, daß der Morgen alle überraschte.

Die Fleißigsten hatten den Diener der Gemeinde und den Bürgermeister, der noch im Alter der Wehrpflichtigen stand, in dem Augenblicke überrascht, da jener den Anschlag der Zettel besorgte, dieser die Bürste in den Trog des öffentlichen Brunnens tauchte, seine Uniform zu reinigen. Erst widerwillig in Anbetracht des Schreckens, den sie überbrachten, dann selbst mitgerissen vom Umsichgreifen der Nachricht, eilten sie von Haus zu Haus, von Freund zu Feind. Wer noch im Bette gelegen hatte, der zog sein gewöhnliches Kleid nicht mehr an, und wo die Zugtiere schon angeschirrt warteten, dort überließ man den Weibern die einbrechende Verwirrung. Gegen Mittag kamen, mit einem Hauptmann an der Spitze, die ersten Soldaten, zogen aus allen Ställen die bloßen Pferde, führten sie an dem Hauptmanne, der hinter einem Tische saß und schrieb, einzeln vorbei, und ritten sodann mit den kräftigsten Tieren eilends davon. Um dieselbe Stunde, die gestern den vornehmen Herrn und seinen nun gerechtfertigten Kutscher durch das Dorf getrieben hatte, traten die Männer in ihre Reihen, und

verließen, während die Kirchenglocke, die der Pfarrer selbst läutete, kläglich tönte, die unwissenden Kinder fröhlich tanzten und eine Weile lang die kleinen Schritte der Frauen gar aussichtslos neben den großen der Krieger herliefen, ihre Heimat, um noch vor Mitternacht den nächsten Eisenbahnort zu erreichen.

Auf einer gelinden Anhöhe unweit dem Dorfe, das wie alle Liegenschaften in der Runde zum Besitze derer von Kroneck gehörte, stand, jetzt von den Letzten ihres Geschlechtes, von Mutter und Sohn, bewohnt, das Stammschloß dieser alten Familie.

Die Mutter, eine liebenswürdige, aber willensschwache Dame, bei Hofe beliebt und von der lebenslustigen Gesellschaft der winterlichen Residenz als Herrin eines verschwenderisch gastfreien Hauses geschätzt, hatte vor einigen Jahren, gedrängt von einer falschen Liebe zu ihrem Kinde, dem die soldatische Pflicht sie ersparen wollte, und ohne sein Mitwissen, ihre höchsten Verbindungen genützt, seine Befreiung vom Dienste durchzusetzen. Ob der junge Mann selbst nur mit einigem Widerwillen zu den Fahnen geschworen hätte, läßt sonach sich nicht beurteilen; daß die Erklärung seiner Waffenunfähigkeit aber ihn überrascht hat, wird von Freunden, deren unerwartete Tauglichkeit ihn beschämt hatte, bestätigt. Wie dem auch sei, dieses eine steht fest: seine Mutter, die ihn für immer ihrer Nähe gewonnen glaubte, verlor den nun gänzlich Freien an das Ausland, wo er mit viel Geschmack seinen künstlerischen Neigungen nachgegangen sein soll. Jung und sehr reich, von vornehmer Abkunft und ausgezeichnet durch eine große Schönheit des Körpers, hatte er den Abenteuern, die der arme Mann umgeht, und den Zufällen, die dem Reichen die Türe einrennen, sich überantwortet, das Richtige gestreift, das Falsche besessen, dem Zweifelhaften gehuldigt, und seinen Erfahrungen eine Menge leichter Anschauungen entwickelt, die ebensosehr ihm schmeichelten, wie einer mühelos zu durchschauenden Welt den Schöpfer bezichtigten.

Da er einem Versprechen gemäß, das er seinem sterbenden Vater in die Hand hatte geloben müssen, den Sommer mit der Mutter zu verleben pflegte, traf ihn der Ausbruch des Krieges in der Heimat. Früher denn zu den Dorfbewohnern war auf das Schloß die schreckliche Nachricht gedrungen und dort von den verschiedensten scheuen Gefühlen, die jeden der beiden Verwandten eine überflüssige Begegnung des anderen meiden ließen, bedacht worden. An ihrem Reichtume hoffte die Mutter das alles aufbietende Vaterland zehrend zu spüren und machte schon jetzt in ihrem Kopfe gewisse Einkünfte zurecht, die sie anstatt ihres Sohnes, der seine Freiheit zu verfluchen schien, zu verlieren wünschte. Dieser hinwiederum, wenn er aus den Zeitungen die Berichte vom Schlachtfelde, die günstig lauteten, vorgelesen hatte, fügte, weil er nicht wagte, Siege zu fordern von

einer Armee, deren Mühsal er nicht teilte, kein eigenes Wort hinzu, und floh verbittert den Anblick der Truppen, der von den ferneren Hügeln her oder auch durch die Stäbe des Parkgitters, das eine tüchtige Strecke gleich mit der Landstraße lief, sich wies.

Wochen vergingen, ehe der junge Graf, um dessen Anwesenheit auf dem Schlosse, außer den dort Zusammenlebenden, niemand wußte, es über sich gewann, das leere Gefühl, worin alle seine persönlichen Vorzüge plötzlich nicht galten, durch Ausritte und Spaziergänge in die Umgegend zu zerstreuen. Die Felder der Ebenen, denen ob eines Wanderers Tritt kein arbeitend Gebückter sich enthob, lagen ebener denn je zuvor, aus den Wäldern stieg der Rauch der Meiler nicht, und zwischen den Stämmen jenseits von Blößen drängte sich, ob des Friedens, der ihm widerfuhr, das wieder zutrauliche Wild und gewann vom Jäger, der anderswo schoß, viel Land zurück. Das Dorf selbst schien menschenleer zu sein und männlicher Tritte entwöhnt. Erst als das Unglaubliche nicht mehr zu leugnen war, trat aus jedem Hause mindestens eine Frau, um jenem noch anwesenden Manne, der als der Graf erkannt wurde, nachzusehen. Als er das Dorf hinter sich hatte, lächelte er so, wie er schon lange nicht mehr gelächelt hatte, fühlte er in sein Wesen Muskel und Knochen zurückkehren, und die Leere entschweben. War er bis vor kurzem gleich einem, den ein Rechts und Links voll fremden Eigentums zum Schleicher macht, zu tiefst bedrückt gewesen, so entzückte er sich jetzt ebenso völlig zu höchst, und teilte mit dem übertreibenden Fleiße unechter Bescheidenheit in Schöne und Häßliche die sonst unbeachteten Weiber, die ihn angesehen hatten. Allen gemeinsam, so sagte er sich, sei ein Zug von Ingrimm gewesen. Aber nur ein geringerer Kenner denn er würde diesen auf die schlechte Lage des Landes zurückführen. Ihn sollte man die Weiber kennen lehren! Als ob er nicht wüßte, wie wenig in Wahrheit diesen Geschöpfen an der Wirklichkeit der Welt läge, und wieviel des scheinbaren Anteiles sie aufbrächten, um dem Manne auch auf dem Gebiete der Vernunft zu gefallen! Entbehrten sie aber des Mannes, und nicht nur einzeln, sondern in Massen, so könne man recht erleben, um welcher Vorteile willen sie der Wirklichkeit Frondienste geleistet hätten. Und was diesen Ingrimm anlange, so könne er nicht sich täuschen lassen, sondern müsse beweisen, wie leichtlich er in sein Gegenteil sich verkehren ließe, ja wie er gar nichts anderes als dieses Gegenteil selbst wäre: Glätte nach der Liebkosung, Erlösung der Fee aus dem Krampfe elbischer Mächte. Und mancherlei Ereignisse gaben ihm recht. Schritt er lesend durch den Park, so fiel sein Blick, irregeleitet von einer Sache, die weder dem Buche, woran es grenzte, noch der Natur, worin sie stak, angehörte, oft auf ein Weibsgesicht, das durch die Stäbe nach ihm starrte und weder grimassierte noch sprach, und nach geraumer

Weile, weder betroffen, entdeckt zu sein, noch ungern, wieder verschwand. Die alten Diener berichteten von Dieben, die sie nächtlings an der leicht erklirrenden Glastüre der Terrasse rütteln gehört hätten, und brachten auch einmal wirklich ein Mädchen, das in einer der großen japanischen Vasen, die im Parterre des Gartens auf Sockeln standen, sich versteckt gehalten habe, vor die Herrin, die der Stummen und Trotzigen nichts weiter anhaben wollte. Der Graf, dessen gute Laune von solchen Vorfällen lebte, meinte hierauf, halb im Ernste, halb heiter, dieser Groll der Weiber richte sich oberflächlich wohl gegen ihn, dem ein Schicksal, das zu bemängeln nicht einmal er sich erlaube, gestatte, in gesicherter Lage die Kriegszeiten zu verbringen, im Grunde aber sei er nichts anderes als der uralte, nunmehr patriotisch vermummte Haß dieser Kaste gegen die Reichen und Adeligen. Mit solchen Worten beglückte er die ahnungslose, gütige Frau, die von nun an der sicheren Meinung lebte, er habe mit seinem am Kriege erwachten Ehrgeize sich abgefunden und mache ihr in seinem Herzen keine Vorwürfe mehr ob ihrer voreiligen Liebe.

Eines Herbstabends — es war nach dem Mahle — befahl er den kleinen Jagdwagen, und ergriff, mit der Weisung, ihn selbst heute nicht mehr zu erwarten, da er eine Stelle aufgespürt habe, die ein mächtiger Hirsch bewechsle, die Flinte. Vor einem Wäldchen nahe dem Dorfe ließ er halten und eilte durch es auf eine kleine erhöhte Lichtung, der zu Füßen das Örtchen lag.

Der Himmel war noch blau, trug aber schon den kahlen Vollmond dieser Jahreszeit, der die vielen Wasserläufe des weithin gedehnten Landes frierenden Glanzes über die noch warme, nebelhauchende Erde hob. Aus den Häusern dort unten schallte kein Geräusch, aus den Schornsteinen streckte sich kein Rauch, die Hunde selbst, die vor dem Schlafengehen ein Gespräch von Hof zu Hof anheben, kläfften heute nicht.

In der Höhe dieses Schweigens, und trotz des Taues im Grase, lag der junge Graf und zögerte, den Finger am Zünglein der Flinte. Und da es doch einmal sein mußte und eben irgendwelche Vögel, schwarz und klein, in dem klaren Äther niederer stiegen, drückte er, ohne recht zu zielen, los.

Das war das Zeichen, das er mit sich selbst verabredet hatte.

Der Schuß wühlte noch in den Klüften hinter seinem Rücken, als er, der des tödlichen Lautes wegen, der hier, in diesem Frieden und abgegeben von einem auf ungerechte Weise friedlich Gebliebenen, den Krieg selbst zu verhöhnen schien, erschrocken war, fröhlich sich erhob, die Flinte, die er morgen zu holen gedachte, an einen Ast hängte und am feuchten, glatten Grase zur Tiefe rutschte. In der engen Zeile hallte sein Schritt, und aus den dunklen Türen traten, so, als ob im Hintergrunde des Ganges seiner sie schon gehört hätten, die Weiber, alle zugleich, rechts und links; und nur

ihrer wenige verspäteten sich. „Wie sie lauern!" dachte der Graf, und daß so viele Blicke die Auswahl der einen erschweren. Als er am Ausgange des Dorfes angelangt war, wandte er sich, langsamen Schrittes wieder zurückzukehren. Da aber sah er, daß die Straße schwarz war von den Weibern und daß diese Weiber, deren einige wie die Begleiterinnen einer Braut sich an den Händen gefaßt hatten, ihm nachkamen. Er errötete ob der Anzahl der noch unbekannten Braut, und setzte ein wenig zitternd und auf eine angenehme Art verlegen vor der Erscheinung, deren demütige Entschlossenheit größer war als die Kraft des Zauberers, der sie stolz beschworen, seinen Weg in die Landschaft fort. Und als die Weiber, die keine ersten und keine letzten hatten, sondern zugleich, ohne jeglichen Vorsprung unter sich, ihm folgten, immer näher kamen, begann er, weil er wußte, daß er schön liefe, und weil er fühlte, es müsse gewählt werden, und wenn nicht unter den Schönsten so doch unter den Schnellsten, zu laufen.

Da liefen auch die Weiber.

Und wiederum war keine die erste, sondern alle liefen gleich schnell, windesschnell über die Landstraße, ohne Ausruf, nur vom Geräusche ihrer Röcke umflattert.

Da erblickte der Graf, dessen angefeuerte Kräfte, ihres ewigen Vorsprungs nur zu sicher, ihn selbst überwältigten, jenseits des Straßengrabens zwischen umfangreichen Tannen einen moosigen Ort.

„Nicht mehr weiter!" rief er sich zu. „Dort soll es sein. Dort!" Und mühelos, gleich einem schönen Tiere, das mit der Bewegung seiner Flucht noch den Jäger entzückt, setzte er an, hinüberzuspringen.

In diesem Augenblicke hatten die Weiber ihn erreicht, ergriffen und erschlagen.

Er war gleich tot.

Die eine der Frauen wischte sich das Maul, als ob sie Blut getrunken hätte, die andere zerpflückte zart eine Blume, und wieder andere waren zu Gruppen geronnen und sahen einander stumm an. Als mit sanftem Geläute der Wagen, der, vom Wäldchen kommend, die Straße nahm, um zum Schlosse zu gelangen, in die Krümmung bog, erschraken die Mörderinnen nicht, sondern blickten wie Böses Träumende, die, halb geweckt, mitleidig den Wachen ansehen, der das Böse nicht mehr träumen kann, sondern vielleicht tun muß, und ohne den sich bäumenden Pferden Raum zu geben, den Kutscher an, der bleich vom noch rollenden Gefährt sprang. In seinen Händen lag bald darauf des Jünglings Kopf. Der Stirne Schwung zu kühnem Mute, straff vom eingelegten Pfeil der Nase, und eines sinnlichen Glückes leicht klaffendes Lächeln, dem noch der Geruch einer frisch geöffneten Frucht entströmte, waren entseelt worden im Augenblicke ihrer Vermählung.

Arbeiter

von Hans Reisiger

Gesichter! zahllose! — Einst hingt ihr, früh zerfurcht
Mitten in Vaterlands Sonnenlicht kümmerlich über den finstern Waben der Arbeit.
Flamme und Schmelzglut blendete euch,
Eisengeschrei betäubte euer Ohr;
Ihr saugtet giftige Dünste ein, vergilbtet und blichet; tranket am Abend die unreine Luft der Straße gierig wie Firnhauch.
Schneidenden Glasstaub, Wollstaub, Kohlenstaub atmetet ihr das Jahr hindurch,
Ihr hocktet in bleichen Stuben gebückt, um Pfennige künstlich schnitzend und malend;
In den Schächten der Erde krocht ihr tagaus tagein,
Matte Lungen in der gekrümmten nackten Brust,
Einziehend die spärlich gelüftete Luft;
Zwischen dem engen schwarzen Gestein ja wann nächstens zerquetscht?
Kamt heim, Kinder zu küssen, die halblebendig, deren Wangen früh erstorben, ein Weib, das verging.
Zeit! nur Zeit! — ach höhnisch rief euer Herz,
Aufzuckend regte Gedanke und Wissen und Können, niemals erweckt, niemals gepflegt, schwer und traurig sich tief in eurer Brust.
Und Wälder rauschten sanft, so nah, so weltenweit,
Auf Hochgebirge, klingend von Vogelsang,
Die Wipfel beglänzt von Himmels reinen Räumen;
Flüsse rauschten im bunten Gewühl der Wiesen,
Und Meer, das Meer stieg tönend und bebend auf,
Wolken atmend, Wolken andonnernd im wilden Feuer stürmischen Abendrots. —

Die Wirklichkeit! — Euch fremd, euch ungesehen und unerhört,
Okeanos gleich umwindend euch mit unbekannter Woge.

Vaterlandslos! — Das traurige Wort hing schwer
Im finstern Raume klagend über euch,
Und stand euch, schändendes Zornwort, in die gebeugten Schultern gebrannt.

Ja erdlos! weltlos ihr!

Wo war euch Blinden und Matten Licht im weiten All?
Nichts hob euch auf — zur Tiefe nur zog euch grausigen Vergehens Gewalt.

Nun trieb ein Feuerstrom,
Vaterlands rauschender Flammenstrom
Aus Staub und Mühsal Tausende von euch hinweg.

Meer von Gesichtern, Osten und Westen zugewandt, von Feindeswut und Zukunftsglut bestrahlt!
Welch Leben zuckte um eurer Brauen Gram?
In eurer Wangen Furche, welch schwerer süßer Stolz schlich heldenhaft sich ein?
Ihr schrieet nicht, und tief erwachend löste sich euer Blick,
Wie Kindesblick, da ihr nie Kinder wart.

So jäh geliebt — von Brüdern zahllos, von uralter Mutter Heimat, von Deutschland heiß geliebt,
Wie schwoll euch glücklich das vielverwundete Herz.
Wo Leere und Feindschaft zuvor gedroht,
Schwoll nun ein warmer Jubel, Blumen und Tränen
Quollen um euch, so rein war eure Stirn.

Jetzt stiegen Sommerbäume strahlenden Laubs,
Jetzt tauchten Wälder vor euch und Flüsse auf,
An Bergen zogt ihr, von Unrast Berauschte, hin,
Die Erde sprach zu euch, die ach so leicht
In tausendfachen Furchen sich öffnete,
Euch ganz zu nehmen.

Ihr Kinder nun! „Deutschland" schwerfälligen Herzens stammelnd,
Zulächelnd im Innern irgendeinem Süßen,
Unendlichen, Umfassenden — über Tod und Gefahr hinweg:
Dem Vaterland, der Erde, der Welt,
Der Güte Gottes!

Wall von Gesichtern, Osten und Westen zugekehrt,
Von Sturmwind aufgetrieben:
Das Feuer all der tiefen und kühnen Dinge, des Wissens und Fühlens, das ihr nie erprobt,
Glänzt nun auf euch, klar, Deutschlands Geisteslicht.

Einsam, emporgeweht, im Zeitlosen, Unvertraut-Vertrauten,
Steht ihr und regt euch, still und in eisernem Maß,
In heiliger Bescheidenheit die neue Arbeit vollbringend.
Doch wild über euern geheilten Herzen
Wütet der klare Sturm, der Sonnen schuf,
Frei seid ihr, schwermütig-glücklich frei,
Unendlichem nah wie Sterne!

Brennt auf, lebendige Fackeln! laut
Im Feuerofen singende Männer! Das Vaterland zuckt
Im Flammenscheine eures Todes.

Rundschau

Karl Lamprecht und die Geschichtswissenschaft

von Carl Brinkmann

Wohl die äußerlichste Bezeichnung, unter der sich Karl Lamprechts Bestrebungen in die Reihe und bald an die Spitze einer ganzen Richtung deutscher und europäischer Geschichtsschreibung stellten, ist das Wort Kulturgeschichte. Wie alle großen Schlagworte führt es aber tiefer in die Sache, als die ahnen, die es in Liebe und Haß, zu Kampf und Werbung gebrauchen. Einer Generation, die die heutige kriegerische Zerreißung der europäischen Welt noch nicht kannte, ja im Gegenteil keine wissenschaftliche Entwicklung anders vorstellte als in Ausdrücken europäischer Gemeinschaft, bedeutete es die wörtliche und begriffliche Übersetzung des großen Programms, das das bürgerliche Gemeinbewußtsein des vergangenen Jahrhunderts zuerst in der französischen und englischen Soziologie für die geschichtliche Erkenntnis aufgerichtet hatte. Und wie alle Geschichtsphilosophien enthielt es ein Dogma zugleich über Subjekt und Objekt, über Gebiet und Verfahren der Geschichte, das im Gang der ganzen europäischen Bildung weither begründet war. Zivilisation oder Kultur war der Inbegriff des historischen, menschlich-gesellschaftlichen Geschehens unter ganz bestimmten Gesichtspunkten des Zusammenhangs und des Werts, Gesichtspunkten, die vor allem, die religiöse Weltauffassung des Mittelalters ablösend und mit ihr durch die metaphysische Erziehungsidee der Aufklärung noch deutlich verbunden, die geschichtlichen Tatsachen jetzt überall auf immanente Systeme der ursächlichen Abfolge und der begründenden Norm zu beziehen, in einheitlicher Erfahrung zu erklären und zu beurteilen anfingen. Universalität des Stoffs und Gleichförmigkeit der Erkenntnismittel wurden die theoretischen Voraussetzungen, die praktischen Ziele der Kulturgeschichte. Die dilettantische Farblosigkeit der „kulturgeschichtlichen" Kapitel über Kunst und Wissenschaft, mit denen immer noch sonst gewissenhafte politische Historiker ihre Darstellungen zu unterbrechen pflegen, ist nur wie ein letzter verzerrter Schatten jener ursprünglichen Allgemeinheit. Die Begründer

der Kulturgeschichte waren nicht so bescheiden. Henry Thomas Buckle glaubte nacheinander die großen Staatenvölker Europas selber aus dem Dunstkreis ihrer nationalen Historiographien vor das unbestechliche Licht sachlichen Verständnisses und ebenso kosmopolitischer Würdigung ziehen zu können.

Mit diesem Programm, selbst wenn es von Beginn so klar und umfassend dagestanden hätte wie man es hinterher sieht, war nun eigentlich das wenigste gesagt. Man wird gegen die theoretische Durchbildung der Geschichte im Vergleich mit den Naturwissenschaften leicht ungerecht, wenn man vergißt, wie wenig sie sich bis ins letzte Jahrhundert, als überlieferte Technik politisch-menschlicher Welterfahrung, an neuen und weitern Aufgaben hatte üben und bewähren können. Von der Geschichtsschreibung selbst, von Männern des Forschungs- und Unterrichtsbetriebs wie Karl Lamprecht hing nicht bloß die Verwirklichung dieser unerhörten Absichten ab, sondern in erster Linie auch die Klärung und Formung, die sie erst mitten im Vorgang der Verwirklichung zu gewinnen vermochten. Das Sprunghafte, von wechselnder Praxis Bestimmte in der Entwicklung von Lamprechts (und anderer) theoretischem Selbstbewußtsein enthielt jedenfalls nicht notwendig, wie es selbstzufriedenen Philosophen erschienen ist, ein Erlahmen seines reinen Ehrgeizes an „pöbelhafter Erfahrung". Mit unermüdlicher Folgerichtigkeit durchlief er vielmehr den Bezirk der Erkenntnismöglichkeiten, die zwischen logischen Entwürfen und empirischen Versuchen einer Wissenschaft von der Geschichte hin und her führten.

Lamprechts Anfänge waren ein Teil der unendlichen Befruchtung, die sich von den Lehren des Sozialismus durch ein Netz von Kanälen über die historischen Studien Europas ergoß. Die Einseitigkeit, mit der die theoretischen Anwälte des Proletariats seine beiden beherrschenden Lebensgefühle, die Gewalt der wirtschaftlichen Materie und des massenhaften Geistes, den europäischen Gesellschaften seit fünfzig Jahren eingehämmert hatten, war doch ein Riesenschritt der Tat hinaus über jene Denkforderung des Liberalismus nach der einen, diesseitigen geschichtlichen Welt und Weltgeschichte. In der Unendlichkeit dieses Feldes war jetzt zunächst innerlich ein doppelter Ansatzpunkt gegeben: Das eine Ende der psychophysischen Ursachenkette lag fest in den Bedürfnissen und Anstalten animalischen Lebens, aber ebenso eine notwendige Bedingung geschlossener geistiger und gesellschaftlicher Stufenfolgen in ihren unbewußten, trieb- und gewohnheitsmäßigen, das heißt im ganzen regelrecht ebenen Grundflächen. Damals erwarb die moderne Geschichtsschreibung das gesunde Maß von Materialismus und Kollektivismus, ohne das fortan die persönlichste historische Einfühlung so dünn wirken mußte wie ein neuzeit-

liches melodisches Motiv mit bezifferten Baß. Fast noch wichtiger, weil unmittelbarer praktisch, war eine andere äußerliche Anregung, die der kulturgeschichtlichen Energie erst endgültig half, sich auf dem bezeichneten Weg in spezifische Arbeit umzusetzen. Es war der Anschluß an die junge gelehrte Bewegung der Urkundenforschung, die mit Erschließung und Deutung einer sozusagen selbsttätigen, unreflektierten und daher gleichfalls in hohem Grad kollektiven Überlieferung geschichtlichen Daseins dem historischen Lebensdurst unter den Erkenntnismitteln ein Entsprechendes zu seiner neuen Erkenntnis anbot. Was in der berühmten wirtschaftsgeschichtlichen Ernte der späten siebziger und frühen achtziger Jahre, unter den verwandten Werken von Inama und Schmoller, Schönberg und Bücher, Hanssen und Meitzen, Lamprechts „Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter" mit dem es umgebenden Kreis von Vor- und Hilfsarbeiten auszeichnete, war formal nur der billige Vorzug des Historikers vor den Nationalökonomen, in und mit der einzelnen Erscheinung, der einzelnen Quellengattung namentlich die Gesamtheit eines Zustandes und seines geschichtlichen Niederschlags im Auge zu behalten. Man braucht die Perspektive des seitdem verflossenen Menschenalters wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Studien, um erstaunt inne zu werden, mit welcher Genialität hier ein Gebiet reichster landschaftlicher Tradition und ortsgeschichtlicher Organisation wie der Mittel- und Niederrhein zum ersten Beispiel eines vollen gesellschaftlichen Lebenszusammenhangs genommen, halb tastend von Fall zu Fall die ganze Systematik sozialgeschichtlicher Quellen, Urbare, Rechnungsbücher, Weistümer, Zolltarife, Grundkarten, zuerst begründet ist.

War Lamprecht damit vorbereitet, wie fast jeder der genannten (und abermals vieler anderer) Zeitgenossen, innerhalb des nächsten Jahrzehnts vom Spezialismus zu großen Gesamtgegenständen vorzudringen? Man verhehlt sich doch wohl nicht, daß die Kühnheit einer „Deutschen Geschichte", als eines vornehmlich sammelnden und entwerfenden, in beidem mehr auf Sinn als Stoff ausgehenden Werkes, nur auf dem gefährlichen Hintergrund der populären Teilnahme und des öffentlichen Erfolgs den Fachmännern so verletzend in die Augen fiel. Wem wäre es beigekommen, Schmollers „Grundriß der Volkswirtschaftslehre" oder Meitzens „Agrarwesen der Germanen", zwei Unternehmungen von viel gewagterem Plan, so grundsätzlich zu widersprechen? Mir scheint umgekehrt, Lamprechts Rüstung war besser, als er selbst wußte, zu gut, um sich damit gegen die Trägheit eines (mit seiner Herkömmlichkeit) so ungewöhnlichen Objekts behaupten zu können. Die in ihrer Selbstbeschränkung unangreifbare Einsicht in den Mechanismus sozialgeschichtlicher Elemente begann sich zum rhapsodischen Traum zu verflüchtigen, sobald die starke

künstlerische Leidenschaft des Mannes von der Fülle traditionell verbundener Anschauung ergriffen und gereizt wurde. Die Kultur der Sippen- oder Genossenschaftswirtschaft und der Miniaturmalerei, das Industriezeitalter und Kant oder Beethoven waren die hellen Endpunkte dunkler Verknüpfungen, die mehr als zu ahnen zwar nicht das Studium von einigen hundert weiterer Quellenschriften, aber eine ganz eigne, unabsehbare Vertiefung in soziologische Begriffs- und Prinzipienarbeit erfordert hätte.

Lediglich die logische Ausprägung dieses unbesonnenen Übergangs in andre, bereits von ihm selbst mit überwundene Gattungen geschichtlichen Verständnisses war die Methodologie, die ihm in literarischen Parerga oder im unmittelbaren Zusammenhang der Deutschen Geschichte aus der Arbeit daran erwuchs. Das Wirtschaftliche erhob sich aus der Stellung des tragenden Unterbaus, wo ihm eine berechenbare architektonische Leistung zukam, zum beinahe geheimnisvollen, alles durchdringenden staatlich-gesellschaftlichen Machttrieb. Nicht zufällig wurde derselbe Lamprecht, der die mittelalterliche Grundherrschaft zum Pfeiler des ältern deutschen Staatslebens erklärt hatte, später der immer offnere Vertreter des modernen, ihm und seiner Forschung auch persönlich nahestehenden Industrialismus und einer wesentlich von diesem eingegebenen Welt- und Ausdehnungspolitik. Die eigne Selbständigkeit der nicht minder realen Gleichgewichtsstrebungen, die jedes staatliche Verhältnis unter der Idee des Rechts als eigentliche Prinzipien seiner Anstalten und Organisationen voraussetzt und hervorbringt, mußte ihm zutiefst verschlossen bleiben, weil sein Gedanke von den materiellen Grundtatsachen aus sogleich in die altgeheiligte Mystik historischer „Kräfte" und „Ideen" versank. (Eine Mystik, die er seltsamerweise seinerseits Rankes so viel realerer, weil einheitlicherer Konzeption gern zum Vorwurf machte.) Einer ähnlichen ästhetischen Vergröberung verfiel sein kulturgeschichtlicher Kollektivismus. Die unvermeidliche peinliche Gegenüberstellung mit den „individuellen" Faktoren der Geschichte nur zu eifrig aufnehmend, verlegte er selbst den Kampf um die strenge historische Kausalität unvorsichtig aus dem Gebiet der logischen Form in das allem Vorurteil soviel zugänglichere des empirischen Stoffs. Gleichförmigkeit der Erscheinung (die nur in der Masse ist) mit Gesetzmäßigkeit der Verknüpfung (die überall ist), Allgemeinheit von Ursachen (also inhaltliche Leere) mit ihrer Allheit (inbegrifflicher Fülle) stets zu verwechseln geneigt, schwankte auch hier sein methodischer Blick unruhig zwischen ungenügenden Niederungen und entschwebenden Höhen. Daß gegen die bekannten pythagoreischen Termini seines Hauptwerkzeugs, der psychischen Zeitdiagnose, ein ganz reinliches Sprachgefühl sich wohl immer sträuben wird, liegt einfach daran, daß da Ausdrücke freier einmaliger Intuition im fremden Dienst des wissenschaftlichen Anspruchs ihre Würde verlieren.

Die verhängnisvollste Folge dieser methodologischen Verschiebungen untergrub endlich die nationalgeschichtliche Aufgabe selbst gerade in ihrem Mittelpunkt, und hier suchte die Witterung (aber auch nur die Witterung) der haßerfüllten gegnerischen Interessen mit Recht die schwächste Stelle des unbequemen Wettbewerbers. Hinter jedem ehrlichen Kausalbegriff steht die Anweisung auf die allgemeine und notwendige Geltung einer bestimmten Verknüpfungsform, für die die Naturwissenschaften das Gleichnis des „Gesetzes" eingeführt haben. Den Kausalitätsfeinden, die mit dieser anscheinenden Absurdität die „Individualität" (und die bängliche, der Polizei vertrauende Mystik) des historischen Geschehens retten wollten, hätte Lamprecht erwidern können, daß das Gesetz kein Wesen für sich, sondern ein Verhältnis, daß eben jene Individualität die Unendlichkeit solcher einander kreuzender Verhältnisse sei. Er zog es vor, voll ungeduldigem Überschwang (und vielleicht einer ganz leisen Beimischung der Reklame, die seiner Energie auch äußerlich-organisatorisch nicht fremd war) den Ungläubigen mit fertigen, das heißt ganze Entwickelungen einheitlich erklärenden Gesetzen aufzuwarten. So erniedrigte er die auch ihm teure Vergangenheit seines Volks zum Paradigma eines ewigen Ablaufs von „Kulturzeitaltern" nicht in dem Sinn seiner meisten Widersacher, daß nicht theoretisch der nationale Umkreis geschichtlicher Gemeinschaften in weitere und schließlich letzte menschliche Bezüge zu steigern wäre, sondern in dem positiven Sinn, daß praktisch durch die Einseitigkeit und Voreiligkeit einer solchen Steigerung gerade der Nachdruck seiner neuen Kausal- und Gesetzesforschung die nächstliegenden Probleme des selbstgezogenen engen Kreises überspringen mußte. Büchers Lehre von den Wirtschaftsstufen, eine Eroberung des gleichen wissenschaftlichen Feldzugs wie Lamprechts Kulturzeitalter, war die spezifische Deutung einer spezifischen Tatsachenreihe. Ein allgemeines psychisches Entwicklungsschema wie die Kulturzeitalter lehrte sehr wenig über die Möglichkeit spezifischer Erscheinungen wie der einer gegebenen, ja auch nur irgendeiner Staatsgesellschaft. So konnte die Geschichte der deutschen Historiographie unmittelbar nach Vollendung der „Deutschen Geschichte" Lamprechts die überraschende Wendung nehmen, daß einer seiner ehemaligen Hauptgegner und äußerlich noch immer ein Führer der alten individualistisch-politischen Schule, Dietrich Schäfer, fern aller philosophischen Rechenschaft und dem größten Teil moderner soziologischer Technik, bloß durch halb unbewußte Unbefangenheit und erdgebundene Gewissenhaftigkeit gegen die natürliche Wechselwirkung des Volkslebens und seiner physischen Bedingungen gerade wissenschaftlich-systematisch eine unleugbar höhere Phase deutscher geschichtlicher Selbsterkenntnis erreichte.

Wie Lamprechts „Deutsche Geschichte" mit Bänden über Bänden, so schien seine wissenschaftliche Laufbahn wieder mit einem Triumph des Stoffs über die Form zu enden. Der Organisator der Universalgeschichte, der die

alte Heerensche Sammlung von Staatengeschichten neu belebte und über die Grenzen Europas hinaus, in die deutschen Territorien hinein führte, der seine Leipziger Institute mindestens materiell zu Zentren allgemeinster geschichtlicher Kenntnis erhob, hatte nicht bloß äußerlich seine Bonner Anfänge weit hinter sich gelassen. An der Stelle des exakten Handwerkers stand der Großunternehmer, der fremde Kräfte lenkt und Massengüter hervorbringt. Indes kein Zweifel, erst dieser andre Pol, zu dem ihn seine Sehnsucht fortriß, konnte den Gegensätzen seiner Anlagen und Pläne die Ruhe des Ausgleichs und Genügens zurückgeben. Endlich sah er vor sich die Weite der Welt, die sich der Weite seiner Begriffsnetze nicht mehr, kaum berührt, entzog. Jetzt da er nicht mehr Methode aus der Forschung zu entwickeln brauchte, sondern gleichsam Forschung für eine Methode zu suchen ausging, kam die Zeit zur Prüfung jener obersten kulturgeschichtlichen Dogmatik von den Einheiten des Historischen. Hatten sich bisher wider Erwarten staatliche und gesellschaftliche Gebilde vor der neuen Geschichtswissenschaft fruchtbarer, geformter erwiesen als die vermeintlich klassischen Kulturtatsachen intellektueller und ästhetischer Wertbeziehung, so war nun wieder ein logischer Ort notwendig, aus dem politisches, religiöses, wissenschaftliches Geschehen ebensowohl in seinem Eigenleben wie im Dienst an der Gesellschaft einander zugeordnet werden kann. Darauf waren ja seit Jahrzehnten die großen neuweltlichen Komparationen der Rechtswissenschaft und Völkerkunde stillschweigend ausgerichtet gewesen. Ich glaube, wenn einmal die Versuche der Mystiker überwunden sein werden, den in allen diesen Provinzen vergegenständlichten Geist für noch etwas anderes auszugeben als Menschengeist, meinen, deinen und unsern, dann wird man auch Karl Lamprecht die Entschiedenheit danken, mit der er die verachtete Psychologie als Lehrmeisterin einer vor-geschichtlichen Systematik dafür anrief und in seiner Sammlung von Kinderzeichnungen aller Völker den ersten, stets denkwürdigen Beweis der Möglichkeit historischer Experimente erbrachte. Schon fängt gerade das unmittelbare Bedürfnis des lebenden Europäers an zu verstehen, daß etwa zur Seele Ostasiens der Weg weder durch die Kunstgeschichte noch durch die Philosophie geht, sondern durch etwas Drittes, das absoluter als jene und doch relativischer als diese sein muß.

Bei fieberhaft erwartungsvoller Tätigkeit mußte in Lamprechts letzter Haltung etwas von der stolzen Demut sein, die alle persönlichen Kampfpreise in einem Größeren ausgelöscht sieht. „Wieviel können wir lernen," schrieb er mir anderthalb Jahre vor seinem Tod, „um unsere Füße, die vorwärts wandeln müssen, sei es in diesem oder jenem Wege, vor allzugrobem Straucheln zu behüten." Er war einer von den seltnen Männern und seltneren Geschichtschreibern, in denen sich Jugend und Kraft einer ganzen Zeit den Zeitgenossen erregend und freudig darstellen.

Hoffnungen

von Moritz Heimann

Das Wort „Burgfrieden" bleibt ein schönes Wort, wenn es auch, für die Erhaltung seines besten Sinnes, schon bedenklich oft gehört wird; wenn auch der Zuruf: „Halt den Burgfrieden!", von einer Zeitung gegen die andere, von einer Parlamentsseite zur Gegenseite hin erhoben, selbst einem nicht bemerkenswert feinen Gefühl zuweilen so klingt, als besagte er: „Halt die —!" Schade; ein Übereinkommen, das man weder brechen will noch darf, sollte man auch auf keine andere Weise um seinen sittlichen Ertrag bringen. Einen Frieden von Wert miteinander zu halten, vermögen füglich nur die ausgesprochenen Gedanken, nicht die verhehlten. Von diesem hätte das Volk nur einen Scheinvorteil, der obenein um so kümmerlicher wäre, als längst nicht mehr der Schatten eines Grundes zu finden ist, sich um die Meinung des Auslands zu kümmern; dem wird die Überzeugung von Deutschlands nationaler Kraft und Einigkeit auf andre Weise beigebracht.

Wir können uns doch nicht einreden wollen, daß die Bewegung der inneren Politik während des Krieges stocke. Jedermann weiß, daß sie nicht bloß in Zeitungen, Parlamenten und Versammlungen zustande kommt, und daß diejenigen Gruppen, bei denen die persönlichen Beziehungen und Einflüsse unwirksamer sind als bei andern, unter den heutigen Umständen noch mehr, noch ungerechtfertigter im Nachteil sind als sonst. Ferner bedarf alles Edle der mühseligsten Pflege, das Unkraut wuchert von selbst. Zugegeben, daß in der Natur Unkraut das wahrste Kraut ist; es ist es aber nicht im Menschengeist, als welcher der Riß und die Kluft der natürlichen Welt ist. Zugegeben nicht nur, sondern aus wachsender Überzeugung, ja aus der Erfahrung bekannt, daß der Krieg einen gewaltigen Zuwachs an sittlicher Kraft bedeutet. Denn was er an Schlechtem und Bösem auch offenbare, er bringt dem Grundschlechten und Grundbösen der Welt nichts hinzu, keine Grausamkeit, noch Feigheit, noch Tücke; aber Gutes bringt er überschwänglich hinzu, Aufopferung, Treue, eine Weißglut der Seele, wovon sie selber nichts zu ahnen gewagt hat. Wer schlecht war, wird nicht schlechter; wer gut war, wird besser, — das ist das Fazit des Krieges für die Menschheit, insofern sie im Bereich der Statistik nicht zu finden ist. Dieses zugegeben, hat auch der Bereich der Statistik seine Geltung, und da brauchen wir es uns nicht zu verhehlen, daß in einer so extremen Zeit wie der heutigen sehr leicht der schlechte Mann obenauf kommt. Er hat die schnellste Phrase zur Hand, weil er sicher ist, daß ihm nicht wider-

sprochen wird. Auf seine Frechheit, Gedankenlosigkeit und gemeine Wollust des Geistes beansprucht er Rücksicht, wie auf die Stimme des Volkes. Er war im Frieden die leerlaufende Seele, der anonyme Denunziant und der am lautesten die Wiedereinführung der Prügelstrafe forderte. Gegen ihn Frieden zu halten, sollte auch unter dem besten Vorwand nur insoweit geboten sein, wie die Voraussicht in die Kurzlebigkeit seiner Geltung es jedem nach seinem Temperament empfiehlt.

Wichtiger — nein: von größter, von entscheidender Wichtigkeit ist es, daß die Prinzipien unsers innerpolitischen Lebens sich nicht länger aus einem unfroh ertragenen Schweigen gegenseitig anknurren, sondern mit gebührlicher Offenheit zueinander sprechen. Freilich: „eines Mannes Rede ist immer Friede, ist immer Fehde"; und wird denn nicht, wiewohl mit einem scheinbaren Beiseite, allenthalben geredet? In den Stolz auf Deutschlands Taten hat sich, durchaus natürlich, die eifersüchtige Frage gemischt, welche der inneren Mächte sich das Hauptverdienst an diesen Taten zuschreiben dürfe. Die Frage ergibt einen Bescheid, der Bescheid einen Anspruch. Und hierin läßt man sich mehr durch eine dienstbereite Logik führen, als durch die Tatsachen der Geschichte. Die Parteien sind allesamt im Begriff, ihre durch den Krieg anfangs unsicher gewordene Verstocktheit wiederzugewinnen, und der fälschlich auf die inneren Verhältnisse angewandte Begriff der Realpolitik bestärkt sie in ihrem Eigensinn und ihrem Vorbehalt. Demgegenüber darf kein Gedanke an eine andre als die bisherige Zusammenfassung und Einung politischer Volkskräfte sich bescheiden. Auch wenn die Entwicklung ihn nicht erfüllt, ist er nicht widerlegt; und jedenfalls hat das heute lebende Geschlecht keinen besseren Augenblick gehabt, sich neu zu besinnen, als den gegenwärtigen.

Preußen hat, wozu man es immer unfähig schalt, zum erstenmal moralische Eroberungen in der Welt gemacht, und das alte Problem, ob Preußen in Deutschland oder Deutschland in Preußen aufgehen solle, erscheint mit einem Schlag als ein ziemlich müßiger oder akademischer Streit. Die, in denen dieses sieghafte Preußen von seines Ursprungs wegen am stärksten vertreten wird, — nennen wir sie summarisch die Konservativen — werden ihre Staatsauffassung, ihre Austeilung der Bürgerrechte und Bürgerpflichten durch den Verlauf des Krieges triumphierend bestätigt sehen. Der Ackerbau, das Heereswesen, der Beamtengeist und alle Formen preußischer Disziplin waren vornehmlich ihre Sorge. Diese Wahrheit haben sie für sich, aber es ist die halbe Wahrheit. „Nur die Freiheit erzieht den Charakter," sagt Viktor Hehn, und die Freiheit wurde ihnen abgerungen durch eine der ihrigen entgegengesetzte Staatsauffassung. Leistungen, wie sie unser Heer täglich und stündlich vollbringt, würden durch die bloße Disziplin niemals zu erreichen gewesen

sein. Selbst Friedrich II. durfte seinen Soldaten keine Nachtmärsche zumuten, sie verkrümelten sich sonst in die Wälder. Es waren die Heere der französischen Revolution, die, weil ein Stück Bürgertum und selbsttätiges Vaterland in ihnen steckte, requirieren konnten, ohne sich zu verlaufen, und die also weniger Geschlepp mit sich führten als die durch den Prügel zusammengehaltenen Truppen der Koalition. Und überall war es die Bürgerfreiheit, die das moderne, zuverlässige Heer hat schaffen helfen; daß ihm also ein doppelter Ursprung zu eigen ist, muß man hüben und drüben vor Augen behalten.

Es fehlte den Konservativen zum Beginn des vorigen Jahrhunderts nicht an Gründen und Geist zu ihrem Widerstand gegen die neuen Gründe und den neuen Geist, nicht an Recht gegen das neue Recht. Sie wichen schließlich doch beträchtlich aus ihrer Macht und noch beträchtlicher aus ihrer Idee. Der Junker des fünfzehnten Jahrhunderts war ein Frondeur, der des siebzehnten ein Kondottiere, der des achtzehnten ein Paladin; er ist von alledem etwas geblieben, und wenn er sich mit dem bürgerlichen Offizier, dem befreiten Bauern, der zweijährigen Dienstzeit und dem allgemeinen Wahlrecht abgefunden hat, so wird er sich unbeschadet seines Selbstgefühls noch weiters abfinden. Von dem Augenblick an, wo er statt auf seinem historischen Recht, auch seinerseits auf nationalem Grund zu stehen kam, war er dem Gesetz der Umwandlung überantwortet, er und seine Gefolgschaft. Konservativ und Liberal — dieses Wort gleichfalls summarisch gebraucht — können sich einreden, unversöhnlich, wie Weltanschauungen, zu sein, solange sie sich im Dienst und Auftrag der Menschheit glauben. Das eine herrscht, das andere usurpiert; da gibt es keinen Pardon; ob jenes mit Recht herrscht oder mit Unrecht, ob dieses aus Neid usurpiert oder aus höchster Idealität, macht keinen Unterschied. Sobald aber beide unmittelbar über sich etwas Endliches erkennen, dem sie dienen, so müssen sie ihre Metaphysik abdanken, praktisch werden und sich, wo nicht versöhnen, doch vereinen. In dieser Lage finden sie sich jetzt; sie erkennen es wohl, aber ihre Erkenntnis in die Tat umzusetzen, hindert sie ihre Macht, die sie nicht durch Eingeständnis verwirren und schwächen wollen, und eine vermeintliche Konsequenz, eine unelastisch gewordene Denkweise.

Man will es vor sich selbst und vor der Öffentlichkeit nicht Wort haben, daß alle Urteile der einen Volksgruppe über die andere beschränkt waren, und die paar Zugeständnisse schmecken säuerlich. Zugeständnisse überdies sind sowieso nichts Besseres als Almosen. Für die politischen Grundsätze kommt es nicht darauf an, festzustellen, daß die einzelnen Sozialdemokraten, die im Felde stehen und die im Land zurückgeblieben sind, mit Blut und Gut ihre Schuldigkeit tun; aber das ist von Bedeutung, daß die Erziehung zu einem Staatswillen, mag er der rechte oder der falsche sein,

Hunderttausende von Menschen in einem freien Sinne diszipliniert, und so an ihrem Teile mitgeholfen hat, sie zu dem geschmeidigen Werkzeug zu machen, dessen der Krieg von heute bedarf. Ein Konservativer, der dieses einsieht — und warum sollte er es nicht können, wofern er überhaupt imstande ist, Dinge zu sehen und nicht nur immer sich —, kann nicht der bleiben, der er gewesen ist. Er braucht darum nicht einen Punkt des sozialdemokratischen Programms gutzuheißen.

Die Grenzen der Länder werden durch den Krieg verschoben werden; es wäre ein Zeichen von elender Unfruchtbarkeit, wenn sich nicht auch die der Parteien in unserm Vaterland verschöben, diese Parteien stecken alle in unnatürlichen oder unhaltbaren Grenzen. Das zweite ist nicht schwerer, nicht leichter als das erste. Nicht auf Kompromisse soll es dabei ankommen; nicht auf eine schwachselige Preisgabe von alten Grundsätzen, sondern auf eine Gewinnung von neuen. Man findet bei Privatleuten oft genug eine Gerechtigkeit und Unbefangenheit, die sogleich verloren geht, wenn sie im politischen Geschäft Arbeit tun soll. Ein Liberaler streichelt heute seine Brotkarte wie jedermann, aber morgen wird er es vielleicht vergessen; er will das Hühnchen schlachten, aber es soll nicht bluten. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn es wenigstens nicht gelänge, die private Einsicht des wohldenkenden Menschen teilweise auch zur öffentlichen zu machen.

Fühlte man sich nicht durch Vergangenheit und Theorie festgelegt, sondern hätte die Frische, die Jugend und Liebeskraft, sich von den Tatsachen überwältigen zu lassen, um demnächst sie zu überwältigen, so müßte ein Rausch von Schaffenslust durch das Land gehn. Nie bisher haben wir in der modernen Geschichte eine Weltlage erlebt, in der das Ideal „Nation" alle andern für Tatentscheidungen in Betracht kommenden Ideale so stark sei es in den Hintergrund drängte, sei es suspendierte. Dabei ist dieser hochgespannte Nationalismus — entrungen einer Not, die durch den Kriegsausbruch nicht gemacht, sondern nur auf eine lange Zukunft offenbar geworden ist — für die menschliche Seele ein auch verstandesmäßig erkennbarer, ein endlicher Zweck. Er ist zu deutlich, als daß die allgemeinen Anschauungen, die sich aus der Schwärmerei und der Sehnsucht und dem Zweifel und dem Zynismus der Menschen heraus bilden, gegen ihn wirksam sein könnten. Nicht nur die Internationalität der Sozialdemokratie, sondern auch jede andere Internationalität wird sich davor beugen müssen, sogar die des Geldes, sogar die der Heiligen Allianz, die von ihrem Tod noch keineswegs überzeugt war. Wir erfahren stündlich, daß Regierung, die wir geneigt waren, für etwas Automatisches zu halten, etwas höchst Lebendiges ist. Obgleich sie alle unsere Gewohnheiten über den Haufen wirft — warum sind wir doch so einverstanden mit ihr und tun zur etwa nötigen Geduld

das heilsame Körnchen Humor mit soviel Freiwilligkeit wie nie? Weil wir ihren Zweck erkennen, fühlen und mitwollen.

Es ist kein Grund anzunehmen, daß so unmittelbar praktisch, und darum Anschauungen klärend der Nationalismus nicht auch nach dem Kriege sein dürfte, sein müßte. Auf den Krieg wird keine Lage der Läßlichkeit folgen, sondern eine der verschärften Notwendigkeit. Es hilft nichts, dawider zu träumen. Der Gedanke der Welthegemonie ist erwacht, und er wird — selbst wenn Deutschland, wie bisher, nicht an ihm teilhaben sollte, wenn es auch nachträglich keine Spur des bisher fälschlich, ja lügnerisch ihm in dieser Hinsicht entgegengebrachten Mißtrauens verdienen sollte — aus der Welt nicht schwinden; und wenn er, eine Generation später, das Feuer zwischen Rußland und England aufgehen läßt, so wird Deutschland abermals eine ungeheure Stunde haben. Der Verstand der Verständigen, der sich das Leben einrichten will, vergißt zu gern, daß dieses Leben auf einer unheilbar tragischen Grundlage wuchert. Der Gegensatz des Tragischen — ist nicht das Komische, das vielmehr nur eine Abart davon bedeutet — ist das Moralische. Will dieses aber politisch werden, so kann es sich wohl dem Sieg immer mehr nähern und so dicht herankommen, daß es glaubt, es habe ihn schon; wenn es aber zuklappt, klappt es ins Leere und sieht mit Schrecken die Entscheidungen von woanders fallen.

Dies ist besonders die Gefahr des liberalen Bürgertums, schon weil es von Natur ideologisch verpflichtet und nicht an ein Klasseninteresse gebunden ist. Es muß beständig davor auf der Hut sein, daß es nicht eine Aufhebung des politischen Denkens werde, statt eine seiner Formen. Es krankt zudem immer noch am „Darwinismus", an dem Begriff einer automatischen Entwicklung; und so hat es sich in den letzten dreißig Jahren so fort entwickelt, ist mit Maßen sozialistisch, mit Maßen militaristisch geworden, — und will etwa mit Maßen agrarisch und schutzzöllnerisch werden? Es hat aus keiner seiner Entwicklungen eine volle Tat, einen rechten Sieg zu machen verstanden. Aber was man muß, soll man wollen, oder man kümmert nur immer hin.

Den Raub der Ideen haben die Konservativen von jeher besser verstanden als die Liberalen, und das war ihre Stärke. Sie haben sich gegen das größere Deutschland bis in die siebziger Jahre gewehrt und behielten doch das Heft in der Hand. Auch sie stehen vor inneren Entscheidungen, die nicht einfach auf der verlängerten Linie ihrer bisherigen Anschauungen liegen. Sie hatten eine feine Witterung, als sie dem Nationalismus mißtrauten; und jetzt, in seiner unerhörten Steigerung, in seiner praktischen Bedingtheit und unumgänglichen Strenge, zum Vorwand für Klassengelüste in keiner Weise tauglich, wird er sie aufs neue prüfen. Er verlangt ein Hochmaß von bürgerlicher Freiheit und die Erziehung zu einem bewußten politischen

Leben. In der scharfen Kriegesnot sehen wir jede Dummheit, jede Dumpfheit zum Hindernis in der Wehrhaftigkeit ausschlagen, in allen Fragen der Ernährung, der Versorgung und des Geldes. Es wird der Macht im Staate nicht mehr genügen dürfen, des Pöbels sicher zu sein oder ihn zu berauschen, sondern sie wird trachten müssen, so wenig Pöbel wie möglich zu haben, Pöbel als Klasse, als Gesinnung und als Hintertreppe auch mancher besseren Häuser.

Das Volk soll in möglichst hohem Grade Staat werden, der Staat soll Volk werden; das ist Sinn und Arbeit des inneren politischen Lebens. Im ärgsten Fall schließen sie einander völlig aus; der schönste — hängt in den Wolken, „aber man muß auf die Wolke zielen, wenn man den Waldrand treffen will". Insofern die Nation ein organisches Gebilde ist, macht sie die Alternative Demokratie oder Aristokratie hinfällig. Die katholische Kirche ist ein Beispiel für die mögliche vollständige Vereinigung von demokratischen und aristokratischen Prinzipien; jede Bäuerin darf ihren neugeborenen Knaben zum Herrn der Christenheit träumen, und wenn der Papst gewählt ist, sinken vor ihm die Kardinäle, die eben noch an seiner Stelle zu sein hofften, in die Kindschaft zurück. Warum sollte das nur das einzige Beispiel sein? Deutschland vor allen Völkern ist befähigt, scheint berufen, das zweite zu werden. Über den größten deutschen Werken, ja über den größten deutschen Männern schwebt ein Hauch von Anonymität; ein demokratischer Zug, wenn man will, so gewiß die Größe aristokratisch ist. Bach, der kaiserliche Mensch, soll gesagt haben, daß er alle seine Werke darum gäbe, wenn er die Melodie „O Welt ich muß dich lassen" dafür geschaffen hätte. Das ist die Ur- und Wahrdemokratie.

Wird man nur auf den Straßen, die man seit lange angetreten, die Wahrheit zu finden glauben, so wird man sie nicht finden. Möge marschieren, wer marschieren will. Aber mögen sich auch zum Abseitsgehen alle die zusammenfinden, die nur insoweit Gegner sind, wie die Tunnelarbeiter, die sich in den Berg von beiden Seiten einbohren.

Hans Holbein

von Max J. Friedländer

Es ist nicht gerade leicht, sich durch Bücher über Holbein zu unterrichten. Die bekannte Lebensgeschichte aus der Feder Alfred Woltmanns ist 1874 in zweiter Auflage erschienen und arg veraltet, nicht sowohl, weil das „Werk" des Meisters seitdem vergrößert und eine An-

zahl Angaben als irrig erkannt worden ist, vielmehr, weil der Standpunkt des Verfassers der Sicherheit, und sein Urteil der Klarheit entbehrt. Das Beste der neueren Literatur ist zersplittert und in gelehrten Zeitschriften verborgen, wie die gründlichen Untersuchungen H. A. Schmids.

Was am meisten erwünscht wäre, gute photomechanische Reproduktion der Holbeinschen Schöpfungen, ist lückenhaft und unbefriedigend vorhanden. Die Gemälde findet man bequem beieinander in dem wohlfeilen und praktischen, von P. Ganz herausgegebenen Bande der „Klassiker der Kunst" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Doch sind die Abbildungen, Netzätzungen in kleinem Formate, ziemlich mangelhaft.

Der deutsche Verein für Kunstwissenschaft, der sich zur Aufgabe gestellt hat, die Monumente der deutschen Kunst zugänglich zu machen, hat gerade was Holbein angeht, erfolgreich eingesetzt. Bereits zwanzig Lieferungen — zweihundert Tafeln — einer stattlichen Publikation mit den Zeichnungen des Meisters (Verlag J. Bard, Berlin) sind erschienen. Geplant ist, mit mehr als vierzig Lieferungen alles, was an Zeichnungen erhalten ist, zu veröffentlichen. Die Lichtdrucke haben die Größe der Originale und sind zumeist ausgezeichnet gelungen. Der sachkundige Herausgeber ist P. Ganz, der Direktor der öffentlichen Kunstsammlungen in Basel.

Eine Publikation aller Holzschnitte Holbeins steht in Aussicht; der deutsche Verein für Kunstwissenschaft hat den besten Kenner dieser Materie, Doktor Hans Koegler, mit der Durchführung dieses Planes betraut.

Hoffentlich werden die Zeitläufe diese großen Unternehmungen nicht behindern, vielleicht sogar mittelbar fördern, wenn anders wirkliche Teilnahme an der deutschen Kunst aus dem Gerede über deutsche Kultur erwächst.

Holbeins Ruhm steht fest, prüft man aber die Grundlage seiner Popularität, so stößt man eher auf Treu und Glauben als auf Anschauung. Die Wandbilder des Meisters sind fast ganz zugrunde gegangen. Ein guter Teil seines Werkes, die Holzschnitte, ist in Büchern und Mappen verborgen. Nirgends in Deutschland steht eine Schöpfung von ihm, die entschieden für seine Kunst und seine Persönlichkeit zeugte. Die Bildnisse von seiner Hand in der Berliner und der Dresdener Galerie wirken kaum in die Weite, schon deshalb nicht, weil der Deutsche von der Kunst erwartet, daß sie gewaltsamer in sein Gefühlsleben eingreife, als Bildnisse vermögen.

Es gab ein ragendes Monument an klassischer Stelle, das lange Zeit fast allein den Ruhm Holbeins verkündete. Das war die „Dresdner Madonna", die zur Zeit der Romantiker als das deutsche Gegenbild zu Raffaels „Sixtina" jede Vorstellung von Holbein nährte. Heute wissen wir, daß dieses Bild eine Kopie aus dem siebzehnten Jahrhundert ist und nicht einmal

eine treue Kopie, daß das Urteil bis 1870 etwa auf einem Mißverständnisse beruhte. Bewundert wurde gerade, was entstellende Änderung und Zutat im Geschmack der späteren Zeit ist. Der Streit um das Dresdner Bild ist lehrreich. Nachdem in dem Darmstädter Exemplar das Original erkannt worden war, und das Nebeneinander der beiden Exemplare — zu Dresden, 1871 unter lautem Widerspruche von seiten vieler Künstler — die Entscheidung gebracht hatte, gaben sich selbst verständige Kunstforscher noch Mühe, die vermeintlichen Vorzüge der Kopie zu erklären. Auch damit ist es vorbei. Aber: das Darmstädter Bild hat im Bewußtsein des deutschen Volkes die Stelle nicht erobert, die das Dresdner vor seiner mühsamen Entthronung eingenommen hatte. Es war kein glücklicher Umstand, daß ein Madonnenbild als die Schöpfung Holbeins figurierte, abgesehen davon, daß es kein Original war. Das Beste und Tiefste des Meisters kann aus einem Altarbilde nicht hervortreten. Holbein vermochte nicht, wie einige seiner Zeitgenossen, die entschwundene kirchliche Feierlichkeit durch gemütvolle Menschlichkeit zu ersetzen.

Nun ist es wahr, daß auch Dürers Ruhm gedeiht, ohne durch Bildeindrücke genährt zu werden. Aber was Dürer betrifft, ist die Persönlichkeit für die Werke eingetreten. Diese Persönlichkeit ist zugänglich und auf mancherlei Art erschlossen. Dürers Schöpfungen sind als Gesinnungs- und Gefühlsäußerungen eines Deutschen im Zeitalter der Reformation eindrucksvoll und ergreifend. Treue, Ehrlichkeit, der Charakter, also ethische Werte geben dem Denkmal dieses Mannes die hohe und feste Basis.

Holbeins Charakter liegt nicht offen. Briefliche Äußerungen fehlen, ebenso wie Urteile über sein Wesen. Nur das Schicksal, der Lebensgang gibt mittelbar Auskunft. Holbein hat sich nur mit seiner Kunst, deshalb für die allermeisten gar nicht, geäußert. Und diese Kunst in ihrer Zweckdienlichkeit wird zunächst nicht als persönlich geprägt empfunden. Unter Holbeins Zeichnungen finden wir kaum Spiegelungen seiner Launen oder Neigungen. Er läßt sich nie gehen, verrät sich nirgends und setzt jeden Strich tüchtig und zielsicher eine Aufgabe erledigend oder die Lösung einer Aufgabe vorbereitend ein.

Ein undurchsichtiges ist aber noch kein leeres Gefäß. Und der Biograph untersucht eifrig das spärliche Material, das sich insbesondere für eine ethisch gerichtete Betrachtung spröde zeigt. Vergleichsweise leicht ist es, die überlieferten Daten so zu gruppieren und zu deuten, daß ein moralisch bedenkliches Gesamtbild sich ergibt. Doch sind hundert Umstände und Beweggründe verborgen. Wir scheuen die Ungerechtigkeit, einem also Stummen das Urteil zu fällen.

Holbein verließ Augsburg, seine Vaterstadt, früh und wandte sich nach Basel. Später setzte er sich in London fest. Jeweilig wurde ihm das

günstigste Feld seiner Tätigkeit zur Heimat. Der Schritt nach England verrät ungemeines Selbstvertrauen, da sonst nur Italiener und Niederländer sich dorthin wagten. Für Dürer wurden Vaterstadt und Familienzusammenhang Kraftquelle und Fessel. Holbein löste sich ebenso leicht von seiner Familie wie von seiner Heimat. Er ließ sein Weib und seine Kinder in Basel zurück und lebte fern von ihnen in London. Die Frau mit zwei Kindern ist in dem Gemälde der Baseler Sammlung dargestellt, etwa 1528, als der Meister nach den ersten englischen Jahren in die Schweiz zurückgekehrt war. Die Frau sieht vergrämt aus, die Kinder erscheinen freudlos, der Knabe ist früh gereift und durch Kummer wissend geworden. Das Bild hat mit dem Gefühlsausdruck nicht seinesgleichen unter Holbeins Bildnissen. Man wird versucht, sich auszumalen, wie der Meister mit Gewissensregung sein Weib betrachtet habe. Vielleicht fühlte Holbein die Selbstanklage nicht, und der unbeteiligte aber gerechte Künstler sah ein Leid, das der beteiligte und ungerechte Ehemann nie gesehen hatte und nicht empfand.

Den Glaubenskämpfen der Zeit stand Holbein in Basel furchtbar nahe und es gelang ihm nicht, parteilos zu bleiben. Er wurde an der Illustrierung der Lutherschen Bibel beteiligt und kämpfte mit Spottbildern gegen den Klerus. Aber als der trotzig altgläubige Bürgermeister Meyer um 1525, also wenige Jahre vor den Bilderstürmen, wie zum Protest ein Madonnenbild aufrichten wollte, wandte er sich doch an Holbein.

1530, als Holbein wieder in Basel war, mußte er sich entscheiden, wenigstens in Hinsicht auf Kirchengebrauch. Der Rat hatte den neuen Gottesdienst eingeführt und hielt streng auf die Teilnahme aller Bürger. Einige hielten sich aus Gewissensbedenken oder Gleichgültigkeit zurück. Sie wurden verhört und angehalten, gleichförmig mit den andern Christen zu verfahren. Wir besitzen ein Protokoll, wo Holbeins Äußerung vermerkt ist. Der Wortlaut ist: man muß im den disch baß ußlegen, ob er gang. Das will sagen: Holbein verhält sich vorsichtig, er verstände den Sinn der Neuerung, des reformierten Abendmahldienstes nicht, er wolle sich erst entscheiden, nachdem er ordentliche Aufklärung empfangen hätte. Im weiteren scheint er sich für befriedigt erklärt und nicht gesperrt zu haben.

Hatte Holbein wirklich die Abendmahlsfrage nicht erwogen? Stand er geistig außerhalb dieses Streites? Gab ihm Diplomatie die hinhaltende und ausweichende Antwort ein? Wollte er sich die Gunst des Rates und gleichzeitig die Gunst altgläubiger Gönner erhalten? Wie dem auch sei, keinesfalls war er ein Bekenner und wenn er die alte Kirche auch angegriffen hatte, lag ihm die neue nicht am Herzen.

Die deutsche Reformationsbewegung griff Mißstände der alten Kirche an und kämpfte gegen Scholastik und mittelalterlichen Geist. Die auf-

geklärten Humanisten lieferten Waffen zu diesem Kampfe. Luthern aber war das Niederreißen nicht alles und nicht einmal das Wesentliche. Seine tatkräftige und leidenschaftliche Gläubigkeit wollte aufbauen, eine neue Kirche errichten oder die alte restaurieren. Hier trennten sich die Geister. Erasmus hatte nichts von einem Religionsstifter. Mag sein, daß eigennützige Motive, Eitelkeit und Ängstlichkeit, ihm die zweideutige Position und schließlich eine Stellung bei Luthers Gegnern anwiesen. Die tiefen Glaubensbedürfnisse Luthers fühlte er für seine Person nicht mit, er sah eine neue Dogmatik, eine nicht weniger unduldsame als die alte, emporkommen und entschied für sich, daß die alte, bei der Tradition und Macht standen, noch immer erträglicher sei als die neue.

Holbein hat den Erasmus mindestens dreimal gemalt. Der Gelehrte empfahl den Maler an Egidius in Antwerpen und an Morus in England. Der Standesunterschied und der Altersabstand waren erheblich zwischen Holbein und Erasmus. An ein Freundschaftsverhältnis, wie es zwischen Dürer und Pirkheimer bestand, darf man nicht denken. Den Glaubensstreitigkeiten gegenüber stand Holbein auf demselben Standpunkte wie Erasmus, wenn auch der Gelehrte auf Grund tiefer Erkenntnisse und Studien dorthin trat, wohin sich der Maler aus Instinkt und praktischer Klugheit wandte. Vielleicht waren sogar die wirklichen Motive nicht so verschieden voneinander. Holbein bangte für den Frieden und das Gedeihen seiner Werkstatt, wie Erasmus für die Ruhe seiner Studierstube. Und Rationalisten waren beide. Schwarmwesen, Mystik und nebelhafte Ziele waren beiden zuwider. In der großen Spaltung des deutschen Geistes trat Holbein zu Erasmus wie Dürer zu Luther.

Stärker als durch die Glaubenskonflikte wurde Holbein vermutlich bewegt durch die politischen und wirtschaftlichen Erschütterungen, die er als Ursachen oder Folgen der Reformation in Basel sowohl wie in England aus nächster Nähe beobachtete und am eigenen Schicksale spürte. Da gegen die geistliche Spitze der mittelalterlichen Weltordnung verwegene Angriffe gerichtet wurden, schien der gesamte Gesellschaftsbau zu wanken. Hoffnungen und Befürchtungen regten sich. Was unantastbar, unabwendbar, gottgewollt gewesen war, wurde der Kritik preisgegeben. Das Mitleid mit den Bedürftigen und Unterdrückten bekam einen neuen Sinn. Die erste Welle der wirtschaftlichen Revolution hob sich. Holbein hat diese Regungen zuerst mit Anteil heraufkommen sehen, sich dann aber, als Fanatismus den Kritiker nicht weniger als die Kritisierten bedrohte, sich resigniert von dem Allgemeinen zurückgezogen.

Kluge Zurückhaltung zu üben, bekam Holbein in England reichlich Gelegenheit. Sein erster Gönner in London war Thomas Morus, der dem gewalttätigen König zum Opfer fiel. Als der Schlag gegen den weisen

und gütigen Staatsmann niederging, erregten sich die besten Geister in Europa. Die Namen von Heinrichs Frauen bedeuten ebensoviele Tragödien. Holbein zeichnete eine Gattin nach der anderen. Seine Hand zitterte nicht, und sein Blut wahrte die ruhige Festigkeit, als er den König malte. Alle Schrecknisse und Schicksalswendungen unter Heinrich VIII., dessen Gunst tödlich war, scheinen ihn nicht zu berühren und keine Schatten auf seine klare Seele zu werfen. Was sicherte ihm die dauernde Gunst dieses wankelmütigen und rücksichtslosen Herrschers? Vermutlich seine kühle Klugheit, die scharfe Grenzen zog. Holbein begnügte sich damit, der Tüchtigste in seinem Handwerk zu sein, schwieg im übrigen, enthielt sich des Urteils. Weder Dürer noch Cellini hätten sich an diesem Hofe lang gehalten.

Ein serviler Schmeichler war Holbein schwerlich. Es scheint, daß nur das sichere Einkommen, nicht die Hofluft ihn in England fesselte. Daß er sich seelisch nicht unterwarf, dafür zeugen seine Werke.

Die in England gemalten Bildnisse offenbaren Besonnenheit, Überlegenheit und Sachlichkeit, wie sie nur ein ungebrochener Geist aufzubringen vermag. Mit ähnlicher Anlage hat sich Holbein ein ähnliches Schicksal geschmiedet wie Velasquez.

Aus der Betrachtung der undeutlichen Umrisse, in denen Holbeins Schicksal sichtbar ist, und unter dem Eindruck der von ihm erhaltenen Schöpfungen hat man ein Urteil gebildet. Die mit der deutschen Philosophie noch immer gefährlich verbundene Kunstkritik war weit eher geneigt, die Schöpfungen auf Grund des Lebenslaufes zu beurteilen als den Lebenslauf auf Grund der Schöpfungen.

Als Schlagwortversteinerung ist übriggeblieben: Dürer der Idealist, Holbein der Realist. Hermann Grimm, der die Auffassung der romantischen Ästhetik am besten formuliert hat, sah in Holbein mit scheuem Staunen eine bewundernswert arbeitende Maschine, einen reinen Spiegel, eine seelische Aktion vermochte er in der Kunst Holbeins nicht festzustellen. Zum Teil beruhen solche Äußerungen auf Mangel an Kunstverständnis, zum Teil auf der Allgemeinheit und Unklarheit solcher Ausdrücke wie „Realist", endlich auf einer vorurteilsvollen Kunstlehre, die Aktionen des gestaltenden Genies nur wahrnimmt, wenn sie pathetisch und gewaltsam sich entladen oder doch das Gemüt bewegen.

Holbein war als Mensch anscheinend ein „Realist", als Künstler aber durchaus kein „reiner Spiegel". Wenn er seine Beobachtung nicht entschieden vom Gefühlszentrum aus leitete, ist damit nicht gesagt, daß er sie überhaupt nicht leitete. In der Formensprache ist er höchst wählerisch. Und schon seine Erfindung im Architektonischen, Ornamentalen, sowie seine Kunst des Komponierens lassen darauf schließen, daß sich die Fähigkeiten des Aufnehmens und Gestaltens das schönste Gleichgewicht hielten.

Die Natur erscheint in seinen Werken gereinigt, gesiebt, von zufälligen Unebenheiten befreit, der Willkür des Lichtspiels enthoben und zeichnerisch abgegrenzt. Als Zentralkraft wirkt die Vernunft, die sich als Geschmack und Takt offenbart, als Geschmack im Formalen, als Takt in der nicht schmeichelnden aber humanen Beobachtung. Das Verhältnis des Meisters zu den Menschen, zum Leben, damit der Kern seiner Persönlichkeit, offenbart sich in den Bildnissen und in den unscheinbaren Holzschnitten, die unter dem Namen Holbeins „Totentanz" populär sind.

Der folgerichtig durchgeführte, phantasievoll variierte Gedanke der Bilder vom Tode beruht auf mittelalterlichen Vorstellungen, ist aber von Holbein im Sinne seiner Geistesart umgeprägt. Weniger mahnend oder moralisierend, als die Fatalität unbarmherzig veranschaulichend, zeigt der Meister, wie der Tod, überall gegenwärtig, keine Macht schont, jedem Stande, jedem Berufe sich naht. Die Bilder vom Tode sind eigentlich Bilder des Lebens, Genrebilder, dramatisch belebte, tragisch erhöhte Genrebilder. Die Standestypen sind mit scharfer, zuweilen witziger Beobachtung, nicht nur der Tracht nach, sondern in ihrem Alltagsgebaren dargestellt. Der Tod greift höhnisch mit überlegener Aktivität in das Leben ein. Die Ausgestaltung ist einige Male selbst gedanklich geistvoll, zum Beispiel wo der Tod einen Kranken zum Arzt geleitet. Die Auffassung ist nicht eigentlich christlich, nicht einmal religiös. Die christliche Lehre kannte die „Kunst des Sterbens", sie lehrte „gut zu sterben". Hier aber ist nirgends des Seelenheils, der Erlösung gedacht. Wirklich ist nur das Leben, das der Tod willkürlich und sinnlos eingreifend vernichtet. Nur der elende siechе Bettler denkt ans Sterben, sehnt sich nach dem Tode. Und hier allein ist der Tod nicht gegenwärtig. Nimmt man die Reihe der Epigramme als ein Epigramm, so ist dieses Bild die Pointe.

Über Holbeins Bildnisse ist genug Lob ausgeschüttet worden, aber zumeist allgemeines wie über entstandene Wunder, nicht wie über geschaffene Werke. Man wagt nicht zu sagen: Holbein charakterisiert, Holbein ist ein Psychologe — mit der Form, in der sonst große Porträtisten gefeiert werden. Der vage Begriff „objektive Kunst" taucht fast überall auf. Soll damit angedeutet werden, daß Holbein leidenschaftslos und vorurteilsfrei beobachtete, so mag dagegen nichts einzuwenden sein. Die konfuse Idee aber, daß die formende und gestaltende Subjektivität ausgeschaltet sei, muß von der Schwelle gewiesen werden.

Holbein hat das Glück gehabt, geistig bedeutende Persönlichkeiten in langer Reihe zu porträtieren, wie Erasmus, Melanchthon, Morus, Warham, den Kardinal Fisher und andere. Nie ist er unter seiner Aufgabe geblieben. Nichts Beschränktes, Bürgerliches, Dürftiges gibt es in diesen

Bildnissen, auch nichts Bonzenhaftes oder Leeres. Jedes Mal ist das geistige Wesen im vollen Maß, in freier bequemer Gebarung erfaßt.

Mit einem Erasmus-Bildnis ist Dürer in Wettstreit mit Holbein getreten. Holbeins Sieg in diesem Falle darf gerechterweise nicht allzu stark betont werden, weil Dürer unter weit schlechteren Bedingungen gearbeitet hatte. Daß im „Holzschuher" Dürers ein Charakter geschildert ist, bemerken viele, denen die subjektive Leistung der zarten und dezenten Beobachtung in Holbeins Bildnissen verborgen bleibt. Stellt man alle Porträte von Holbeins Hand nebeneinander, so staunt man über die Mannigfaltigkeit der Bewegungsmotive und der Charaktere. Jedes Temperament ist auf eine mittlere Linie, ins Gleichgewicht gebracht. Die Wogen sind geglättet, aber die Färbung des Wassers ist um so reiner dargestellt. Indem Holbein momentane Regungen, Leidenschaften ausschaltet, dringt er zum Kerne der Persönlichkeit. Man kann Holbeins subjektive Gestaltungsweise klassisch nennen, und im Sinne der platonischen Lehre ist er eher ein Idealist als Dürer.

Wenn der Blick, abwechselnd auf Holbeins bürgerliche Existenz und auf seine Werke gerichtet, unsicher zu werden beginnt, erinnern wir uns des krassen Gegensatzes im Falle Shakespeares, wo der Schöpfung eine kümmerliche Gruppe bedenklicher Daten gegenübertritt. Mit Unbehagen hat man den Kontrast empfunden. Und dies Unbehagen hat sich in höchst gewaltsamen Hypothesen Luft gemacht. Daß der Schauspieler Shakespeare Staatsmännern, Historikern und Philosophen an Einsicht und Weisheit überlegen gewesen sei, schien unerklärlich. Vermutlich liegt dies Rätsel eingeschlossen in dem allgemeinen Geheimnis des Kunstschaffens. Das Genie reicht mit seiner Schöpfung höher als mit seinem Wollen und Wissen.

Gesetzt, einige Briefe von Holbein wären zum Vorschein gekommen, aus denen sich ein gänzlich anderes Bild von seiner Geistigkeit enthüllte, wären damit die Gemälde, Zeichnungen und Holzschnitte als Urkunden widerlegt und abgetan? Keineswegs! Die Briefe könnten verraten, wie Holbein dachte, was er wollte, vielleicht: was er zu sein glaubte, wie er zu erscheinen wünschte; seine Kunst aber hätte auch dann noch als zuverlässigster Zeuge zu gelten für das, was er war.

Massoneria rediviva?

von Carl Jentsch

Im Gegensatz zum verborgenen Stilleben der harmlosen deutschen Brüder haben sich die Logen der romanischen Staaten durch lebhafte Beteiligung an den politischen Kämpfen und durch offene Feindschaft gegen die Kirche bemerklich gemacht. Wie das klerikale Frankreich sich in das atheistische gewandelt hat, erzählt Desdeviſes du Dézert in seinem vortrefflichen Werke „L'Eglise et l'Etat en France"; er meint, die drei kleinen kirchenfeindlichen Gruppen: die Protestanten, die Juden und die (erst durch die unkluge Politik des Klerus zur feindlichen Stellungnahme gereizten) Freidenker würden schwerlich die katholische Mehrheit bezwungen haben, wenn ihnen nicht die Freimaurerloge ihre hierarchisch gegliederte Intelligenz und ihre wohldisziplinierten Mannschaften zur Verfügung gestellt hätte. In Italien haben sich jetzt die Maurer ohne Zweifel deswegen den teils bezahlten, teils fanatisch schwärmenden Kriegshetzern zugesellt, weil Österreich die letzte katholische Großmacht ist und als eine Stütze der Kirche gilt. Unterrichtete behaupten, es wirke noch ein andrer Beweggrund mit; die Logenbrüder gedächten die Kriegswirren zum Sturze der Monarchie zu benutzen und eine Republik nach französischem Muster einzurichten: eine Kameraderie, die ihre Mitglieder an der Staatskrippe versorgt. Jedenfalls drängt uns dieses Eingreifen der Loge in den Gang der Weltgeschichte die Frage auf, ob das Institut heute noch, oder, wie einige seiner Freunde wollen, wieder Daseinsberechtigung habe.

Siebenhundert Jahre lang hat die Christenheit Mittel- und Westeuropas eine Familie gebildet. Es war keine sehr friedliche Familie; unaufhörlich rauften die wilden Buben miteinander und mit der Mutter, der Kirche; aber sie wußten, daß es unrecht war; ab und zu erweckten sie Reue und Leid und faßten gute Vorsätze, die das gewöhnliche Schicksal guter Vorsätze teilten. Die Kirchenspaltung sprengte das Familienband, und von da an galt Konfessions- und Nationalitätenhaß als Pflicht. Allmählich aber schuf die neue Technik Ersatz für die Einigung durch die Weltkirche: Presse und Telegraph, Bahn- und Dampfschiffverkehr, Welthandel, wissenschaftliche und Geldinteressen schlangen neue Bänder, die das gegenseitige Morden erschwerten. Idealisten begnügen sich nicht mit dieser äußerlichen Einigung; ähnlich wie die alte Kirche, wollen sie die Menschheit durch einerlei Gesinnung und Weltanschauung innerlich harmonisieren, die beiden Tatsachen übersehend, daß fortschreitende Kultur mehr und mehr differenziert und daß es der Kampf der Meinungen

und Ideen ist, der Europa lebendig erhält und jetzt Asien aus zweitausendjährigem Schlafe zu neuem Leben erweckt. So gesellen sich denn den gegen die blutigen Kriege eifernden Pazifisten Freidenker- und Monistenbünde bei und Organisatoren der Intelligenz. Manche aber erinnern sich jenes älteren Bundes, der ähnliche Ziele erstrebt: der Logenbruderschaft. Am eindringlichsten empfiehlt sie August Horneffer („Der Bund der Freimaurer." Jena bei Eugen Diederichs, 1913). Er geht von dem Gedanken aus, den der 1903 verstorbene Heinrich Schurtz in seinem Werke „Altersklassen und Männerbünde" zu begründen versucht, daß nicht die Familie der Keim des Staates ist, sondern der die Verwandtschaftsschranken niederreißende, eine künstliche Verwandtschaft stiftende Männerbund, der anfangs gewöhnlich ein Geheimbund ist. Horneffer sieht in dieser „Bindung der Gegensätze, dem schöpferischen Ausgleich der Menschenseelen und der hiermit verknüpften Versöhnung des Menschen mit sich und dem All ein undurchdringliches Geheimnis" und spinnt eine Geschichtsphilosophie heraus, deren Ergebnis die Freimaurerei als Erbin aller solcher „Engbünde" ist.

Diese Philosophie kurz darzustellen, ist nicht möglich, für unsern Zweck aber auch nicht nötig, weil auch Horneffers Darstellung zuletzt auf die drei bekannten maurerischen Losungen: Toleranz, Humanität und Erziehung hinausläuft. Das häßliche Wort Toleranz — ein Ungeziefer, das man nicht vertilgen kann, toleriert man — hatte Berechtigung in jener Zeit, da jede Konfession die andere für einen auszurottenden Schädling ansah, sollte aber heute nicht mehr gebraucht werden, wo die Konfessionen wie die wissenschaftlichen Schulen und die politischen Parteien einander als gleichberechtigt anerkennen und ein jeder die Bekenner abweichender Überzeugungen hochachtet, soweit ihr persönlicher Charakter Achtung verdient. Durchgesetzt worden ist jedoch die der Anerkennung vorausgehende Toleranz nicht von der Loge, sondern von politischen Notwendigkeiten, die sich zuerst in Preußen und in Nordamerika einstellten und dann durch den Weltverkehr alle Staaten der Erde ergriffen. Das Verdienst, an der Verbreitung einer der tatsächlichen Umwandlung entsprechenden Gesinnung mitgearbeitet zu haben, kann den Logenbrüdern nicht bestritten werden, nur haben sie das nicht als Logenbrüder getan, sondern als Jünger von Philosophen, die wahrlich nicht nötig hatten, ihre Weisheit aus uralten Geheimbünden zu schöpfen, von denen die englische Großloge die ihrige geerbt haben wollte.

Die „Humanität" sodann hat in Wechselwirkung mit den Philosophen der Neuhumanismus gepflanzt unter der Führung von Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Wilhelm von Humboldt. Von denen nun hat ein andrer Befürworter des Ordens, der um die Volksbildungs-

veranstaltungen verdiente Doktor Ernst Schultze, in seinem Buche „Die Kulturaufgaben der Freimaurer" vor zwei Jahren geschrieben: „Ich bin der Ansicht, daß ihnen allen das Logenwesen recht wenig gewesen ist, daß dagegen sie der Freimaurerei recht viel gewesen sind." In der Tat hatten diese Männer ihre Ideen, ihre Empfindungsweise nicht geheimbündlerischem Brimborium zu verdanken, sondern der neueren Philosophie, den Alten und — dem Christentum, das in ihnen fortwirkte, ohne daß sie sich dessen bewußt wurden. Sie haben am Logenleben teilgenommen, weil sie nicht stark genug waren, sich der epidemischen Geheimbündelei ihrer Zeit zu erwehren; ja Goethe und Schiller haben dieser Schwäche einen poetischen Tribut entrichtet, sie haben wohltätige Wirksamkeit eines Geheimbundes wie der Turmgesellschaft im „Wilhelm Meister", verderbliche, wie die vom Großinquisitor im „Don Carlos" angedeutete vorübergehend für möglich gehalten. (Aus diesem Zeitaberglauben erklären sich zum Teil die Jesuitenfabeln. Man sah die bedeutenden Erfolge des Ordens und konnte sie sich, da jenem rationalistischen Geschlecht historisches Verständnis durchaus abging, nur als Ergebnis eines Netzes geheimer Veranstaltungen erklären. Die Freimaurer haben kein Recht, sich zu beschweren, daß auch über sie abenteuerliche Vorstellungen umlaufen, denn sie sind ein Geheimbund, während die Konstitutionen der Jesuiten von Anfang an in aller Welt bekannt gewesen sind, und ihre Tätigkeit im Lichte der Öffentlichkeit geübt wird.)

Übrigens hat die Humanität ihre lange und verwickelte Geschichte. Den Weimarern bedeutete sie keineswegs — wie die auch bei Horneffer vorkommende Phrase lautet — die Verbrüderung mit allem, was Menschenantlitz trägt, sondern die Humanitas im Sinne Ciceros, das in den edelsten Repräsentanten der Menschheit, als welche man die alten Griechen ansah, verwirklichte Menschheitsideal. Diese Männer hatten keine Veranlassung, über Beziehungen der Weißen zu Schwarzen und Gelben nachzudenken; sie hatten keine solche Beziehungen. Hätten sie Neger oder Mongolen zu Dienern gehabt, so würden sie diese menschlich (das ist auch eine Seite der Humanität) behandelt haben; aber die Zumutung, solche Geschöpfe als Menschenbrüder ans Herz zu drücken und sie in ihre Symposien aufzunehmen, hätten sie mit Unwillen zurückgewiesen. (Horneffer tadelt denn auch diesen aristokratischen Ästhetizismus.) Und von diesem Punkte aus nun hat sich die Tragikomödie der vulgären Humanität entwickelt. Diese Humanität emanzipierte die Neger der Union und — überlieferte sie der unbarmherzigsten sozialen Ächtung. Nicht tragisch, sondern bloß komisch ist, was Lessing im vierten seiner Freimaurerbriefe verspottet, daß die Loge nicht einmal verhältnismäßig kleine Standesunterschiede zu überbrücken vermag. Die deutschen Logen sind bekanntlich schon seit langem

weiter nichts als Honoratioren-Ressourcen (die der romanischen Länder dagegen politische Klubs, worin Horneffer einen Abfall vom Wesen der Maurerei sieht; allein was hätte ohne diesen Abfall die Loge im neunzehnten Jahrhundert zu bedeuten gehabt?). In eine solche Ressource kann natürlich ein Flickschuster, ein Postschaffner nicht aufgenommen werden. Andrerseits jedoch kann man Leute „niedrigen" Standes nicht entbehren, denn man braucht Tischbedienung, Aufräumer, Reiniger, und Uneingeweihte dürfen die Heiligtümer des Tempels weder schauen noch berühren. Man nimmt sie also in den untersten Grad auf als dienende Brüder, und im Verkehr mit ihnen wird, wie ich zu beobachten Gelegenheit hatte, mehr der Diener als der Bruder betont.

Die Aufgabe, das gegenseitige Verhalten der Geschlechter, Altersklassen, Stände, Völker und Rassen richtig zu regeln, schließt einen Komplex der schwierigsten Probleme in sich, an deren Lösung die Regierungen, die Kirchen, die Parteien, die gesamte in Vereinen organisierte Intelligenz unablässig arbeiten. Selbstverständlich wird man auch den Freimaurern für Mitarbeit dankbar sein, aber mit allgemeinen Redensarten ist dem Gemeinwohl nicht gedient; sie müßten zum Beispiel sagen, ob in den deutschen Kolonien das Konnubium zwischen Weißen und Farbigen gestattet oder verboten werden soll; sind sie fürs Gestatten, dann haben sie einen einzigen Bundesgenossen: ihre Todfeindin, die katholische Kirche.

Endlich soll der Bund zur rechten Gesinnung *erziehen*. „Erziehung der Erwachsenen ist nur innerhalb einer geistigen Gemeinschaft möglich", schreibt Horneffer. Innerhalb — gewiß! denn außerhalb einer solchen gibt es überhaupt kein echt menschliches Menschenleben. Aber auch *durch* eine Gemeinschaft? Und ist Erziehung Erwachsener durch Menschen überhaupt allgemein notwendig? Als ein großes Verdienst rechne ich Luthern an, daß er die *mündigen* Erwachsenen von der Pflicht, sich durch die Kirche erziehen zu lassen, entbunden hat. (Von dem Irrtum, daß *alle* erwachsenen Christen mündig seien, ist er bald zurückgekommen und hat Ersatz für die abgedankte Hierarchie geschaffen.) Und Lessings Falk tadelt seinen Ernst, daß er, ein geborener Freimaurer, das heißt unabhängiger Charakter und Mann von edler Gesinnung, in die Loge sich habe aufnehmen lassen. „Wer wollte einem raschen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einschwätzen?" Wenn ich das Bedürfnis fühlte, mich von Menschen erziehen zu lassen (der Erziehung durchs Leben, die Gott einem jeden angedeihen läßt, unterwerfe ich mich willig), dann würde ich unbedingt die Kirche als Erzieherin wählen. Denn deren Ziel ist bekannt und genau definiert, das der Loge, wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, keineswegs. Und Erziehungsprodukte wie den Pater Damian, der sein Leben den Aussätzigen der Insel Molokai geopfert hat, oder, um

auch der evangelischen Konfession gerecht zu werden, den Doktor Barnardo, der sich den Straßenkindern von Ostlondon gewidmet hat, dürfte die Loge kaum aufzuweisen haben. (Womit nicht gesagt ist, daß es alle Menschen zum Heroismus der aufopfernden Nächstenliebe bringen sollen: der Menschheitshaushalt bedarf vieler verschiedener ethischer Typen.) Und die Erziehungsmittel der Kirche sind ebenfalls bekannt. Von der Loge dagegen weiß man zwar, daß darin Vorträge gehalten und rituelle Bräuche geübt werden, aber was diese Vorträge enthalten, und wie diese Riten aussehen, das erfährt kein Uneingeweihter. Wie ein reifer Mensch in eine Gesellschaft eintreten kann, deren Tätigkeit er erst kennen lernt, nachdem er geschworen hat, nichts von dem zu verraten, was er hören und sehen wird, das habe ich niemals begreifen können und werde es niemals begreifen können.

Gewiß: Friedrich der Große und Wilhelm I. sind allerreifste Menschen gewesen. Aber sie waren Regenten. Der Regent, der in seinem Staate einen Geheimbund vorfindet, hat nur die Wahl, ob er ihn verbieten oder, um Unheil zu verhüten, selbst Mitglied werden will. Aus mir unbekannten Gründen haben die beiden Monarchen das zweite gewählt; ebenso der Minister Goethe und sein Herzog. Daraus erklärt sich der scheinbare Widerspruch zwischen dem harten Urteil, das Goethe über die Loge fällt (Horneffer teilt es auf Seite 121 mit) und seiner Beteiligung, die natürlich gelegentliche Gunstbezeugungen und freundliche Worte erforderte. Einige Maurer behaupten, die Loge sei kein Geheimbund mehr — unbegreiflicherweise, da die Tatsachen das Gegenteil beweisen und neben vielen andern Maurern auch Schultze und Horneffer diese Tatsache zugestehn. Der zweite bemerkt allerdings, der Schleier sei in letzter Zeit mehr und mehr gelüftet worden; aber solange er nicht ganz gefallen ist, solange die Logentempel nicht jedermann offenstehn wie die christlichen Kirchen und in ihre Versammlungen Gäste nicht zugelassen werden, muß die Loge in unsrer Zeit unbeschränkter Öffentlichkeit und mit Rücksicht auf die Staatsverfassung für eine — gelinde gesagt — Anomalie erklärt werden. Horneffer entschuldigt die Maurer mit der Besorgnis, „ihre Ausdrucksformen könnten nicht verstanden oder als törichte Spielereien verhöhnt werden". Die zweite Befürchtung wird wohl der Hauptgrund der Geheimniskrämerei sein; besonders, da wahrscheinlich, ihre dürftige Symbolik mit der reichen Symbolik der katholischen Kirche verglichen (von dem Weltbaumeistersymbol oder vielmehr der ihm zugrunde liegenden Idee verspricht sich seltsamerweise der Br. Diedrich Bischoff in seinen „Volkserziehungsgedanken" die großartigsten Wirkungen), die Logen„arbeit" sich neben dem Gottesdienst in einer Kathedrale sich recht kümmerlich ausnehmen würde.

Die Bedeutung eines religiösen Kultus legt nämlich Horneffer dem

Logenritus bei. Gestattete es der Raum, dann würde ich zeigen, daß sein Begriff des religiösen Mysteriums unhaltbar ist, und daß die Bemühungen von idealistischen Atheisten wie Horneffer und Max Maurenbrecher, eine atheistische Religion zu schaffen, vergebens sind: Die schönsten Symbole können nicht helfen, wenn das Symbolisierte fehlt. In manchem stimme ich mit manchem heutigen Maurer überein; aber diese gemeinsamen Ansichten zu verbreiten, sind die allgemein zugänglichen Zeitungen und Zeitschriften weit geeignetere Organe als die unter Ausschluß der Öffentlichkeit erscheinenden Logenblätter.

Politische Chronik: Das englische Mirakel / von Junius

Der alte Zauberer der Volksversammlung, der Rattenfänger der Augenblicksmenschen, die ein starkes Wort gefangen nimmt und ein hinreißender Gestus berauscht, — Lloyd George zog sich neulich aus einem Netz verfänglicher Fragen, indem er ausrief: ‚Im Granatfeuer vernünftelt man nicht: man handelt.' One cannot argue under shell-fire. One can only decide.

Die unbequeme Frage, die ins Herz seines fünfzigjährigen Denkens und Glaubens drang, wollte wissen, ob sich mit Freiheit und Demokratie die allgemeine Dienstpflicht vertrage. Und ob sich Arbeitszwang und Militärdiktatur in der Fabrik, ohne englischer Menschenwürde das Genick zu brechen, in die alte angelsächsische Arbeitsverfassung einfügen lassen.

Auch wir hier wollen nicht vernünfteln, Begriffe spalten, in sophistische oder historische Grüfte hinabsteigen, — die Zeiten sind stahlhart und haben der eiskalten Wahrhaftigkeit den Sieg zugeschworen.

Darum sage ich den Lesern, die wissen wollen, was sie von den englischen Vorgängen zu halten haben, von den Lloyd-Georgeschen Abtrünnigkeiten oder von dem neuen sogenannten Koalitionsministerium: Seht in allem dem das Gegenteil von Schwäche. Seht darin den Willen zu letzter Entschlossenheit, euch und eure Brut zu zertreten und in vorbismärckische Unkraft zurückzuwerfen. Seht darin den Sieg des härtesten, mitleidlosesten Imperialismus, des durch alle die verkleisterten Jahre gewachsenen Deutschenhasses, der Aufruhrartikel (Saturday Review 1898!) gegen die deutsche Konkurrenz, die deutsche Gefahr, die deutsche Flotte, die deutsche Allbegehrlichkeit, die deutsche Aggressivität. Es treten diejenigen ans Steuer, die die Ententepolitik vorbereitet und den Ring um unsern Hals geschmiedet haben. Die den Burenkrieg unvermeidlich und mit ihrer dogged resolution das Häuflein Helden da draußen und das halbwillige Land daheim in dreiunddreißig Monaten bezwungen haben. Die die Richtung der auswärtigen

Politik seit Salisburys Tod bestimmt haben — auch für die Liberalen bestimmt haben; denn es gehörte der bei vielen unserer Politiker heimische Wille zur Selbstbetäubung dazu, glauben zu machen, der große Sieg des englischen Radikalismus vom Januar 1906, der Sieg des Freihandels und der Sehnsucht nach sozialen Reformen werde eine Entspannung, eine deutsch-englische Versöhnung herbeiführen und die Landsdownesche Überlieferung des Mißtrauens und des Schwierigkeitenmachens abschütteln. Sir Edward Grey war der Fortsetzer von Landsdowne, und nun soll dieser erfahrene Diplomat dem Lord Crewe als ‚Beirat' dienen, mit Lord Cecil, Salisburys zweitem Sohn und Sekretär, als Unterstaatssekretär. Nimmt man Lord Curzon hinzu und den Irenfresser Carson, den Organisator des Bürgerkrieges in Ulster, und Arthur James Balfour, in dessen Kabinett Landsdowne das Auswärtige vertrat und der nun das Marineministerium verwalten will, den Mann, der deutsche Philosophie und deutsche Musik liebt, im Deutschen Reich aber stets eine Drohung und eine Gefahr erblickt hat: so weiß man, daß Asquith der neuen Regierung nur als liberales Feigenblatt aufgeklebt ist, und daß hinter der ‚Rekonstruktion der Regierung auf einer breiteren persönlichen und politischen Basis' das geräuschvolle Begräbnis des bilderstürmenden Liberalismus vor sich ging. Wir haben ein Kabinett von Imperialisten vor uns, in dem die um ihren Geist geköpften Liberalen Helfersdienste leisten dürfen, und das nur ein Programm hat: den Sieg über Deutschland zu organisieren, rücksichtslos, brutal, unter Ausnutzung eines unerschöpflichen Arsenals von Listen und aller politischen und finanziellen und diplomatischen Machtmittel, über die eine imperialistische Erfahrung von Jahrhunderten verfügt. So sieht der Kopf und — die Seele des Chorführers unserer Feinde aus. Es ist nur logisch, daß diejenigen vor dem Lande die Verantwortung für die Kriegführung übernehmen, die durch ihre Agitation für die allgemeine Dienstpflicht und den großbritischen Reichzollverband mit Bewußtsein die Katastrophe vorbereitet haben. So angesehen, ist das englische Mirakel leicht begreiflich.

Mit Analogien aus der englischen Geschichte läßt sich der Vorgang nicht leicht verständlich machen. Das Koalitionsministerium Aberdeen, das sich in der Blütezeit des insularen Parlamentarismus über das Zweiparteiensystem hinwegsetzen wollte, war eine Eintagsfliege und wurde gleich bei der Geburt von Disraeli begraben. Der Gedanke der Koalition legt die Axt an den Baum, in dessen Schatten der englische Konstitutionalismus gedieh. Denn solange zwei große Parteien einander gegenüberstehen und abwechselnd die Richtung in Gesetzgebung, Verwaltung und ausübender Gewalt bestimmen, besteht zwischen Rechts und Links Gleichheit; Parteien, die ihre Pariastellung durch maßlose Kritik

und durch Maulbraucherei übergolden müssen, gibt es nicht; keine der beiden Parteien entartet in Zuchtlosigkeit, weil ihr das Vertrauen des Volkes, die Seele allen Konstitutionalismus', dauernd entzogen ist; Autorität und Opposition sind keine unüberbrückbaren Gegensätze und werden, trotz aller Parteimanöver und Interessenschacherei, durch eine letzte gemeinsame Grundgesinnung zusammengehalten, die verhindert, daß die Mehrheit, wie es auf dem Kontinent zu geschehen pflegt, die Minderheit aus Ressentiment vergewaltigt. In diesem System liegt eine grundsätzliche Abmilderung des Parteidoktrinarismus; es verkörpert die Philosophie des common sense und der Billigkeit (fair play). Nur so ist die Bedeutung der Front Opposition Bench verständlich; der regierungsfähige Ausschuß, das gewesene und das zukünftige Kabinett der in die Opposition gedrängten Partei ist nicht völlig entamtet: es regiert mit, weil ja der heimliche Cäsar der ganzen Maschine, die Wählermasse, seine ‚Meinung' nur vorübergehend in die letzte große Abstimmung gelegt hat und gar nicht daran denkt, das einer Clique erteilte Mandat über den Bereich des Programms auszudehnen, zu dessen Verwirklichung sie auf den Thron gehoben wurde. Treten große, unvorhergesehene Ereignisse ein, so will Cäsar wieder befragt sein und Neuwahlen sind dann die Regel.

Dieser Apparat ist so durchaus insular, daß man ihn ganz nur aus der Geschichte und dem Temperament der Briten zu verstehen vermag. Es ist nicht wahr, tausendmal nicht wahr, daß Fragen der Anschauung, daß seelische und soziale Grundprobleme nicht in das politische Getriebe mit hineinspielen. Seit Jahrzehnten tobt ein unerbittlicher Kampf um Imperium und Libertas: um die Grenzlinien zwischen Macht und Freiheit; um den Geltungsbereich der Staatsgesinnung, die zu materiellen und machtpolitischen Zwecken sich unaufhörlich steigernde Opfer verlangt, weil im Imperium ein oberstes Gut erblickt wird; und um das Daseinsrecht des Privatmenschentums, das über Erstickungsnot klagt. Dieser Kampf ist der Inhalt der ganzen neuesten englischen Geschichte, seit das Land die Monopole in Industrie und Handel verloren hat und die Gewaltbasis des britischen Imperiums benagt zu werden beginnt. Er hat alle früheren Gegensätze über den Haufen gerannt, er hat die starren historischen Parteiverbände gesprengt und die alten Namen mit neuen Inhalten verknüpft. Ich würde die Parteien, die entstanden sind, Imperialisten (Unionisten) und Liberalisten heißen: ‚Radikal' ist ein schielender Ausdruck und ‚Liberal' ein falscher. Die Imperialisten betrachten die ganzen inneren Probleme als Zwergprobleme —: die Laufbahn Joseph Chamberlains zeigt, wie sehr und wie gründlich der Wandel eingetreten ist. Freihandel und Schutzzoll, Entlastung des Parlaments in Westminster, Sonderparlamente für Irland, Schottland, Wales, die Staatsrechtsbasis des Ge-

samtreiches, der Ausbau seiner Verteidigungsmittel, in den Defence of the Realm Acts festgelegt: alles dies in Beziehung gesetzt zum Imperium, zum Problem der Verknüpfung von Zentrum und Peripherie, von Mutterstaat und Tochterstaaten: das ists, worum, in radikalster Einseitigkeit und Ausschließlichkeit, ablehnend oder bejahend der Patriotismus der Imperialisten bangt. Und wir wußten leider schon lange, noch ehe der grausige Krieg es uns lehrte, daß Deutschland für ihn ein böser Grenzbegriff war; ein Stein des Anstoßes. Die Liberalisten —: nun, man denke an die Gesinnungen und die Versprechungen, die mit Sir Henry Campbell-Bannermann regierungsfähig wurden, dem edlen Freund der Abrüstung, der Vertragswilligkeit, der Temperenz, der ein Schatzkästlein von Rezepten gegen die Kleineleutenot im Herzen trug, und dem der deutschfreundliche Philosoph Haldane und . . . Lloyd George, der Herold ‚besserer Zeiten' und proletarischer Verbürgerlichung, als Helfer zur Seite traten. Sie betrachteten die außenpolitischen Probleme mit den Gefühlen der laissez aller Zeit: sie würden — von selbst ihre Stachel verlieren. Diese beiden Gruppen, zum erstenmal in englischer Geschichte so scharf profiliert, so gegensinnig gerichtet, setzten sich nun auf die beiden Regierungsbänke und begannen unter Gewittern ihr Werk der Arbeit und der Arbeitshemmung. Zweimal in kurzer Zeit kam es zu Neuwahlen, die tatsächlich ein Einkammersystem schufen, der Partei der Autorität die dauernde Unterstützung durch die Lords entzogen und den Liberalisten fast mehr als die Gleichberechtigung zu geben schienen. Ein ganzer Wald von Problemen, die innere Verfassung des Landes betreffend, war aufgerollt. Die Demokratie hatte sich der Herrschaftsformen der alten Oligarchie bemächtigt, eben des alten Parlaments mit dem Zweiparteien- und dem Zweikammersystem, und suchte den Bau von innen und unten her umzugestalten, das Parlament war eine Abstimmungsverrichtung in der Hand des immer autokratischer regierenden Kabinettsausschusses geworden, der einzelne Abgeordnete war zur Null herabgewürdigt, allen Einflusses und aller Initiative beraubt — ein Wetterhahn auf dem Dache, wie Edmund Burke gespottet hatte; und dahinter stand die dunkle Sphinx der öffentlichen Meinung als mächtigste Kontrollinstanz des Kabinettsgebarens. So, daß von konservativer, das heißt imperialistischer Seite her das Referendum als Schluß des Gebäudes verlangt wurde: zwischen dem Volkscäsarismus der Laune und Stimmung und des vorgefühlten Bedürfnisses und dem Kabinettscäsarismus einiger gestaltender politischer Köpfe wirkt nun das Unterhaus als eine Art Selektionsapparat für die zur Leitung Berufenen. So ungefähr, in großem gesehen, vollzog sich die Entwicklung, deren Zuschauer wir waren. Die Zwischenglieder wurden ausgeschaltet, weil Massenprobleme sie poli-

tisch schwer vertragen: auch die moderne Demokratie drängt in großen Staaten zu Straffung und Zentralisierung. Trotzdem: von der radikalistischen Raserei der französischen Doktrinäre hielten die englischen Reformisten sich fern; denn geblieben war das alte britische Temperament, das die seelischen Probleme der Politik im Hintergrund festhält, vom Parlament praktische und unmittelbar wirksame Arbeit verlangt und das Arbeitspensum auf ein paar große Bedürfnisse und Zweckmäßigkeiten beschränkt.

Gleich im August 1914 war die Frage, ob das liberale Kabinett diese Belastung durch den Krieg werde tragen können. Denn das Novum kam nicht von innen, sondern von außen; nicht von der Libertas, sondern vom Imperium her; nicht vom Zukünftigen das man anstrebte, sondern von dem Altererbten das man, um es zu erhalten, täglich neu erobern mußte, nach machtpolitischen Methoden, die aus Jahrhunderten gewalttätiger Ausbreitung überkommen waren. Das war ein so ungeheuerlicher Widerspruch, daß keine Phantasie ihn übermalen konnte; denn er rührte an die Seelensubstanz des ganzen neu-englischen Liberalismus. Daß das Imperium nicht als Idyll und nach den sittlichen Grundsätzen des reinen Rechtsstaates zu genießen sei, merkten die um Campbell-Bannermann und Asquith sehr bald. Aber das Wallensteinische ‚Sei im Besitze und du wohnst im Recht' übte die gewohnte Macht der Betäubung. Während des Burenkrieges war man in der Opposition und war vor dem Zwange, die Grundsätze der imperialen Politik zu durchdenken, gefeit. Damals war der Widerspruch gegen die empörende Häufung von Rechtsbrüchen und die nackt kapitalistischen Kriegsmotive ehrlich aus sittlichem Abscheu geschöpft. Es ist unvergessen, wie kräftig und wie heftig John Morley, der große liberale Publizist, und John Burns, der Arbeiteridealist, sich zur Wehr setzten. Es war aber gar zu bequem, diese Ausschweifung des imperialistischen Machthungers, weil bei dem Kampf um das goldene Randgebiet alttestamentarische Maklerfirmen in Lombard- und Threadneedle-street und Johannisburg Treiber waren, als The Jews' War in Verruf zu bringen und sich die grundsätzliche Einordnung dieses Vorgangs in den großen Zusammenhang allbritischen Lebens zu schenken. Er konnte als Episode bejaht oder verurteilt werden. Da brach der Weltkrieg aus: nicht als Episode, ach nein, sondern als Existenzfrage allererster Ordnung für das Reich und für Europa; und da zeigte sich, daß ein Gemengsel aus gutem Willen, abstrakten Rechtsgrundsätzen, langjährigem laisser faire und unehrlichen Anleihern beim Imperialismus keinen aufrechten Standpunkt gewinnen ließ.

Vertrauen verdienten sie für die Zudeckung ihrer Lebenslüge nicht. Die Umstände erlaubten aber nicht gleich, die Vertrauensfrage an das Volk zu stellen, dem die Witterung für die Gradlinigkeit eines politischen Verhaltens,

oder das Gegenteil, schließlich eingeboren ist. Jeder Tag enthüllte die Schwäche des Ministeriums in der Munitions-, der Alkohol-, der Farbstoffrage; seine Schwäche als Organisator. Am 12. Mai wurde Asquith im Parlament gefragt, ob er nicht, aus Rücksicht auf den Krieg und die Maßnahmen, die eine längere Dauer der Kämpfe für Industrie und soziales Leben nötig macht, ein Koalitionsministerium aus allen Parteien bilden wolle. Der Premier verneinte. Eine knappe Woche später, am 19., gab er den Widerstand auf und meinte beschönigend, daß die Veränderungen im Kabinett nur zugunsten des Krieges geschähen und die politischen ‚Parteiideale' nicht berührten. So suchte sich das schlechte liberale Gewissen zu belügen. Tatsächlich regiert das Kabinett Balfour-Landsdowne; daß eine Gruppe liberaler Minister mitmacht, hat nur die Zerstörung des wichtigsten Bestandteils des bisherigen britischen Parlaments zur Folge: der Front Opposition Bench, wo Sitz und Ursprung wirklich freier parlamentarischer Kritik zu suchen sind. Der englische Liberalismus liegt, als eines der schwersten Opfer des Krieges, auf der Schlachtbank.

Aber Lloyd George — steht Lloyd George für nichts in der Rechnung? Gemach, lieber Leser, ich habe meinen Freund nicht vergessen, den Schöpfer des berühmten Budgets des Volkes vom 29. April 1909, das alle gefüllten Goldschränke Europas wie von einem Erdbeben zittern machte, den kleinen Mann aus Wales, der den Feldzug gegen die Peers befehligte und die Lords köpfen lehrte. Er bläst die Trompete des Weltgerichts so kräftig wie je zuvor, wenn auch nach wesentlich anderer Melodie. Jetzt gilt es die hundertköpfige Hydra des preußischen Junkerismus und Militarismus zu töten; und er scheint schon geneigt, dieser Tyrannentöter, für die allgemeine Dienstpflicht und den kasernenmäßig geübten Arbeitszwang ein Plätzchen in der freien englischen Demokratie zu finden. Welche Zauberformeln ihm zu Gebote stehen, lernten wir an seiner Kunst schätzen, aus dem Ressentiment des kleinen Mannes und der Not der Zeit das Blut seiner Politik zu mischen. Sein Kampf gegen die Monopole der Kirche, der Bierbrauer, der Schankwirte, der Gutsbesitzer ist freilich für den Augenblick vergessen. Jetzt verficht der große Demagoge ohne Umschweif die Verwandlung der moralischen Pflicht des ‚nationalen Dienstes' in eine gesetzliche Pflicht und verkündet: real conscription is not anti-democratic. Auf eine Begriffsklitterung mehr oder weniger kommt es nicht an. Es ist sicher: Lloyd George wird den Schiffbruch des englischen Liberalismus überleben, er wird, wenn die Zeit gekommen ist, wieder an der Spitze der Pyramide sichtbar werden, wahrscheinlich als Premier. Ich überlasse es dem Leser, zu erraten, ob als reiner Imperialist, wie weiland Chamberlain, oder als imperialistischer Demokrat.

Anmerkungen

Zur Psychologie der Nationen

Bisher hat der Krieg die europäischen Nationen mehr zur Selbstüberhebung als zur Selbstbesinnung geführt. Aber alles hat seine Tage. Die Zeit für die schwerste Aufgabe, welche die moralischen Phänomene dieses Krieges allen Nationen stellen, die Zeit zur schonungslosen Selbstkritik ist noch nicht gekommen. Erst der Friedensschluß läßt sie erwarten. Aber die Tage der Selbstüberhebung, welche die Forderung der Stunde in der all ihre positiven Kräfte und Werte sammelnden Seele als peinliche Begleiterscheinung solcher Sammlung so leicht mitgebiert, sollte vorüber sein und der Selbstbesinnung Platz machen. In der unübersehlichen Fülle der Reflexionen über eigenes und fremdes nationales Wesen nehmen zwei deutsche Werkchen durch die Höhe der Warte der Betrachtung, durch die Würde und Ruhe des Tones, durch die breiten und vielseitigen Bildungsbezüge ihrer geistig autoritativen Urheber eine bemerkenswerte Stellung ein: Wilhelm Wundts „Die Nationen und ihre Philosophie, ein Kapitel zum Weltkrieg" (Kröner, Leipzig) und Karl Joëls: „Neue Weltkultur" (Kurt Wolff, Leipzig).

Der Leipziger Altmeister der deutschen Psychologie gibt in seinem Buch zuerst eine auch für weitere Bildungskreise verständliche Übersicht über Werden und Gedankengehalt der europäischen Philosophie, gesondert nach Nationen, um in einem Schlußkapitel „Der Geist der Nationen im Krieg und im Frieden" die Charakterzüge der Nationalgeister zusammenzufassen. Rußland findet sich wohl darum nicht einbezogen, da es eine von den Voraussetzungen des religiösen Mythos unabhängige Philosophie nur so weit besitzt, als westeuropäische Lehren Kants, Hegels und der englisch-französischen Positivisten weiter entwickelt wurden. Die Philosophie Italiens ist nur nach ihrem Stadium während der Renaissance behandelt; auch die europäischen Nationen der zurzeit neutralen Staaten werden nur kursorisch berücksichtigt.

Wundts Ausgangspunkt bildet die Beobachtung, daß sich im Zustande des Affekts und in der Bewegung der Leidenschaft, wie beim einzelnen so auch bei den Völkern, der Charakter des Menschen offener und rückhaltloser äußere wie im gewöhnlichen, ruhigen Verlauf des Lebens; darum sei der Krieg ein besonders günstiges Ausdrucksfeld der Nationalcharaktere. Im lebhaften Affekt fällt auch der gebildete Sprecher in den Dialekt seiner Heimat zurück. Und in der Tat: Welch charakteristische und ausdrucksvolle Physiognomien haben seit dem Kriege die Nationen angenommen! Sie bekamen ordentlich Gesichter, und Platons Satz, es sei der Staat der Mensch im Großen, erhielt für uns alle die eindringliche Gewalt einer Intuition. Und es ist nun von besonderem Interesse zu sehen, wie die aus dieser Sphäre leidenschaftlichster Bewegung resultierenden Bilder der Nationen zur Deckung kommen mit jener anderen Bilderreihe, die sich an den in der tiefsten Besonnenheit entstandenen geistigen Werken des Friedens dem Beschauer darbietet. Dichtung und Philosophie aber sind unter den Werken des Geistes — wie Wundt meint — darum besonders geeignete Darstellungsmittel des nationalen Wesens, weil beide die sittlichen Antriebe der Nationen in höherem Maße aufzu-

nehmen vermögen als die übrigen Künste und die Wissenschaft. Die Untersuchung der Ethik der Nationen führt Wundt zu demselben Ergebnis, zu dem auch Joël gelangt: Für den Franzosen sind Ehre und Ruhm, für den Engländer Macht und Herrschaft, für den Deutschen Festigkeit, Treue und Pflicht die höchsten Güter. In der „Marseillaise", in dem „Rule Britannia" und in der „Wacht am Rhein" malen sich deutlich diese vorwiegenden Neigungen. Frankreichs Philosophie scheint uns Wundt zu unterschätzen. Die Linie jenes stilleren Frankreichs, die durch die Namen Malebranche, Pascal, Fénélon, Maine de Biran, Renouvier, Ravaisson, Bergson angedeutet sei, die tiefe Verknüpfung, die hier augustinische Psychologie und Mystik mit der mathematischen Klarheit der Anschauung und der Begriffe eingingen, kommen nicht zu ihrem Recht. Englands Philosophie neigt der Psychologe Wundt zu überschätzen. Der große feinsinnige Abschnitt über die deutsche Philosophie leidet an offensichtlicher Zuspitzung der Charakteristik des „Deutschen" auf Wundts eigenes System.

Joël gibt auf den neunzig Seiten seines in prächtigen Perioden dahinrauschenden, anschauungsgesättigten Werkchens eine Nationalpsychologie al fresco, die sich nicht ausschließlich auf die Philosophie aufbaut; auch die politische Geschichte und die sonstige Kulturgeschichte werden herangezogen. Die Vorzüge dieser schönen Arbeit sind eine seltene Verbindung von Gerechtigkeit und Universalität des Urteils mit Charakter und echtem deutschen Sinn; dazu eine Joël ganz eigentümliche Gabe, aus den scheinbar entlegensten Äußerungen der nationalen Genien eine identische Struktur des Geistes herausschauen zu lassen und zur Plastik zu bringen. Da die künstlerische Form der Sprache hier selbst ein Mittel ist, den Gedankeninhalt zu geben, kann eine Inhaltsangabe wenig fruchten. Das Büchlein muß gelesen werden. Joël erwartet bei allen kriegführenden Nationen eine tiefgehende geistige Wiedererneuerung und kulturelle Fruchtbarkeit auf dem Boden einer neuen tieferen Einheit Europas. Die Art, wie er sich das Zustandekommen dieser Einheit denkt, ist vielleicht zu sehr von der milden, gütigen, nach Ausgleich und Synthese suchenden Geistesart des Verfassers geleitet, als daß sie im Dickicht der Realitäten zu erwarten wäre. Europa ist nicht ganz so jung wie Joëls Herz. Vom deutschen Geiste urteilt Joël zusammenfassend: „Das organische Prinzip, dieses Prinzip der Entwicklung der Einheit und Gliederung, kraft dessen der Makrokosmus im Mikrokosmus lebt und umgekehrt, und das Eine im Vielen zur Entfaltung kommt, ist der tiefste Sinn und Kern des deutschen Denkens in der Mystik wie beim Cusaner, bei Leibniz wie bei Kant, bei Fichte wie bei Hegel, bei Schelling wie bei Schopenhauer. (Seite 71.) Es ist Joëls besonderes Verdienst, diesen Gedanken auch an der politischen Geschichte Deutschlands zur Darstellung zu bringen. (Seite 73 bis 86.) Und hierauf gründet Joël seine Erwartung, es werde ein siegendes Deutschland im Gegensatz zu den ihm wesensfremden absolutistisch-romanischen und individualistisch-englischen Tendenzen einmal für Europa im Großen dasselbe leisten, was es in Kunst, Philosophie und im Aufbau seiner bundesstaatlichen Verfassung bisher getan hat; es werde das organisierende, sammelnde, den Volksindividualitäten aber zugleich Freiheit gebende Prinzip Europas werden. Je weniger der Fortgang dieses Krieges Deutschland gebieterisch zur Alternative zwingt, entweder politisch zusammenzubrechen, oder im Falle des Sieges über Dreiviertel der Welt ein so maßloses Prestige zu gewinnen, daß es *gegen* sein tieferes Wesen und gegen seinen Willen zur Aufnahme von Weltherrschaftstendenzen geradezu *gezwungen* wird, desto mehr ist Hoffnung, daß sich Joëls Erwartung bestätige. Aber es könnte eine ganz besondere Art von Tragik darin

gelegen sein, daß gerade die falsche angstgeborene Unterstellung der Gegner Deutschlands, es müsse bekämpft werden, weil es die Welt beherrschen wolle, — daß die gegen Deutschland immer neue Feinde sammelnde Kraft dieser lügnerischen Parole es im Falle seines Sieges trotz alledem zwänge, faktisch zu tun, was es nie gewollt; und das hieße abfallen von dem, was Joël als Wesen seines Geistes bezeichnet. Es „könnte"! Doch glauben und hoffen wir mit Joël das Gegenteil! —

Max Scheler

Vom Kriegskrüppel*

Man darf ruhig behaupten, daß von allen bisherigen Kriegen alles außer zweien überwunden worden, daß von ihnen nichts übrig geblieben ist als die Erinnerung, und — der Krüppel. Der Leiermann, der auf Stelzfüßen einhergeht oder die Kurbel seines Instruments mit der einen ihm vom Schicksale gelassenen Hand drehte, ist bei uns noch vorhanden. Wir müssen ihn als eine Schande für unsere Sozialität ansehen, die für den jetzigen Krieg alle Kräfte mobil macht, um ihre Reinheit gegen eine neue Befleckung dieser Art zu verteidigen. Die Kunst der Ärzte und Mechaniker hat unter jenen Kräften die Führung, und wenn Professor Biesalski seiner Schrift: „Kriegskrüppelfürsorge" den Untertitel: „Ein Aufklärungswort zum Troste und zur Mahnung" gibt, so deutet er damit an, was schon vorhanden und was noch zu beschaffen ist, um aus dem Kriegskrüppel, bestenfalls einem Gegenstande des Mitleids, einen gerechte Ansprüche auf Berücksichtigung erhebenden, weil durchaus wettbewerbsfähigen Vertreter eines Fachs zu machen. Vorhanden ist die ärztliche und technische Kunst und die materielle Beihilfe; zu beschaffen ist noch die Einsicht, daß bei festem Willen des Geschädigten wirklich die von der Sozialität ermutigte ärztliche und mechanische Kunst zulänglich ist, ihn zu einem vollwertigen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft umzubilden. Nicht die Gefallenen, die draußen liegen, nicht die Verwundeten und Kranken, die doch schließlich einmal geheilt werden, predigen das Schrecklichste über den Krieg, sondern jene Kämpfer, die als Ausbruch der Volkskraft ins Feld gezogen sind, um als bemitleidenswerter Bruchteil eines Menschen zurückzukehren und unter uns zu wandeln. Ihnen die Erwerbsfähigkeit wiederzugeben ist eine der schönsten, lohnendsten Aufgaben für alle, deren Kopf und Herz stark genug ist, vor unmöglich Scheinendem, weil bisher nicht Erreichtem, nicht zurückzuschrecken.

Wie von dem ersten Verbande ab auf die Erhaltung und Gebrauchsfähigkeit des verletzten Gliedes Rücksicht genommen werden muß und — was das Wesentlichste ist — Rücksicht genommen werden kann, wird auch der Laie sich leicht vorstellen können. Aber selbst der Fachmann wird erstaunt sein, aus dem der Biesalskischen Schrift beigegebenen, sehr reichen Illustrationsmateriale zu ersehen, daß es bei festem Willen des Verletzten möglich ist, auch nur mit einem Beine zu Pferde zu steigen und Dienst zu tun; ohne Hände zu essen; ohne Hände und Füße zu schlossern: ohne Hände und Füße als vollwertiger Meister einer Drechslerwerkstatt vorzustehen; als einarmiger Geselle in einer orthopädischen Werkstatt zu sein und als Gesellenstück einen schwierigen Beinapparat zu liefern, den man selbst in allen Teilen aus dem Rohmateriale geschmiedet, gefeilt, gefräst, poliert, vernickelt und zusammengesetzt hat; als Einarmiger zu graben, zu hacken, zu mähen und zu heuern; zu hobeln und zu bohren; mit einem Arme und nur drei Fingern der rechten Hand Korbflechterei auszuüben; mit einem Arme zu nähen

* Kriegskrüppelfürsorge von Professor Dr. Konrad Biesalski. Mit 84 Figuren. Verlag von Leopold Voß, Hamburg.

und zu stricken; mit zwei Armstümpfen vortreffliche Schrift zu schreiben und unzählige feine Verrichtungen zu machen.

Derartige Tatsachen machen jedes Wort des Lobes an die Ärzte, das Pflegepersonal und die nicht mehr Krüppel sein Wollenden überflüssig.

Deutschland hat die großartigste Krüppelfürsorge der Welt. Es sei den Suchern des Absoluten überlassen nachzuforschen, wodurch allein sie möglich geworden ist. Die bescheideneren Beobachter der Tatsachen werden ihr Zustandekommen herleiten aus einem Zusammenwirken der Energien aller Beteiligten. Der Arzt, der Wärter, die Krankenschwester, der Mechaniker sind, beseelt von der Hoffnung zu helfen, entschlossen, alle Widerstände materieller und wissenschaftlicher Art zu überwinden; die Krüppel sind, beseelt von der Hoffnung, daß ihnen geholfen werden kann und geholfen werden wird, entschlossen, alle inneren Widerstände zu überwinden, alle Entmutigungen niederzukämpfen, alle vorläufigen Mißerfolge als Anbahnung des endgültigen Erfolgs aufzufassen. Tiefer Einblick in den Mechanismus wird hier von tiefem Gefühl für das Leiden der Menschheit angeregt, und, was sonst als Gegensatz und unvereinbar erscheint, wirkt hier in geheimnisvoller gegenseitiger Beeinflussung zum Besten, das die Menschheit, die sich Wunden zu schlagen für nötig erachtet, gefunden hat: zur Heilung von Leidenden und Herstellung von Bresthaften, deren Schicksal noch vor wenigen Jahrzehnten besiegelt gewesen wäre. Der Krieg, der die furchtbaren Wunden schlägt und die Verstümmelungen herbeiführt, hat den Forschern und den Menschenfreunden neuen Ansporn gegeben, und die Verwundeten, die erneut durch seine Schule der Energie haben gehen müssen, werden wahrscheinlich eine Ausdauer und Zähigkeit entwickeln, mit denen man früher nicht hätte rechnen dürfen. Das soziale Gefühl, das sich erweitert, sprengt alte Vorurteile und läßt durch die Breschen eine Hoffnung von solcher Kraft einbrechen, daß man in ihrem Gefolge die Erfüllung ahnen müßte, wenn sie nicht leibhaftig greifbar vor dem suchenden Auge aufleuchtete.

Julius Levin

Deutsche Menschen

Die Frage: was ist deutsch? wird jetzt ausgiebig beantwortet. Leistungen, in denen deutsches Wesen Tat geworden ist, stehen vor der Welt und sprechen für sich. Worte könnten fast überflüssig erscheinen. Und doch: ohne ihre formende Hilfe wäre der Überdrang des Neugefühlten, Neugedachten, Neugeschaffenen nicht zu ertragen. In ihnen wirkt der Wille zur Erkenntnis, der den Willen zur Leistung Schritt um Schritt begleitet. Sie sind, heute wie je, im gesamten Ausdruck dieses deutschen Lebens ein wichtigstes Element. Die Worte, Schriften, Bücher, die uns der Krieg gebracht hat, sind im einzelnen von sehr verschiedenem Wert; im ganzen eine Leistung und ein Kennzeichen von hoher Bedeutung. Durch ihr Bestehen wird die Frage: was ist deutsch? zu einem wesentlichen Teile mitbeantwortet. Sie müssen sein.

Ihre Versuche, die Gegenwart zu gestalten oder die Zukunft zu erdeuten, sind freilich zumeist mehr in ihrem Eifer als in ihren Ergebnissen bemerkenswert. Besser mag es gelingen, unser Jetzt an die Vergangenheit zu knüpfen und unsere heutige Erscheinung daraus zu folgern. Fast wäre zu sagen, daß solche Schriftwerke in einem gewissen Sinne die wertvollsten sind, die heute geschaffen werden können; denn sie allein enthalten unantastbare, festigende Wirklichkeit. So sei nachdrücklich auf das Buch hingewiesen, das Jakob Wassermann jetzt (im Verlag S. Fischer) herausgebracht hat: „Deutsche Charaktere und Begebenheiten". Es geht dem Wesen des Deutschen auf besonderen und recht verlockenden Wegen nach. Ferne von Theorie und Abstraktion läßt es die Tatsachen in ihrer Sprache

eden. Einzelne Darstellungen aus der eutschen Vergangenheit sind, scheinbar illkürlich und unverbunden, angereiht. Schicksale und Charakterbilder; Fürsten, Heerführer, Politiker, Seefahrer, Kaufeute, Zauberer, Verbrecher; zumeist aus em siebzehnten und achtzehnten Jahrundert. Die Zeiten der grauenhaftesten Verwüstung und der neu ansetzenden Klärung deutscher Kultur geben den Hintergrund; es geht bunt und blutig, geheimnisoll und gewaltsam zu in diesen Geschichten. Wer einen polierten Spiegel treuherziger und gottgefälliger Blondheit erwartet, wird enttäuscht sein. Edelmut geht neben Verrat einher, wahre Frömmigkeit neben mystagogischer Hochstapelei. Und der gemeinsame Zug, der sich in den verschiedensten Abwandlungen, beinahe durch alle diese einzelnen Stücke fortbildet, ist eine bedeutende Unstetigkeit, die bald als Lust am Abenteuer, bald als unmäßiger Ehrgeiz, als rastloses Tun oder als haltloses Grübeln, als inneres oder als äußeres Schicksal Erscheinung wird. Das sieht so aus, als wäre es Wassermann bei der Auswahl dieser Darstellungen vor allem auf diesen einen Zug angekommen, und der Deutsche wäre ihm — wenigstens nach dem Gefühl, das sich aus diesem Buche offenbart — vor allem der Veränderliche, ja der Unberechenbare.

Daß er es nicht so meint, wird zunächst aus den starken Gedanken klar, mit denen er die Sammlung einleitet. „Dem Deutschen ward verliehen, die Dinge zu sehen und durch die Dinge hindurch sich in ein Verhältnis zu Gott zu begeben. Zwischen ihm und Gott steht das Ding; das Ding wird sein eigen oder Gott wird sein eigen, er wird Gottes oder auch des Dinges," heißt es da. Und bald darauf, gleichwie zur Erklärung dieser biblisch gefärbten Worte: „Leicht versank der Deutsche in sich selbst, verlor sich, vergaß sich, verspielte sich, versäumte die Stunde, die Gelegenheit, die Tat. Kehrte er aber einmal sein Inwendiges nach außen, so war seine Tat so heftig, wie vorher der Traum von ihr glühend. Es mußte aber ein Unbedingtes sein, ein Höheres, gleichsam nicht mehr das Ding, sondern Gott, was ihn wandelte. Dann bot er sich zum Opfer an . . . ." Eben dieses Glühende und Heftige, der Wille und die Gabe, vom Unbedingten angerührt und gewandelt zu sein, ist der gefühlsmäßige Hauptinhalt, der ideale Zusammenhang in den stärksten dieser Geschichten. Und weil sie fast alle in den Zeiten der grauenhaftesten Verwüstung und der neu ansetzenden Klärung deutscher Kultur handeln, darum ist in ihnen der Weg durch das Ding zu Gott oft so abseitig, wirr und voll Anstoß. Aber aus ihrer Gemeinsamkeit wird er deutlich. An den Schicksalen und Absichten, ja selbst an den Verbrechen dieser Einzelnen ist die Linie deutlich abzulesen, in der die gesamte Nation von ihrer vorbestimmten Entwicklung zur Höhe gebracht wird. Die Irrtümer und Abwege, die den Deutschen verführen können, sind mit unter den wichtigsten Merkmalen seiner Kraft. „In den Zeiten seiner politischen Unreife übersah er, daß die Scholle nur ein winziger Teil des Ganzen ist . . . . versäumte es, im Geflecht von Ordnung und Herrschaft, von Bürgerpflichten und Herrenrechten, von Herrenpflichten und Bürgerrechten das glückliche Glied eines glücklichen Volkes zu werden . . . Das ist anders geworden."

Dieses: das ist anders geworden, muß eben als die sachliche Voraussetzung und die gedankliche Vollendung durch das ganze Buch hin mitgenommen werden. Dann erhält seine scheinbar regellose Buntheit Ordnung und Sinn. Die Ereignisse, an sich schon merkwürdig und fesselnd genug, erscheinen in bedeutendem Zusammenhang. Und außerdem: diese Sammlung aus Werken anderer, hinter der sich Wassermann diesmal bescheiden und fast wortlos zurückhält, offenbart dennoch auch den Deutschen und den Dichter, der sie uns gibt, auf eine besondere und vornehme Art.

Willi Handl

Der Dichter im Kriege

Ein Großstädter, der tausend Kilometer mit dem Expreßzug fährt, um sich – in Hemdärmeln womöglich! – der Natur näher zu fühlen, kann nicht glücklicher sein als der Dichter im Kriege. Trotzdem hallt aus dem Schilfdickicht an den Altwässern des Zeitstroms die Klage heraus, daß das heurige Rohr zum Pfeifenschneiden absolut nichts taugen will. Eine Quantitätsernte, die einzige, die ganz bestimmt über den Krieg hinausdauern, jeder Aushungerung trotzen wird, ja. Aber die ganz klar und echt gestimmten Flötentöne wollen nicht herauskommen, und trotz der kürzlich erklommenen Höhe der Subjektivität soll nun die Zeit schuld daran sein. Es ist aber nur der schuld, der mit der Zeit nicht zufrieden ist und auch gleich ihren Mythos mit geliefert haben will. Der Dichter sollte doch endlich einmal aufschnaufen und die Zeit sich ausreden lassen. Es eilt ja um Gottes willen nicht so – daß er es jetzt tun darf, ohne der Versäumnis bezichtigt zu werden, das ist ja gerade sein Glück!

Das Kriegführen ist heute zu sehr Verstandesarbeit, um noch des Sängers zu bedürfen. Die Geduldqual im Schützengraben kann weder große Gesichte hervorbringen, noch aufnehmen. Der Einzelmann fühlt sich trotz der gesteigerten Forderungen in der umfaßbaren Größe und Vielseitigkeit des Getriebes kaum noch als Atom. Dafür bringt jeder einen stark erzogenen Wirklichkeitsmenschen mit ins Feld, der nach Tatsachen durstet, statt nach Symbolen. Achtzehnhundertsiebzig war der Rhein noch greifbar und glaubhaft. Sein Name flatterte schier seelenhaft über den Häupten. Er brachte noch einmal „das Lied" hervor. Das Bedürfnis war so stark, daß es gar nicht fragte, ob das Lied gut oder schlecht war. Heute quälen sich die größten Formtalente umsonst, das Bedürfnis ist nicht da. Die Depesche singt das Lied unsrer Zeit.

Also Dichter, spann aus! Entferne dich von einer Zeit, die deine Sprache nicht kennt und nicht will, und versuche, dein Glück zu würdigen. Nämlich, deine Zeit einmal ganz unoffiziell in Hemdärmeln mitzuleben, ohne Begriffe, ohne Verpflichtung, ohne die leidige Gewohnheit, ihr etwas abzugewinnen. Du bist seit fünfzig Jahren mit sovielen Zeiten mitgegangen, warst Materialist, Historiker, Sozialist, Impressionist, Neuromantiker, ich weiß nicht was sonst noch, und weil es die Zeit wollte, glaubtest du wahr zu sein. Wenn du Talent hattest, mußte dir manches glücken, aber was beweist das? War es auch – genug? War die Zeit so wahr, daß ihr dichterischer Abgewinner mit ihr zugleich ewiger Wahrheit diente? Wir wollen nicht rechten mit dir Zeitkind, aber weil alles sonst an diesen Zeiten so arg vergänglich war, so auffallend kurz, ausgeberisch und ohne Kraft im Menschlichen, so fürchten wir, müssen ihre überlegensten Werke mit ihnen leiden.

Und darum, Dichter, ist es ein Glück für dich, einmal gewaltsam vor die Türe deiner Zeit gesetzt zu sein. Dieser Krieg bringt so vieles in der Welt zur Besinnung. Er bringt vor allem, was den Völkern so lange fehlte, *äußere Schicksale*. Sie alle mit ihren geistig-sozial-wirtschaftlichen Verworrenheiten hatten das dringend nötig, um zu einer Vereinfachung ihrer Existenzprobleme zurückgezwungen zu werden. Die Überspannung der Mechanismen führte zu einer Atomisierung des Einzellebens, und das war gerade für das Dichterherz die schlimmste Aushungerungspolitik. Du selbst, in diese Massenperspektive hinabgezogen, fandest keine Wahl, als Whitmanisch-Verhaerensch ein Rhapsode des Stoffes zu werden, oder dich in ein subjektives Krautgärtlein einzunisten, das nur von kleinem Angebot und Nachfrage lebte. Jetzt bricht, wenns glückt, eine neue Zeit der mechanischen Entspannung an. Nicht schnell vielleicht, aber sicher. Dann wird der Mensch als Produkt der

Verhältnisse von dem Menschen als Werkzeug des Schicksals wieder abgelöst. Das kleinere durch das größere. Moralische Kräfte siegen über kombinatorische – das ist ein Morgenrot! Und so etwas kann, wie im Leben des Einzelnen, auch im Leben der Völker nur durch äußre Schicksale vorwärtsgestoßen werden. Das viele Selbstbestimmen taugt zu nichts, es sind auch noch höhre Mächte da als materielle Einsichten. Solche, die sich gerade im scheinbar Äußern dokumentieren. Und an ihrem Wirken – wenns glückt! – könnte sich der Mensch wieder zu einfacherer Größe emporrecken. Und dann wirst du, Dichter, nicht mehr geduldet sein, dann braucht man dich wieder. Du wirst nicht mehr abgewinnen, sondern bereichern.

Selbst wenn du, den Zeiten zum Trotz, deine Kunst auf Ewigkeitsboden angebaut hast, laß sie stehen für eine Weile, denn du hast doch schief gebaut. Licht und Wind deiner Zeit hat nichts gerade werden lassen, es war dein größter Schmerz. Bedenke das Glück, jetzt ohne Grundsätze, ohne Vorwitz, ohne Absicht in eine Zeit hineinlauschen zu dürfen, in der nicht mehr die Menschen handeln, in der kein Geschehen mehr vom menschlichen Deuten abhängt, in der jeder nur gezwungen ist, zu tun, was getan werden muß – aus höheren, unerkennbaren Notwendigkeiten. Ist nicht allen Führenden alles entglitten? Hat einer in der Hand, im Sinn, was werden wird? Ist irgendein einzelner Wille, der das Morgen bestimmt; ein Sinn, der es voraussieht? Wenn du ein Dichter bist, so mußt du fühlen, daß jetzt deine erste Stunde geschlagen hat. Die Stunde des Lauschens und Abwartens.

Hermann Gottschalk

Eine verhüllte Gestalt

1

Der Krieg ist eine Form, durch die es hindurchzusehen heißt, um die Kräfte zu erkennen, die ihn bewirkten, und noch mehr: um die Kräfte zu erkennen, die durch die Brechung so vieler Einzelwillen frei werden.

Dem Historiker ist dies wohl selbstverständlich. Dem Künstler liegt diese Orientierung ferner. Sie liegt ihm ferner, weil sein bildhafter, auf Formen eingestellter Sinn heute zu sehr gefesselt ist von der ungeheueren Bewegtheit der Menge, die sich, in einem Maße wie nie, mit Zwangssituationen abfinden muß.

Wer das Freiwerden von Kräften vorausfühlte — hier und dort verkündete man einen neuen deutschen Sinn, fühlte man die Grundelemente unseres Daseins aufgelöst — war doch zu sehr von einer vagen Idee allgemeiner Verbrüderung befangen, daß man befürchten möchte, die Enttäuschungen nach dem Kriege mögen ihn stumpf machen gegen das, was sich mühsam aus den rückschlagenden Wellen hervorheben wird.

Auch das Wort von dem neuen Sinn macht mißtrauisch. Aber die Untersuchung über die Möglichkeit eines neuen Volkssinnes erscheint müßig. Was kommen wird, wird neu sein im individuellen Gesicht der kommenden Zeit, und es wird alt sein im zeitlosen Gesicht unseres Volkes.

2

Man kann dem Künstler nicht Erlebnisse vorschreiben, wie man dem Kandidaten ein Thema gibt. Das Erlebnis kommt zu ihm, nicht er zum Erlebnis, so sehr er auch ein Ruheloser und Versuchender ist. Er versucht die Dinge und kommt auf sein Erlebnis. Hier liegt das Geheimnis der künstlerischen Spannung im Werk. In Szene gesetzte Spannungen sind Krebsgänge. Sie sind erledigt mit dem Effekt, auf den sie zielten, und sinken

ins Wesenlose. Sie übertragen keine Unruhe, keinen Rhythmus, keine Bewegung.

Nicht nur der Gestaltungsdrang des Tatmenschen, Flucht vor dem Erlebnis nötigt dem Schaffenden Werk auf Werk ab. Man mißtraue Bekennerwerken. Da ist die Not nicht groß, wo sie sich vor dem Spiegel putzt. Auf sein Erlebnis unmittelbar angewiesen, würde der Künstler daran zugrunde gehen. So fragt er die Dinge, ob sie nicht eine andere Antwort wissen auf seine eine Frage. Je tiefer seine Not, desto mehr wird er nach scheinbar wesensfremden Dingen greifen, die eine andere Antwort verheißen. Aber sein Erlebnis lauert auf dem Grunde eines jeden Dinges und spricht aus jedem Dinge, das er in sachlicher Distanz und mit dem bösen Blick der Desillusion zu formen sich vermißt.

Distanz und Desillusion sind im Grunde Vermessenheiten; sie sind die vornehmsten Gewänder tiefer Nöte. Kunst ist ein seltsamer Umweg zum Geschick, aber auch ein Weg durch das Geschick hindurch. — Gewänder tiefer Nöte — wann entstanden sie doch? Als das Volk einen neuen Weg ging, versuchte und sein Mythos wissenschaftlich einbalsamiert wurde.

3

Im Kriege also stehen wir. Was trieb das Volk so hinein, daß es ihn als seinen Krieg an sich riß?

Wie nun, wenn es ging, einen neuen Mythos zu finden? Das klingt halb wahnsinnig, nicht wahr? Aber sind wir denn im Absterben?

Vor dieser Frage standen wir und wußten nicht, ob ja oder nein. Da riß der Krieg seine Blutsvorhänge vor unsere Augen, und das Volk riß diese Vorhänge entzwei. Und dahinter stehen vielleicht Dinge, die das Volk nicht mit Wissen suchte, als es hinauszog, aber ein Etwas vielleicht, eine verhüllte Gestalt, die nach dem Volke sucht, ruhelos, versuchend sucht, nur in den langen Intervallen, die eines langlebigen Volkes Dauer hat: sein Erlebnis.

Wo war dieser Gott, wo war Dionysos? Wir wissen besser, wo er nicht war. Heute mögen wir — absehend von einigen hellen Geistern, deren Stimme das Volk nicht vernahm, — sagen: Vielleicht bei den Männern, an denen nichts dionysisch schien, als das Weinrot ihrer Uniformsstreifen. Der Wein, der uns in der seltsam bacchischen Schale generalquartiermeisterlicher Berichte gereicht wurde, war es nun der blutrote oder der funkelndhelle, hatte die volle Blume der Reife. Und wir erinnerten uns dabei eines prophetischen Wortes Nietzsches.

4

Was gilt es nun, ihr Künstler, zu gestalten? Den Krieg? Wollt ihr Weine fälschen? Den Krieg? Der ist eine Form, nichts weiter. Aber hinter diesem Kriege, spürt man es? will sich etwas ergießen, gegen das dieser Krieg nur ein Auftakt, nur das Zerreißen einer Fruchthülle ist.

Noch wissen wir nichts, als daß eine Übergangszeit zu Ende geht. Den Krieg könnte noch ein jeder Künstler gestalten, der je zum Erleben geboren wurde. Aber dahinter steht erlebnisheischend eine Gestalt, ob der wir uns bald in Junge oder Alte teilen werden müssen.

Und für den Jungen, der sie gestalten darf, für den wird nicht allein mehr das Erbarmen des ganz Ernüchterten, gänzlich Isolierten mit der Form genügen. Der Künstler, den die kommende Zeit erheischt, wird nicht unter dem Abendstern Flauberts geboren sein. Über sein Fegefeuer hinaus wird er mit einem hellen Glauben erstehen müssen, mit einem hellen Glauben und einem lachenden Willen.

C. Wesse

Der Epilog

Die Diskussion ist eröffnet. Wird sich der Dichter vom Kriege fernhalten, ahnt er seine Zukunft in einer verhüllten Gestalt? Wer weiß es. So viel wird geredet und geschrieben über Kunst und Krieg, daß man nichts mehr unterscheiden kann. Es erscheint eine Riesenkriegsliteratur. Der Durchschnitt der Gedichte ist gar nicht schlecht. Aber die wenigen heraustretenden, die die eigne Note haben, ertrinken für das allgemeine Bewußtsein in der Masse. Wie kommt die Routine da hinein? Sich von Kriegsnovellen fernhalten, ist kaum noch möglich. Aber es gibt einige darunter, in denen der Krieg nicht so sehr den Stoff leiht, als Milieu oder irgendein Motiv, ein Bild, eine Begründung. Die Abstufung fühlt man: Gedichte und Novellen oder gar Romane, die aus Konjunktur gemacht sind, fallen ins Gewerbe zurück. Sie können — schrecklichster der Fälle — am Schreibtisch gemacht sein. Solche aber, in denen irgendeine Erregung der Zeit mitzittert, für die ja der Krieg nur ein Ausdruck ist, sind echt, wie die Laienpredigten, die Dehmel hält, von Truppe zu Truppe fahrend und (auf Aufforderung der Behörde) von Herzen zu Herzen sprechend. Man soll diese wundervolle Tatsache festlegen.

Denn was will ich sagen: die Kunst ist immer ein Erlöser der Spannung, sie ist nicht die Bearbeitung eines Themas, wie Krieg, sondern sie ist eine Reaktion dagegen und selbst als Ausspannung noch ehrlicher. Wie sie das macht, ist im einzelnen Fall ihre Sache. Wir wollen ihr nicht apodiktisch kommen. Daß sie sich fernhält und wartet, ist ebenso ihre Wahrheit, wie daß sie der verhüllten Gestalt nachgeht. Sie kennt hier wie anderwärts nur eine Sünde, das ist das Bewußtsein. Ich möchte sie rufen, daß sie alle unsere politischen Unterhaltungen und militärischen Erwartungen in eine weite, schöne Reaktion auflöse, indem sie ihre uralte Sendung erfüllt, unsere Begierden und Sehnsüchte zu gestalten und das Schöne, das vielbesprochene, vielgelästerte Schöne zu schenken, das uns das Gleichgewicht wiedergibt. Mag sie national gestärkt sein, mag sie ihre früheren Wege wieder aufsuchen, mag sie uns nur Erinnerungen an einstige glückliche Tage von Menschengemeinschaft wiedergeben, wenn wir sie nur gläubig hinnehmen und ihre erste und einzige Kraft fühlen: den Traum der Phantasie, den diese Zeit nicht schmäht, sondern mit doppelter Dankbarkeit wieder aufnehmen wird.

Zerbrecht euch nicht den Kopf, ich will etwas erzählen. Denn ich ändere mich nicht, ich mache nicht plötzlich heimliche Schwertgebärden und empfinde nicht künstliche Hassensgelüste, ich verleugne nicht, was ich anbetete, und setze nicht über alles in der Welt eine Tüchtigkeit, die sich ihrer eignen Kultur erst wert erweisen soll. Ich hasse nur das Gift und liebe die Leidenschaft. Ich will etwas erzählen. Ich bin in einer Gesellschaft bei einer berühmten Sängerin, die in ihrer Kunst und Gesinnung alles von der gesetzten Kultur ihrer Rasse und Familie erbte. An ihren Wänden hängen Bilder, die an die große internationale Epoche ihrer noch berühmteren Mutter erinnern, und hier und da redet ein Andenken aus der Zeit, da sich die Menschen noch nicht wie Wahnsinnige gegenüberstanden. Man spricht vom Krieg, wie man davon spricht, und immer ist eine leise Lust zum Entgleiten zu bemerken, als eine schmerzensvolle Wiederaufnahme jener seligen Stunden, da das Unglück uns die Kreise der Phantasie noch nicht störte und wir in einem nie bedrohten Königreich von eitel Gesangesfreude uns zu erheitern schienen. Ein Kunstsammler erzählt von Bildern. Wie man versuche, sich bisweilen in Museen zu flüchten. Tintoretto, Rembrandt, Grünwald, sagt er, sind die drei großen Meister. Und schon fallen Bomben auf die Scuola di San Rocco, und die Bilder in Kolmar werden in den Keller fortgebracht. Das

ist so wirklich und konkret, diese Malerei, sie ist an das Exemplar gebunden und hat Besitzwert. Nein, die Bilder helfen nicht viel, sie sind anspruchsvoll und doch hinschwebend. Aber eine gute Musik — denn von dem Dichten sprachen wir gar nicht — die gibt uns Flügel. Da ist das Zeitlose und doch ganz Zeitige, was wir suchen. Schon senkt sich ihr Segen hernieder. Bald flüstert sie in dieser Ecke, bald in jener, das Klavier öffnet sich wie von selbst. Der Bilderkenner läßt sich tief in den Stuhl sinken.

Ein Tenor ist da, er blättert in der Bohème, die er offiziell nicht mehr singen darf. Die Stimme schwillt, die Sängerin greift ein, und plötzlich aus fernen Erdentagen schwebt in das Zimmer französisch-italienisches Sentiment, vom Schweden und der Spanierin gesungen. Da springt einer in der Ecke auf. Er war Schauspieler und ist Sänger. Und er ist ein Hauptmann und befehligt eine Batterie in Polen. Ein Prachtkerl, von einem Lebensmut und -übermut, daß man in seiner Person das ganze deutsche Militär umarmen möchte. Er kommt geradeswegs aus der Schlacht von Bolimow, und den Tag vorher hat er noch Pulver gerochen und seine Leute belobt, ihnen gedankt für die außerordentliche Hingebung, die er nicht genug rühmen kann. Jetzt ist er wie losgelassen, er schreit nach Kunst, und mitten aus den Erzählungen von Russen und Hindenburg und Mackensen springt er auf, reißt sich die Halsbinde los, öffnet den Rock und ruft: Kinder, ich muß singen. Er singt, merkwürdig, den Prolog aus den „Bajazzi". Die Stimme löst sich aus zehnmonatlichem Schweigen, sie bricht sich durch, sie triumphiert im wiedergewonnenen Glanze. Und in dem Zimmer, das noch angefüllt war von frischen Kriegsberichten, und dem Geruch der Schlacht, erhebt sich irgendeine Musik, diese Musik, und greift wie ein Fieber um sich. Irgendwoher fängt die Sängerin an, die Nedda zu machen, bald steht sie auf und kommt heran und die Szene entwickelt sich und der Tenor wartet lauernd an der Tür und bald beginnt auch er, und das ganze Bajazzoleben singt sich improvisiert ab, eine unerhörte Oper mitten in der Atmosphäre des Militärs, daß das Bajazzolied plötzlich eine furchtbare Ironie erhält, als sei es von Bang erfunden. Ein junger Fliegerleutnant, eben von Arras angekommen, steht daneben und blättert die Noten um. Der Hauptmann, der seine Kunst wiederfand, greift zitternd nach der Stuhllehne. Der Tenor sagt, er habe genug, ihm sei ein Pickel auf dem Kehlkopfdeckel. Ich weiß nicht, was ich Bangsches dachte, ich saß irgendwo und wiederholte: ein Pickel auf dem Kehlkopfdeckel.

Es war so stark in seiner Mischung und in der Lösung der Mischung, daß ich es mir aufschreiben wollte. Ich dankte der Sängerin für das Erlebnis. Sie sagte: Sie sind lieb. Warum ich es aufschrieb und erzählte? In dem ungeheuren Phantasierausch von triumphierenden Stimmen, der da über uns ungerufen flutete, versöhnten sich Krieg und Kunst auf eine rätselhaft wahre Weise.

Oskar Bie

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Russischer Volksimperialismus II

von Karl Leuthner

Moskauwütigkeit und Panasiatismus

In der Zeit, da das ganze russische Leben unter einem nationalen Horizont zusammengeschlossen wurde, sonderte sich zugleich aus der slawophilen Gedankenwelt die in Katkow und Aksakow gipfelnde Richtung, die das, „was Kirejewski als Ideal hingestellt hatte, als historische Wahrheit verkündete, in der der philosophische und religiöse Messianismus zum politischen Imperialismus und zum nationalen Chauvinismus wurde". Die Gegner liehen ihr die Bezeichnung „Moskwobessje", Moskauwütigkeit. Allein das Schmähwort schließt mit der Steigerung des Grades zugleich eine Verengung des Umfangs der Bewegung ein. Das Allslawentum wird in der beschränkten Russophilie Katkows nach der polnischen Revolution vom Jahre 1863 zur giftigsten Anfeindung, zur grimmigsten Verfolgung der zweitbedeutendsten slawischen Nation, der Polen. Die Polen sind der Feind, sind es vom nationalgroßrussischen Standpunkt Katkows aus, wie — als Katholiken — vom orthodoxen Aksakows.

Die Slawophilie verändert jetzt überhaupt Art und Feld ihrer Tätigkeit, sie wird zur nationalistischen Rechtfertigung des Selbstherrschertums und der brutalen Gewaltstücke seiner Bürokratie. Indem sie mit Alexander III. und Pobjedonoszew den Thron besteigt und ans Ruder des Staates und der Kirche tritt, findet sie eine für die Selbstherrschaft höchst günstige Wandlung in der Gesellschaft vor. Der ideenlose Absolutismus Nikolaus I., der schlicht und kurzweg wort- und gedankenlosen Gehorsam heischte, war in der von so vielen geistigen Strömungen durchwühlten, von einem lebendigen Subjektivismus bewegten Zeit unmöglich geworden. Von neuem möglich machte ihn eine volkstümliche Propaganda, welche die Ansprüche der Gewaltherrschaft als Forderungen des großrussischen Nationalinteresses kundgab, durch die wilde Agitation gegen Deutsche, Polen, Juden, Katholiken und Lutheraner die Gemüter ablenkte und im Namen der großrussischen Staatseinheit demagogisch dorthin drängte, wohin die bürokratische Unterdrückungsmaschine ihre Fahrt richten wollte.

Die Beschöniger und Entschuldiger der Entartungen des deutschen Kosmopolitismus weisen gerne auf den unbestreitbaren, im Sinne des deutschen Gemeinwohles verbrecherischen Mißbrauch der nationalen Idee zu reaktionären Zwecken hin. Nun ist aber wohl niemals vollkommener und schamloser zugleich der Nationalismus in den Dienst der Unterdrückung und Willkür gestellt worden als im Rußland Pobjedonoszews. Die demokratischen Richtungen haben sich jedoch durch die „Katkowschtschina" von einst so wenig wie durch die „echt russischen Leute" von jetzt darin stören lassen, die Kraft des nationalen Gedankens ihrem Strome zuzuleiten. Ja was noch seltsamer berühren mag: der alle Menschenrechte blutig zertretende Despotismus Alexanders III., Pobjedonoszews, Plehwes, hat die Bewunderung und zärtliche Liebe der Westslawen für das heilige Mütterchen Rußland nicht im mindesten abgeschwächt, wiewohl die demokratischen Neigungen der Westslawen sehr entschieden ausgesprochen sind. Jeder Slawe suchte sich in dem Gesamtbilde des russischen Wesens und Lebens das heraus, was seine Verehrung am besten zu rechtfertigen schien; gleichwie die demokratischen und republikanischen Franzosen sich durch die Scheußlichkeiten des Zarenregiments in dem Begeisterungstaumel der Touloner Festtage nicht beirren, noch später durch die Feldgerichte Stolypins die radikal-sozialen Minister Frankreichs abschrecken ließen, den russischen Staatsstreich zu finanzieren. Wer also die „Reaktion" als Erklärungsgrund für die kosmopolitischen Schwächezustände der Deutschen oder für ihre Verhaßtheit im Auslande verwenden will, muß sich vorher die Mühe geben, darzulegen, warum die so handgreifliche russische Reaktion genau die gegenteiligen Gefühle auslöst.

Gleichwohl lähmte der Pobjedonoszewsche Nationalismus, der alle Waffen gegen die inneren Feinde kehrte, die propagandistische Macht des Panslawismus und fesselte das Ausdehnungsstreben des Reichs. Es ist kein Zufall, daß der Diplomatie Alexanders III. Bulgarien, das Geschöpf Rußlands, entglitt, und das mit russischem Blute befreite Serbien in die Gefolgschaft der Wiener Diplomatie geriet. Der beschränkt großrussische Standpunkt, auf dem der Absolutismus volkstümlich oder wenigstens national wurde, raubte der russischen Außenpolitik die Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit gegenüber den Wachstumsbedürfnissen der Balkanslawen. Überhaupt wandelt das Balkanproblem jetzt seine Form ab. Die christlichen Völker heben den Streit um das Erbe der Türkei an, bevor noch die Erbmasse flüssig geworden. In Agitation, in Attentaten, in Bandenkämpfen wühlen Griechen, Bulgaren, Serben und Albaner gegeneinander. Mazedonien wird zum bevorzugten Schauplatz des rasenden Mordens aller gegen alle. Es ist bezeichnend, daß die englische Politik mit Hilfe ihrer Balkankomitees an diese neuen Kampfmethoden der Balkan-

slawen rascher Anschluß gewinnt als die russische. Die Konsularvertretungen Rußlands behalten zwar genaue Fühlung und verflechten auf eigene Faust ihre Tätigkeit mit dem blutigen Streit der Stämme, aber die offizielle Politik des Zaren scheint eine Umkehr zu erleben. Sie nimmt das Ansehen einer rein europäischen Haltung an wie in den vorslawophilen Tagen. Im Mürzsteger Abkommen teilen sich Österreich-Ungarn und Rußland in der Oberaufsicht, in der Sorge um die Ruhe auf dem Balkan. Man hat später, als Rußland die Pause für seine ostasiatischen Bestrebungen ausnützte, der Wiener Politik vorgeworfen, sie habe sich in ihrer Schwäche die Hände fesseln lassen und dem Panslawismus dessen künftigen Raub bewacht. Dabei wird indes zweierlei übersehen: der Weg nach Saloniki, den Andrassy mit der Besetzung des Sandschaks beschritten zu haben schien, und den weit, weit später noch die Phantasie begeisterter österreichischer Patrioten zeitweilig wieder aufschimmern sah, wurde sehr bald durch die Nebenbuhlerschaft Italiens wirksam verlegt. Die Sympathien in Serbien und Rumänien, denen nach 1878 Österreich-Ungarn seine erhöhte Stellung auf dem Balkan verdankte, schwächten sich allmählich ab, wie die Erinnerung an die Fehler der Diplomatie Alexanders II. und Alexanders III., denen sie entsprungen waren, verblaßte.

Für die Tiefe des nationalen Sinnes der Russen, für den Einklang seiner Äußerungen, seiner ideellen Ausstrahlungen mit den Bestrebungen der staatlichen Machtpolitik spricht nichts lauter als die Tatsache, daß auch die ostasiatischen und zentralasiatischen Eroberungen ein Messianismus begleitet, eine panasiatische Erlösungslehre, die in dem Fürsten Uchtomskij und in Juschakow ihre bekanntesten Vertreter besitzt. Wie nach der slawophilen Lehre Rußland das revolutionär fiebernde Europa zurückführen wird in den heiligen Frieden des reinen Christentums, so wird es auch nach der panasiatischen Erlösungslehre die Todesstarre Asiens zu neuem Leben erwecken. Nicht das kapitalistische England, das seine Kolonien nur als Weideplätze der Händlerhabgier betrachte, sondern Rußland sei die Zukunft Asiens. Die Völker Asiens würden in den Russen ihre Brüder erkennen. Nur blaß und schwach spiegele der russische Geist den Westen an der Oberfläche seines Lebens ab, in ihrem Innern fühlten die Russen wie die Asiaten das Leben des mystischen Dranges nach den überweltlichen Höhen des Glaubens und Gebetes. Der Osten sei der Schoß des schaffenden Friedens, in dem der internationale Haß verstummen müsse. Die mystische Sehnsucht Asiens und Europas begegneten einander in der religiösen Verehrung des Zaren, des Vermittlers zwischen Gott und den Menschen, der, die Seele des Volks verkörpernd, sie der Wahrheit und dem höchsten Heile zuführe . . .

In dieser Zuspitzung auf ein mystisch gesteigertes Zarentum, das der

asiatischen Vergottung des Herrschers entsprechen soll, ist Uchtomskijs Lehre vielleicht bloß eine persönliche Wunderlichkeit, die keine Schatten wirft auf den Umkreis des russischen Denkens. Aber sie fließt zusammen mit weitverbreiteten Anschauungen in der Überzeugung von dem russischen Herrschaftsberuf in Asien, und ihre Behauptung der brüderlichen Nähe der Russen und der Asiaten mag sogar einen leisen Nachhall in der russischen Kolonialpraxis finden, die bei aller Willkür bürokratischer Unterdrückung von dem kalten Rassenhochmut des Engländers nichts weiß und Russen und Asiaten weit leichter und inniger gesellt.

Darum sind aus dem panasiatischen Dogma viele Sätze und Beweisführungen in das allgemeine politische Meinen übergegangen, das sich ebenso gedanklich und gefühlsmäßig zur Eroberung Asiens rüstet, wie die Einverleibung von Konstantinopel im Empfinden und Glauben der russischen Massen vorweggenommen ist. Die Gleichgültigkeit, ja die Schadenfreude, mit der die fortschrittlich gestimmten Kreise Rußlands die Niederlagen des japanischen Krieges verfolgten, bildet keinen Gegenbeweis. In den Gemütern, die von den Erregungen der Revolution schäumten, trübte sich zeitweilig die eingeborene Staatsgesinnung, wiewohl, weil sie den Großrussen eben eingeboren ist, in erstaunlich geringem Maße und für erstaunlich kurze Zeit. Da aber, wie die Geschichte Englands beweist, selbst einem Volke von alter Kolonialpraxis nicht leicht wird, ein lebhaft entflammtes Gefühl für die Größe und den Glanz seines Namens hinüber zu lenken auf die einzelnen, oft so entlegenen, dem geographischen Horizont der Allgemeinheit meist gänzlich fremden Ziele der Kolonialpolitik, so wird man eher zu staunen haben, wie schnell und enge sich in den Jahren nach der Revolution das Interesse der Russen den Vorgängen im äußersten Osten, in der Mandschurei und Mongolei, vermählte, wie fühlbar dabei die staatlich imperialistischen Gesichtspunkte gestaltend auf das nationale Empfinden einwirkten. In allen solchen politischen Äußerungen schimmert matter oder heller ein Abglanz der panasiatischen Idee auf.

Russen und Slawen

Wir haben gesehen, wie vielfältig bestimmt die Entwicklung des russischen Nationalismus ist. Geboren aus der Geschichte des erobernden völkerknechtenden Zarentums und aus dem fühlenden Schauen und schauenden Erfühlen einer unermeßlichen Weite der Heimat und des Reichs, erhoben durch den Einfluß vor allem deutscher Ideen aus dem Unbewußt-Triebmäßigen und Überliefert-Staatsmäßigen zur Klarheit des Begriffs- und Systems und zu betörendem Glanz weltumspannender Träume, geläutert und gestählt zur endgültigen inneren Form im glühenden Werden und Sichvollenden der Nationalliteratur, blieb er noch immerfort abhängig

von äußeren Einwirkungen, die ihm von zwei Seiten kamen: aus der nichtrussischen Slawenwelt und aus der ununterbrochenen geistigen Zufuhr von Europa her, die mit sozialen Ideen zugleich die als mustergültig empfundenen neuen Methoden der Staatskunst heranbrachte.

Nicht einheitlich war der Einfluß, der aus der Slawenwelt hereinströmte, sondern zwiespältig, ein Gegeneinanderstreben widerspruchsvoller Tendenzen. Die Slawen, die heute schon unter großrussischer Gewalt stehen, Polen und Ukrainer, wurden während der Revolution zu den eigentlichen Trägern der föderalistischen Reichsidee, in der sich wohl, würde sie je zum Siege gelangen, die Kraft der großrussischen Vorherrschaft und der großrussische Anspruch auf ein Weltimperium auflösen müßte. Die autonomistischen Bestrebungen sind zusammengebrochen, doch nur besiegt, nicht tot. Seit dem zweiten Staatsstreich Stolypins von der lauten Bühne des Parlaments verdrängt, haben Ukrainer und andere Untertansvölker eine Technik der nationalen Kleinarbeit ausgebildet, die dem Kenner des Innenlebens nationalgemischter Staaten die Hoffnung nicht gänzlich eitel erscheinen läßt, daß sich im russischen Westen ein selbständiges, den großrussischen Einheitsstaat lähmendes Eigenleben der unterworfenen Nationen entfalten möchte. Doch wenn unsere besten Wünsche die ukrainischen Freiheitsbestrebungen begleiten, so wollen wir uns hüten, Wünschbarkeiten für Tatsachen zu nehmen. Denn abgesehen von der Ungeklärtheit der ukrainischen Frage tritt uns die überwältigende Wahrnehmung entgegen, daß sogar nach Tschusima im Staatsverfall der Revolution nirgends in dem weiten Umkreis der Fremdvölker Großrußlands der Irredentismus, der Gedanke des Abfalls, aufblitzte. Nationale Selbstverwaltung im Rahmen des Gesamtreiches war das höchste Ziel des Erkühnens.

Die schmerzliche und tiefe Erfahrung der wirtschaftlichen und politischen Übergewalt des großrussischen Staates hat den Freiheitstrotz der Unterworfenen zu autonomistischer Bescheidung herabgedämpft, hat sogar Glut und Stolz der Polen, die in drei glorreichen Revolutionen einst aufgeflammt waren, gekühlt und dem Dmowskischen Versöhnungsgedanken in Bürgertum und Bauernschaft Kongreßpolens das Übergewicht verliehen. An schwächeren Staaten, die ihren Völkern in Schule, Gericht, Verwaltung volle nationale Entfaltungsmöglichkeiten gewähren, rüttelt Irredentismus jeder Art: unter der knechtenden Faust des russischen Weltreichs, das die Sprache der „Fremdstämmigen" in Schule, Gericht und Verwaltung verstummen heißt, erstirbt der angeborene Selbständigkeitsdrang in Hoffnungslosigkeit. Der Mensch ist weit mehr ein furchtsames als ein freiheitsdurstendes Tier.

Ohne Vergleich aber ist das Verhältnis des großrussischen Staats und Volks zu den außerhalb seiner Grenzen lebenden Slawen. Auf der Rassen-

grundlage hat sich ein Gemeingefühl entwickelt, das vielfach dem Nationalgefühl an Stärke nichts nachgibt, wiewohl das Band Menschen umschlingt, die sich ohne Vermittlung einer dritten Sprache meist nicht verstehen. Der russische Imperialismus findet im Wohngebiete der „slawischen Brüder" seinen Acker wohl vorbereitet. Indes wäre verfehlt anzunehmen, daß die außerrussischen Slawen nur ein Objekt der Moskowiter Politik bilden. Wir haben gesehen, wie die Tschechen die werdende Gedankenwelt der Slawophilen beeinflußten, wie von den Bulgaren eine Umlenkung der russischen Balkanpolitik ausging. Als Rußland von den Japanern geschlagen nach Europa zurückgekehrt war, erneute sich die Slawophilie im Neoslawismus, dem seine außerrussischen Urheber ein kulturelles Mäntelchen umhängten. Doch bewiesen schon die öffentlichen Kundgebungen der Kongresse, hernach noch deutlicher der auf dem Rassengrunde aufschießende Irredentismus, wie hier Kultur und Friede gemeint waren. Über diese Dinge läßt sich indes jetzt schwer reden.

Am sichtbarsten zeigt übrigens Serbien die Beeinflussung des Schutzherrn durch seine Schützlinge. Die großserbische Idee bedurfte Hartwigs zum Helfer, nicht zum Geburtshelfer. Wie die Balkanvölker in Mazedonien auf eigenen Wegen, mit eigenen Mitteln vorgingen, so hat die großserbische Propaganda Ziele, Organisation, Kampfweise aus dem Eigenen herausgebildet. Das Jahr 1908 lehrt eindringlich, in welch vollkommenem Maße sie es versteht, die russische öffentliche Meinung für die serbischen Ansprüche zu erregen, auch dann, wenn die Petersburger Regierung statt zu führen nur folgt. Wurde doch Iswolski selbst von der panslawistischen Woge so weit fortgerissen, daß nichts übrig blieb, als ihn nach Paris zu entlassen.

Die Grenzen des Eroberwillens

Nach dem Japanischen Kriege war ein noch wichtigerer Wandel mit der russischen Politik vor sich gegangen: sie geriet in die Schule und unter die Oberleitung Englands. Der bisherige Gang der russischen Eroberungen hatte viel von dem alten Wesen des vorpetrinischen moskowitischen Reiches beibehalten. Rußland wuchs wie ein Ölfleck auf der Landkarte unaufhaltsam und mit triebhafter Sicherheit nach allen den vier oder fünf Richtungen, die von der ungeheuren, nur im Norden gegen das unschiffbare Eismeer geöffneten Landmasse zu den freien Meeren führen sollten, mit dem Drang zu der weltverbindenden See, der tiefinnerst jedem Kontinentalstaat beiwohnt. Diesem durch die geographische Lage des Reiches gegebenen Streben waren die Ostsee, das Schwarze Meer, Zentralasien, das Amurland, Stufen, die zu den eigentlichen Zielen: über den Besitz von Nordschweden und Nordnorwegen zum Atlantischen Ozean, über Kon-

stantinopel und Kleinasien zum Mittelländischen Meere, über Persien zum Persischen Golf, über die Mandschurei zu den eisfreien Häfen der chinesischen Gewässer die Wege wiesen. Im äußersten Osten war Rußland dem Ziele für kurze Zeit völlig nahegekommen, aber Japan warf es zurück und vermauerte sogar die Zugänge. Es war eine Niederlage, die Rußland vom japanischen Schwerte empfangen hatte; doch des Schwertes Knauf hielt der alte Nebenbuhler im Ringen um die asiatische Vorherrschaft, England.

Die tiefbegründete Eigentümlichkeit des russischen Erweiterungsstrebens offenbarte sich hier. Es geht überall auf der Linie des geringsten oder scheinbar geringsten Widerstandes vor und macht jedesmal zögernd halt an den Grenzen einer tatsächlichen Gegenmacht: an der Grenze Galiziens und Posens, vor den Toren Indiens wie jetzt in der Nordmandschurei stand und steht noch sein Eroberungszug Jahrzehnte, ja ein Jahrhundert stille. In der endlosen Reihe der russischen Ausdehnungskriege ist kaum einer, der dem Staate die Daseinsfrage stellte; die Ausnahme macht etwa der Verteidigungskrieg von 1812. Rußlands Landgewinn geschieht zumeist auf Kosten asiatischer oder halbasiatischer Volksstämme von barbarisch ohnmächtiger Organisation. Die Angliederung von Zentralasien, Kaukasien, der Mongolei, der erste Vorstoß bis Port Arthur wiederholen die alten Methoden des gefahrlosen Landerwerbs, durch die das moskowitische Reich über Sibirien, Kasan, Astrachan und über die schwarze Erde der Ukraine so unermeßlich gewachsen war. Doch auch die nach dem Süden und Westen hin geführten Kriege sowohl in den beiden Richtungen zum Schwarzen Meere und zur Ostsee, als in der Richtung nach Mitteleuropa, worin neben dem Streben nach den freien Meeren das andere gleichfalls schon im alten Moskowiterstaate lebendige, nach der unmittelbaren Berührung mit dem eigentlichen Europa und seiner Kultur hervortritt, vermeiden fast stets den Ernst einer großen Gefahr. Sie suchen Koalitionen gegen einen an sich schwächeren Gegner, sie bohren sich in wiederholten Anläufen in die innerlich zerfallenen Staatengebilde der Polen und Osmanen ein. Die militärische Leistung tritt an Wichtigkeit und Wirksamkeit zurück vor der Wühlarbeit im Innern dieser Staaten, die den kriegerischen Angriff methodisch einleitet.

Es ist, als ob sich der Charakter des russischen Landes, das in seiner weiten Erstreckung, wie Clausewitz meint, ein völliges Niederringen unmöglich macht, auf die Willenskraft und die Willensentfaltung des Volks und seines Staats übertragen hätte. Gebietsgröße und reißend wachsende Bevölkerung haben auch in den Vereinigten Staaten alles Werten in ein quantitatives Abschätzen verwandelt; allein dieses wird dort zum stachelnden Anreiz der Höchstleistung. In Rußland tritt hinzu die Dauer

des Reichs, die sich in der dämmernden Tiefe der Vergangenheit verliert, und die tote Unbewegtheit der Dinge. Da steht nun der Russe in seinem schier unbegrenzten Reich, das sich durch seinen Flächenraum selbst verteidigt, mitten in einem unzählbaren, unerschöpflich sich vermehrenden Volke. Sagt ihm nicht alles, er habe Zeit und wenn sich die Zeit erfüllt hätte, werde Rußland, was sich immer entgegenstemme, auch das Tüchtigste und Beste ersticken und begraben im rieselnden Sand seiner Massen? Hinwiederum hat der Russe den Nachbar im Westen stets als den Überlegenen erfahren. Widerwillig mußte er von den Deutschen lernen, höhnt und haßt dessen Ordnung, die er Pedanterie nennt. Doch die Überhebung des Worts schmilzt in Schülerscheu, soll er sich durch die Tat mit dem im Volksmunde wie in der Literatur bewitzelten, geschmähten, gleichwohl beneideten und gefürchteten Kulturbringer messen.

Die russische Nation, aus deren Schoße kein großer Tragiker hervorgegangen ist, hat Grausamkeit in asiatischer Fülle, hat lyrische Weichheit, brütende Trauer und grellen Sinnestaumel, aber wagende Tatengröße, die an Abgründen hinwandelt, bringt sie selten hervor, es sei denn als Wahnsinnshandlung der überreizten Schwäche. In den sieben Jahren des dritten Schlesischen Kriegs, in dem Preußen wurde, drängen sich mehr Untergang drohendes Unheil, mehr Erraffungen aus äußerster Not zur äußersten Leistung, mehr Umschläge des Schicksals zusammen als in den vier Jahrhunderten russischer Geschichte seit der Befreiung vom Joch der Goldenen Horde. Und wenn man Preußen nicht rechnen will, als den äußersten Fall, da jeder seiner Schritte, die es vorwärts zum Reiche tat, ihm die Frage auf Sein oder Nichtsein stellte: auch die anderen Staaten des Festlands, Österreich, Frankreich, wurden wiederholt vom Verhängnis an der Wurzel des Daseins gefaßt, und was ihnen zuteil ward, haben sie meist im Fallen der eisernen Würfel einem Spieler von gleichem Range abgewonnen. Rußland stellt sich nicht zum Zweikampf, noch weniger zum Streit mit der Überzahl; wie der Wolf seiner Wälder jagt es am liebsten in Rudeln nach sicherer Beute. Wer die Ausdehnung und die Volksmenge der Gebiete, die dem Zarenreiche in den letzten zwei Jahrhunderten zugefallen sind, an den Waffentaten mißt, denen die Erwerbungen entsprangen, wird erstaunt sein, wie selten er auf eine hohe militärische Leistung stößt. Nie war es eine Kraftanstrengung, die das Äußerste hergibt, fast nie wurde auch nur die Überlegenheit der Masse wirklich ausgewertet. Die Russen sind Sieger über die Schwachen, sind Sieger bei guter Gelegenheit oder in guter Gesellschaft.

Dabei fand das Zarenreich nur zweimal die führenden Geister an seiner Spitze, die, indem sie die Linie des Vormarsches gegen Europa

festhielten, aus den Beziehungen mit den Nachbarn die Voraussetzung für einen Krieg zu schaffen wußten, wie er dem Genius der Russen entspricht, für einen Krieg, der vor seinem Ausbruch durch die eigene Überzahl und die der fremden Helfer entschieden ist. Die beiden Enkel der großen deutschen Frau auf dem slawischen Kaiserthrone schwebten in hoher Feier als Schiedsrichter des Weltalls und unvergleichlich gebietend war ihre europäische Stellung. Doch dankten Alexander I. und Nikolaus I. dies zum wenigsten der überragenden Kraftleistung ihres Landes, sondern dem Umstande, daß die Kriege und Krisen, die Mitteleuropa am Leben bedrohten, das unbedrohte Rußland als freiwilligen Helfer erscheinen ließen, dessen rettende Hand angefleht wurde, das eben darum mit dem vergleichsweise geringsten Kraftaufwand die führende Rolle übernahm. Die Rückwirkung der Revolution und der napoleonischen Kriege, die Verwandlung der Staatenpolitik in eine dynastisch legitimistische, welche die Machtmittel der Reiche in Schutzmittel des Thrones umsetzte und den Machtwillen lähmte, schenkte Europa zur heiligen Allianz der Polizei als deren notwendige Ergänzung einen jahrzehntelangen Frieden. Nur gegen die Türkei ging die gegen Europa stillgestellte Eroberungspolitik Rußlands auf hergebrachten Wegen in Kriegen vor, die jedesmal die militärische Unzulänglichkeit der Russen um so greller hervortreten ließen, je trefflicher sie durch Ausnutzung der Abfallsbestrebungen der christlichen Völker agitatorisch diplomatisch eingeleitet waren.

Man hat wiederholt hervorgehoben, wie rasch nach solchen beschämenden Entblößungen der militärischen Schwäche die Furcht vor Rußland, der russische Alpdruck sich wieder belebte, wie unwiderstehlich die Vorstellung der ungeheuren im Zarismus zu wuchtiger Einheitlichkeit geschlossenen Masse auf die Phantasie der Völker und Staatsmänner Europas wirkte und wie diese Phantasiewirkung, letzten Endes ein selbstgeschaffener Schrecken, Grund und Grundlage der russischen Vormachtsstellung war. Man muß jedoch tiefer sehen. Es ist kaum befremdlich, daß die Einbildungskraft der Mitteleuropäer die Gefahr des Erdrücktwerdens durch die östlichen Massen, die morgen, wenn die reißende Volksvermehrung das Mißverhältnis der Zahl zum Äußersten gesteigert hat, unmittelbar herandrängen kann, ins Heute verlegte. War aber in Mitteleuropa der Wille zu schwach, die Stunde zu nutzen, ehe es zu spät wird: in Petersburg stand mit dem alten fiebernden Erweiterungsdrang ein noch schwächerer Wille in wunderlich schwankendem Gleichgewicht. Als die Russen 1878 vor Konstantinopel auf den Anruf Andrassys stehen blieben, und der Berliner Kongreß das Werk von St. Stefano zerriß, wußten sie: der Weg zur Hagia Sofia führt über Berlin und Wien.

Aus dieser Erkenntnis reifte der Gedanke der Unerläßlichkeit des Kriegs mit Mitteleuropa, die in der Schwäche des Entschlusses entschlummerte Gier nach dem Besitz von ganz Polen und allem Ostseegebiet bis zur Weichsel erfrischte sich an dem noch heißeren Verlangen nach den Meerengen. Das war die Geburtszeit des russisch-französischen Bündnisses, der endlosen Rüstungen, der stets neu auftauchenden Kriegsgefahr — allein der Entschluß zum Kriege erstarb jedesmal im Entstehen.

Man hat aber und abermals dargelegt, wie Rußland die Revanchehoffnungen Frankreichs mißbraucht habe, um französisches Kapital heranzuziehen und in Asien Weltmachtspolitik auf eigene Faust, doch auf fremde Kosten zu machen. Indes, beseelte etwa nicht auch die Russen das heftigste Verlangen, Preußen östlich der Weichsel, Schlesien, Galizien an sich zu reißen und den Schlüssel zu den Dardanellen in die Tasche zu stecken? Stachelte die russischen Offiziere nicht der Wunsch, die slawische Ebenbürtigkeit dem deutschen Kulturträger mit dem Schwerte zu beweisen? Tobte in den panslawistischen Köpfen nicht der gleiche Haß wie in den Köpfen der Patriotards? Sie fanden beide den Mut nicht, sie hätten antreten müssen wie Preußen 1756 oder 1866, wissend, daß jeder Schritt vom Wege in den Abgrund lenken könne. Vor dieser Vorstellung bebten sie zurück, die einen, weil die seelische Nachwirkung des schrecklichen Jahres die Spannkraft ihres nervösen Machtwillens erschlafft hatte, die andern, weil das Herkommen billiger Siege und gesicherter Massenwirkungen den Gedanken eines Wagnisses in dem von halb asiatischem Phlegma gebundenen Sinne nicht aufkeimen ließ.

Freilich der Krieg als Angriff schwebte stets als Versuchung, als Wunsch, als Hoffnung vor der Seele. Wie hätten auch die Russen, denen wohlbewußt war, daß Deutschland nie nach Osten einen Angriff kehren würde, zur bloßen Abwehr unendlich rüsten mögen? Allein der Angriff sollte unweigerlich sicheren Sieg verheißen, in der Zahl sollte seine Gewähr ausgedrückt sein. Und es begann das Rasen der Zahlenwut, das Fieber der Rüstungen — ein Fieber der Angst derer, die vor ihren eigenen Wünschen bangten. Doch fand der Eroberwille, der vor der deutschen und österreichischen Grenze gebannt stehen blieb, auswärts reiche Genugtuung. Frankreich baute sein Kolonialreich aus, Rußland schlug alte Pfade in Asien ein und gliederte eines der wehrlosen Nachbarvölker nach dem anderen seinem Riesenkörper an. Plötzlich fanden sich jedoch beide auf ihrer mühelos durchlaufenen Siegesbahn England gegenüber. Frankreich demütigte sich in Faschoda vor der bloßen Gebärde, Rußland wurde von Englands asiatischem Schildträger und Preisfechter in seinem Blute zurückgeworfen.

Nie hat England einen erfolgreichen Krieg geführt, der ihm einen so vollkommenen Triumph brachte, wie der Sieg in der Mandschurei, den zu erfechten Japan Berge von Leichen aufgehäuft hatte. Die Schwächung Rußlands isolierte Frankreich und ließ es unter die britische Schutzherrschaft sich beugen. In den Frieden von Portsmouth griff Englands Mittlerhand ein. Schon in Algeciras standen die vier Mächte vereint, die heute gegen uns zu Felde liegen. Frankreich gab seine Stellung als selbständige Großmacht nahezu auf: es bezog zur See die englische Mittelmeerwache und wurde zu einem Bestandteil im System der britischen Weltherrschaft. Rußland, zu groß und zu eigenkräftig, um ebenso tief zu sinken, ließ doch seine Politik vom englischen Geist überschatten. Der Zweibund wurde zum Dreiverband, und damit erst, was jener bloß sein wollte, der rastlose Vorbereiter des auf Vernichtung der Zentralmächte zielenden Kriegs. Seine Leitung war dem Staat zugefallen, dessen Politik den Willen zur Weltherrschaft in begrifflicher Reinheit darstellt, den die Obergewalt über hunderte Millionen fremdrassiger Nationen gewöhnt hat, die Beziehungen zu anderen Völkern zum kühlen Rechenexempel der Macht zu gestalten, der noch mehr als durch seine Insellage durch den Ausbau einer angelsächsischen Welt aus der europäischen Gemeinschaft herausgehoben wird. Deshalb betrachtet England Europa nur unter dem Gesichtspunkt, daß dieser Erdteil leider der weltgebietenden Insel gefährlich nahe liegt, und daher hier kein wirtschafts- und seemächtiger Staat in die Höhe wachsen darf, der die Ausbeutung der Weltmärkte schmälern, die britische Flotte in den heimischen Gewässern fesseln und die Übertragung ihrer Kraftwirkungen nach einer beliebigen Stelle der Erde vereiteln könnte. Taucht ein solcher Nebenbuhler empor, so tritt England — ebenso bange um die Sicherheit seiner Insel als verwegen mit einer Handvoll Soldaten einem Meer von Menschen im Übersee zu gebieten — in seine Sturmzeit. Es wird unweigerlich Krieg, es wird sich, wenn nötig, eine Kette von Kriegen schlingen.

Der Weltkrieg von heute wiederholt bloß die englischen Koalitionskriege gegen Frankreich. Die starr-unbeirrbare Ausrichtung aller englischen Pläne und Handlungen auf das eine Ziel, dem Mitbewerber einen tödlichen Schlag zu versetzen, hat für Menschen eines schwächeren Willens den Anschein von Besessenheit. Doch eignet England gerade in derartigen Lagen der fernsichtigste und genaueste Überblick über die internationalen Beziehungen und Kraftgruppierungen. Es wußte immer und weiß heute erst recht, daß der kontinentale Degen oder die kontinentalen Degen, die der Inselstaat gegen den kontinentalen Gegner dingen muß, lediglich um der

Interessen des eigenen Landes willen aus der Scheide fliegen werden. Deshalb ists Pflicht, innerhalb dieser Ziele diejenigen herauszuheben, die sich gegen Deutschland kehren und gegenwirkende Einflüsse und Erwägungen durch Stundungsverträge von der Art des persischen einstweilen auszuschalten. Allein auch dann traut das britische Kabinett nur sich selbst den festen Entschluß zu, jede günstige Kriegsgelegenheit, auch die fremdeste und fernstliegende, unbekümmert zu ergreifen, wenn es Zeit und die Frucht reif ist.

Der Krieg ist also auf dem Kontinent tatsächlich ein Krieg der französischen Revanche und der russischen Eroberungsgier. Er ist auch ein Krieg aus nichtenglischem Anlaß. Nur dieser gewährleistet unbedingt den Zusammenhalt des Verbandes. Und so tobte denn die britische Presse wegen des ihr völlig gleichgültigen Bosnien am lautesten, war in der Agadirkrise Grey kriegslustiger als das französische Kabinett, begnügte er sich nach Erlaß des österreichischen Ultimatums an Serbien, den Russen den englischen Beistand in Aussicht zu stellen, wohl wissend, daß, hatte einmal Rußland Mut gefaßt, die Mechanik der panslawistischen Verkettungen und des Zweibundsvertrags selbsttätig arbeiten werde. England konnte sich unbesorgt mit sittlich-belgischen Beweggründen als letzter anschließen.

Das unentwegte Hintreiben Englands zum Kriege mit Deutschland lieh dem weit älteren und heißeren russisch-französischen Kriegswunsch, der sich gegen beide Zentralmächte richtete, den fehlenden Entschluß, erhob ihn ins Reich der Tat. Nicht weil England blind wäre für Gefahren, die ein Sieg Rußlands gerade der britischen Macht bereiten kann, sondern weil, wer ein großes Ziel verfolgt, sich gegen jegliches andere blind stellen muß, handelt es so, als wäre dieser Weltkrieg ein Ende aller Machtbewegungen. Und dem erkorenen einzigen Zweck dient der Dreiverband auch durch seine Form. Er ist ein Kriegsbündnis vom ersten Tage an, wie England überhaupt bloß Trutzbündnisse stiftet, die den Krieg wie die Blüte die Frucht notwendig aus sich hervortreiben. Das bildet die Stärke der englischen Bündnisse. Schutzbündnisse setzen einen hohen Grad von Gleichheit der Vorteile voraus. Erweitert in den Verpflichtungen ist das Friedensbündnis eingeschränkt in seiner Anziehungskraft; sich gegenseitig Schutz zu bieten vermögen lediglich Staaten von einer bestimmten geographischen Lage. Dagegen stellt ein Angriffsbündnis ein Länderverteilungssyndikat dar, eine auf Landerwerb gerichtete Staatengesellschaft, die Gewinnanteile auf fremdes Gut ausgibt; sie wird stets Zulauf haben, denn mit der Zahl der Gesellschafter erhöht sich die Erwartung, die Landanweisungen auf den Besitz des Gegners größer zu gestalten.

Solcher Art hat die englische Politik in den Entwicklungsgang des russischen Nationalismus eingegriffen, indem es seine Tendenzen steigerte,

sein urwüchsiges Eroberungssystem der halborientalischen Brutalitäten und Schlauheiten unter die leitenden Gedanken einer klaren, die Weltkräfte auf ein einziges Ergebnis hin ordnenden Machtrechnung stellte. Unentrinnbar umstrickte die englische Lockung Rußland, seine Regierung, seine Parteien, sein Volk, sein Herz und Gewissen. Der Regierung bot sie sogleich zu Beginn den persischen Vertrag als Trost im japanischen Leide. Die russischen Demokraten und Liberalen machte das Bündnis mit dem Mutterlande der Konstitution taumelig vor Freude; sie erhofften das Beste von dem ansteckend guten Beispiel, und wie dem freiheitlichen Prinzipienmanne jede Handlung, ob gut oder schlecht, schon dadurch vorbildlich wird, daß sie englisch ist, kürzte sich ihnen die Lehrzeit, die sonst aus der Revolution hervorgehende Parteien brauchen, um ihre allgemeinmenschlichen Ideale in handfeste staatliche Machtpolitik umzusetzen. Den russischen Nationalisten endlich war der englische Deutschenhaß ein Zusammenklang der Herzen und die über alle Welt hinschallende englische Lüge eine kräftige moralische Förderung des eigenen Betriebs der Deutschenhetze; dieser aber bedeutet dem Panslawismus innerste Lebenskraft und tiefsten Daseinsgrund, da den Slawen sonst bei dem Mangel an Sprach- und Kulturgemeinsamkeit der erhebende Einklang der Gefühle, die — Liebe wirkungsvoller ersetzende — Brüderlichkeit des Hasses fehlen würde. Endlich muß doch wohl ein unter englischer Leitung durchgefochtener Krieg ein Kampf sein für Gesittung, Freiheit und was es sonst noch Wahres, Gutes und Schönes gibt. Alle Welt bezeugt es, denn alle Welt ist ein Echo der englisch-französischen Presse, aller Welt wird der kategorische Imperativ der praktischen Vernunft von den Redakteuren Lord Northcliffs geschmiedet.

Allein vielleicht war an dem Dreiverbande doch die Eigentümlichkeit entscheidend, daß sich bei der Bildung des Entschlusses die Verantwortlichkeiten verschoben. Vielleicht gab England nur darum so leichthin den aufmunternden Wink, weil es allzu fest baute auf die zermalmende Dampfwalze des russischen Millionenheeres und schlimmstenfalls die schwerste Last des Krieges den liebwerten Bundesgenossen zuzuschieben hoffte. Vielleicht ließ sich Rußland bloß deswegen so willig winken, weil es, auf die Aushungerung Deutschlands durch die britische Flotte rechnend, in vorauseilenden Phantasiebildern den Gegner kampflos zusammensinken sah. Dann hat die eiserne Federkraft des britischen Willens, der im Dreiverband gebot, ein Rechenfehler ausgelöst. Dann hat der Dreiverband den Widerstand der Zentralmächte unterschätzt, den heiligen deutschen Kampfzorn, dessen Waffentaten allen in der Kriegsgeschichte aufbewahrten Ruhm um ihre Unabhängigkeit kämpfender Völker in verblassendem Scheine versinken läßt.

***

Michael Lippstock

Novelle von Wilhelm Lehmann

Sie lief den ganzen Umkreis alles dessen, was ihr in den Sinn kam, ab, jagte den ganzen Horizont hinunter, der sich wellig hinlagerte und in sich selbst zurücklief, in sich selbst verstummend. Ihr Gesicht erzitterte in einem Krampf. „Was ist bloß los? Das sieht ja aus, als wenn den Sachen der Hinterleib zusammenbrechen will wie dem Schakal, der im Käfig auf- und abrennt!" Ein kleines gurgelndes Wasser tappte durch den Grund an der rechten Seite des Weges. Wiewohl es erst Mitte August war, lag schon Herbst den Bäumen im Kopf. Johanna war auf dem Nachhauseweg vom Seminar. Unerträglich müde war sie. Sie streifte eine Brombeere ab, aß sie, spuckte sie aber gleich wieder aus, denn der letzte Regen hatte sie sauer und wässerig gemacht. In ihren Mund, der sich wie eine kleine, aus roter Seide gesponnene Höhle auftat, flog eine Mücke. Die alte Teichgräber streute Hühnerdung auf ihre Wiese, die sich noch kaum von der zweiten Mahd erholt hatte. Und Hedwig Kayser war schwanger. Man sah es, als sie sich hob, um die herausgescharrten Kartoffeln in den Sack zu tun. Und plötzlich dachte Johanna, ob das Weltgeschäft eines Tages auch sie hernehmen würde. Heute war ja alles umsonst. Heute durfte sie auch das denken. Doch auch dies lag so lächerlich fern wie alles andere. Das Nachmittagslicht stieg in hellen Treppenstufen durch die Fichtenzweige. „Horch, die Eichhörnchen weinen ja! Alles, alles ist verloren," rief sie und eilte das letzte Stück Pappelallee ins Haus.

Johanna war die einundzwanzigjährige Tochter des Diakonus Virgil Rothmond. Das Diakonusanwesen war ein altes, aus Ziegelsteinen erbautes Bauernhaus mit Schindeldach. „Nein, Herr Präsident, mein Haus genügt nicht modernen Ansprüchen; das hat keinen Mietwert von zweitausend Mark," hatte der alte Virgil aufklärend bemerkt, als die übrigen Pastoren beim Konsistorium wegen Erhöhung des Wohnungsgeldes vorstellig geworden waren, keineswegs weil er selbst höhere Ansprüche machte; im Gegenteil, er war sehr zufrieden mit seinem Hause.

Von dem Augenblick an, wo Johanna mit lautem „ich", dessen i sie ganz lang und offen sprach, die Tür aufgeklinkt hatte, um das unnötige Kommen des Mädchens zu verhindern, flickten die Geschäfte, die auf sie warteten, ihren inneren Zerfall hastig zu. Sie mußte heute allein Mittag essen. Das Seminar hatte heute länger gedauert, da waren die anderen schon fertig. Kaum hatte Zissa, das Dienstmädchen, abgetragen, da kam die Stadtmissionarin in ihrem jämmerlichen schwarzen Kleide wegen der Warteschule. Johanna wollte den Vater, der oben sein Arbeitszimmer

hatte, nicht stören und redete mit der geschwätzigen Jungfer, bis sie sie, qualvoll erregt, verabschieden konnte. Die kleine, bucklige Zissa fragte mit dünner, piepsiger Stimme Johanna, wie sie die Quitten einmachen und was sie morgen kochen sollte. Dann kam Angele, die Turnlehrerin, ein langes, dunkles Mädchen, das an Johanna wegen einer Liebesgeschichte einen Rückhalt haben wollte. Johanna zeigte ihre Erschlaffung nicht, sondern ließ sich mit dem fremden Geschick erfüllen, sie brauchte hier auch nicht viel selbst zu reden. Endlich konnte sie ihr Haar aus der Stirn streichen und die Rechenmethodik für die Schule weiter durcharbeiten. Sie zwang sich dabei zu Gründlichkeit. Am Freitag sollte sie eine Religionslehrstunde im Beisein des Rektors abhalten über die Heilung der zehn Aussätzigen. Sie las das Lukaskapitel. Ihr graute vor der Behandlung. Sie stützte den Kopf zwischen die Hände und mühte sich, in eine Berührung mit den zehn Aussätzigen zu kommen. Plötzlich hörte sie draußen ein gellendes Trillern in schrillem Diskant; sie flog ans Fenster, machte es auf, bog sich weit hinaus, wobei sie sich heftig den Kopf am Rahmen stieß, und entdeckte noch eben, wie eine längliche Vogelgestalt gleich einer Flasche hoch oben dahinschoß, in höchster Eile. Da bekam Johannas Unsicherheit mit einem Male ein Gesicht: sicher wie Dorothea vor dem Ochsengespann stand sie da: der Specht zog dahin, als trüge er die Bundeslade auf dem Rücken, von Westen nach Osten, den dicken Entenkopf in eine Linie mit dem sonstigen Körper gestreckt, von keinem Irrsal aufgehalten, in seiner Botschaft lodernd und scheu wie ein Kind. Und Johanna setzte sich wieder hin und wagte nicht, sich zu rühren. Dann las sie das Kapitel noch einmal, las auch das, was sie nicht durchnehmen sollte: „Wer da suchet, seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren; und wer sie verlieren wird, der wird ihr zum Leben helfen. Ich sage euch: In derselben Nacht werden zween auf einem Bette liegen; einer wird angenommen, der andere wird verlassen werden. Zwo werden mahlen miteinander; einer wird angenommen, die andere wird verlassen werden. Zween werden auf dem Felde sein, einer wird angenommen, der andere wird verlassen werden. Und sie antworteten und sprachen zu ihm: Herr, wo? Er aber sprach zu ihnen: Wo das Aas ist, da sammeln sich auch die Adler . . ." Von dem mit den schwarzen Druckbuchstaben gesprenkelten Papier stand ein heftiger Geruch auf wie von Franzbranntwein. Ihr schwindelte, aber gleich tropfte ihr aus allen Poren eine schwere Freude und im Ohr wankte ihr der dem Streit entronnene Spechtruf von vorhin. Sie öffnete das Fenster und unterschied im quellenden Dunkel noch die Astern und Phlox, die auf ihren Köpfen die Erinnerung der heutigen Sonne trugen. Sie machte sich keine Gedanken mehr über die Freitagsstunde. Zissa kam und meldete, das Abendessen sei fertig. Und dann stellte sich Johanna ihrem Vater zur Verfügung.

Es war zehn Minuten später als sonst, da sie zu ihm kam, und schon war er in seiner Studierstube hin- und hermarschiert. Sein Zimmer war verräuchert und kahl. Blumen wollte er nur dann haben, wenn er sie bei Johanna gesehen hatte; dann fand er auf einmal, daß er doch zuerst so geehrt werden müsse. Er hütete sich, seine Tochter sein Bedürfnis nach Unterhaltung merken zu lassen, und auf ihre freundlich-geduldige Frage: „Vater, wollen wir eine Partie Salta spielen?" antwortete er mit einer kühlen Gleichgültigkeit, hinter der eine Scham hockte: „Ja, wenn du es durchaus willst, ich will dich nicht hindern." Nicht immer war es Johanna möglich, diese Scham und Scheu aus seinen Worten herauszuspüren; oft schlugen sie sie wie eine rauhe Peitsche. Jeden Tag band sie noch diesen Schlußreifen um das Faß, für ihn mochte es ein goldener Reif sein, für sie eine selbstverständliche Quälerei. Aber es war gut, daß sich ein paar widerstandsfähige Dornen an ihr gebildet hatten und daß sie wie eine treue Waldschnecke den eintönigen Weg mitkroch, den er für sich brauchte. Sie fügte sich auch heute dem Saltaspiel, versuchte an nichts anderes zu denken, bedauerte seinen Schnupfen, machte ihm einen Grog zurecht und ging dann schlafen. Als sie das Dunkel ihres Schlafzimmers betrat, dessen Fenster weit geöffnet standen, dachte sie, es sei mit Schuppen bekleidet wie ein Schellfisch, der verwundet war und Blut verlor.

Michael Lippstock war ein Mann von siebenundzwanzig Jahren. Aber er war nur in den wenigsten Stücken schon so alt. Er war von schmächtigem Körperbau, auch nicht groß. Dafür entschädigte der Kopf, der hager und brausend war. Seine Hände waren lang und empfindlich. Er hatte studiert, sich zum Abschlußexamen aber nicht zurechtgefunden. Die Unruhe, die er brauchte, weil ihr Schlund allein die Gestalten zeugte, um die er warb, hängte sich ihm über jedes nächste Ziel. Es gehörte zu seiner Bestimmung, bei jeder Gelegenheit den großen jedermann sichtbaren Deutlichkeiten und Notwendigkeiten des allgemeinen Lebens zu entgehen, darunter durch oder daran vorbei zu schlüpfen. Das hatte angefangen damit, daß er dem militärischen Dienstjahr ausgewichen war. Nicht daß er sich vor körperlichen Anstrengungen scheute; als Schüler hatte er im Turnen jedenfalls bei bestimmten Einzelleistungen nie eine schlechte Note bekommen. Aber den Gedanken, sich einem fremden, nicht aus ihm selber stammenden Zwang fügen zu müssen, konnte er überhaupt nicht denken, und daher ließ er sich von Jahr zu Jahr von der Behörde bis zur äußersten Grenze zurückstellen, elendete sich dann absichtlich zum letzten Termin ab, hungerte, und wurde von dem gründlichen, aber menschlichen Stabsarzt bei der entscheidenden Musterung dem Landsturm überwiesen. Auch vor dem Staatsexamen machte er halt. Er behauptete, nicht mehr zu können nach seinen

rätselhaften, dunkel durchsummten, unbeständigen, nur in Träumereien beständigen Studentenjahren, den unglücklichsten seines Lebens, wie er mit Vorliebe zu sagen pflegte. Nun war er an der Mittelschule des kleinen Orts gelandet, der froh war, neben den zwei Lehrerinnen und dem alten Rektor einen Akademiker zu haben.

Nachdem Michael schon an einigen Winkelschulen Lehrer gewesen war, hatte er nicht vor, sich zu dem Unterricht in Glockenhäubel beträchtliche Ausgaben zu machen. Nicht weil er träge war, er hatte vielmehr meist Glück als Lehrer, sondern weil er mehr und mehr die Erfahrung machte, daß er sich selbst während des Unterrichts zuschnüren müsse, und daß eine Mechanik des maßvoll sicheren Geschehens einzig das den Kindern Nötige und Genehme sei. Aber hier kam es anders als Lippstock gedacht hatte. Der alte Rektor bekam eine Mittelohrentzündung und Michael mußte für geraume Zeit neben dem Unterricht in den mittleren Klassen auch denjenigen in der Seminarklasse übernehmen, in der mit einigen anderen Töchtern ehrgeiziger Bürger auch Johanna Rothmond saß.

Es war im Anfang eher Verlegenheit und Ungewohntheit den Mädchen gegenüber, denen Spott und Ironie nahe lag, was ihn veranlaßte, unter äußerster Selbstbeherrschung die Lehrstunden exakt und voll zu geben. Da hob sich vor seinen Augen mehr und mehr auf unbedeutsamem Hintergrund die eigensinnige und aufrichtige Erscheinung Johannas ab. Michael besaß nicht die knöcherne, jeden Widerspruch ablehnende Monotonie Christiansens, und unter dem zitternden Schleier, der über seinen Versuchen hing, zog sich alles, was er zu behandeln hatte, in so vielfältig zuckenden Umrissen auseinander, daß dem gierigen Verlangen des Mädchens, möglichst viel zu erfahren und zu erreichen, immerzu Fugen offen standen. Und da Michael sah, wie sie dazwischen fuhr, füllte er, unbewußt selig gereizt, die Umrisse mit eigenen Farben aus und ließ aus seiner Tube dicke Tropfen quellen, so daß sie erstaunt über dem Reichtum des Dargestellten erschwieg. Er gab Deutsch, wobei er anfangs, da er doch bei dem vorgeschriebenen, erstarrten und dürftigen Lehrplan bleiben mußte, sich meist selbst ironisierte. Aber auch hier änderte Johannas Zuschauen gründlich. Michael las die vorkommenden Gedichte mit ergriffenem Ausdruck vor. Bei den guten Texten wandelte er vom Natürlichen, Wirklichen mit Leichtigkeit in das Gedichtete über. Um zu verdeutlichen, was er meinte, kaufte er sich ein Spielzeug, das aus einem in ein Anblasrohr auslaufenden Drahtgewinde und einer kleinen Zelluloidkugel bestand. Blies jemand in die Mündung, so hob sich die aufgelegte Kugel und schwebte rotierend unter dem Anhauch. Und die Probe, die er mit den zu behandelnden Dichtungen machte, war stets die, ob der Stoff ganz ebenso in der Form in sich selbst ruhend, aber bewegt, in der Schwebe blieb, ob er also gedichtet sei. Johanna und

Michael hatten sich eines Abends in dem kleinen dunklen Spielzeuggeschäft getroffen, als er es gerade einhandelte, und auf ihre Frage, was es bedeute, war ihr Mund der erste gewesen, der den kleinen Ball spielen ließ.

Bei anderen, dürren und abgeleierten Texten aber versuchte Lippstock, und das war das Schwerere, aus der Unwirklichkeit, die der Verfasser den Erscheinungen ohne Erfolg hatte antun wollen, in die Natur zurückzurufen. Und hierbei kam ihm Johanna zu Hilfe, ganz natürlich, ohne daß sie es selbst als Hilfe merkte. In einem langen, in Knüppelversen gehaltenen Lehrgedicht, „Die Freuden des Winters" betitelt, fanden sie den Seidenschwanz erwähnt, offenbar bloß dem Reimwort Flockentanz zu Gefallen. Als man das Gedicht nun gemeinsam zu „präparieren" unternahm, zog sich Michael, weil alles übrige eine so magere Weide abgab, daß sie dem Hungrigsten nichts geliefert hätte, damit aus der Leere, daß er sich auf dieses Wort stürzte und den Schülerinnen den Vogel vorzuführen suchte. Er kam dabei vom Katheder herunter. In seine eifrige Schilderung faßte Johanna. Sie schnellte auf, als Michael behauptete, der Seidenschwanz sei größer als eine Drossel. Sie kenne den Vogel, sie sei auf einer Reise mit ihrem Vater Anfang Dezember an einer beschneiten Scheune vorbeigekommen; da hätten auf einer Feuerleiter unter dem überhängenden Dach eine lange Reihe merkwürdiger Vögel gesessen, aber nicht ganz so groß wie Drosseln; sie hätten einen girrenden, quirlenden Gesang gesungen und dabei den Federbusch auf- und niedergeschlagen. Hier bog Johanna die Arme zusammen, als finge sie das, wovon sie sprach, ein. Sie brach ab, und Lippstocks und ihre Augen begegneten einander in erschrockener Hast, die er hinter dem Eifer des Lehrenden und sie hinter dem Interesse der Lernenden verschanzte.

Der Acker, der für Michael Lippstock in der letzten Zeit brach gelegen hatte, begann sich jetzt mit stiebendem Verlangen zu besäen; Gräser mit läutenden Ähren schossen steil wie Kerzen auf, die er der Zuhörerin bot und anzündete. Er zog sie an sich und sie befahl allen ihren Adern, um nur ein geöffneter Mund zu sein, der ja den niederrinnenden Strahl auffinge. Auf solcher Zuhörerin pfiff es sich gut. Sie verlor von ihrer Härte, die sie dem Andringenden zum Schutze entgegengestemmt hatte. Er schlug seine Zähne in das weiche Holz, und es gab rührende und hingebendbesinnliche Flötentöne her, zu denen die Tauben ihrer Gedanken flogen, früh um Sonnenaufgang, spät um Sonnenuntergang.

Lippstock aber war wie eine Frucht, welche nicht loskommen konnte, um ihren Samen zu verstreuen, wohl war ihr Fleisch mürbe, aber noch hielt es zusammen und verscheuchte die Wespen. Doch die haltende Haut schürfte jetzt Johanna, und zischend platzte sie unter ihrem Nagel. Das ganze vergangene Jahr waren sie jetzt miteinander gegangen, eins in der

größten Freude am andern. Es war wieder Herbst geworden. Auf den Stoppelfeldern wuchsen in Knoten die wilden Stiefmütterchen hoch, und Lippstock war aus seiner Stube geflüchtet. Er hatte wie immer, seit er in Glockenhäubel war, sich gründlich vorbereitet, hatte die Stunden mit Anstrengung vor sich aufgesetzt, jeden Riß der Übergänge mit Blut verkleistert und war nun doch heute, als würfe ihn eine Unentschlossenheit zu einem Berge hin, wo sie aufhören müsse und nicht mehr gehütet zu werden brauche. Auf dem Kartoffelacker aber, der sich über den Hügelrücken im Westen zog, stand ein Mann in einer Jägerjoppe, der, es war Lippstock unklar, warum eigentlich, wie es schien, auf der Suche nach einem Hunde, in kurzen Abständen ein „huhu" ausstieß. Dies Rufen unterwühlte das ganze ruhige Land, kroch Michael unter die Fußsohlen, in die Achseln und scheuchte ihn herum. Immer frisch durchquerte das Rufen die Hoffnung, es möchte aufhören. So schritt er auf Rothmonds Haus zu, und ihm öffnete Johanna. Das ganze Haus war fort, der Vater zu einer Beerdigung, Zissa zur Kirmes.

Sie setzten sich beide erschrocken in Johannas Zimmer. Es war hoch mit weißgetünchten Wänden und leuchtete. Johanna hatte sich vor ihren Schreibtisch gesetzt, Lippstock hockte auf der Fensterbank. Das geöffnete Fenster ging auf den Hof, in dem ein alter, gespaltener Ahorn die Schorfwunden seiner Blätter seufzend dem Sonnenschein hinstreckte. Sie standen einander nicht zum erstenmal allein gegenüber, aber sie waren sich nie zuvor im geschlossenen Raume begegnet. Auf der blanken Platte des kleinen Birkenholzschreibtisches surrten Lichtbüschel. Sie sprachen nicht viel; was sie sagten waren Worte, deren Leiber Bedrängnis waren, deren Glieder süß winkten. Und plötzlich fiel es herunter wie eine Raupe, die den Stiel des Blattes durchnagt hatte, an dem sie zehrte. Wie in Schmerzen sperrten sich Michaels Kiefer zu den Worten auf. Da schüttelte Johanna sich, sprang auf und riß ihn heraus aus sich und seiner Not, wie sie wenige Minuten, bevor er gekommen war, das verirrte Goldhähnchen, das sich seinen orangegelben Schädel an der Fensterscheibe hatte zertrümmern wollen, als es auf einem hitzigen Sonnenstrahl durch die andere Tür in Johannas Zimmer hineingeritten war, von der Gardine abgehakt hatte. Geblendet und zuckend hing Lippstock in den Armen des Mädchens, bis ihrer beiden Augenpaare einen gemeinsamen Halt fanden in der Scheibe der untergehenden Sonne, die, ihres flirrenden Mittagsglanzes entkleidet, von vielen kleinen roten Wellen durchflutet, aber schon kühl umgürtet, durch den Ahorn schien.

Wie Michael heimging, scharrte sein Blick am Wege, an den Spuren der zweizehigen Kühe, an den geklebten Rändern der ausgetrockneten Lehmgeleise. Er trieb im Duft, den der Weg, nach dem warmen Tage in der

Ruhe, ausatmete, und als die Dämmerung kam, bog er, als leuchte er wie faulendes Holz und als verriete er sich dadurch, den Begegnenden weit aus und ließ, was geschehen war, durch klare Fluten auf den tiefsten Grund herniedertauchen.

Wir haben alle ein Geleise, auf dem unser Wesen sich ausdrückt so gut wie jeder Vogel seine bestimmte Flugbahn hat. Bei dem alten Rothmond war diese der anspruchslose, selbstsichere Witz. Seine aufrechte Haltung wurde mit zunehmendem Alter um so sicherer, als niemand seiner Umgebung sie beeinträchtigte. Er war ein Mann von ungebrochener Kraft, sein Haar war aschgrau, dabei lockig, jeden Morgen kämmte er es sich mit Wasser, und am liebsten ging er in einem alten, fleckigen schwarzen Gehrock. Er war in seinem Hause ein unschuldiger Tyrann, aber einer mit leichtem Herzen, weil er sein Leben wie einen Pflug vor sich her durch die Flur gerissen, mit nichts und niemanden jemals Versteck gespielt und mit ungebrochenem Auge die Erscheinungen gemustert hatte. Jetzt musterte er sie kaum mehr, er schritt bereits auf einer zweiten Ebene, ließ sich nicht mehr auf neue Verhältnisse ein und erzählte bei guter Laune in derselben etwas anmaßenden, unkomplizierten, durch sein Selbstbewußtsein gefärbten Weise von den Begebnissen, die ihn berührt hatten; er beschrieb seine harte Jugendzeit, sein Kellnerleben in Amerika, sein spätes Studieren in grob und fest umrissenen Zeichnungen und ließ sich nie auf andere Empfindungen ein, als die des Verblüfftseins oder Ironisierens, meistens schalt er das Verhalten anderer als unverständig, dies aber nur soweit, als es in seinen geistlichen Berufskreis fiel.

Er war Johanna sehr zugetan. Längst war sie ihm eine angenehme Gewohnheit, nach der er verlangte. Die Art, wie sich seine Teilnahme äußerte, war rücksichtslos und ließ, eben seiner Zurückhaltung wegen, oft auf das Gegenteil von dem, was sie ausdrückte, schließen, aber sie wuchs aus ihm heraus wie Moos aus einem alten Baum. Johanna küßte ihn jeden Abend auf den alten, bärtigen Mund mit den schwarzen Zähnen darin. Sie verfuhr überhaupt mit ihm wie mit einem alten Baum, der fleißig getragen hat und den man nun schont, respektiert und unterstützt.

Lippstock ordnete sich in das Diakonushaus mit einer leisen Fröhlichkeit ein, die er seinem eigentlichen Widerstreben abgerungen hatte. Er hatte andere Menschen schon zu häufig gestört, sagte er sich. Deshalb stand er auch ganz allein und kannte seine Angehörigen kaum mehr. Warum sollte er nun Virgil Rothmond stören? Das sagte er nicht aus Resignation. Er wollte hier ja keinen Einfluß ausüben. Er wußte ja, daß es einen Raum gab, in dem er sich der Darstellung von Auffassungen und Schicksalen und Charakteren und damit seiner selbst leihen konnte, daß aus dem Ge-

sange mit den Schülern ein zwitscherndes Zwiegespräch mit Johanna geworden war und war darum gern still, wo dieser Hintergrund fehlte. Er hatte oft Furcht, den Boden der Menschen unter den Füßen zu verlieren, und wenn er am Abend mit Johanna und Rothmond zusammensaß, hütete er sich, durch Wort oder Miene einen Strom durch die Luft um sie drei zu schicken. Wie in einem Gehäuse sich ruhig zurückzuhalten lernte er, und die Bewegungen des Hauses mitzumachen. Im Anfang mißlang es ihm häufig; oft verkannte er das Gebaren Johannas und glaubte es innerlich eingeschlossen in den streng geschlossenen Kreis. Aber wenn sie mit verändertem Antlitz draußen auf ihn zuflog, war er beruhigt. Gerade weil es aus den Ecken und Enden seines Alleinseins wie Flämmchen emporbrannte und gerade dann, wenn unter seine Schuhe ein Gas gekommen war, das ihn so steil in Höhen blies, von denen aus er alles anders haben wollte, empfand er die Stube des alten Rothmond wie einen Schutz. Das mähliche Hin und Wieder der Worte zwischen Vater und Tochter trieb einen hohen Wall von Flugsand herauf, hinter dem sich die Pein und das fruchtlos mühsame Tun ausstreckte. Aus den Tabakswolken schaute Virgils zäher, ruhiger Kopf; Lippstock kauerte sich in einen Liegestuhl und las; Johanna saß und nähte, meist etwas für Virgil. Und sobald Michael, wenn Johanna abwesend war, bei längerem Aufenthalt in den Ferien oder bei gemeinsamen Arbeiten im Garten, allein in ein Gespräch mit Rothmond kam, dann trieb er, vorsichtig in allem, was er tat und sagte, diesem nur Wasser auf die Mühle, versteckte seine eigene, glühende Art tief im Kleide und genoß die ruhige Einfalt, die beim Aufbessern einer Gartenbank oder dem Ausroden alter Johannisbeerbüsche sie beide umhüllte.

Michael Lippstock war dem alten Rothmond nicht geradezu als erwünschter Hochzeiter erschienen. Er betrachtete Lippstock, soweit er überhaupt noch andere irdische Wesen betrachtete, nicht ohne Gefallen, aber auch nicht ohne Mißtrauen. Was er von seiner Existenz wußte, befriedigte ihn nicht ganz. Zwar hatte ihm Johanna nachdrücklich und oft genug gesagt, was für ein vorzüglicher Lehrer Lippstock sei, aber er fragte dafür zurück, warum er denn mit seinem Examen nicht weiter gekommen sei und machte schließlich seine Einwilligung in die Heirat der beiden davon abhängig, daß Lippstock sich verpflichtete, wenigstens die Rektorprüfung zu machen, um zum mindesten eine Volksschule, vielleicht seines eigenen Inspektoratsbezirkes, übernehmen zu können.

Als Lippstock sich in diese Bedingungen schickte, ging es ihm wie den Puppen, die, in andere Temperaturen gebracht, von den in der eigentlichen eigenen Umgebung gezeugten abweichende Farben der ausschlüpfenden Bestimmung entwickeln. War er bisher immer im krachenden Lichte seines eigenen Wunsches um und um gerückt, so schloß er sich jetzt in das Haus

einer fremden Forderung ein. Und es kam ihm vor, als gelänge ihm das leichter als er gedacht hatte, als reiften große runde Farben auf seinen Flügeln, Farben, deren Inbrunst nicht verloren dadurch, daß sie ruhiger glommen und Strecken sichtbar machten, die er früher durch nagende Untätigkeit nicht beachtet und bestellt hatte.

Es war einige Tage vor der Hochzeit. Die drei saßen wie gewöhnlich in Rothmonds Studierzimmer. Johanna nähte die Aktenbündel des Vaters in blaue Papierdeckel. Rothmond schaute wohlwollend zu. Dann holte er bald dieses, bald jenes Blatt aus seinen Regalen und Fächern, erzählte von seinem Kronenorden vierter Klasse, zeigte Johanna zum hundertsten und Lippstock zum zweiten Male die Verleihungsurkunde mit der Unterschrift des Kaisers und Königs und betonte wiederum, daß er als Diakonus königlicher Beamter sei. Lippstock wurde nicht müde, nach den Vorkommnissen in der Gemeinde aus Rothmonds langer Amtszeit zu fragen, nach dem Empfange des Kronprinzen Friedrich durch die Geistlichkeit auf dem Bahnhofe zu Glockenhäubel, wobei man ihm ein Seidel eigens dazu gebrauten Bieres gereicht hatte, nach dem sonderbaren Freunde Rothmonds, der auf Reisen zwei Westen trug, in deren unterster er sein Geld verwahrte, um es dann, weil er als natürlicher Mensch an einer Weste genug hatte, mitsamt der zweiten Weste im Hotel liegen zu lassen. Rothmond konnte es nicht gut leiden, wenn andere länger sprachen, und Lippstock ging, immer wieder nachfragend, der Besprechung innerer Angelegenheiten aus dem Wege. Auch dem Alten tat er so nur einen Gefallen. Die von einem grünen Büroschirm überdachte Gasflamme über dem plumpen Mahagonitische wurde dunkler und wieder heller. „Wollen wir nicht noch einmal Salta spielen?" fragte Johanna, als der Vater das Bier ausgetrunken hatte, das Zissa gebracht, und nach dem „Meinetwegen" spielten sie fünf Partien. Virgil begleitete die Bewegungen des Stäbchens, mit dem er die Holzmarken verschob, mit harmlos ironischen Bemerkungen über seine und seiner Partnerin Schlauheiten; er tat wie ein Kater, der gestreichelt wird. Michael sah von seinem Platz neben Johanna auf dem Roßhaarsofa auf Johannas zierliche Hände. Zuweilen mißfielen ihm ihre burschikosen Gegenbemerkungen, bis sie ihn merken ließ, daß diese doch nur gemacht seien und sie sich doch nur dem Unvermeidlichen füge. Endlich klopfte der Alte seine Pfeife aus, Johanna gab ihm den gewohnten Kuß und Lippstock versäumte nicht, wie er es immer tat, dem künftigen Schwiegervater respektvoll Gute Nacht zu wünschen, und jeder begab sich in sein Zimmer.

Rothmonds Schlafzimmer stieß an seine Studierstube. Virgil schloß das Fenster, in das sich mit dichten Klumpen der Efeu drängte, und entkleidete sich. Er nahm sich keine Zeit zum Sinnieren. Auch zog er nicht im Geiste voraus die Linien des jungen Paares. Wohl hatte er berechnet,

ob ihm ein Auskommen möglich sein würde, aber das weitere Nachdenken darüber hatte er entlassen mit der Meinung, das müßten Johanna und Michael selbst wissen. Er pfuschte niemandem in seinen Eigensinn. Die Welt war für ihn nicht wie für Lippstock ein Kasten voll Schleier, sondern ein Gefüge von Sicherheiten biblischen Charakters, fest und bitter wie Eichenblätter unter einem starken Himmel. Mäuse raschelten im Stroh, er versuchte vergebens die Störenfriede zu verscheuchen, die sein Einschlafen hinderten, stand auf, nahm mit großer Selbstverständlichkeit Matratze, Kissen und Decke und bettete sich auf das Sofa nebenan. Selbstbewußt und friedlich lag er in den Kissen. In einer still bewässerten Landschaft sah er ein gewaltiges Mühlenrad sich vor ihm drehen. Vögel setzten sich auf die Speichen. Sie zwitscherten. „Lärmt nicht so," sagte Virgil, „es wird nun erst wieder Herbst."

Johanna schlief ebenfalls im oberen Stock. Nachdem sie Lippstock hingebend geküßt hatte, stand sie vor dem Waschtisch, geschwenkt voll mit dem Safte der Erwartung. Sie fuhr mit dem Schwamm über ihr heißes Gesicht und zog sich dann in süßer Demütigkeit aus. Voll Versprechen ruhte es in dem Laube, das über ihr hing. Seine Formen rührten sich ineinander, dann traten wieder die breiten, zackigen Blatthände heraus. Heute war Lippstock da. Im vorigen Jahre war sie genau um diese Zeit zu der Mühle des alten Tietje gegangen, der an den Mühlenkopf geschrieben hatte „Deus, da nobis ventum". Nebel hatte unterwegs gelegen. Der Mühlenplatz war ihr wie eine ausgeräumte, gesäuberte Stube vorgekommen, aber das abgefallene Steineichenlaub war beweglich gewesen und hatte sogar angefangen, spazieren zu gehen. In ängstlichem Zorn hatte sie ihren Schuh ausgezogen und danach geworfen. Die lastende Stille hatten dann nur die zwei Stimmen des dünnen Wassers am Wege, des reicheren vom Waldesrande her unterbrochen. Johanna hörte es noch. Wie um sich gegen schädliche Einflüsse zu sichern, zog sie aus der Kommodenschieblade das Spielzeug, das ihr Lippstock geschenkt hatte, und blies den Ball in die Höhe. Sie streckte sich im Bette aus. Ihre Lippen schwollen, sie atmete heftig, aber dann schlief sie wie die Nuß am Strauch, in ein grünes Deckblatt gehüllt und des Pflückens gewärtig. Ihre Wangen waren braunrot und ihre Wimpern waren lang und dunkel wie Spinnenbeine.

Michael Lippstock übernachtete zu ebener Erde links von der vorderen Haustür. Er setzte sich auf den unbequemen Stuhl vor den Tisch und schaute in die Flamme des Stearinlichtes. Das Fenster auf den Hof stand offen. Lippstock dachte, wie heiß seine Fußsohlen seien. Blätter wehten durch das Fenster auf den Fußboden, sie fielen aus dem Munde der Nacht und erschreckten das Licht, das sich bang nach einer Seite bog. Lippstock beugte sich hinaus; über die Hofmauer fielen die Zöpfe einer Lärche aus dem

Garten der Trinkerheilanstalt. Er betrachtete genau einen Zweig, der gebogen wie ein Joch auf der Mauer lag. Endlich schlief er, und der Atem des Schläfers züngelte empor und floß ringelnd durch das Diakonushaus. Dessen hundertjährige Bohlen ließen ihn über sich weggleiten, aber die Schlüssellöcher in den Türen der beiden anderen Schläfer schienen sich vor ihm zu schließen. Die geräumige Bauernküche jedoch ließ ihn passieren, und die Türspalte zu der engen, vollgestopften kleinen Kammer über dem Keller nach dem Hintergarten hinaus legte ihm keine Hindernisse in den Weg. Hier schlief man noch nicht. Vor einer Truhe, die als Tisch diente, stand Ammerdahn Fietschmann, ein vierzehnjähriger, blasser Junge mit brandrotem Haar, aus dem stets eine lange Locke auf die Stirn züngelte. Diese Stirn war voll von Falten; die zurückliegenden glasigen Augen starrten voll Lust auf eine grüne Bierflasche, die auf der Truhe stand und in der ein paar Mooshummeln ärgerlich, übereinanderfallend, brummten. Ammerdahn war der Sohn eines dem Trunke ergebenen Lederarbeiters, über den Rothmonds noch zu Lebzeiten der Frau Rothmond sich erbarmt hatten und der seit mehr als vier Jahren ein festes Requisit des Hauses war, wiewohl er zu nichts außer zu den einfachsten Dienstleistungen wie Stiefelputzen und Gartenarbeiten zu gebrauchen war. Virgil selbst hatte kein eigentliches Verhältnis zu dem Jungen. Aber zu wem hatte er es außer zu seinen eigenen Kindern? So wenig ihn die halbe Lunge seines nächsten Nachbarn, des Tischlers Adam Biertümpel, der oft genug einen schönen glatten Sonntagmorgen mit seinem blutigen Auswurf besprenkelte und mit giftbeladenem Fluchen auf sein Weib beschmutzte, an der Ordnung der Welt irre machte, so wenig brachte ihn das verdrehte Wesen des Ammerdahn in zweifelnden Aufruhr. Wenn Virgils Auge ihr Treiben unversehens auffing, nickte er ihnen gutmütig zu, machte mit dem Ammerdahn einen unschuldigen Scherz, und dann waren sie auch schon davon wie fliegende Mücken von einer gesunden Netzhaut. Jedem sonstigen Betrachten erschien der Ammerdahn als das Sinnbild eines Zerstreuten, um nicht zu sagen, Gestörten. Die Strahlen seiner Augen waren allerdings nicht auf das gesammelt, was den übrigen einzig der Aufmerksamkeit und Bebauung wert war. Für ihn gab es nur ein Thema: Bienen, Hummeln, Horniſſen und Wespen. Nichts, was dazu gehörte, war vor ihm sicher. Waren sie für die anderen Menschen, soweit sie sie überhaupt sahen, höchstens Zeichen eines bedeutungslosen Überflusses und Überschusses der Natur, so waren sie für den Ammerdahn die beuteligen Glieder einer Schnur, an der allein er sich, sie abtastend, in seine Heimat, den flammenden Nabel der Natur, zurückfand. Wenn er sie mit unfehlendem Griffe an des Leibes Mitte zwischen seine Finger genommen hatte, betrachtete er sie mit derjenigen Leidenschaft, mit der der Knabe ein nacktes Mädchen ansieht, riß ihnen den Stachel aus

und sog ihnen den Honig ab. Hatte er davon genug, so sperrte er den Rest in eine Flasche und freute sich mit einem höllischen Vergnügen an ihrem Summen. Wenn sein Inneres ruhig und von keiner fremden Macht bedroht oder auch nur belauscht war, dann wurde er das, was er liebte, und seinem Kehlkopf entfuhren Laute, die dem summelnden Summen der Bienen, dem Baß der Hummeln glichen. Auf Lippstock machte dieser Junge den nachhaltigsten Eindruck. Wenn ihm selber alles aus den Händen fiel, so erschien ihm plötzlich alles in einer seligen Figur in Ammerdahn versammelt zu sein. Dessen roten Haaren, seinen brünstig geschürten Lippen, seiner zarten Stimme hielt die unfaßbare Welt faßbar das Versprechen, das sie unfaßbar Michael bislang nur gegeben hatte. Michaels Liebe zu Johanna war nur vorhanden auf dem Hintergrunde solcher Rätselhaftigkeiten, wie der Abendstern nur auf dem von Tränen verdunkelten Himmel gedeiht, jeder seiner Enthusiasmen hatte nur Stimme vor jener Fülle, und er wäre bereit gewesen, sich dem Ammerdahn zu opfern, so wie der Ammerdahn geopfert war, um in das Gewebe des täglichen Geschehens einen dünnen todessüßen Faden einzuschießen, den alles, was das übrige Diakonushaus tat, aufzudrehen drohte. Wenn Lippstock ihn einige Tage nicht gesehen hatte, zog sich sein Herz bei seinem Anblick hart zusammen, um getroffen aufzuschnellen und bang dahinzuschwinden. Ein Widerwille, ein Ekel gegen alles, was er tat und sich zu tun vorgenommen hatte, eine wütende Zwietracht riß ihn auseinander auf Befehl einer fürchterlichen Warnung, und seine leeren Glieder wankten, bis ihm der Ammerdahn mit feierlichem Winken seine Bienen zeigte, die wie gefangene Monarchen ingrimmig summend ihre Schönheit ausströmten. Und wenn Lippstock dann in Ammerdahns verzückte Augen schaute, dann war es sein Sieg, daß der Junge die Gefangenen wie mit dem Rufe „Ihr Heiligen!" frei gab und fliegen ließ.

Unter den näheren und ferneren Angehörigen des Diakonushauses war nur Nathanael Rothmond, Johannas älterer Bruder, für Michael von Bedeutung. Er war zweiter Geistlicher in einer Fabrikstadt. Als Student in freieren Anschauungen aufgewachsen, fand er sich bald in Widerspruch zu seinem Vater, den aber auch er zu verletzen sich hütete. Seine andere Meinung kam bei Zusammenkünften nur in ironischer Bitterkeit zum Ausdruck. Durchaus wünschend, intensiv die geistige Not seiner Zeit zu erkennen, sie womöglich überschwenglich zu erretten und in höhere Stadien zu überführen, dabei nicht eigentlich imstande, den Ursprung der neueren kritischen Forschungen als zehrendes Begehren von Grund aus auszuschöpfen, hatte er zuletzt zu der Waffe gegriffen, den neuesten Kämpfen gegenüber mit leise hochmütiger Überlegenheit den gläubigen Unmodernen herauszukehren, den Unmodernen freilich, der anders als der Vater die

Torheit der neuen Stürmer selbst durchgemacht und hinter sich gebracht und dadurch den eigentlichen Vorsprung der Weisheit bekommen hätte. Er war ein hochgewachsener schlanker Mann, in allen körperlichen Übungen gewandt. Als Student und noch mehr als Soldat von den Mädchen bewundert und geliebt, war er von dem Obersten seines Regiments vergebens gebeten worden, die Offizierslaufbahn einzuschlagen. Als Pastor hatte er eine Jugendfreundin geheiratet, die Tochter eines Bauernhofbesitzers, eine üppig gebaute, gescheite Frau, der bei einnehmender geistiger Beweglichkeit aber die Fähigkeit abging, sich zu beschränken und zu disziplinieren, die sowohl Nathanael wie Johanna von Vater und Mutter überkommen hatten. Sie trug auch am gleichgültigsten Tage seidene Unterröcke, ging auf Stöckelschuhen und machte Nathanael eine straffe Übersichtlichkeit ihrer Haushaltung unmöglich. Über eine Kuhraufe, aus der die Überbleibsel der letzten Fütterung nicht entfernt waren, konnte sie sich als Bauerntochter aufregen, sie war gar nicht unordentlich. Sie trat überall für Aufräumung konventioneller Vorurteile ein und sprach lebhaft und mit Einsicht darüber, fürchtete aber, wenn sie kein Korsett trüge, nicht zur guten Gesellschaft gerechnet zu werden. Die Gatten hatten ein kluges, aber kümmerliches kleines Kind, ein Mädchen, dessen Geburt Elise so schwer gefallen war, daß sie geschworen hatte, nicht wieder Mutter werden zu wollen. Sie stieß sich bald an den Grenzen, die ihr ihres Mannes Besoldung ziehen mußte. Er konnte ihr die ihnen befohlenen Notwendigkeiten nicht eindringlich genug künden, war doch gerade ihr unkleinliches Betragen ihm wichtig. So litt Nathanael. Seine natürliche Umgebung, gegen die er wider seine Natur löckte, war und blieb das alte Vaterhaus, in dem die Mäßigung war, die das Ausschweifende verwarf. Aber einmal mußte während seiner Vorbereitung im Mutterleib diesen ein banger Hauch aus unbekannter Gegend gestreift haben: da mußte für dieses Hauches Dauer seine Mutter sich dem Traum, und nicht der Bibel, hingegeben haben, vielleicht als ihr der junge Virgil am Morgen berichtet, daß unter den ruhigen grauen Feldvögeln, die auf seinem Weltrad rasteten, in dieser Nacht ein grünkristallener Eisvogel gesessen habe. Und gerade weil jene Berührung nur ganz flüchtig gewesen und wie ein Vorwurf schleunigst abgelehnt sein mochte, so daß, was sie in ihm erzeugt hatte, nur wie ein Körnchen störend in seinen Blutkreislauf eingeschoben war, gerade deshalb besah Nathanael die Druckstelle beständig und rieb sie, und wenn er noch eben die Stärke und Sicherheit seines Leibes empfand, dann erbaute er sich gleich darauf an jener geröteten Stelle, und schwankte dorthin und hierhin. Dieses Schwanken zeigte sich im Verkehr mit den Seinen in einer halb scherzenden, halb beißenden Ironie. Da lernte er Lippstock kennen, und weil Lippstock, wo er nur auf ein unverhülltes begieriges Ent-

gegenkommen stieß, in beredter Weise über die Dinge sprach, nach denen sich Nathanael insgeheim absehnte, traten beide einander näher. Es bildete sich ein Verständnis zwischen ihnen aus, dem jedoch ein gut Teil tragischen Mißverständnisses beigemischt war. Nathanael lag es nicht, seinem Selbstbewußtsein zuliebe und auch weil er sieben Jahre älter war, sich Michael gegenüber radikal aufzuschließen. In kühlen Momenten fühlte er sich Lippstock völlig überlegen. Aber sein Wohlwollen für den neuen Schwager zeigte sich an der Herzlichkeit seines Entgegenkommens, zeigte sich schon an dem freundlichen Klange der Stimme, mit der er ihn immer begrüßte. Außerdem fühlte er sich zu Lippstock hingezogen, weil dieser ihm durch den Vater nicht gerade als garantiefähige und unbedingt bürgerliche Natur geschildert worden war, und weil er ein Außerordentliches witterte in dem Sichzusammenfinden von Johanna und Michael. Auch seine eigene Ehe gefiel den Verwandten ja nicht so ausnehmend, und deren Mißfallen wog er als Zeichen, dessen er bedurfte, ihres Wertes.

Lippstock erwiderte erfreut Nathanaels Interesse, erfreut auch über Johannas Freude daran, die sehr an dem Bruder hing. Um so deutlicher aber wurde er darum auch bald des Bruches in Nathanael inne. Elise Rothmond trat ebenfalls mit ausgestreckten Händen auf Michael zu, nachdem sie vorerst gebührend kritisch gewesen war. Er nahm auch ihre Liebenswürdigkeit gern an, vergrößerte sie anfangs wohl auch, weil in die Wärme des ersten Empfanges ein Interesse bei Elise gemengt war, das nachher leider schwand. Sie rief Lippstock mit seinem Vornamen an, und ihr „Guten Tag, Michael Lippstock!" klang immer wieder unbefangen und vertraut. Es traf sich unglücklich, daß bei einem nächsten Zusammensein Lippstock, als er längst als anerkannter Verlobter Johannas erschien, arm und verschrumpft war, so daß sein eigener Mangel ihm auch Elise kühl und unteilnehmend spiegelte. Er war nicht imstande, durch Gespräche und Erzählungen das zu geben, wofür allein er gute Gegengabe verlangen konnte, die er zuerst deshalb reichlich bekommen hatte, weil er, unbewußt, damals als er nach Boden für sich und Johanna gesucht hatte, ein Bittender und Hilfesuchender gewesen war. Ob Nathanael mit Elise glücklich ist? fragte er sich, und fragte er Johanna. Johanna war bereit, darauf mit „Ja" zu antworten. Lippstock konnte indessen keine Unverbrüchlichkeit zwischen den beiden entdecken; er glaubte zu sehen, daß der Schwager an einer schweren Last trüge, indem er, nicht mehr in Elise heimisch, seinen großen Stolz zwänge, den anderen nach wie vor zur Bestätigung, wie richtig und eigentümlich er doch gewählt habe, die Sicherheit und Herrlichkeit seiner Liebe zu Elise zu zeigen.

Eines warmen Sommermittags kam Nathanael unvermutet bei Rothmonds an. Das Diakonushaus blieb der Hort, in dem es sich gut ver-

kroch. Er war schwer verstimmt. Am letzten Sonntag hatte es Max Grünkorn, der erste Pastor von Süsel, für nötig gefunden, bei Nathanaels Predigt zugegen zu sein. Grünkorn war ein älterer Mann mit grauwolligem Bart, der dicke Lippen freiließ. Seine Augen waren zwei dünne Spalten. Er hatte stets das geläufige Leben des Anständigen und Ehrenwerten gelebt und demonstrierte es den Süselern dadurch, daß er vor dem Ladenfenster des Buchhändlers Euch in Süsel stehen blieb und die Stelle des Glases, durch die eine Postkarte mit der Abbildung einer Ballettänzerin sichtbar wurde, mit Papier beklebte. In der letzten Sonntagspredigt hatte Nathanael gesagt, das menschliche Gebet rühre und bewege Gott nicht, und als er aus der Kirche trat, war ihm auch schon Grünkorn gerade auf dem Friedhof auf den Fersen und schrie ihn an, wie er seiner Gemeinde eine so unsinnige Vorstellung einprägen könne. Gereizt über diese Abkanzelung hatte Nathanael entgegnet, daß kein fortgeschrittener Theologe an der Richtigkeit seiner Vorstellung zweifle, und daß er sich diese Schulmeisterei von einem, wenn schon älteren, Amtsbruder nicht gefallen lasse. Mit ungestümem Gesicht saß Nathanael bei Lippstock und Johanna und wußte in seinen Ausfällen gegen Grünkorn, der ihm sein Eigenstes kaputt mache, kein Maß. Für Lippstock war es nicht immer leicht, Nathanael recht zu geben, trotzdem es ihm nicht einfiel, den Geschmähten zu decken, der sich aus Nathanaels beredtem Zorn allerdings als ödes Gespenst in seine Anständigkeit rettete. Aber war auch der praktische Nathanael Rothmond der Berechtigte, so war der Theoretiker Nathanael nur ein verstümmeltes Kind in einem Dornendickicht. Blieb er in der Beschreibung des Täglichen, so pfiff seine Rede wie eine Sense, und die Füße der Getroffenen fielen, seine ironischen Worte trafen und schlugen, und mit seiner Beobachtung fing er eine Fülle von Geschehnissen ein, die aufrecht dahermarschierten und mit denen es sich kämpfen ließ. Aber sobald ihn sein Ehrgeiz verleitete, das Ziel zu bestimmen, um die Verkehrtheit der Gegner aufzuzeigen, so verbogen sich ihm die Worte zusehends, so sehr und so sichtbar, daß Michael, in ein tiefes Erbarmen mit den gemißbrauchten geratend, sie schnell aufhob und in seiner Hand aufbewahrte und verschloß. Und übrigens, stellte man nicht auch eine Azalee und deckte und wässerte und temperierte man sie nicht auch, wenn man besonders lange und schöne Blütentrichter haben wollte? Sollte man nicht auch so unheimlich beten können, daß Gott die Umstände veränderte, die Jahreszeiten umstellte, die Fieberbäckchen der reifenden Pfirsiche in den Schnee schüttelte und die schrecklichste Unruhe zur jauchzenden Ruhe lockte? Aber wenn auch Nathanael recht haben mochte mit seiner Predigt, er solle nur nicht, wenn er liebte und lobte, seine Worte so tigern, dachte Michael, und er verleitete den Schwager bald dazu, ihm von den Säufern seiner

Gemeinde und den unverhohlen Sittenlosen zu berichten. Und das tat dieser in reicher, dichter Sprache, die den Hals gerade hielt, weil kein Ehrgeiz sie fälschend überspannte. Das machte die drei glücklich und beweglich, und längst johlten die Süseler Trunkenbolde an Nathanaels Gartenzaun vorbei und wurden seine Bauern puterrot, wenn sie nach hochgemuter Ankündigung „Herr Pastor, ich hab'n Jung' bekommen" auf seine Frage „Wie lang sind Sie eigentlich schon verheiratet?" „Drei Tage, Herr Pastor," antworten mußten, als Virgil zum Kaffee herunterkam. Und längst konnte Nathanael leichten Herzens und humorvoll dem Vater von den Ursachen seines Zorns und seines Herkommens berichten. Es kam für ihn nicht in Frage, mit Virgil das Hin und Wider seiner Predigt zu erörtern. Für Virgil trugen alle diese Zwieträchtigkeiten das eine große, leicht erkenntliche Gesicht in dem Spiegel, der keine „Auffassungen" zuließ.

Nach dem Kaffee gingen Nathanael, Johanna und Michael durch die Verandastube über die kleine Steintreppe in den alten Garten, in den sie alle verliebt waren. Man ging von Beet zu Beet, untersuchte und besprach jeden Baum, und als man bei den Himbeerrabatten angelangt war und was noch daran hing, aberntete, war Nathanael schon dabei, mit Lippstock über das zu verhandeln, was ihn eigentlich scheuchte und erregte. Nathanael sollte für jemand anders auf einer Konferenz einen Vortrag halten. Der ursprünglich dazu Bestimmte war von Beruf Kunstkenner, und der Vortrag sollte von dem Verhältnis der Kunst zur Religion handeln. Michael gab sich gern Nathanaels Skrupeln hin. Wenn Lippstock Bücher über das Thema wisse, solle er sie ihm leihen oder nennen. Lippstock meinte, Nathanael solle sich vor Abstraktionen hüten und nicht gleich von einem Letzten auf das andere Letzte springen, das sei schädlich. Aber sonderbar genug, es gelang ihm kaum, den Schwager von hier aus zu bewegen. Die Kunst wäre Offenbarung, sagte Nathanael; er fürchte nun, bei seinen in alten Theorien erfrorenen Zuhörern Anstoß zu erregen, wenn er ihnen sagte, daß Kunst und Religion dasselbe anstrebten. Neulich hätte der Doktor Ausguß behauptet, die Musik sei überhaupt keine Kunst. Ob er als Titel „Die Kunst als Offenbarung des Religiösen" nehmen solle? Lippstock, gegen diese leichtsinnigen Titel ankämpfend, machte immer wieder dieselben Einwendungen. Nathanael solle von Einzelgegenständen sprechen, möglichst genau zeigen, er könne ja von der Gestaltung des Sarges anfangen, vom Sarkophage her, oder von der Geschichte des Altarschreines; dadurch könne er dann vielleicht belegen, daß Kunst und Religion zusammenhingen. Lippstock streifte hier und Nathanael dort eine Himbeere ab und Johanna pflückte zwischen ihnen, und endlich beschloß Nathanael, Michaels Gegenargumente mordend, seinen Vortrag „Die Sprache der Kunst im Leben der Religion" zu nennen — als plötzlich Michael in dem Stück Gemüse-

land, das über ein paar Holzlatten an die Himbeeren grenzte, den Ammerdahn erblickte, der, beim Jäten anhaltend, Lippstock ansah. Der Ammerdahn hatte einen merkwürdig frackähnlichen blauen Rock an, auf dessen Schößen zwei Silberknöpfe funkelten, er hatte keinen Hut auf und hatte die Hälfte seines Kohlbeetes rein gehackt. Aber sein Anblick drang wie ein ungeheurer Ruf in ihrer aller armes Gerede. Was Lippstock Nathanael vergebens in die Hände zu drücken versuchte, da stand es. Um die Nasenflügel des Ammerdahn war die Behausung der Musik ... Grausam und verschwenderisch zugleich brütete sie wie die Singdrossel in einem weggeworfenen Topf in einem Schwachsinnigen. Gütig und listig lag dessen Auge auf Michael, wie wenn er etwas ganz Besonders, nur für Lippstock Bestimmtes, für ihn in der Tasche berge. Seine roten Haare lagen als Fäden aus Feuer auf seinem ruhigen Kopf. Erschrocken und erhoben fuhr Lippstock mit einem Satz aufrauschend durch die Himbeerstauden, bestätigte Nathanaels letzte Worte und strebte weg, als wollte er mit Speeren von dem Orte wegdrängen, auf dem die drohende Majestät eines Erzengels thronte, und trällernd ging man ins Haus. Nur Johanna flüsterte Michael noch beim Hineingehen zu: „Wie gelungen, daß er dich nicht versteht. Er hat gar nicht gemerkt, was du eigentlich meintest."

Das Wetter knickte noch am selben Tage um. Nathanael Rothmond mußte heim, und Johanna und Michael brachten ihn zum Bahnhof. Hinten im Garten stand der Ammerdahn und sah auf die Felder, die sich in westlicher Richtung in Weidenunterholz verloren. Ein steifer, wehtuender Wind war aufgestanden. Er hing, die breiten Zähne gierig eingeschlagen, der noch weichen Luft im Nacken, die langgezogene Seufzer ausstieß. Wenn er sie losließ, verloren die Scharen wohlgenährter Gimpel in den Weiden ihren Schreck und ließen sich auf den Feldern nieder, wo sie sich in klirrenden, gleitenden Lauten miteinander unterhielten. Bei jedem Windesstoß flogen sie wieder in die Weiden, und wieder auf das Feld in jeder Pause zwischen den Windstößen, und der Ammerdahn wurde nicht müde, diesem Spiel zuzuschauen.

Bis Lippstock die Prüfung beendet und dann eine Stellung erlangt hätte, wohnten Johanna und er nach der Eheschließung zuerst noch bei Johannas Vater, im ersten Stock des geräumigen Diakonushauses. Der alte Rothmond hatte ihnen das angeboten, und weil Michael und Virgil beide ihre Naturen in Grenzen hielten, so war es möglich, daß sie miteinander auskamen, und es ging ganz gut. Das alte Haus hatte immer wieder Frühling, Sommer, Herbst und Winter erfahren, und seine zähen Balken flößten Michael Lippstock Vertrauen ein. Mit Virgil kamen die Jungen nur bei den Mahlzeiten und bei besonderen Anlässen

zusammen, dann waren sie höflich und zart gegeneinander. Lippstock arbeitete den Vormittag durch. Um die Kosten ihres Unterhaltes aufzubringen, erteilte Johanna Unterricht an der Volksschule. Alles ließ sich vorteilhaft an, bis die einzelnen Naturen den Ereignissen wieder zuvorkamen. In die Regelung von Michaels Tageslauf gerieten Schwankungen. Zuweilen passierte es, daß er, nachdem er eine kurze Zeit des mageren, hellen Morgens sich in die Arbeit verbissen hatte, nicht mehr durchhielt. Dann ging er die kurze, staubige Treppe vom Flur der oberen Wohnung hinauf nach dem von den Firstbalken zerteilten weiten Boden und legte sich auf die Mitte der Dielenbretter, bereit, jedem Windstoß zu erlauben, die Leere, die die Arbeit ihm bereitet hatte, zu erfüllen. Und die Winde wehten verschieden. Wenn er lauernd dalag, so bestreute sich der Boden mit weißem Sande, und ein Hahn lief gebrochen krähend wie ein Vorbote darüber. Ihm folgte ein siebzehnjähriges Mädchen von kräftiger Erscheinung, den Kopf mit einer blauen Kapuze umhüllt, in deren umgeschlagenem Saum zwei ragende Hühnerfedern steckten. Sie hatte leichtsinnige, fast niedrige Gebärden. Sie schien fröhlich, lief hin und her, daß unter ihrem Kleide ihre mit Schuhen aus grauem Segeltuch bekleideten Füße sichtbar wurden und schien dann irgendein Tier zu locken. Dann ertönte, während Michael ihr zuschaute, ein mahnender Ruf „Treib die Kühe heim!", und gleich sah er sie hinter einer gestreckten Reihe von Kühen einen aufsteigenden Bergweg hinanschreiten. An ihrer Statt saß jetzt ein anderes Mädchen, in hellrotem Kleide, mit zerlassenen Gliedern, auf einem Haufen abgefallener Blätter vor einem gilbenden Rosenstrauch, der mit Bedeguaren bedeckt war. Ihr Gesicht war in ein grimmiges Weinen verzerrt, sie saß müde wie ein kranker Vogel und schaute Michael an, als wäre er der Urheber ihres Kummers. Und Lippstock ging dann. Eine Qual begann ihn zu durchströmen, und diese wie einen Bissen im Munde hin- und herschiebend, setzte er sich wieder an den Tisch. Er schob dann das Gesehene zurück, zündete sich, um sich an etwas festzuhalten, eine Zigarre an und arbeitete in einer festen Manier darauf los. Dann wich das Gesehene, und durch das, was er zu Boden drückte, durch seine Arbeit, durch das Gefühl davon, drängte sich wie mit Bohrern durch eine Holzschicht das Leben, das er um sich errichtet hatte. Der Bohrer drang tief, und wie aus einer keuschen und glühenden Birke quoll ein zähflüssiger, schimmernder Saft, den er in hohler Hand aufschlürfte. Johanna kam, es war Mittag, und er empfing sie, nahm ihre Hand, spielte mit ihrer Hand, und sie gab sich ihm schauernd hin.

Aber oft war der Tag anders gebaut. Michael war gleich nach dem Aufstehen ins Geschirr gegangen, hatte seine Arbeit geleistet, und fiel

dann ab wie ein Blutegel von einem ausgesogenen Arm: mittlerweile war es elf Uhr vormittags geworden. Nun war es noch lange bis zum Mittag, und die erfüllte Arbeit hielt nicht Stich. Er ging herum, nach einer anderen Ruhe suchend, die mit Stricken gefesselt irgendwo liegen mußte, und sie hörte ihn nicht. Er hielt still, lauschend auf ihren Schritt. Sie kam nicht, und wenn dann die tätige, die schöne Johanna zu ihm heraufstürmte, dann wollte er ein fernes „Treib die Kühe heim" hören, aber er merkte, wie heiß sie vom Laufen war; ihre Backe, die er berührte, um sie nicht zu verletzen, berührte seine und, da er nicht durchgekocht, halbgar, oft gar nicht erst hineingelangt war in den Kessel, in dem die Stürme sieden, schlug ihn seine Unausgefülltheit und er mied ihren Blick, der seinen suchte. So wurde er abhängig von seinen Träumen, sie aber suchte noch vergebens nach dieser Ursache. Sie waren erst so kurz Gatten, daß es Johanna oft nur taumelnd faßte, Lippstocks Weib zu sein, und schon so lang, um dann zu merken, daß auch sie auf ihre innerste, eigentümlichste Kraft sich besinnen mußte, um sich zu speisen. Denn wenn Michael sie heute gern und ganz küßte, so merkte sie morgen, wie sie hineintrat zu ihm in einen Raum, welchen er um sich gestellt hatte und der sie ausschloß, daß seine Finger sie fortschoben. Wohl kämpfte er gegen seine Ablehnung, und häufig siegte er. Sie verlangte, daß er unverschleiert, ohne Hemmung, voll aufnehmend sie erblicke. Aber er betrachtete sie am liebsten verstohlen. Wohl fing Lippstock an, im Hause Rothmond die Umrisse, die ein Zusammenleben überhaupt nur möglich machen, zu sehen. Er ehrte sie bereits dem Schwiegervater gegenüber. Aber dem eigenen Weibe gegenüber versagte er noch oft. Hob sich Johanna ihm entgegen wie im März die gelbe Faust der Schlüsselblume aus den schlaffen Blättern, voll Wollust, ihre Kraft aufzugeben und in seine hineinzutun, dann kam nicht das Entzücken, das ihm die Entfernte, in der Entfernung kräftig Gezeichnete, erregte, und sie brach in ein enttäuschtes Weinen aus. Gerade das aber jagte ihn aus der Stätte seines Traums, der immer dichter um ihn wuchs, und hatte er sie dann auch beruhigt, so stürmte er unhaltbar in seinen Traum zurück, nur tiefer bewegt, dessen Lippen möchten sich ihm inzwischen verschlossen haben.

Oft betrachtete Michael den Schwiegervater, abwartend, ruhig abschätzend, was zwischen Virgil und ihm selbst lag. Virgil hielt über dem Geschehen seiner Umgebung ein Luftschloß hoch, dessen Mauern aber Quadern aus Granit waren. Da war nichts imstande, auszuhöhlen und abzutragen. Vergebens stellte sich Biertümpel darunter, sammelte mit langen, mageren Armen Ziegelsteine auf und warf sie, wobei er vor wütendem Gebrüll fast umfiel, dagegen: sie fielen zurück und zersplitterten

in rotem Staub am Boden, und Virgil schaute wie immer von seinem Fenster aus ruhig auf den Rasenden hernieder. Und Nathanael? Nathanael suchte in seinem Leben nach einer großen Möglichkeit, sein Wollen anzubringen. Er hatte ein Verlangen, hoch genug zu kommen, um die Acker und Wiesen der Menschen in abgegrenzten, reinlich bunten Karrees und Rechtecken über die Hügel laufen zu sehen. Sein Wollen warf Funken; er wollte Erwecker und Lichtbringer sein, er wollte daher auch gern das Außerordentliche, sah es, wo es nicht war, und feierte es mit strahlenden Worten, die nicht sein Eigentum waren, die sein Anrecht auf sich nicht anerkannten. Als sie bei Tisch saßen, zitierte Nathanael eine Stelle aus einem Briefe, den ihm eine junge Bekannte geschrieben hatte. Diese war verlobt gewesen mit einem jungen Manne, der während der Verlobungszeit starb. Die Stelle wurde von Nathanael mit schönrednerischem Ausdruck zitiert, nachdem er einleitend bemerkt hatte, was für herrliche Gedanken die Schreiberin, und daß sie sie offenbar aus sich selbst habe. Sie lauteten „Wenn ich an die Tage denke, wo ich bei ihm saß, möchte ich, die noch kommen, wie Federn in die Hand nehmen und fortblasen". „Wundervoll", sagte Nathanael, mit dem Ton auf der dritten Silbe des Wortes. Lippstock suchte schnell darüber hinwegzukommen. Im Grunde ihrer Freundschaft saß ein Körnlein Feindseligkeit. Für Michael war dies Vergreifen Nathanaels quälend. Wo Nathanael tüchtig war, wollte er nicht mängeln. Und nur mittelbar mußte er Nathanael mitteilen, daß er besser um diese Dinge wisse, besser als der Schwager, der seinerseits Lippstock, wo er ging und, ohne daß er es helfen konnte, glühte, mit leise kritisierendem Spott zu treffen wußte. Doch hier war Nathanael der Geschlagene: das konnte sich Lippstock unmöglich verhehlen, und Johanna bestätigte das. Sie bedauerte den Bruder, dessen Tüchtigkeit sonst sie bewunderte.

Michael Lippstock erfuhr viel in dieser Umgebung. Sie machte ihn auch weich und offen. Gerade an Nathanaels bitteren Ausfällen gegen das öde Beharren Grünkorns, dessen kleinliche Vereitelungen seiner eigenen, energischen und echten Bemühungen in der Gemeinde zu Süsel, wuchs Michael seltsamerweise. Sie war einerseits leicht für ihn, diese Haltung; aber sie war doch auch sein Werk; eine Heiterkeit raunte in ihm auf, suchte sich Kanäle und durchgoß sein Gehaben und sein Tun. Die Flammen in ihm hatten bisher meist nur Rauch geliefert. Nun stiegen sie oft als eine heiße, helle Süßigkeit wie in ganz kühler, durch Leiden rein gewordener Herbstluft, von der Farbe weißlichroten Blutes, auf. Er glaubte auf Erfolg rechnen zu dürfen. Die Möglichkeit der Entferntheit, die ihm das Mitleben und die Anteilnahme besonders an Nathanael erwirkte, färbte auf den Blick ab, den er auf alles, auch draußen, warf.

Dieser Blick wurde mächtig, umfassend und genau. Es war ein gefährliches Frühjahr gewesen. Die Buchen waren von scharfem Frost überrascht, die zarten Spitzen nachts überfallen worden. Wenn die Sonne schien, wurden die gefrorenen Häutchen schwammig. Lebendiges barg sich neben und hinter Totem. Aber die Buchen arbeiteten durch die Leichen hindurch weiter, sie stießen sie sachte herunter, und obwohl einige noch tagelang mitleiderregend neben den neuen Versuchen starrten, spann der Eltern Mühe erfolgreich weiter. Lippstocks Blick dachte ihr Mühen zu Ende. Sie schwirrten den Sommer lang und glühten und übernahmen sich nicht, so geeinigt waren sie in sich. Und er nahm den Herbst voraus. Ein Schmerz wühlte in den Eingeweiden der Bäume, erst leiser, dann lauter. Ein zeckenartiger Ausschlag befiel die Blätter; sie drehten und quälten sich. Da dämmte Michael die Gewalt seines Blickes ein und rannte beglückt nach Hause.

Ihm war, als baue er an einer Reihe von Gestalten, die sich behausten und bleiben wollten. Er stellte sie in dem langen und hohen Raum auf, der die vordere rechte Hälfte des oberen Stockwerkes einnahm und Virgil früher als Konfirmationssaal gedient hatte. Er war leer, seine dunkel gebohnerte Diele glänzte. Nur ein Stehpult stand an der einen Wand. An den beiden bis zur Erde reichenden Fenstern hingen keine Gardinen, meistens war es von einer angenehmen Kühle erfüllt. Hier sammelten sich die Gestalten, an denen Lippstocks Verlangen baute. Als wolle er sie erproben, schickte er Johanna zu ihnen hinein. Es sollte der Raum sein, in welchem wie in einer Meierei die gewonnene Butter in Satten aufgestellt und reif wird. Johanna mußte hineingehen und zu den Versammelten sprechen. Sie sollte sie aufrufen, sich gegen ihre unwiderstehliche Kraft zu bewähren. Sie sollte sich gegen das Fenster stellen, ihre Arme wagerecht mit dem Kreuz breiten und ihnen zeigen, wie durch ihre gespreizten Finger das Blut pulste, und diejenige Gestalt, die davor zerbrach, war als unwert zu befinden und wurde zerstampft. Und wenn Michael allein war, ging er selbst hinein und versuchte, auch wenn er langsam war und müde und verzweifelt, ob sie aus Glut und Brut stammten.

Er fand, daß die Erprobungen, bei denen Johanna half, Annäherungen an das Reine, Notwendige und Befreite und daß sie das Dauerhafte waren auch in seinem Verhältnis zu ihr. Sie spürte es auch als edeles Geschenk, als einen Kranz aus strengen Blättern, und sie trug ihn erhoben.

So suchten sich beide in ihrem Dasein zu behaupten.

Der Hochsommer schwand. Auf der jenseitigen Seite des Baches, der durch die Wiesen hinter dem Diakonushaus eilte, stand auf

einer Leiter ein Mann in grauem Jackett, mit glattrasiertem Gesicht, eine Zigarre im Munde, und sägte Erlenzweige ab. Er trug einen bequemen Ausdruck im Gesicht und musterte gelassen, was seinem Schneiden herhalten sollte. Es durchfuhr Lippstock, als er vorbeiging und im Grase schon Äste mit großen wunden hochorangegelben Schnittstellen liegen sah. Voll Bewegung bückte er sich und stopfte eine Wasserampferpflanze, deren Wurzeln bloß gespült waren, fester in den Boden zurück. Über ruhige und dichte Wolken fuhren dünnere und leichtere hastig dahin.

Johanna Lippstock war auf einige Tage zu einer Freundin gefahren, und Michael, von niemandem beansprucht, hatte sich ganz fest auf sich selber zurückgezogen. Seine Augen sammelten die Strahlen, die zwischen Morgen und Abend lebten. Er hatte zwei Statuen gemacht, einen Mann und eine Frau, die aufeinander zuschritten, darstellend. An einem Punkte zwischen ihnen fand eine Fusion ihrer Blicke statt, und dieses Punktes wegen waren die beiden Gestalten gebildet. Der Kuß von Liebenden bleibt in der Luft stehen als ein roter Fleck in der Mitte des Weges, so sollte der Beschauer von den beiden Figuren abirren auf jene Vereinigungsstelle. Und jene Stelle fest zu machen, sammelte Michael, was auf der Erde war, mit unverdrossener Miene. Er kam nach Hause vom Wandeln durch den schwindenden Sommer, der seine dringlichsten Bitten erfüllte, klinkte die Hoftür auf, um nicht erst vorne klingeln zu müssen, sah noch in der leicht andrängenden Dämmerung den Ammerdahn vergnüglich Holz hacken und ging in den Garten. Auf Johannas Beeten hockten die Zinnien wie eine Schar bunter Tauben, die einander den Hals krauen, freundschaftlich im Sande. Lippstock ging in sein Zimmer hinauf. Er schritt auf und ab. Da fiel sein Blick auf die Straße, und er sah, wie jemand am Bekanntmachungsbrett des Gemeindevorstehers eilig einen fußbreiten, mennigroten Zettel anklebte. Er stürzte die Treppe herunter auf die Straße und las mit jähem Schreck die in großen Buchstaben aufgedruckten Worte: Mobilmachung.

Zitternd ging Lippstock wieder ins Zimmer, setzte sich, suchte dann seinen Militärpaß und las die für den Landsturm geltenden Bestimmungen durch. Er vermied es, mit jemand zu sprechen, und ging zu Bette, warf sich gequält umher und schlief erst gegen Morgen. Er erwachte, schob mit Gewalt die sofort aufsteigende Besinnung auf das Gelesene zurück und versuchte, sich zu beruhigen. Durch das Fenster sah er die Erlenblätter treu und tapfer glänzen. Und dann ging er in den alten Konfirmationssaal, zog die mit langen braunen Stäben gemusterten Vorhänge zurück, die er sich der veränderlichen Lichtwirkung wegen von Johanna hatte machen lassen, und als er mit scheuer Hoffnung seine Gruppe musterte, erschien wie ein festgeschliffenes, in von allen Seiten gleich stark wehendem Luftzug

schwebend erhaltenes Buchenblatt die gesuchte Stelle vor seinen Augen. Von einer göttlich süßen Beruhigung, von einer schrecklichen Angst erfüllt, zündete sein Denken, wohin er traf, gleich einem Brandstifter Schober auf Schober. Plan auf Plan zischte hervor, ihn mit heißen Wohltaten berührend. „Schöne Schmetterlinge schlüpfen ja auch am sichersten in zerfallenden Bäumen aus!" sagte er vor sich hin. Er zog den Vorhang zu: in der hellen Sonne saß jetzt neben dem ersten Papier ein großer Anschlag. Darauf wurde dem unausgebildeten Landsturm eine Stellung erst nach dem einundzwanzigsten Tage der gesamten Mobilmachung anbefohlen.

Johanna kam schnell zurück und hielt ihren Mann in den Armen. Sie beruhigte ihn und flehte ihn um ihrer und seiner Seligkeit willen an, abzuwarten. Aber Michael war fassungslos. Der Morgen fand ihn ruhig. Er ließ den Schwiegervater, auch auf Johannas Wunsch, nichts merken. Virgil blieb besonnen. Zwei Pastoren aus der Nachbarschaft belagerten ihn mit dem Ansinnen, Tag und Nacht die Glocken läuten zu lassen. Virgil erklärte, er hielte eine solche Vermehrung der Aufregung für Verrücktheit und wies sie ab. In ironischem Ton berichtete er bei Tisch von dem Vorkommnis. Lippstock beherrschte sich und zollte Virgil Beifall. Am Nachmittage brach wieder die Angst ungezügelt hervor, und Johanna war ratlos. Sie überredete ihn, auszugehen. Und dann ging es besser. In der Einöde war es Michael, als opfere er seinem Werk mit neun roten Hahnenkämmen und neun Pfauenaugen. Noch standen die Bäume unerschüttert. Ihre Rinde rollte sich wie zuvor, und Michael nahm von ihrer Gnade soviel sie gaben. Er besann sich auf das Erreichte. Eine ganz hohe Freude schritt, still und sicher, neben ihm. Von Feinden umstellt, schwand sie, dünn und krüppelig, schwand vor dem Verbrecher, den seine Tat abschließt gegen den Zwang der Welt. Die Wolken ließen blaue Tücher wie Fahnen herunter, in die sie wie eine Schiffsmannschaft den auf hoher See Gestorbenen ihn einhüllten und versenkten. Eine Erleichterung umstrich ihn wie ein warmer Hauch. In der Nacht aber fielen seine Hoffnungen wieder zusammen und wie ein Aschenhaufen lag er, dunkel im Dunkeln.

So ging es fort. Er magerte sehr ab. Johanna sann auf Worte, ihm zu helfen. Der Vormittag rupfte ihn unbarmherzig. Vom Mittag ab wuchs er allmählich wieder zusammen. Seine Gelenke schwindelten und tasteten wie Ranken, die ihre zarten Füße ausstrecken nach der Unterlage, die ihnen genommen ist. Zuweilen nahm er brausend zu. Mit ruchloser Gewalt bemächtigte sich dann seiner, um was er stets gerungen, und wie der Duft aller Lilien, die ein Gärtner je gezogen, kämpfte es in ihn hinein. Dann erschrak Johanna vor seinem Gesicht, das weißdrohend ihr unfaßbar wurde.

Eines schönen klaren Nachmittags gegen Ende August lief er über die Stoppelfelder von Willinghusen, einem langgestreckten, in Uhaken-

form angelegten Dorfe, das als äußerstes noch zu Rothmonds Bezirk gehörte. Die besorgten Bauern hatten auch den Hafer schon eingeholt. Krauseminze wuchs jetzt auf der gebrochenen Erde, von der Sonne noch freigiebig gefüttert. Michael vergaß, um was er sich sorgte. Ein langes blasses Blatt lag vor ihm. Es lag mit dem Gesicht auf der Erde. Eine hohl gewölbte rote Mittelrippe durchzog es wie ein menschliches Rückgrat. Er dachte nicht, wer er war und wo er war. Sein Gehirn rutschte in den haltenden Kopfwänden hin und her. Sein Schädel war ein Holzkäfig voll Lerchen, die sich müde getrippelt hatten und nur noch eins konnten: singen. Sie sangen der kommenden Dunkelheit entgegen. Und Lippstock setzte sich auf einen Stein und war der Sänger und war der Zuhörer. Er stand auf, und nichts störte die Lerchen in ihrem Gesange. Er suchte den Weg nach Hause. Ein Eichhörnchen ritt auf einem langsamen Wind, der sanft über den Weg trollte. Leise Mäusestimmen riefen von rechts und links, als wenn sie Lippstocks Kommen ankündeten. Sterne erschienen undeutlich. Wie Hühner auf einer Stange rückten sie näher aneinander, plusterten sich auf und von ihrem Gefieder fielen Sternschnuppen. Die Nacht nahm ihn in den Mund. Ihre Kinnbacken mahlten. Eine mühelose Kraft trug ihn, und er trug sie. Stumm glänzend kam er an und ging er schlafen. Erleichtert bemerkte Johanna seine Ruhe. Sie benutzte den Abend, Briefe zu schreiben und für Nathanael, der am folgenden Tage erwartet wurde, ein Zimmer zurecht zu machen.

Was Johanna Michael oft erwidert hatte, er dürfe nicht so viel Schicksal vorausbereiten, nicht so viel verhindern wollen, schienen die zwei nächsten Tage zu gewähren. Als einen Wagen, von einem spielenden Kinde gezogen, fühlte sich Michael, mit sanfter Bewegung gedrängt. Die nach dem zweiten, letzten Schnitt getürmten Heudiemen lockten ihn, sich einzuwühlen wie ein Hamster und darin zu bleiben, in einem beständigen Gespräch mit der krümeligen Erde, dem sickernden Regen, dem runden Tau. Johanna und er sprachen miteinander als wäre nichts geschehen. Die Birnen am Hühnerstall wurden launig und sollten gepflückt werden. Der Ammerdahn sollte einen neuen Anzug bekommen. Lippstock sprach von seinen Ideen über den Unterricht, Johanna von ihren Erlebnissen in der Volksschule.

Nathanael kam, lächelnd, aber erregt. Er hatte in Süsel sofort, was zu organisieren war, in die Hand genommen. Die Frauen der Kriegsteilnehmer sollten an den Abenden zusammensitzen und Winterzeug für ihre Kinder nähen. Die Gemeindeschwester hatte er bereits zur Aufsicht gewonnen. Aber Pastor Grünkorn war wieder dazwischen gefahren und hatte Nathanaels beste Überlegungen in seine fleischigen Hände genommen. „Ich kann euch nicht sagen, wie erleichtert ich bin, aus dem Neste fort zu sein,"

rief er Schwester und Schwager zu. Am nächsten Morgen stellte er sich auf dem Bezirkskommando zur Verfügung und wurde gleich zur Rekrutenausbildung bestellt. Er stand gerade an der Jahresgrenze, die den Übertritt zum Landsturm bewirkt, und mußte vorläufig mit einer alten Uniformgarnitur fürlieb nehmen. Sehr zu seinem Kummer, präsentierte er sich in einer flatternden, weiten Drillichhose. Der alte Virgil aber war viel zu zufrieden mit seinem stattlichen Sohne, als daß er sich nicht das Geld zu einer stilgerechten Ausrüstung abbitten ließ. Im Beisein des Vaters und Johannas war Nathanael aufgeräumt und vergnügt. Nur als er eines Mittags nach dem Essen allein mit Lippstock in der Stube saß und Michael äußerte, der Schwager brauche doch wohl nicht an die Front, kam ein Schatten, und Nathanael sagte: „Ja, mein bester Junge, zuletzt schicken sie mich doch mit hinaus!" Und Lippstock hätte auf ein Haar auch äußerlich die Fassung verloren. Johanna trat ein, und Nathanael diskutierte mit der Schwester, ob er sich seinen Kinn- und Backenbart abnehmen lassen solle. Virgil, der mit der Pfeife im Munde herzukam, protestierte ärgerlich. „Aber es gibt keinen diensttuenden Vizefeldwebel mit Vollbart," rief Nathanael, und Johanna redete ihm zu. „So — die Hauptsache ist, daß zu Hause das Kleinste in Ordnung ist. Ich habe die Kirchenbücher revidiert und nachgeführt bis zu dem Augenblick, wo mein Urlaub beginnt. Wer aufschließt, findet alles. Elise bleibt erst noch in Süsel, später kann sie zu den Eltern."

Und Lippstock flüchtete mit seinem Gram nach oben und erblich aufs neue. Die Nachmittagssonne füllte das ganze Diakonushaus mit lauter schwingenden kleinen funkelnden Stäbchen. Johanna hatte eine Kiste mit Obst gepackt für eine arme Verwandte, und während Lippstock untätig, festgeschnürt dastand, tanzte Nathanael die Treppe herauf, den Werkzeugkasten in der Hand. Es war zu verstehen, wenn einige Leute ihn hochmütig und arrogant fanden. Aber wie er auf dem Fußboden kniete, die Kistenecke zwischen die Knie nahm und sicher Nagel auf Nagel einschlug, von der Abendsonne beleuchtet, zog es Lippstock zu ihm hin. Er fühlte, wie jeder in sich fest gearbeitet war und dem anderen zuliebe nicht aus sich herauskam. Nathanael mit seinem Buchsbaumherzen fand sich nicht mit sich selbst ab. Er war fremder auf der Erde als Michael. Und dieser freute sich, daß er mit ihm hatte zusammen sein können. Es lag im Grunde beider ein Same Abneigung gegeneinander, aber sie hatten es beide im ganzen doch gut verstanden, diesen kleinen Samen in Freundlichkeit zu hüllen. Wie es sich bei Rothmond in kategorischen Selbstverständlichkeiten entlädt, so wird er brennen als hartes Licht, dachte Lippstock. Und so waren sie herzlich, Nathanael heiter herzlich, Michael hastig herzlich zueinander, zumal wenn kein Dritter nahe war.

Mit den ihm zum Einexerzieren überlieferten Rekruten bezog Nathanael zwei Wochen später einen etliche Bahnstationen entfernten Truppenübungsplatz.

Der Herbsttag, an dem endlich Lippstock sich zur Musterung und Aushebung begab, war schon in der Frühe schön. Schon kauerten die weißen, eben erst erwachten Wolken wie Federmotten am Rande einer blauen Enzianblüte, in die sie ihre Fühler saugend tauchten. Aber für Lippstock saß in diesem Tage der Wurm. Mit schwerer Besorgnis ging er. Er hatte vorgebaut. In der Dämmerung gestern war er in den Steinhalden bei der bankrotten, verfallenen kleinen Zementfabrik am Wege nach Willinghusen herumgeklettert auf der Suche nach Digitalisstauden. Er wußte, daß die jungen Blätter ein Herzgift enthalten. Wie es wirkt, hatte er aus keinem Buche herauslesen können. Die Stauden waren schon verblüht, aber frische Blätter fand er genug: er hatte sie hinter Johannas Rücken in die Tasche seines guten Rockes gestopft. Er hoffte, daß nach dem Genusse der Blätter Stockungen des Herzschlages eintreten würden, und daß ihm dies neben seiner Aufregung bei der Untersuchung zu Nutzen kommen werde. Unterwegs steckte er in Zwischenräumen von den Blättern in den Mund. Das Kauen verursachte ihm Übelkeit, aber er würgte den Blätterbrei hinunter.

Die Musterung der Landsturmpflichtigen fand im großen Saale des Rüsterkruges statt. Schon quoll es dort hinein und heraus. „Sie nehmen alle, auch die mit Brüchen!" rief ein breitlippiger Bauer. Lippstock ließ sich in einer der dichtbesetzten, vollgequalmten Gaststuben im Vorderraum des großen Wirtshauses nieder, vergebens bemüht, seine Umgebung zu erkennen und ihr ein teilnehmendes Auge zu schenken. Die Stadtbewohner waren bereits an den beiden vorhergehenden Tagen erledigt worden, heute betraf es den Landkreis. Es waren meist unansehnliche Gestalten, die trinkend und rauchend und laut redend herumsaßen und warteten, bis ihr Jahrgang aufgerufen wurde. Lippstock wurde erst gegen Mittag in den großen Tanzsaal gefordert, der den nach hinten liegenden Gebäudeteil einnahm. Er kannte den Raum. Im vergangenen Oktober hatte er hier mit Johanna gesessen. Seine Decke war mit mythologischen Figuren in verblichenen Farben bedeckt; oben lief eine hölzerne Galerie herum, an der vorderen Schmalseite war eine Bühne. Der Saal hatte damals, als Johanna und er einem lächerlich armen und ungeschickten Konzert einer reisenden Kapelle zugehört hatten, eine behagliche und anmutige Stille verbreitet. Der Gegensatz des Heute zu dem Damals peinigte bis zur Erstarrung. Er sträubte sich gegen die Menge der übrigen Landsturmpflichtigen, die nun, in Wirbel von Staub gehüllt, von zwei langen Gendarmeriewachtmeistern hin- und herkommandiert wurden. Diese saßen an einem

kleinen Tisch in der Mitte. Sie trugen braune, von grünen Litzen eingefaßte Literöken und behandelten die Auszumusternden mit Lärm und Gewalt. Der eine schien aus sich heraus roh; der andere, gutmütiger, glaubte seiner Bedeutung nicht gerecht zu werden, wenn er nicht noch rücksichtsloser und brüsker als sein Kollege die Leute anschrie. „Nehmt eure Hüte mit, ich habe keine Lust, euch das tausendmal zu sagen!" rief der mit den kleinen Augen. „Meint ihr, ich habe meine Zeit gestohlen? Stellt euch zwei Meter von mir entfernt auf. Zieht euren Schein raus, nennt euren Namen, wenn ich ihn aufrufe, tretet vor und legt den Schein hierher, hier auf diese Stelle des Tisches!" Jeder bekam nach Abgabe seines Scheines einen Papierzettel, auf dem Jahrgang und eine Nummer verzeichnet war. Sobald der Jahrgang so abnotiert war, mußte er sich in Reih und Glied aufstellen und warten, warten. Dann ging er eine enge Treppe hinauf. Hier befahl ein alter, grämlicher Wachtmeister denjenigen, die einen Schaden hätten, sich so weit auszukleiden, daß man den Fehler untersuchen könne. Mit einem verzweifelten Entschluß legte Lippstock Kragen und Rock ab. Einer wurde jetzt nach dem anderen durch eine Tür in das Untersuchungszimmer nebenan geschoben. An der vordersten Ecke eines langen Tisches saß ein Major, ein ungefüger, klotziger Mann mit rotem Gesicht. Vor ihm stehend, machte die Untersuchung ein alter, sich in seiner Wichtigkeit wiegender Sanitätsrat. Vor Lippstock kam ein Viehfütterer, ein gutmütiger, verlegener Bursche, an die Reihe. Der Sanitätsrat hub seine dürftigen Fragen an, die offenbar der müde Rest von anfänglich gewissenhaften Bemühungen waren: „Sind Sie gesund? Können Sie sehen? Hören? Sonst was?" „Ich habe ein zu kurzes Bein," sagte der Viehfütterer. „Da gehn Sie mal." Ein höhnisches Gelächter des Sanitätsrats erfolgte, als das Verlangte geschehen war. „Train! Ab! Haben Sie gesehn, wie der Kerl das Bein anzog?" fragte er Lippstock als den Nächsten. Lippstock hatte zugesehen und war überzeugt, daß das Bein wirklich zu kurz war, aber dem Sanitätsrat war seine eigene Schlauheit zu lieb, als daß er sie nicht hätte demonstrieren sollen. Er richtete an Lippstock, der ihn zag ansah, dieselben Fragen. „Ich habe einen Herzfehler," brachte Lippstock heraus. Der Sanitätsrat horchte an ihm herum. „Ne, einen Herzfehler haben Sie nicht." „Eine Lebensversicherung habe ich aber nicht bekommen können," behauptete Lippstock leise. „Haben Sie mal Rheumatismus gehabt?" „Ja." „Wann?" „Vor zwei Jahren." „Tauglich sonst!" erklang die Stimme des Arztes unerschütterlich und geschäftsmäßig. Der Bataillonsschreiber, welcher in einer weißen Jacke neben dem Major saß und mit herausquellenden Bulldoggenaugen kühl und verächtlich dem Geschäft zusah, händigte Michael seinen Zettel ein und bedeutete ihm mit Schulterziehen, abzutreten. Wie nicht im Besitze seiner natür-

lichen Kräfte zog sich Lippstock an, halb etwas Gutes aus dem „Tauglich sonst" herausriechend, erkundigte sich höflich bei dem vor der Tür des Untersuchungszimmers sitzenden Wachtmeister, was „tauglich sonst" bedeute, und bekam zur Antwort: „Weiß ich nicht. Tauglich sonst — hab ich noch nie gehört," mischte sich wieder in die Menge und wartete auf die Herausgabe seines Passes. Er war todmüde. Seit er von Hause fort war, hatte er sich nicht entschließen können, etwas zu essen. Mit zuckenden Knien saß er auf dem Holzvorsprung der Bühne und beobachtete, wie vor ihm in einer Saalecke eine Gruppe der allerkümmerlichsten Männer als „untauglich" abgefertigt wurde. Jetzt war man am Anfange seines Jahrganges. Um den ausrufenden Wachtmeister ballte sich der Schwarm wie eine Koppel Hunde. Lippstock rief eine Nummer zu früh sein „Hier!" und wurde angefaucht: „Hat ne Brille und kann doch nicht sehn." Er bekam dann seinen Paß und las erstaunt, daß hier mit Bleistift vermerkt war: „C 1. Vorläufig zurückgestellt hinter die letzte Jahresklasse seines Aufgebots."

Michael stand, langsam schluckend, sich auf seine veränderte Lage besinnend, die noch bis an den Hals in die alte gehüllt war, im hellen Sonnenschein auf der Straße, die weiß wie im Sommer war. Er sah sich erstaunt die dürftigen Läden an und betupfte wie nachschmeckend die staubigen Pflastersteine mit seinen Sohlen. Wie reife Weintrauben schlüpfte ihm die warme Luft in die Brust. Er wollte gerade schleunig weitergehen, um jeden Atemzug auszukosten, da gesellte sich Dellenbusch zu ihm, ein junger Kantor, der in Virgils Kirche häufig die Orgel spielte. Lippstock hätte schon am Morgen gemeinsam mit Dellenbusch zur Musterung gehen können, zumal ihn dieser dazu aufgefordert hatte. Aber Lippstock war hinweggeflohen, denn bei dem Mahle, an welchem er von seiner tiefen Bedrängnis zehrte, mußte er unbedingt allein sein. Jetzt war es überstanden, und Michael hegte seine Freude wie ein empfindliches, eben geborenes Tier unter der Jacke, als er mit Dellenbusch den Heimweg antrat. Dellenbusch war ein zarter und feiner Mensch, befangen in seiner Musik, von der er nur Bach kannte, jünger als Lippstock und doch mit seinen großen braunen Augen in einem hageren Gesicht, aus dem die Backenknochen hervorsprangen, weit weniger hilflos und schneller entschlossen. Er sagte jetzt melancholisch-trotzig: „Ich bin zur Infanterie genommen. Ist mir gar nicht recht. Mit fünfzig Pfund auf dem Rücken sechzig Kilometer laufen, das halt ich nicht aus!" Er sagte das mit dem Gefühl der Nutzlosigkeit eines Protestes. Dabei wühlte er jedoch, anders als Lippstock, wie ein Maler mit dem Pinsel in einer noch nicht ausprobierten Farbenmischung mit seinen Gedanken neugierig und gespannt in der Aussicht, Soldat zu werden, herum. Lippstock ging auf seine Frage, wie es ihm ergangen sei,

hinweg und lenkte, seine Erregung verbergend, das Gespräch auf anderes, um nur ja nicht sich selber, seine Angste und sein Entrinnen von Dellenbusch beleuchtet zu haben. Er fragte voll jähen Interesses nach Dellenbuschens Musik, stand ab und zu still und zog die Herbstluft ein wie ein Hengst, der die Lippen von den Zähnen schiebt beim Nahen einer Stute. Unternehmungslustig bestellte er für Dellenbusch und sich Essen in einem Bauernhof, vor dem ein Tisch mit Stühlen stand. Das war die erste Handlung, mit der er Besitz von der wiedergeschenkten Welt nahm. Sie wischten sich den Schweiß von der Stirn und setzten sich. Lippstock betrachtete die Hühner, als hätte er noch nie welche gesehen. Ein praller, brauner Hahn trat eine mit allen Federn zischende weiße Henne. Lippstock verlor das, dabei immerzu auf Dellenbusch einredend, nicht aus den Augen. Er bezahlte für beide. Johanna kam ihnen entgegen. Sie war schlank geworden: in ihrem roten gestrickten Wams rauschte sie wie ein Bündel Ebereschenbeeren die Chaussee entlang. Unauffällig heiter berichtete ihr Lippstock das Resultat. Sie sagte leise, sie hätte gewußt, daß es gut gehen würde. Es war, als hätte jemand in die Schweinsblase, in die alles gesperrt gewesen war, ein Loch geschlagen, und in den Schlund der darin sterbenden Wesen ergösse sich jetzt ein gefeiter Atem von fernen, heilenden Horizonten. Die Kühe gaben wieder so viel Milch wie vor dem Ausbruch des Krieges; sie ließ sich zu einer Zauberspeise buttern; auf ihren hohlen Hörnern blies es sich wie auf Flöten, den Weibern saßen die Kleider gespannt und in ihrem Nacken lag das Haar wie Eidechsenbrut in einer weißen Sandgrube.

Die Gatten saßen in Lippstocks Zimmer. Er war stumm vor Erschöpfung. Johanna sprach schnell und viel von dem, was sie tun wollten, um diesen glücklichen Ausfall zu „verdienen".

Am Abend gingen sie eingehakt durch den Garten. Wieder aufgeblüht am dritten Tag, wurde er überwachsen von der Erinnerung an Johannas Gehen am Musterungstage auf der Chaussee, ihm entgegen. Als sie nebeneinander lagen, begann der rote Mond, der wie eine überjährige, fatte Kastanie auf einer wolligen Wolkendecke lag, zu keimen. Er platzte, und mit zwei Keimblättern, dem Laufe der Natur gemäß, stieg ein zweiter zartroter Mond heraus, breitete die Keimblätter wie Flügel aus, stieg in Kreisen wie ein Bussard hoch hinauf und blieb dann im Osten hängen. Die Leute liefen vor die Tür, deuteten auf das zweite Gestirn und sagten, das sei das Kriegszeichen.

Der Krieg aber zog an der Decke, die über der Erde lag. Der Zimmermann und Landwehrmann Gutherz, der an Frau und Kindern hing, kam verwundet zurück, sah Frau und Kinder nicht mehr an und drängte wieder hinaus. Der Schuster von Gießhäubel, Kaja Hefer, hatte eine

Kugel in die Lunge erhalten, hustete herum, beeilte sich aber, zu heilen und den Dienst wieder aufzunehmen. Junge und alte Männer starben begeistert. Die Flut war nicht zu dämmen. Michael bemerkte es mit versteinertem Entsetzen. Es schröpfte ihm die Adern. Er bekam Kongestionen. Sie erreichten ihre Höhe mit der Mittagsstunde. Von da ab fuhren die zerrissenen Bogenhälften summend wieder zusammen. Und Michael vertauschte sich mit den Lebewesen, die er kannte, und versuchte, mit und ohne Erfolg, ihre Umrisse in sich nachzuzeichnen. Er war die Tür, die sich in den Angeln dreht, stets zur rechten Zeit mit Öl geschmiert, damit sie Leute und Dinge zu ihren Ämtern und Posten durchließ. Er wuchs zusammen zu einem kreisrunden Brett, auf dem eine Reihe kleiner Kugeln durcheinander quirlten. Sie liefen wie Tiere jede ihre besondere Bahn. Der Basaltfelsen an der Wegscheide zwischen Willinghusen und Glockenhäubel ragte grau und matt in den stillen Abend. Nirgends gab es Gebärden. Die Landschaft schämte sich eines Ausdruckes wie ein Protestant, dem schon das Zusammenlegen der Hände beim Gebet nicht recht ist. Und doch besetzte sich der grobe Fels im Frühling mit weißen Spitzen, die aus seinen Rissen drangen. Die Wurzeln der alten Weidenbäume am Bache flimmerten zersplissen wie rote Fischflossen im Wasser. Ein Klumpen von Schafrücken drängte vorbei. Johanna brachte sie in den Stall. Seiner Gattin hohe Brüste waren Vogelnester voll geöffneter Schnäbel. Bevor sie sich geheiratet hatten, hatte Johanna zu Michael gesagt, sie lebe nicht gern. „Jetzt habe ich dich," hatte sie gesagt, als er sie später daran erinnerte. Ihr Tun und ihr Denken widersprachen sich. Wenn jemand es konnte, dann vermehrte sie mit ihrem wandlungsfähigen, idyllischen Körper den Sinn der Erde. Sie schritt mit durch die Tür, die er war, die er offenhielt. Er war der Geschichtschreiber der Natur. Brachen seine Augen, so brachen ihre. Sie war die große grünschillernde Farbenkugel, die sich still und gemessen drehte. Knickte er ab, so hörte sie auf. Das Feld war ihre Nase, in ihren Nüstern gruben sich die Mäuse lange Kanäle: ihre Nasenflügel spannten sich anders jeden Tag. Über ihre Wangen ruderten die Scherben des ersten Stareneies und die letzte Mauserfeder der Weihe. Daraus riß er sich ein Zeichen, daran erkannte er sich. Ihre Buchenecken waren die Knöpfe seines Rockes, und ihr Bärlapp war sein Haar . . .

Doch wenn es kahl wurde, wenn es kalt wurde, wenn der frühe Novemberschnee fiel und die Lärchen ihre gelben Nadeln in die weiße Schicht preßten, begegnete Michael seiner Feindin. Ihr Gesicht, das immer der Ausdruck einer starren Feierlichkeit war, war ausgemergelt wie ihr Körper. Wenn sie still saß und lauschte, glich sie einer altdeutschen Madonna. Sie hieß Bibe und war eine nicht mehr junge Lehrerin an derselben Schule,

an der Lippstock Johanna unterrichtet hatte. Ihr ganz aus dem Wege zu gehen, war Lippstock nicht gelungen. Das Schulgeschäft hatte sie öfters zusammengezwungen. Wohl streifte sie das Marienkind, das ihr an den Hals ihres grauen Kleides geflogen war, behutsam ab, einer theoretischen Liebe zu dem Lebenden zu Gefallen, aber wenn sie in der Konferenz sprach, laut und dringlich, erdrückte sie das Marienkind, das dann auf Michaels Lippen erschien, ohne Zögern. Im Eisstrom ihrer Rede erfror das zuckende Leben, und gerade dann, wenn ihre Worte das kühnste und ohne Weisung Verborgenste, Lichteste und Faserndünnste zu bezeichnen bestimmt waren. Sie verbog, was Lippstock äußern wollte, sie verabscheute und haßte ihn — das wußte Lippstock. Und er bekämpfte sie stumm, auch dann, wenn sie, als seine Vorstellung nur, die langen, schmalen, bleichen Finger zusammengelegt und diese wieder an den Unterarm, der sich an den Körper drängt, gezogen, wie eine schlafende Fledermaus, in seiner Stube hing. Zwischen Anna Bibe und dem Letzten war nichts. Sie verdammte die Schwärme, die zwischen ihr und dem Letzten voll froher Ungewißheit flogen und die Michael so gierig beobachtete. Sie spannte ihren zinnernen Bogen und erschoß diese Schwärme, und Lippstock fühlte, daß er verloren war, wenn er in ihre Gewalt geriet. Wenn er jetzt stürbe, könnten sich ihre und seine Begeisterung vermischen. Das war das Entsetzlichste. Sein Tod würde vergebens sein. Er ging die Wege, die ihr verborgen waren. Konnten sie sich aber nicht verfehlen, so rettete er sich vor ihr in Johannas Schoß. Und hinter Johanna stand der Ammerdahn. Und hinter dem Ammerdahn stand ein Flammenmeer, das er mit bloßen Füßen hütete.

Noch immer war das Wetter schön. Noch schlängelte sich ein blätterbestreuter Weg zwischen der belebten Gegenwart und dem unbekannten Ende. Aber das Grausen ließ sich nicht vertreiben. Es fiel aus den Bäumen und schlich sich in Lippstocks ruhigste Gedanken. Die Euter der Kühe, die ihm so gespannt gedünkt hatten, als er das Zimmer des Sanitätsrates und des Majors verlassen hatte, erschlafften, und die Wiesen hielten nicht mehr die Zeitlosen, sondern sie fielen aus wie kranke Zähne. Als er Johanna gefragt hatte, warum er denn eigentlich nicht mit in den Krieg müsse, hatte sie geantwortet: „Weil du zu anderem bestimmt bist," aber Lippstock rüttelte an dem Stabe, der nur eine große, schöne, offene, traurige Blume stützen konnte, und er zerbrach und die Blume fiel um.

Um die Mitte des Septembers langte eine Karte von Nathanael an, welche meldete, daß er mit seinen Rekruten nach Frankreich ausgerückt sei. Erschrocken setzte sich Lippstock neben Johanna auf die Chaiselongue. Und Johanna sagte: „Er kommt sicher nicht wieder. Es ist gut für ihn. Er ist ein unglücklicher Mensch. Er ist nicht auf der richtigen Bahn." Lippstock empfand beim ersten Hören diese Worte als eine Hilfe. Er setzte sich

auf sie wie auf eine Reckstange, und bejahte sie eifrig, froh, einen Hohlraum zu füllen. Johannas Bemerkung hatte für den Augenblick seiner Unruhe einen Pfropfen aufgesetzt. Dann aber meinte er, daß es in Johanna zitternd weitergesprochen hatte, und er sagte es zu sich: „Nun kommt die Reihe an dich."

Hitzwelle flocht sich in Hitzwelle. Der abziehende Sommer warf sie, schon selber unsichtbar, als Kußhände noch aus der Ferne her. Michael saß oben und korrigierte die Aufsätze seiner ersten Klasse. Es war Nachmittag und drückend heiß. Lippstock stand auf: unerträglich gepeinigt. Er hob die Arme und verschlang die Hände über dem Kopf. Die Sonne überschwemmte den Raum wie ein Rauch und preßte ihn, preßte seinen Leib mit glitzernden Fingern, wie eine Tube von satten und dichten Farben, in denen das Zimmer ertrank. Aus den in Reihen auf dem Boden liegenden, ausgegrabenen braunen Schädeln gleichenden Tulpenzwiebeln keimten Funken, die Michaels weißen Leinenrock mit süßen Glasuren betupften. Treppauf und treppab lief er die Stufen des Gewesenen, auf jedem Treppenabsatz haltend. Wo ein Zimmer abzweigte, trat er ein, zog die Jalousien hoch, blies den Staub vom Tisch und ging sacht die Matten und Teppiche ab. Als er ans Fenster trat, sah er unten den Ammerdahn das allerletzte Gras mähen. Es war, als stände er auf einem tiefen Grunde und als sähe Michael wie durch eine Glasschicht auf ihn herunter. Der Ammerdahn mähte in Hemdsärmeln, die er noch dazu aufgestreift hatte, so daß seine dünnen Arme die Sonne ohne Schranken schluckten. Er muß einen Ausschlag haben! dachte Lippstock; seine Arme sehen so verbeult aus! Die Birnen hingen, staubig und gelbgrün, erfüllt an den rissigen Zweigen. Wenn die Korkschicht zerriß, die ihren Stengel an den Ast band, fiel sie herunter. Dort sollte sie liegen und faulen, wenn Johanna sie nicht fand, damit das Fruchtfleisch die Kerne freiließe, die dann in die Erde dringen könnten zu neuem Tun. Die Luft schien glücklich. Aber dann klang es wie ein leises Röcheln. Sie tat sich auf wie ein Lippenpaar und schloß sich wieder. Da sah der Ammerdahn plötzlich auf, und seine Augen trafen sich mit Lippstocks trübem Blick. Der Ammerdahn winkte vorsichtig. Und als Michael, abgerissen von sich selbst, auf den Gartenweg trat, machte ihn der Ammerdahn auf die schütternde Oberfläche des Rasens aufmerksam. Und beide beobachteten emsig, wie ein Maulwurf die Erde emporwarf.

Als Lippstock wieder ins Haus ging, brachte ihm Zissa die Zeitung. Er durchforschte eilig die letzten Meldungen und blieb dann bei der Bekanntmachung des Bezirkskommandos, nach welchem beim 16*. Infanterieregiment in Weinsdorf wieder Freiwillige eingestellt würden, und zwar sei auch die Einstellung von Angehörigen des unausgebildeten Landsturms zulässig. Und während die Erscheinungen Johannas, Nathanaels und des Ammerdahns in einem Pfauenfedernlichte wie die Speichen eines Windfahnenrades sich

pfeilschnell an seinem inneren Auge vorbeidrehten, sich alle drei an den Händen fassend und ihn dann, der in der Mitte stand, mit dringenden Bewegungen anredend, mühte er sich, den Entschluß zu fassen, sich bei dem genannten Regiment zu melden. Es sprengte ihm den Gaumen und verschluckte alles, wovon er bislang gezehrt hatte und noch immer zehrte, und doch war er noch weit entfernt, die gegnerische Macht, die ihn überschattete, zu ermessen, überhaupt anzuschauen und, sein entsetzliches Mühen zunächst wegstreckend, klopfte er bei Rothmond an, der gern mit dem Schwiegersohn plauderte, bis das Abendessen fertig war.

Von nun ab galt es, den Entschluß so lange zu kneten und zu härten, bis er gegen jede Lockerung gesichert war und er ihn Johanna kund tun konnte, ohne daß er in ihrer Bestürzung wieder zerschmelze. Am Nachmittage darauf flüchtete sich Michael auf das kleine, sonnige Stück Gemüseland hinter dem nicht mehr benützten Hühnerstall, wo der Ammerdahn besonders gern weilte. Dort saß Lippstock auf der Erdrinde nieder, die trocken und hart wie der Rücken eines braungebackenen Kommißbrotes war. Mitten in den Kohl- und den in Saat geschossenen Salatstauden stand eine verirrte Petunie. Und während Michael sie anstarrte, suchte er sich von den Erscheinungen, denen er bisher nachgegangen war, zu lösen. Aber sie sprachen mit leiser dringender Stimme zu ihm. Er versuchte die äußeren Formen des neuen Daseins auszumalen, stellte sich die Uniform vor, die er haben werde und zeichnete sich den Helm mit dem grauen Überzug und der Regimentsnummer darin im Sande auf. Doch die Zeichnung hielt nicht Stand. Dann dachte er an den braunen Karton, den er zum Einpacken der Zivilkleidung mitnehmen müsse, sobald er endgültig eingezogen wäre. Zahllosen Männern war er in den letzten Wochen begegnet, die einen solchen in der Hand zur Musterung gezogen waren. Aber mit dem Karton war er schon bei der äußersten ihm erreichbaren Wirklichkeit angelangt; er kehrte um, stand auf und lief den schmalen Weg hinunter, der zwischen dem Gemüseland und dem anderen Garten entlang führte und mit den Pollen von Malven gelb bepudert war. Und nun begann die Stimme der Petunie, die zuerst fromm gebeten hatte, immer dringender zu werden, immer leidenschaftlicher zu mahnen, bis sich zuletzt ein inbrünstiger Schrei aus den roten Blütenblättern löste und wie ein liebesgieriges Weib, das, zum Äußersten entschlossen, seine Kleider abwirft, auf ihn losstürzte, ihn umschlang und mit flehentlichen Küssen bedeckte. Die Schatten wurden länger und noch immer kniete die Überredung, die Arme um den regungslos Horchenden geschlungen. Ihr verbündete sich die in blauem Öl schwimmende Unsicherheit des abziehenden Tages, die ihre mausgrauen Arme auf die Beete legte, und ihr gesellte sich die Petunie, die wie eine Zitadelle von ihren höchsten Zinnen ein lockendes Feuer spie.

Johanna kam und suchte ihren Mann. „Michael, Michael!" klang ihr helles Rufen. Endlich fand sie ihn, zusammengekauert an den Draht des Hühnerstalles gelehnt auf der Erde sitzend. „Was machst du denn bloß? Wenn du müde bist, warum hast du dich nicht ordentlich hingelegt?" fragte sie besorgt. Michael ergriff ihre warme und feste Hand. „Nach dem Krieg soll der Ammerdahn eine violette Weste haben und rote Strümpfe!" sagte Johanna. Und Lippstock lachte schwer und malte aus, wie der Ammerdahn dann aussehen würde.

Also mußte der Entschluß weiter ausgeglüht werden.

Der Traum aber, dem Michael Lippstock an der Brust gelegen hatte, rief ihn Tag und Nacht. Wo war er? Er ging schon wieder steil mit hohem Stabe über die Berge. Sein Angesicht war unnahbar. In den Röhren seiner Knochen floß goldenes Harz. Seine Geschlechtsteile waren eine quellende traubige Glockenhyazinthe. Und seine Worte waren die Zizindelen, die mit metallisch funkelnden Flügeldecken über den Weg liefen, und die Ohrwürmer, die in den Georginen nisteten und ihre braunen Scheren in die Ritzen des Hauses zwängten. —

An einem regnerischen Nachmittage traf Lippstock da, wo zwischen zwei schrägen Flächen ein sumpfiges Wasser stand, in das sich unregelmäßige kleine Wasserläufe leerten, Anna Bibe. Auf der roh gezimmerten Brücke aus ungeschälten Tannenstämmen mußten sie aneinander vorbei. Ihr Kleid war bis zum Halse herauf geschlossen; um den Hals und um die Handgelenke lagen zierliche weiße Krausen. Sie trug nie etwas in der Hand. Sie grüßte kaum. Michael wußte, ohne daß er es sah, daß sie die Innenseiten ihrer Hände aneinanderlegte, wie sie es in den Konferenzen zu tun pflegte, und er spürte, daß sie ihn zurückstieß. Er schrumpfte ein wie ein angegriffenes Blatt. Ein grauer Nebel umhüllte die kleinen Wiesenhügel, die mit wildem Haar bekränzt waren. Lippstock eilte verlegen vorbei. Vor demjenigen, für das sie lebte, lag nicht die Ebene mit den unzähligen verwirrten Lauten, und für sie war die beschopfte rote Lerche nur ein Lehmklumpen, der das Bild der Andacht bewarf, entweihend die Andacht auf sich riß. Sie zwang ihn, ein böses Gewissen zu haben. Sie war keine Anhängerin des Krieges, aber die Schwären, die Lippstock trug, waren ihr verhaßt, und wie ein Peitschenschlag zischte diese Begegnung über seinen wehrlosen Rücken, der sich soeben noch tief gebeugt hatte in der verwirrenden Ebene, in der allein er heimisch war und aus der die Schwärme eines ruhelosen Lebens aufstiegen, wie er sie so gern, so hingegeben beschaute. Ihre blassen, eckigen Backen stießen durch das läutende, weiche Lindenlaub und das dämmernde Geschwätz seines einsamen Kampfes — und am nächsten Nachmittage fuhr Michael Lippstock nach Weinsdorf, um sich auf dem Bezirkskommando zum freiwilligen Eintritt in das 16*. Regiment zu melden

und untersuchen zu lassen. Es fing an zu dämmern, als er in Weinsdorf ankam. Das Büro war leer. Ein Feldwebel meldete ihn an, und ein alter Stabsarzt kam angehinkt. Er hieß, immerfort vor sich hinmurmelnd, Lippstock sich entkleiden und erklärte, nachdem er sich mit Lippstocks Brustumfang nicht einverstanden gezeigt hatte: „Nachher trag' ich die Verantwortung." Seine Unzufriedenheit wuchs, als er Lippstock mit der flachen Hand leicht auf das Knie schlug und dieser stark zusammenfuhr. Lippstock beobachtete das mechanisch mitgehende, von grauen Bartstoppeln eingerahmte Gesicht des Arztes, und als der Alte ihn zum Schlusse tauglich befand, wußte er, daß die Taue, die das Schiff noch immer mit dem Hafen verbunden hatten, endgültig durchschnitten waren, und mit einem gepreßten, durch den Bescheid unnatürlich verrenkten Gesicht stolperte er fort.

Es war fast dunkel, als Michael dem Diakonushaus zuschritt. In der Hecke sang ein Zaunkönig. Sein tiefes Braun leuchtete wie Purpur — aber seine Flügel trugen ihn nur von Baum zu Baum. Auf der leeren Ebene erhaschte ihn, wer ihn jagte, leicht. Michael bog, über einen Graben springend, von der Straße ab und ging über einen abgeernteten Acker, um von hinten durch den Garten ins Haus zu gelangen. Mit den Köpfen fast bis zur Erde geneigt, lagen betende Gestalten über dem Acker und zwischen ihnen standen die weißen Drüsen der Ackerwinden wie Taufbecken still und steinern, und Lippstock sah mit schmerzlichem Neide auf ihr ruhesames Verwelken.

Johanna kam eine Stunde später nach Hause; sie war bei Angele gewesen, deren Geliebter am Morgen hatte fortmüssen. Lippstock öffnete ihr die Haustür, zog sie am Kleiderärmel dicht an sich heran und sagte ihr, daß er sich gemeldet habe und heute angenommen worden wäre. Johanna erschrak aufs tiefste, ließ ihn aber ihre Not nicht merken, sondern sah ihn dringend an und sagte nur: „Nein!? o hoffentlich, hoffentlich hältst du es aus!" Nachdem Lippstock erschöpft eingeschlafen war, lag sie eine Weile in hoffnungsloser Schlaffheit. Sie wußte, daß sie alles ordnungsgemäß weiter führen werde. Doch die Sicherheiten, die sie besessen hatte, bevor sie Michael gesehen, waren längst vernichtet. Die Sicherheiten, die sie mit Michael besaß, waren gleich den Fäden, an denen sich die Spinne herunterläßt, um von einem Windstoß an die Stelle des weiten Raumes getrieben zu werden, wo sie sich ihr Haus weben kann. Schon spann sie dieses Haus. Wenn nun der Wind, der Bunte, Feurige, Reiche, der neben ihr lag und dessen dunkles Haar sie mit der ausgestreckten Hand berühren konnte, schwand, würde ihr das Blut aus dem Körper fliehen.

Die Rekrutenkaserne von Weinsdorf war überfüllt. Hundert Mann wurden in den Theatersaal des Gasthofes von Achilles Finsen ge-

legt, und zwölf Mann, darunter Michael Lippstock, bekamen Quartier in der zu dem Theatersaal gehörigen Garderobe, einem länglichen schmalen Raum hinter der Bühne, der als Ankleidezimmer für Komödianten oder Sammlungsplatz für Musiker und reisende Artisten bestimmt war. Als Michael die Vorstellung, beständig mit elf ihm völlig Unbekannten zusammen sein zu müssen, zu erwürgen drohte und sich wie eine stickige wollene Decke um seinen Kopf schlang, wich das verknotete, verhärtete und ritzende Gebüsch auseinander und zeigte ihm einen Weg: er zwang sich, seine Umgebung zu verwandeln. Er wuchs mit den elf Gefährten zu einem Wäldchen junger Fichten zusammen, und was sie miteinander sprachen, das war das Sausen in ihren Wipfeln. Er redete mit ihnen in einem Dialekt aus Glas, den er selbst nicht verstand. Jeder Gedanke, den er laut werden ließ, war ein Gespenst, das beim Anfassen zerbrach. Er war die Kohle, die aus dem Feuer gefallen war und nun die Glut immer tiefer verbarg, indem sie sich mit einem jede Minute dichter und dicker werdenden Aschenmantel umzog. Eines Abends, als sich die Leute eben todmüde zum Schlafen niedergelegt hatten, stieß den Michael sein nächster Lagergenosse, ein junger Mensch mit einem hellblonden Spitzbärtchen, von Beruf Stellmacher, der stets viel redete, um damit die Besorgnis für die Zukunft zu ersäufen, ohne äußere Veranlassung in die Seite. Es schien, daß er dem Fremden neben sich mit Gewalt auf die Spur kommen wolle. Lippstock war es, als zerfiele er in seine Teile. Aber da zog schon der andere, als hätte er die Asche abgestreift, hinter der ein unerwartetes Herdfeuer mit glühender Kehle sang, seinen unbeherrschten Quälereiangriff zurück und murmelte, gutmütig und einlenkend: „Entschuldigen Sie, ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten." Und dann war wieder mit verschlungenen Armen der Wald da, der rauschte sinkend und steigend, und was auch in der Stube geschah, es wurde aufgeschluckt von jenem Grundsausen.

Sie hatten rund acht Stunden Dienst. Sie erhoben sich morgens um fünf Uhr von dem nicht ausgedroschenen Haferstroh, das Lippstock die Nasenlöcher mit Staub verklebte. Danach bekamen sie Säcke, die mit zerschnittenem langstreifigen, steifen Pergamentpapier ausgefüllt waren.

Michael hielt das Gewehr hilflos im Arme. Der Vizefeldwebel bemühte sich freundlich, ihm die Waffe zu erläutern. Aber erst als Lippstock sie mit sanfter Gewalt in die webenden grünen Schatten eingeordnet hatte, die nicht aufhören wollten, ihn zu rufen, ihm zu dienen, wurde sie ihm hantierbar; erst als er sie sich in ein Fuchsskelett umdachte, dessen Teile sich auf einen Pfiff zusammenfügten, lag ihm daran, sie zu verstehen. Und er säuberte ihr Rohr und putzte ihren mattleuchtenden Lauf sorgfältiger als die anderen.

Von den Stubengefährten wurde Lippstock nur einer deutlich, Hans Finsen, der Sohn des Gastwirts, bei welchem sie in Quartier lagen. Lippstock konnte eines Nachts nicht schlafen. Er richtete sich mit dem Oberkörper auf, und sein Blick fiel auf den Zwanzigjährigen. Das Gesicht des Schlafenden nahm teil an einem großen Staunen, das ihn jeder Verantwortung enthob. Am Tage war er von einer zierlichen Unschuld, die nicht begriffen hätte, um was sich Michael quälte und sorgte. Der Mond schien; seine letzte Rundung war schon angedeutet. Lippstock stieg leise über die Schlafenden und sah hinaus auf ein Feld, auf dem der Hafer in Hocken stand. Das Feld war wie der Mund eines Säuglings, in den die Muttermilch des Mondlichts strömte. Die Grannen federten. Die Ruhe wehrte der Unruhe, die als Westwind herandrängte und die Ruhe vor sich hertrieb, als wolle sie sie in den Fluß stürzen. Aber die Ruhe deckte sich mit silbernem Schilde, und Lippstock schlief geborgen ein.

Der Drill war nicht so vergewaltigend, wie ihn Lippstock sich vorgestellt hatte. Als Schüler hatte er in seiner Heimatstadt, in der ein Husarenregiment lag, dem Exerzieren auf dem Kasernenhof zugeschaut. In dessen Mitte hatte ein Unteroffizier gestanden, um den herum die Rekruten auf geschwinden kleinen Remonten Reitübungen machten. Bei jedem Versagen war der Führer in schwere Wut geraten, hatte die Ungeschickten mit Erdklumpen bombardiert und grausam lachend den Versuchen, der zornigen Pferde Herr zu werden, zugesehen. Auch draußen auf dem Exerzierplatze, weit vor der Stadt, war eines Nachmittags ein Husar stundenlang mit seinem langschwänzigen, aalglatten, ungebärdigen Tier herumgetobt, von höhnischen Bemerkungen eines Unteroffiziers begleitet, als habe dieser das Vergnügen eines Kindes beim Zersägen eines Frosches. Und Lippstock hatte nicht begriffen, daß ein gleichmütiger Sonnenschein ihn selber, den Husar und den Unteroffizier umspielt hatte, und daß es der Exerzierplatz war, auf dem er im Herbst Champignons sammelte. Jetzt saß er selbst auf einem hochbeinigen Pferde, von dessen Rücken bis zum Boden eine lange Strecke war. Aber sein eigener Unteroffizier, Kaase, war ein Mann von ruhiger, zweckvoller Kraft, der dem Ungeschickten mit Gleichmut Gewehr und Arme zurecht rief. Kaase war nicht jählings aus eigener Angelegenheit herausgefordert worden. Er ließ sich sogar zu einem ruhigen Gespräch über Lippstocks Zivilberuf herbei. Trotzdem war Lippstock wie ein Insekt, das mit den Füßen in einen Gummitropfen geraten war, und wenn er von den schwankenden Zweigen einer immerfort drohenden Not herabgeglitten war auf den Boden einer erschöpften Ruhe, dann zürnte er, daß man ihm nicht den eigenen Tod gönnen wolle.

Dem neugebildeten Regimente überbrachte an einem dampfenden Oktobermorgen der Kommandeur die Order des bevorstehenden Aufbruches. Der Oberstleutnant Springer wurde in merkbarem Unterschiede von Kaase seiner Unruhe nicht ganz Herr; er sah auch aus wie einer, der einen sehnsüchtig gepflegten Fruchtgarten hatte im Stich gelassen; er zog an den Enden seines Schnurrbartes und gab die Mitteilung mit brüchiger Stimme. Auch zitterten seine Hände. Lippstock sah es. Das Regiment aber entbrannte in einem aufschwellenden Taumel der Begeisterung. Wie sich die innerste Kraft der Kiefer in den hellen Tropfen entlädt, deren Geruch fast sich überschlagend Bitterkeit und Süße vermengt, als löse sich eine unmögliche Aufgabe, so brannten den Jungen und den Alten die Eingeweide. Auch Lippstock schwelte darin wie in einem Kohlenbecken; seine verängstigten Blätter buhlten mit der neuen Luft, die sich in ihre ersten unberührten Teile auflöste und sich ihm mit verzückter Miene schenkend anbot. Da aber setzte die Musik ein, und als sie versuchte, den fliegenden Atem zu einigen und zu zwingen, wandte sich Lippstock erbleichend ab und sann eigensinnig einer anderen Melodie nach, sie Takt für Takt unaufhörlich repetierend, die ihm kindisch traurig vorschwebte, die die Stengel seines Daseins mit einer Haltung füllte, in welcher er süß ausschritt, von den Menschen und der Natur zirpend begrüßt und angeredet.

Ganz früher Morgen schob seine Nebelkulissen durcheinander, als neunhundertundfünfzig Mann des 16*. Ersatzregimentes auf dem Bahnhofe von Weinsdorf verladen wurden. Es kam Lippstock vor, als führe man tagelang. Er wehrte sich nicht, nur in den hellen Vormittagsstunden kreischte sein Leib, wie ein Baum empört gegen die Säge, die ihn fällen soll und das Nest mit braungestrichelten Eiern in seinem Wipfel zerschmettern. Der Nachmittag und der Abend kamen dann geflogen wie Rotschwänzchen im April, und ruhig und klar saß Lippstock neben den Kameraden. Dichte Staubwolken verklärten sich in der Sonne. Zuerst hatte er mit sieben Regimentsmitgliedern, die er nur oberflächlich kannte, in einem Abteil gesessen. Dann war man umgestiegen, und er lag mit einer großen Schar, darunter auch Finsen und der blonde Stellmacher, in einem gedeckten Güterwaggon. Am Nachmittage des zweiten Tages hielt der Zug sehr lange an einem großen Orte mit bergiger Umgebung. Das Bahngeleise lief im Tal; Lippstocks Wagen hielt gerade da, wo von oben ein mit Bäumen und gezimmerten Lauben bestandener Wirtshausgarten herabsah. Dort war eine Trinkgesellschaft versammelt; ein Karussell drehte sich und eine Drehorgel quiekte. Die Leute drängten sich oben an das Gelände und warfen den Soldaten Zigarren, Butterbrote und Früchte zu. Die Beschenkten haschten unter dem Jubel der

Obenstehenden danach, kugelten übereinander und hatten das Gefühl der Unwürdigkeit ihres Tuns verloren; Lippstock sah, wie der Stellmacher förmlich wie ein Hund eine Zigarre apportierte. Die Ketten des Zuges klirrten wieder; am zweiten Abend stieg das Regiment aus und bezog Quartier in Doerken, einem großen Dorfe nicht mehr fern der Grenze. Lippstock lag auf dem Heuboden eines Gutsbesitzers Komp. Er schlief ohne Unterbrechung.

Das Regiment brach früh auf am nächsten Morgen, und auf dem Marsch in der Kolonne zerteilte sich, was in Lippstock aufstieg an Hoffnungen und Befürchtungen in gleich große lange Wollflocken, wie gebrauchte Decken, die aufgezupft werden zu neuer Verwertung. Die Augen auf die Stiefelspitzen gesenkt, marschierte er, neugierig fast, wie lange es ihn tragen würde. Um die elfte Vormittagsstunde wurde die Grenze überschritten. Einmal sah Lippstock, daß Finsen seelenruhig eine Waldameise aufklaubte, auseinanderriß und aussog. Da stieg der Ammerdahn vor ihm auf. Und mit dem Ammerdahn der Diakonusgarten, wo auf warmer Lohe die straffen Säcke der Erdbeeren lagen. Die Sonne brannte. Am späten Nachmittage wurde Halt gemacht und schweißdurchtränkt, staubbestreut lagerte man in den Wirtschaftsgebäuden eines von den Eigentümern verlassenen, ausgestorben daliegenden Gutshofes. Nur ein alter Knecht wartete eine Reihe wackeliger Milchkühe. Als Lippstock der einen in die Wamme griff, tat er es mit dem Gefühl, daß er zum letzten Male die Erde fasse. Es fand sich, daß die vorhandenen Vorräte nicht ausreichten, und so wurden Mannschaften aufgerufen, in den sehr verstreut umliegenden dürftigen Dörfern zu requirieren gegen Barbezahlung. Wiewohl nach den Ereignissen des August verhältnismäßige Ruhe herrschte, wurde Befehl gegeben, nicht einzeln vorzugehen. Lippstock gehörte zu den Aufgerufenen. Er hatte kaum Zeit gehabt, Gesicht und Brust abzuspülen und eine kurze Weile ausgestreckt zu ruhen.

Man machte in den nächsten Ortschaften gute Erfahrungen; die gekauften Speisen wurden von den Leuten selbst ins Quartier geschafft, und Lippstock durchschritt noch allein das Südende eines kleinen Dorfes, das, wie er auf einem blauweiß gestrichenen Amtsschilde ablas, Bouchanelle hieß. Das Licht wurde spärlich. Michael schlug an die Tür eines nicht gerade reich aussehenden Krämerladens. Da niemand öffnete, trat er ein und sah, hinter der Tonbank, auf einem Schemel eine alte Frau, die ihren grauroten Unterrock über den Kopf gezogen hatte und schweigsam wie eine alte Henne aufgeplustert dasaß. Auf Lippstocks höfliche Anfrage, ob er Brot bekommen könne, erfolgte als Antwort ein unverständliches Murmeln. Lippstock öffnete, da keine Zeit zu verlieren war, eine nach einer Stufe aus dem Laden nach hinten führende Tür und

erstaunte, als er ein in grünen Sammet gekleidetes junges Weib an die dem Eingang gegenüberliegende Wand gelehnt entdeckte, das eine Flöte an die Lippen hielt; ein paar leise langsame Töne schaukelten sich in dem Dämmer. Das Gesicht des Weibes schien freundlich, aber die Lippen dazu standen hochrot und quellend, als wären sie übertrieben in eine Maske hineingezeichnet. Die Lippen waren wie ein Feuer, in die Wut und Kraft zur Vernichtung geschüttet worden waren. Lippstock überwand ein stechendes Erschrecken und wiederholte seine Anfrage. Die Angeredete warf die Flöte hin, und die Lippen waren es, die Lippen allein, die jetzt in den Laden vorauseilten, eine Nebenkammer aufschlossen und einen Posten frischgebackener, auf Schiebebrettern verteilter Brote vorwiesen. Sie zündeten ein Lämpchen an, das unter einer Blechkappe an der Wand hing, und Lippstock schickte sich an, das Papier auszufüllen, gegen das bei der Ablieferung die Bezahlung ausgehändigt wurde. Er spähte vergebens nach irgendeiner helfenden Vertrautheit in dem kleinen, warmen Raum, zwang eine gräßlich aufsteigende Übelkeit hinunter und schrieb auf einen Zettel eine Nachricht an Johanna: „Die angefangene Wallfahrt, die ich bin, geht zu Ende. Es kommt und findet mich. Es wird mein Tod. Er verschmäht mich nicht und prägt die Form für mich, die ich auf allen Wegen gesucht, bei dir und immer. Sie soll dich beruhigen. Bange nicht. Es schält sich heraus, was gut an mir ist, was andere, was dich nähren kann." Er freute sich über die Worte, die er geschrieben hatte.

Als er heraustrat, stand schräge gegenüber der Ladentür über einem leise dämmernden Steckrübenfeld die obere Hälfte der Scheibe der untergehenden Sonne. In ihr schwamm, wie ein sich krümmender Regenwurm, ein Rauchfaden. Mit dem Blick darauf erinnerte sich Michael des Abends nach der ersten Musterung und dachte: „Das ist nicht die Schwester jenes Mondes, der einen zweiten gebar." Er stieg über den Holzzaun, der das Feld von der sandigen Dorfstraße abtrennte, um abkürzend den Nordzipfel von Bouchanelle zu erreichen, wo die übrigen warteten. Ermüdet zog er die Füße durch die Rübenblätter. Jählings senkte sich der Acker, von den Dorfhäusern war nichts mehr zu sehen. Da geschah ein Knall, Lippstock erhielt einen Stoß, und mit der Empfindung, daß ihm beide Beine abgerissen wären, sank er rückwärts gegen den Bodenabhang. Ihm war, als schwölle er, Kopf und Leib und Arme, zum Dreimaligen der gewöhnlichen Größe an, seine Augen waren festgeschraubt, er vermochte weder nach links noch nach rechts zu sehen. In diesem Zustande fror er fest. Ihm war, als stände er bis zum Kinn in einem eisigen Wasser, das beständig zu steigen drohte; dabei rührte er mit dem Durchschnitt seines Unterleibes an eine dünne Eisfläche, und auch diese wollte jeden Augenblick brechen. Dann

kam ein Gefühl, herumgerissen zu werden wie ein Eimer mit Flüssigkeit an einer straff gestreckten Schnur, und diese Schnur wurde geschwungen von einem immer stärker hervorbrechenden Wissen, daß ihn nichts schone. Die Eile der Schnur wollte in ganz kleinen Dosen sich mindern, und der Kern des Wissens wollte dann sich spalten. Aber bevor das geschah, wurden die Augen wieder beweglich: er starrte und sah, wie das Grau der schwindenden Nacht von Gabeln durchfahren und aufgeharkt wurde, und dann senkten sich seine Lider wie die Blätter des Sauerklees zu der Kühle des Morgens. Er wußte, daß dies ein Signal für das kommende Übermaß der Schmerzen, die er noch nicht kannte, war, und verschlang in rasender Eile dies Gefühl der sich senkenden, klebrigen Lider. Etwas, was er für Verzweiflung hielt, stürzte ihm in den Unterleib. Aber er ging auf diese Verzweiflung zu wie ein dicker Schmetterling, der, seine belastenden Flügel mit großem Ausschlagwinkel mühsam im Gleichgewicht haltend, an einem Faden heraufklimmt. Seine Augen klemmten sich bis auf einen ganz geringen Spalt zu, damit sie den Tod sähen, wenn er käme. Kaases Gesicht erschien, sein brauner Schnurrbart fiel wie eine Blindschleiche beiderseits vom Kinn, auf welches sie aufgelegt war, herunter. Da umstrich plötzlich mit ruhigem, weichem Gefieder ein Vogel sein Gesicht. Der Vogel trug eine Haube aus borstigen roten und gelben Federn, und während er sie auf- und niederklappte, erkannte Lippstock in der Haube seine Geschlechtlichkeit, und sein Gehirn legte es in Buchstaben aus kleinen Stäben vor sich hin: „Ich kann sie sehen, sie steht auf, sie geht weiter, sie wird weggetragen, sie wird nicht gegriffen. Sie ist gerettet. Sie kann weiter zeugen." Plötzlich beugten sich Pferde mit Nüstern aus Äpfeln über ihn. Sie sogen ihn zu sich herauf. Der Kern des Wissens hielt noch. Aber er war jetzt ein Schwamm, den eine Hand furchtbar drückte. Er hörte, wie es aus diesem Schwamme tropfte. Er wußte, daß er sich nicht zu beklagen brauche: die Schmerzen huben an wie das Mundstück einer Trompete und endigten in tobende Schläge gegen den Schwamm im Unterleibe. Eine fetzige Haut legte sich auf seine Stirn, er hob sie, um sie abzuschütteln. Aber da drängte sich die Verblutung mit ausgebreiteten Armen vor in der Gestalt eines Weibes, das seine feuchten Brüste gellend entblößte. Aus ihren Achseln stand ein kollerndes Laub auf, und ihre Augen, in denen unzählige Pupillen schwammen, drückten sich auf seine. Eine dieser Pupillen gehörte Bibe. Da bäumte er sich auf und schrie der Luft zu, daß er der Schmerzen gewiß sei; ein Zucken lang schien es in der Ruhe dieser Gewißheit, als ordneten sich seine Gedärme wieder zu dem Gleichklange des klingenden Gewässers, das er gewesen. Aber da zersprang der Kern selber. Vor jenem Schrei der Gewißheit zerbrach die alleinige Luft und geriet in lange quirlende Wirbel wie über einem Strudel. Auf der zerkratzten Erde lag Michael tot. In länglichen Kreisen fand die

Luft ihre Melodie wieder, und unbehelligt lag der Leichnam, bis in der wärmer werdenden Sonne die Zizindelen liefen, die Worte des Traumes, an dessen Busen der Tote lag.

Johanna saß auf einem Weidenstumpf in dem sonnigen Gebüsch, das die Niederung hinter dem großen Garten des Diakonushauses abschloß. Es ging gegen das Ende ihrer Schwangerschaft. Die Oktobersonne sang ohne Unterlaß. Auf den verlassenen Vogelnestern glänzten kleine Kronen. Die Haseln waren überreichlich mit klaren, sauberen Kätzchen für das nächste Jahr behangen. Die Augen auf den geschwellten Schoß geheftet, versank Johanna in eine Unterredung mit dem Ungeborenen. Vor ihr lag ein vom Zweig gefallenes Eichenblatt, auf dem ein hoher, runder Gallapfel steckte. Sie schlitzte ihn zwischen Daumen und Zeigefinger mit dem Daumennagel auf, und als ein durchsichtiges, geripptes weißes Würmchen sich innen krümmte, sprach sie: „Im Frühjahr wirst du fliegen." Darauf verklebte sie beide Hälften der Galle mit ihrem Speichel und legte sie sorgsam in einen geschützten Rindenspalt. Als sie wieder niedersaß, ritzte ihr ein goldener Stab das Rückgrat, und sie schauerte zusammen.

Da sah sie aus der Wand des Hohlweges, der ihr gegenüber querfeldein lief, plötzlich, aus einer Lehmspalte auftauchend, den Ammerdahn emporsteigen. Er war nackend. In der großen Helligkeit sah sie, wie das Blut in Strähnen durch den Knabenkörper lief: die Haut war nur eine dünne Hülle, aber sie war frei geworden von den Unreinheiten seines Ausschlags. Er sah Johanna nicht. Er horchte auf sich selbst, und aus seinem Munde fuhr ein Strom von Bienen. Er schien seiner Erfüllung nahe: er atmete Bienen. Sträubend und zischend umfurrten sie bogig die Stelle ihres Ursprungs; so viel er atmete, so viel schuf er ihrer. Sie stiegen und fielen, und seine Augen, welche bis zum Rande voll einer dunklen Flut standen, folgten ihnen hingegeben.

Virgil Rothmond öffnete Johanna die Tür und übergab ihr ein Regimentsschreiben mit Michaels Brief. Als sie es gelesen hatte, fiel sie zu Boden. Und in dem Schmerz um Lippstock barsten ihre Lenden, und sie gab einem Knaben das Leben. Mit einer hingebenden Wut erlebte sie die Qualen der Geburt und versuchte, in ihnen Lippstocks letzte Augenblicke nachzukosten. Wieder an den Tag gehoben, tastete sie nach den zerknüllt daliegenden, gebogenen Händen des Kindes und murmelte: „Du bist sein Sohn. Du wirst fliegen."

Die Wurzel des Krieges

von Franz Oppenheimer

Was soll geschehen, um künftige Kriege zu vermeiden? Das ist das große Problem, das, nach den Stimmen der öffentlichen Meinung zu urteilen, heute nicht nur die Pazifisten beschäftigt, sondern fast alle Welt. Wer auch heute immer es unternimmt, die Karte Europas am friedlichen Schreibtisch umzugestalten, den leitet der Gedanke, in Zukunft unmöglich zu machen, daß wieder ein so erderschütternder Taifun losbreche. Wenn wir auf unserer Seite auf den großen mitteleuropäischen Wehr- und Wirtschaftsverband hinwirken, so geschieht es, weil wir stark genug werden wollen, um jeden neuen Angriff auf uns fürderhin unmöglich zu machen, aber beileibe nicht, um unsererseits um so sicherer angreifen zu können. Und wenn von unseren Gegnern als letztes Kriegsziel die Zertrümmerung des preußisch-deutschen „Militarismus" gepredigt wird, so meinen fast alle gutgläubig, auf den einzigen Störenfried des europäischen Friedens zu zielen.

Daß auf diesem Wege die Wurzel des Übels nicht getroffen werden kann, zeigt bereits der Gegensatz der vorgeschlagenen Mittel. Eine Hegemonie Deutschlands samt seinen Verbündeten könnte wahrscheinlich Europa auf lange Zeit den Frieden sichern, wenn sie sich darauf beschränkte, Kulturhegemonie zu sein: eine Art von Vormundschaft über jüngere Geschwister, anstatt einer Herrschaft, die auf Unterdrückung und wirtschaftliche Bereicherung ausgeht. Aber selbst sie könnte neue Kriege auf anderen Welttheatern nicht verhindern, könnte zum Beispiel die drohende Abrechnung zwischen den Vereinigten Staaten und Japan nicht verhüten. Und wäre es umgekehrt so gekommen, wie unsere Feinde es mit uns vorhatten: wer zweifelt daran, daß es in kurzer Zeit über dem zerfleischten Leibe Deutschlands zwischen den beiden durch den Sieg erstarkten Riesenstaaten Großbritannien und Rußland zur Schlußabrechnung gekommen wäre?

Nein, wahrlich, durch den Krieg kommen wir wohl zu einem, aber nicht zu dem Frieden. Auch nicht durch die Drohung mit dem Polizeikriege, der einigen Pazifisten als das große Mittel erscheint — sogar jetzt haben sie wieder davon geschwätzt, — der Strafexpedition bewaffneter Gerichtsvollzieher, die auf Beschluß des Haager Tribunals ausziehen sollen, um den Friedensbrecher zu strafen. Und ebensowenig durch bessere „Erziehung" der Einzelnen und der Völker. Die Männer, die das für möglich halten, ermangeln nicht nur jeder Spur eines historischen Sinnes, sondern auch, ich schreibe das Wort mit gutem Bedacht hin, der Ehrfurcht vor der Gewalt der Elemente. Es ist in ihren Gedanken und Vorstellungen

eine Verwandtschaft mit der „christlichen Wissenschaft" der Frau Eddy, mit dem Glauben, durch Gebete und magische Formeln die Krankheit beschwören zu können. Niemand kann heute bezweifeln, daß jeder Krieg auf unserer Kulturstufe eine charakteristische akute Krankheit des gewaltigen Supraorganismus der wirtschaftlich längst in eins verschmolzenen, aber politisch noch zersplitterten Völkergemeinschaft ist, und daß man der Wiederkehr solcher paroxysmatischen Krampfzustände nicht durch „Sympathie" und Zauberformeln vorbeugen kann, sondern daß es gilt, die Ursache der Krankheit zu finden, um sie zu beseitigen. Vielleicht ist die Ursache nicht aufzufinden; vielleicht ist sie, wenn einmal aufgefunden, nicht zu beseitigen; aber jede andere Art der Problemstellung erscheint mir unseres Kulturzustandes als unwürdig, als vorwissenschaftlich oder unwissenschaftlich.

Nun, ich wage es auszusprechen: ein glücklicher Zufall hat mich bereits vor zwanzig Jahren dahin geführt, die Hauptwurzel des Krieges — oder mindestens eine seiner Hauptwurzeln — zu entdecken, in meiner Lehre von der zwiefachen Konkurrenz.

Es ist das der einzige, vollkommen eigene Beitrag, den es mir vergönnt war, dem Bestande der ökonomischen und soziologischen Theorie hinzuzufügen; in allem anderen habe ich nur ältere Gedanken weiterführen, alte Antithesen in neuen Synthesen versöhnen können. Aber während diese meine geringeren Leistungen im Laufe der Zeit doch mehr und mehr Anerkennung gefunden haben, war es mir unmöglich, auch nur ein einziges Mal eine Diskussion über meinen entscheidenden Fund herbeizuführen, obgleich ich fordernd, bittend, fast bettelnd immer wieder und wieder darauf hingedrängt habe. Man hat meine Ableitung nicht etwa abgewiesen oder gar zu widerlegen versucht — ich glaube auch, daß das schwer möglich wäre, — sondern man hat sie niemals, nicht ein einziges Mal meines Wissens, erörtert oder auch nur als vorhanden erwähnt. Sie existiert nicht, soll, darf offenbar nicht existieren. Man schweigt davon wie von einer Unanständigkeit, von der in guter Gesellschaft nicht gesprochen wird.

Und doch ist sie der Schlüssel zu den wichtigsten Problemen; die bisher ganz und gar hoffnungslose Frage der Wirtschaftskrisen zum Beispiel löst sich von dem hier gewonnenen Gesichtspunkt spielend. Und das große praktische Problem der Wirtschaftswissenschaft, die soziale Frage, die in ihrer letzten Formel lautet: „Freiheit oder Gerechtigkeit?" kann von hier aus zum erstenmal mit Ruhe beantwortet werden: „Freiheit und Gerechtigkeit!"

Auch zu dem Problem des Krieges und des Friedens, — denn beide sind nur eins — gewinnt man von diesem Standpunkt aus eine ganz neue Stellung. Darum will ich mich denn, nachdem mir die wissenschaftliche Kritik durch zwei volle Jahrzehnte hindurch mein Recht verweigert hat,

in die Öffentlichkeit dieser vornehmen Zeitschrift flüchten. Schon manches habe ich prophezeit, was bereits eingetroffen ist und mehr, was noch eintreffen wird. Und so will ich denn noch eins prophezeien: daß das Nobel-Komitee in Stockholm eines schönen Tages den feierlichen Beschluß fassen wird, den Friedenspreis des Jahres zur Errichtung eines Denkmals über meinem Grabe zu verwenden, als des Denkers, der die Ursache der Kriege und die Möglichkeit des Friedens entdeckt hat.

Daß die Kriege mindestens ihrer Hauptwurzel nach aus wirtschaftlichen Motiven hervorgehen, nur ein Phantast kann das heute noch zu bestreiten versuchen. Unterschiede der Rasse oder der Religion mögen die Neigung zum Kriege steigern oder ihren Ausbruch beschleunigen; aber in aller Regel dienen sie nur der Beschönigung des Vorhabens vor dem eigenen Gewissen oder geradezu als bewußter Vorwand. — Herzog Alba erklärte, als er zum Kriege gegen die Niederlande auszog, er werde einen Goldstrom von Ellentiefe nach Spanien leiten. — Ärmere Völker sind von jeher auch über Rasse- und Religionsverwandte hergefallen, und auf der anderen Seite hat sich niemals ein Kreuzheer aufgemacht, um die nackten Patagonier oder die armseligen Eskimo um des Glaubens oder der Rasse willen zu bekriegen. Wo sich der Glaubenseifer der Christen oder Moslim einmal gegen ärmere Völker richtete, wirkte immer, zumeist uneingestanden, das rein wirtschaftliche Motiv der Sklavenjagd an erster Stelle.

Die Kriege primitiver Kulturperioden sind entweder Raub- oder Unterwerfungskriege, bezwecken die einmalige Plünderung oder die dauernde Ausbeutung der Besiegten.

Wenn die Nationen bereits zu eigentlichen Staaten organisiert sind, in der Feudalperiode im weitesten Sinne, dann ist es das dynastische Interesse der Fürsten oder, meist mit dem ersten verbunden, das Streben des grundbesitzenden Schwertadels nach neuem Grundbesitz, das zu Kriegen führt. Die „Erbfolgekriege" sind das beste Beispiel für den ersten, die späteren Kreuzzüge und die spanische Konquista für den zweiten Typus.

Auf einer noch höheren Stufe tritt dann das „Kapital" klassenbildend neben den Großgrundbesitz, zuerst das Handelskapital, das namentlich im Altertum die politischen Dinge entscheidet, weil eine eigentliche Großindustrie in der Sklavenwirtschaft nicht aufkommen kann, und später, vor allem in der Neuzeit, das Industriekapital. Von diesem Zeitpunkt an sind es die Konkurrenz-Interessen, die neben den noch fortbestehenden großagrarischen Interessen zum Kriege führen. Man merkt es zum Beispiel an der Zerstörung von Korinth und Karthago durch die Römer — während das als Handelsstadt längst bedeutungslos gewordene Athen geschont wurde, — daß im römischen Senat von 145 v. Chr. die Kapitalistenklasse mit den

Ausschlag gab: die „equites“ vernichteten ihre beiden gefährlichsten Konkurrenten auf dem damaligen Weltmarkte.

Von diesem gemischten Charakter ist auch der Weltkrieg, in dem wir stehen. Daß Rußlands bankerotte agrarische Oberklasse den Krieg aus rein ökonomischem Interesse an neuem Großgrundbesitz und neuen reicheren Steuerzahlern gewollt hat, bezweifeln selbst in Rußland nur wenige; und das ökonomische Interesse an Kriegslieferungen und der Vernichtung der deutschen gewerblichen Konkurrenz hat die schwache industrielle Oberklasse Rußlands zu den Verbündeten der Agrarier gemacht. Serbien, der erste Brandherd, ist durch die eigensüchtige Zollpolitik der ungarischen Großagrarier geradezu zur Verzweiflung getrieben worden. Und Großbritanniens Staatslenker haben ja mit edlem Zynismus ganz offen erklärt, daß ihr Kriegsziel die Vernichtung der deutschen Konkurrenz ist.

Unter diesen Umständen dürfte eine neue, eindringendere Untersuchung der Konkurrenz mehr als nur ein akademisches Interesse haben.

Zwei Rechtsordnungen gibt es, grundverschieden in ihrer Wurzel. Und darum gibt es zwei Formen des wirtschaftlichen Eigentums, grundverschieden in ihrem Wesen. Und dem entsprechen zwei Formen der wirtschaftlichen Konkurrenz, grundverschieden in ihrer Wirkung. Das sei als Beweisthema vorausgeschickt.

Zwei Rechte gibt es: eines der Gleichheit, des Friedens, der Freiheit, der Genossenschaft — eines der Ungleichheit, des Krieges, der Unfreiheit, der Herrschaft. Das erste ist das Urrecht, das intratribal, innerhalb der Urform aller Gesellschaft, der Blutsverwandtschaftshorde, herrscht, als die Ordnung, die die allen ihren Kindern mit gleicher Liebe zugewandte Mutter erschafft: alle Mitglieder sind gleich in Rechten und Pflichten, sie alle sind frei, keiner dem anderen rechtlich unterworfen, zwischen ihnen besteht von Rechts wegen der Friedenszustand, und von Wirtschafts wegen der Zustand der Genossenschaft: Dienst gegen Dienst nach Kraft und Vermögen.

Das zweite Recht ist das Urrecht, das intertribal, zwischen den einzelnen Horden, besteht als die Ordnung, die der „Krieg aller gegen alle“ ihnen aufzwingt. Hier gilt das harte Gesetz „of club and tooth“, von Keule und Zahn, um mit Jack London zu reden. Jeder ist des anderen „Wolf“ („homo homini lupus“). Niemand ist des anderen „Gleicher“. Wo sie sich treffen, ist Kriegsrecht, wo sie zusammen hausen, besteht politische Unterwerfung, das heißt oben Herrschaft und unten Unfreiheit und wirtschaftliche Ausbeutung: als Tribut, als Steuer, als Grundrente, auf höherer Stufe als Kapitalprofit. Ist das erste Recht das Urrecht der Gesellschaft, so ist das zweite das Urrecht des Staates. Und da auf unserer Stufe Staat und Gesellschaft Ein Gewebe bilden, als Kette und

Schuß, so haben wir überall auch eine Mischung beider Rechte: im Staatsrecht finden sich reichlich Bestandteile der ersten, im Privatrecht reichlich Bestandteile der zweiten Rechtsordnung.

Das gilt vor allem vom Recht des „Eigentums". Alles Eigentum, das auf „eigenem Tun" beruht, die Frucht der eigenen Arbeit und das gegen diese Frucht freiwillig eingetauschte Erzeugnis der fremden Arbeit, stammt aus dem ersten Recht: der selbstgerodete und selbstbebaute Acker des Bauern und das Einkommen des Handwerkers und kleinen Kaufmannes. — Alles Eigentum aber, das auf fremdem Tun beruht, das nicht durch eigene Arbeit oder gegen gerechte Gegenleistung erworben ist, stammt aus dem zweiten Recht. Dieses Eigentum hat die Wirtschaft des Altertums beherrscht: als Sklaveneigentum, und ebenso die des Mittelalters: als das Eigentum des Seigneurs an dem Arbeitsüberschuß seiner Hörigen. Es beherrscht auch noch unsere Gegenwart, als Wurzel aller gesellschaftlichen Übel. Ich kann hier den Beweis nicht wiederholen, den ich mit allen Methoden der soziologischen Forschung: deduktiv, statistisch und historisch, erbracht habe, daß auch unsere Gesellschaftsordnung eine Schöpfung des Krieges, der erobernden Gewalt, der Herrschaft ist; auch sie beruht noch auf einem „Klassen-Monopol-Verhältnis", wie die beiden vorhergegangenen großen Geschichtsepochen. Nur waren Sklavenwirtschaft und Hörigenwirtschaft im öffentlichen Recht verankert, während unsere Herrschaftsordnung im Privatrecht wurzelt, im Rechte einer kleinen Minderheit, allen Kulturboden gegen die Mehrheit zu sperren, zu monopolisieren, das heißt dem Rechte, mehr Boden zu besitzen, als man mit eigenen Kräften nutzen kann; oder formell: im Rechte auf Großgrundeigentum.

Nur das gehört hierher, daß dem zwiefachen Recht und dem zwiefachen Eigentum auch eine zwiefache Konkurrenz entspricht. Wo das Friedensrecht wirkt, wo der friedliche Tausch, Leistung gegen gerechten Entgelt, besteht, da herrscht der „friedliche Wettbewerb". Wo aber das Recht der Herrschaft einspielt, da herrscht der „feindliche Wettkampf".

Niemand vor mir hat die beiden Formen unterschieden, niemand hat auch nur geahnt, daß an dem scheinbar einheitlichen Phänomen der „Konkurrenz" Unterscheidungen gemacht werden können. Auch mich hat, wie ich schon sagte, nur ein glücklicher Zufall zu dieser reichsten Erzader der Soziologie geführt. Ich will den Leser einladen, den gleichen Weg mit mir zu gehen:

Bei einer Untersuchung des Genossenschaftswesens, die ich im Jahre 1895 begann, studierte ich zunächst die städtischen Genossenschaften. Es gibt ihrer sieben Arten, die die alte Systematik in zwei Gruppen eingeteilt hatte, die „produktiven" und die „distributiven" Genossenschaften.

In die erste Gruppe hatte man nur eine Art eingereiht, die „Produktivgenossenschaft", in die zweite die übrigen sechs (Konsumverein, Kredit-, Bau-, Rohstoff-, Werk- und Magazingenossenschaft). Der Einteilungsgrund schien auf den ersten Blick überzeugend richtig: sind doch Produktion und Distribution, Gütererzeugung und Güterverteilung, die beiden großen Aufgaben, in denen sich alle Marktwirtschaft erschöpft! Und so schien die gewählte Einteilung, wie jedes gute, „natürliche" System, dem Wesen der Dinge selbst abgewonnen zu sein.

Die nähere Betrachtung aber zeigte, daß dennoch die Einteilung falsch sein müsse. Wenn man den Lebensgang und die Schicksale der sieben Genossenschaften studiert, so ordnen sie sich anders, in eine Zweier- und in eine Fünfergruppe. Die erste kann man als die „gesperrte" bezeichnen. Sie besteht aus der Produktiv- und der Magazingenossenschaft. Denn es ist für sie kennzeichnend, daß sie in den seltenen Fällen, in denen sie überhaupt zur Blüte gelangt, sich mit allen Mitteln gegen den Zuzug neuer Mitglieder absperrt, namentlich durch immer höhere Eintrittsgelder usw. Ferner pflegen ihre Geschäftsanteile ein zuweilen enormes Agio zu erhalten, gleich den Aktien oder Anteilen eines gedeihenden kapitalistischen Unternehmens; und schließlich verlieren sie regelmäßig die demokratische Verwaltungsform der Anfangszeiten und stellen sich unter die Herrschaft eines Diktators oder einer aristokratischen Minderheit.

Demgegenüber bleibt die Genossenschaft der Fünfergruppe immer ungesperrt, „offen". Sie kommt, mit wenigen Ausnahmen, schnell zur Blüte, erschwert die Eintrittsbedingungen niemals, ist im Gegenteil bestrebt, möglichst viele neue Mitglieder zu gewinnen, behält ihre demokratische Verfassung mit der Verwaltung durch die Generalversammlung der sämtlichen Mitglieder, und ihre Anteile erhalten niemals ein Agio.

Offenbar kontradiktorische Gegensätze der Lebensentwicklung, die nicht anders zu erklären waren als aus gleichen Gegensätzen der ökonomischen Konstitution. Diese galt es aufzufinden, das alte System durch ein zureichendes zu ersetzen.

Nun war es leicht, nachdem man einmal aufmerksam geworden war, zu zeigen, daß die alte Einteilung in produktive und distributive Genossenschaften auf einer groben Wortverwirrung beruhte: der Begriff der „Distribution" war in einer neuen — und nebenbei gesagt: sinnlosen — Bedeutung gebraucht worden. (Trotzdem wird natürlich die alte Einteilung immer noch fast überall angewendet.)

Schwerer war es, die richtige Einteilung zu finden. Aber es gelang schließlich. Die beiden, in der „gesperrten" Zweiergruppe vereinten Bildungen, Produktiv- und Magazingenossenschaft, sind Vereine solcher Wirtschaftssubjekte, die Waren zum Verkauf auf den Markt bringen; — die

fünf übrigen sind Vereine solcher Wirtschaftssubjekte, die Waren durch Kauf aus dem Markt nehmen: Lebensmittel, Geld, Rohstoffe, Grundstücke, Baumaterialien und Maschinen-Nutzungen. Kurz: Genossenschaften von Verkäufern dort, von Käufern hier!

Die nächste Aufgabe war, das entgegengesetzte Schicksal der beiden Gruppen aus diesem Gegensatz ihrer Grundverfassung abzuleiten. Und das erforderte eine Untersuchung des Verhältnisses zwischen Käufer und Verkäufer nach einer ganz neuen Richtung hin. Bisher war immer nur das Verhältnis des einzelnen Käufers zu dem einzelnen Verkäufer, und das Verhältnis aller Käufer einer Ware zu allen Verkäufern untersucht worden. Dabei hatten sich die bekannten Gesetze der Preisbildung ergeben: der Verkäufer versucht, über seine Selbstkosten hinaus, einen möglichst hohen Gewinn herauszuschlagen, der Käufer versucht, einen möglichst geringen Gewinn zu bewilligen; durch die „Konkurrenz" der sämtlichen Käufer auf der einen, der sämtlichen Verkäufer auf der anderen Seite bestimmt sich der Preis und im Durchschnitt der Märkte der „Wert" der Ware.

Jetzt aber handelte es sich um ein neues Problem. Wie verhält sich der einzelne Käufer zu den anderen Käufern derselben Ware? Wie verhält sich der einzelne Verkäufer zu den anderen Verkäufern derselben Ware? Das völlig entgegengesetzte Lebensschicksal der Genossenschaften, je nachdem sie sich aus Käufern oder Verkäufern zusammensetzte, zeigte a priori, daß hier bisher nie geahnte Gegensätze der psychologischen Lagerung aufzufinden sein würden.

Um das Problem zu lösen, mußte vor allen Dingen die psychologische Stellung des Käufers einerseits, des Verkäufers andererseits gegenüber der Preisgestaltung genauer bestimmt und in ihrer Gegensätzlichkeit untersucht werden. Folgendes waren die Ergebnisse:

Der Käufer (und zwar der „letzte" Käufer, der Waren zum eigenen Verzehr aus dem Markte nimmt, nicht etwa der Wiederverkäufer, der ja eben — Verkäufer ist), der Käufer entnimmt dem Markte viele verschiedene Waren, Güter und „Dienste", und zwar jede in einer fest bestimmten, im Verhältnis zu seinem Gesamtverbrauch bescheidenen Menge.

Der Verkäufer aber bringt nur eine Art von Waren (eines Gutes oder eines Dienstes) zu Markte. Ihr Verkauf muß ihm sein ganzes Einkommen bringen, das er als Käufer in andere Waren des Verzehrs umzusetzen hat.

Infolgedessen ist das Interesse des Käufers mit dem Preise einer der vielen Waren, die er verzehrt, nur relativ lose verknüpft. Steigt eine im Preise, mag eine andere sinken; steigen mehrere oder alle im Preise, dann muß er sich einschränken oder statt eines höher begehrten Gutes ein geringer geschätztes Ersatzmittel wählen: so mag sein Komfort leiden, aber seine Existenz ist in halbwegs normalen Zeiten niemals bedroht.

Dagegen ist nicht bloß der Komfort, sondern die ganze Existenz des Verkäufers mit dem Preise seiner einen Warenart schon in normalen Zeiten unlöslich verknüpft. Fällt sie unter einen gewissen Preis, so kann er mit dem Erlöse nicht mehr diejenigen Waren erwerben, die er als Käufer braucht. Dann hilft ihm keine Einschränkung, dann rettet ihn kein Ersatzmittel.

Wenn man diese Gegensätze auf eine kurze Formel bringt, so zeigt sich, daß der Käufer um einen anderen „Gewinn" kämpft als der Verkäufer. Jener um den „Einzelgewinn", der auf das begrenzte Warenquantum aufgeschlagen werden soll, das er verzehren will — dieser um den „Gesamtgewinn", der auf alle die Warenquanten aufgeschlagen werden soll, die er an alle Käufer seines Produktes verkaufen möchte. Das scheint auf den ersten Blick nur ein Unterschied der Quantität zu sein — aber er ist ein solcher der Qualität: er bedingt ein völlig verschiedenes Verhalten. Den Käufer treibt sein wohlverstandener wirtschaftlicher Eigennutz zu einer Handlung, die dem Interesse aller übrigen Käufer parallel läuft, den Verkäufer zu einer solchen, die dem Interesse aller übrigen Verkäufer schnurstracks zuwiderläuft:

Das Interesse der Käufer wird am stärksten wachgerufen, wenn der Preis ihrer bedurften Ware steigt. Dann haben sie als Gesamtheit den Wunsch, ihn wieder fallen zu sehen. Das geschieht unter zwei Bedingungen, wenn entweder das Angebot steigt, oder die Nachfrage sinkt. Auf die Vermehrung des Angebots haben sie keinen unmittelbaren Einfluß, wohl aber auf die Verminderung der Nachfrage. Ihr Interesse geht also einzig dahin, daß jeder einzelne Käufer seine individuelle Nachfrage einschränke. Und genau zu dieser Handlungsweise treibt den einzelnen Käufer sein egoistisches Interesse. Er kauft weniger von dem teurer gewordenen Produkt, verzichtet oder ersetzt es durch geringer geschätzte Surrogate. Die Käufer sind mithin als solche solidarisch.

Das Interesse der Verkäufer wird im Gegenteil am stärksten wachgerufen, wenn der Preis ihrer Ware sinkt. Dann haben sie als Gesamtheit den Wunsch, ihn wieder zu heben. Auf die eine mögliche Bedingung, die Vermehrung der Nachfrage, haben sie als Verkäufer keinen unmittelbaren Einfluß, wohl aber auf die Verminderung des Angebots. Ihr Interesse geht also einzig dahin, daß jeder einzelne Verkäufer sein individuelles Angebot einschränke. Aber zu der genau entgegengesetzten Handlungsweise treibt den einzelnen Verkäufer sein egoistisches Interesse. Er muß sein Angebot vermehren, statt es zu vermindern!

Denn bei ihm hängt nicht, wie beim Käufer, nur der Komfort an dem Einzelgewinn, sondern die Existenz am Gesamtgewinn. Der setzt sich zusammen aus zwei Faktoren: dem Einzelgewinn multipliziert mit

der Zahl der Verkäufe. Wenn der Einzelgewinn sinkt, muß er danach streben, mehr Einheiten zu verkaufen, um womöglich den gleichen oder einen noch erhöhten Gesamtgewinn herauszuwirtschaften, das heißt sein Angebot zu vermehren.* Die Verkäufer sind mithin als solche antisolidarisch.

Weil die Käufer solidarisch sind, besteht zwischen ihnen die sehr milde Form der „Konkurrenz", die ich den „friedlichen Wettbewerb" genannt habe. Es geht ja nur um ein bißchen Komfort mehr oder weniger, und darum weisen sich Käufer gern günstige Bezugsquellen nach, während zwischen den Verkäufern jene scharfe Art der Konkurrenz besteht, den ich den „feindlichen Wettkampf" genannt habe. Es geht ja um ihre ganze Existenz, und darum lassen sie sich alle Vorteile der Produktion womöglich gesetzlich gegen ihre Mitverkäufer schützen (Patente, Musterschutz) und verhehlen mit Sorgfalt günstige Märkte des Bezuges und Absatzes vor ihnen.

Durch nichts kann der Gegensatz der beiden Arten der Konkurrenz schärfer beleuchtet werden als durch die Betrachtung des einzigen Falles, wo auch der Käufer ausnahmsweise einmal mit seiner ganzen Existenz am Preise einer Ware interessiert ist: in einer Hungersnot. Dann ändert sich das Aussehen des Marktes durchaus. An Stelle des friedlichen Wettbewerbs um die Nahrung tritt der feindliche Wettkampf.

In dieser Lage befindet sich aber der städtische Verkäufer schon unter gewöhnlichen Umständen. Seine Existenz hängt immer am Preise einer einzigen Ware, und deshalb steht er mit seinen Konkurrenten auch unter gewöhnlichen Umständen im feindlichen Wettkampf.

Um so mehr, weil der „Gesamtgewinn", den er erstrebt, nach oben hin praktisch unbegrenzt ist. Er muß nach dem Monopol des Marktes streben, um alle überhaupt verkäuflichen Einheiten mit möglichst großem Einzelgewinn abzusetzen. Darum greift er seine Konkurrenten durch das Mittel der Unterbietung im Preise an, um ihnen die Kunden abzujagen, sie womöglich aus dem Markte zu werfen, ein echter Krieg, in dem man schwere Kosten nicht scheut, weil man hofft, sie im Frieden vervielfacht hereinzubekommen: feindlicher Wettkampf! Der Käufer, der nur an dem eng begrenzten „Einzelgewinn" interessiert ist, kann auf den Gedanken eines Angriffskrieges gar nicht kommen: friedlicher Wettbewerb!

Von dem hier gewonnenen Standpunkt ließ sich nun zunächst das Schicksal der Käufer- respektive Verkäuferverbände sozusagen mathematisch

* Weiter kann ich mich hier nicht einlassen, namentlich nicht auf die Frage, wie der Verkäufer motiviert wird, wenn er mit seinem Konkurrenten durch Preisvereinbarungen (Syndikate, Kartelle usw.) zu gemeinsamer Handlung verbunden ist. Wer sich näher zu belehren wünscht, muß sich schon an meine „Theorie der reinen und politischen Ökonomie" 2. Auflage (Berlin, G. Reimer, 1911) wenden.

deduzieren. Ich kann hier nicht näher darauf eingehen: der Leser versteht auch ohne weitere Begründung, daß Genossenschaften von Käufern offen bleiben, von Verkäufern sich absperren müssen, daß jene starke und diese geringe Aussicht haben, zu gedeihen, weil dort die Grundlage die volle Harmonie, hier die entfesselte Disharmonie ist.

Damit war das Problem der städtischen Genossenschaften vollkommen gelöst. Aber es gibt auch ländliche. Und hier zeigte sich die paradoxe Tatsache, daß nicht nur die ländlichen Käuferverbände, sondern auch die ländlichen Verkäuferverbände ihrem Entwicklungsgang nach der „offenen" Gruppe zuzurechnen waren. Auch sie gedeihen so gut wie immer, nehmen neue Mitglieder willig auf und behalten ihre demokratische Verfassung, während ihre Anteile niemals Spekulationswert erhalten.

Ein neues Problem, aber ein leicht lösbares. Die wirtschaftspsychologische Analyse des ländlichen Verkäufers, namentlich des Bauern im eigentlichen Sinne (der Großgrundbesitzer nähert sich dem städtischen Verkäufer stark) ergab die volle Identität mit der des städtischen Käufers. Zuerst ist die Existenz des nicht überschuldeten Bauern — und die Verschuldung gehört ja nicht zu seinen bleibenden Kennzeichen — niemals vom Preise seiner Erzeugnisse abhängig. Denn er bedeckt seine Existenzbedürfnisse an Wohnung, Nahrung und oft auch Kleidung durch die eigene Erzeugung. Die Gestaltung des Preises beeinflußt, wie beim Käufer, mithin nur seinen Komfort. Ferner ist er, wie der Käufer, als Verkäufer nicht an einem, sondern an vielen Warenpreisen, und daher an dem einzelnen nur locker interessiert, denn er bringt vielerlei zu Markte; Korn, Vieh, Geflügel, Eier, Butter, Milch, Holz, Stroh usw. Er ähnelt dem Käufer auch darin, daß er „Ersatzmittel" hat; sinkt der Preis eines seiner Produkte, so verzehrt er mehr davon im eigenen Haushalt und bringt anderes zum Verkauf, das er bisher verzehrt hatte. Und vor allem: er ist nicht am „Gesamtgewinn", sondern an einem sehr bescheidenen „Einzelgewinn" interessiert: mehr als den Überschuß seines begrenzten Grundstückes kann er unmöglich zu Markte bringen, und niemals kann ihm schon aus diesem Grunde der den städtischen Verkäufer unaufhörlich stachelnde Gedanke kommen, seine Mitbauern aus dem Markte zu werfen.*

Er ist also ganz und gar so motiviert, wie der städtische Käufer, sogar darin, daß er bei sinkendem Preise das Interesse daran hat, sein individuelles Angebot einzuschränken. Er folgt diesem Interesse, indem er im

* Ein zweiter Grund ist der, daß die Preise der landwirtschaftlichen Produkte normalerweise steigende, die der gewerblichen sinkende Tendenz haben. Darum kann hier der Stärkere den Schwächeren unterbieten; in der Landwirtschaft ist das unmöglich. Ich kann hier nicht näher darauf eingehen.

laufenden Jahre mehr von dem notleidenden Erzeugnis selbst verzehrt, und indem er für die kommenden Jahre seine Wirtschaft entsprechend umdisponiert. Es ist bekannt, daß zum Beispiel die Welt-Produktionsfläche des Weizens immer sofort einschrumpft, wenn der Preis des laufenden Jahres tief stand. Das gleiche gilt national zum Beispiel für die Schweinezucht. Der Bauer handelt also solidarisch, und daher ist seine „Konkurrenz" durchaus friedlicher Wettbewerb und nicht im mindesten feindlicher Wettkampf. Das ist der Grund, warum Landwirte sehr im Gegensatz zu den Industriellen jeden Produktionsvorteil, jede Verbesserung und Verbilligung des Betriebes, ihren Berufsgenossen mit Freuden mitzuteilen pflegen. Sie sind nicht bessere Menschen, aber sie sind harmonisch zueinander gelagert. Und das ist auch der Grund, warum auch die Verbände landwirtschaftlicher Verkäufer gedeihen und die Solidarität mit allen Berufsgenossen dauernd betätigen. Damit war auch dieses Teilproblem vollkommen gelöst. Aber jetzt stand ein neues, schwerer wiegendes auf.

Es sind ja die gleichen Menschen, die einmal als Käufer, einmal als Verkäufer, auf der wirtschaftlichen Bühne stehen. Ja, es gibt sogar einen berühmten Fall, wo die hochgepriesenen „Gerechten Pioniere von Rochdale", die als Konsumvereinler, also als Käufer, das Muster des echt genossenschaftlichen Geistes gewesen waren, schwer getadelt wurden, weil sie als Produktivgenossenschaftler, also als Verkäufer, „sich von schurkischem Gewinn hatten verführen lassen". Woher diese auffällige Antinomie? Ist sie in der Volkswirtschaft als solcher begründet, als eine „immanente Kategorie"? Oder ist sie das Symptom einer Störung des normalen volkswirtschaftlichen Ablaufes, also eine „historische Kategorie"? Das letzte ist das Wahrscheinlichere. Denn wie sollten normaler Weise die Menschen in den beiden einander ergänzenden Phasen ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit so grundverschieden motiviert sein?

Der Kontrast gipfelt in dem Verhalten gegenüber dem Gewinn am Preise. Der städtische Käufer und der Bauer, sie beide sind an einem sehr bescheidenen, sehr engbegrenzten, kaum steigerungsfähigen Einzelgewinn interessiert; der städtische Verkäufer aber an einem praktisch unbegrenzten Gesamtgewinn. Hier mußte die Lösung gesucht werden.

Der Käufer ist am Einzelgewinn interessiert, weil er seinen Einkauf nicht über die sehr bescheidene Grenze seines Verzehrs steigern kann; der Bauer, weil er seine Erzeugung gleichfalls nicht über die sehr bescheidene Grenze steigern kann, die ihm der Umfang seines Grundstücks zieht. Warum existiert für den städtischen Verkäufer unserer Zeit, für den kapitalistischen Unternehmer, keine nähere Grenze als die praktisch grenzenlose Aufnahmefähigkeit des gesamten Marktes? Warum kann er, im Gegensatz zum Landwirt, seine Erzeugung ins Grenzenlose ausdehnen?

Nur deshalb, weil ihm in praktisch ebenso grenzenloser Weise die zur Vermehrung seiner Produktion unbedingt erforderlichen Arbeiter zur Verfügung stehen, mittelbar für die Erzeugung seiner Roh- und Hilfsstoffe und Maschinen, unmittelbar für die Verarbeitung der Rohstoffe an den Maschinen. Unser Arbeitsmarkt ist immer überfüllt; Arbeiter sind in praktisch unbegrenzter Zahl fast immer zu haben.

Muß das unter allen Umständen so sein? Die meisten Volkswirte nehmen es an, aber sie sind im Irrtum. Jeder Blick in eine Statistik zeigt, daß dieses regelmäßige Überangebot auf dem Arbeitsmarkte eine bestimmte Ursache hat: die Bodensperrung in der Rechtsform des Großgrundeigentums. Die ab- und auswandernden Landarbeiter sind es, die den Arbeitsmarkt überschwemmen, nicht etwa die Bauern. Bestünde nicht diese Massenwanderung der Enterbten, die nicht zu ihrem Produktionsmittel gelangen können, weil das entfaltete politische Mittel, der Staat, die Rechtsnachfolger der alten Eroberer in ihrem Eigentum schützt, so wäre der Arbeitsmarkt ebenso leer wie heute übervoll.

Dann aber gäbe es keine Möglichkeit für die städtischen Unternehmer, ihre Erzeugung beliebig zu vermehren und ihre Konkurrenten durch Preisunterbietung anzugreifen; auch ihr höchster Gewinn wäre in eine verhältnismäßig enge Grenze gebannt. Sie würden, wenn der Preis ihres Erzeugnisses zu sinken beginnt, aus ihrem wohlverstandenen wirtschaftlichen Egoismus heraus gezwungen sein, genau das zu tun, was die sämtlichen übrigen Verkäufer wünschen müssen, daß sie es tun: ihr Angebot einzuschränken, statt es auszudehnen, wie sie heute zu tun gezwungen sind. Sie wären also genau so solidarisch wie städtische Käufer und Landwirte, ständen wie diese nicht im feindlichen Wettkampf, sondern im friedlichen Wettbewerb.

Soweit war ich bereits in meinem ersten Buch gelangt. Jene Antinomie war aufgeklärt — aber nur in der Theorie. Es fragte sich nun erstens, ob die Theorie vom Einfluß der Bodensperrung auf den Arbeitsmarkt an sich richtig sei, und das wird heute noch vielfach bestritten; und es fragte sich zweitens, ob der Weg von der — selbst als richtig angenommenen — Theorie zur Praxis ohne Hindernisse sei. Vielleicht würden nach Beseitigung der Bodensperre neue Kräfte auftreten oder heute niedergehaltene Kräfte frei werden, die den uns gewohnten Zustand des Arbeitsmarktes dennoch aufrecht erhalten und die Konkurrenz zwischen den städtischen Verkäufern nach wie vor zum feindlichen Wettkampf verzerren würden.

Nun, ich war bald genug in der Lage, zu beweisen, daß Theorie und Praxis durchaus übereinstimmten. Es eröffnete sich mir die Möglichkeit, die Probe auf mein Exempel zu machen, ein Glücksfall, den bisher wohl schon Naturforscher, zum Beispiel Leverrier mit seiner Berechnung des

neuen Planeten Neptun, meines Wissens aber noch niemals ein Forscher auf dem Gebiete einer Geisteswissenschaft erlebt hat.

Es ergab sich nämlich, daß eine berühmte geschichtliche Genossenschaft, die Zunft oder Innung des deutschen Mittelalters, in ihrer ersten Periode, die bis zirka 1370 reicht, eine charakteristische „offene" Genossenschaft mit demokratischer Verfassung und friedlichem Wettbewerb war; und daß sie sich dann, fast mit einem Schlage, umwandelte in eine „gesperrte" Genossenschaft mit aristokratischer oder plutokratischer Verfassung und feindlichem Wettkampf. War meine Rechnung richtig, so mußte sich finden — wovon ich damals nichts ahnte —, daß vor der kritischen Zeit der Grund und Boden Deutschlands nicht monopolisiert und daher der Arbeitsmarkt wenig beschickt war — und daß um die kritische Zeit die Bodensperrung sich vollzog.

Nun, diese Vermutung hat sich glänzend bestätigt. Der berechnete Stern fand sich genau an der vorher bezeichneten Stelle. Alle Wirtschaftshistoriker ohne Ausnahme stellen fest, daß bis zirka 1370 eine unbegrenzte Menge freien Siedellandes zur Verfügung der Volksmasse stand, daß aber um diese Zeit das moderne Großgrundeigentum entstand und in kurzer Zeit allen Boden gegen die Besiedlung sperrte. Und daß vor dem kritischen Zeitpunkt der Arbeitsmarkt in der Regel unterbesetzt, nach ihm in aller Regel ungeheuer überbesetzt war.

Damit war der Ring der Beweise geschlossen. Der heutige Zustand der kapitalistischen Wirtschaft, wie er statistisch festgestellt war, war durch Deduktion abgeleitet; die aus der gleichen Deduktion errechnete kontrastierende Wirtschaftsform der „reinen Wirtschaft" als historische Wirklichkeit erhärtet.* Mehr konnte nicht gefordert noch geleistet werden. Trotzdem warte ich noch immer auf eine zureichende wissenschaftliche Kritik.

Und nun die Nutzanwendung auf unser Problem vom Kriege und vom Frieden!

Wenn es gelingt, die Bodensperre zu beseitigen, oder wenn sie, wie ich annehme, binnen kurzem in dem größten Teil Europas aus inneren Gründen von selbst verschwindet, hört die Überfüllung der Arbeitsmärkte mit Arbeitern auf, und damit verschwindet für die städtischen Unternehmer die Möglichkeit, ihren Betrieb grenzenlos zu erweitern, ihre Mitbewerber durch Preisunterbietung feindlich anzugreifen: ihre psychologische Lagerung zwingt sie von dem Augenblick an zum friedlichen Wettbewerb statt zum feindlichen Wettkampf.

Dann aber beherrscht der friedliche Wettbewerb alle wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Menschen durchaus, da ja sogar heute schon die

* Näheres in meinem Werke „Großgrundeigentum und soziale Frage". Berlin, „Vita", 1898.

landwirtschaftlichen Unternehmer und alle Wirtschafter, insofern sie Käufer sind, im friedlichen Wettbewerb zueinander stehen. Und dann ist die Hauptursache, vielleicht sogar die einzige noch mögliche Ursache zum Kriege zwischen Völkern einer einigermaßen höheren Kultur geschwunden!

Wie sehr die wirtschaftspsychologische Lagerung auch das politische Verhalten bestimmt, dafür will ich zwei Beispiele anführen, eines aus dem nationalen, ein zweites aus dem internationalen Leben.

Man hat es als Zeichen besonderer Opferkraft und Treue gedeutet, daß die politischen Verbände der Bauern, zum Beispiel der deutsche „Bund der Landwirte", so fest und unerschütterlich zusammenhalten, während die politischen Gegenverbände der Industriellen und Kaufleute durch innere Reibungen schwach und wenig leistungsfähig sind. Wir wissen jetzt eine bessere Erklärung für den auffälligen Kontrast, der in dem polaren Gegensatz der Lagerung wurzelt.

Das zweite Beispiel bieten die mittelalterlichen Städtebünde, die man nach dem Zustande der politischen Verfassung ihrer Zeit wohl als internationale Verbände auffassen kann. Solange die einzelne Zunft eine Einung des friedlichen Wettbewerbs war, war auch der Verband der Zünfte, das heißt die Zunftstadt selbst, eine harmonische Genossenschaft im Ganzen, jedem Zugang offen, demokratisch verwaltet überall dort, wo das patrizische Stadtregiment schon gebrochen worden war; und so lange wuchsen und blühten auch die Städtebünde, gleichsam harmonische Genossenschaften der dritten Ordnung. Als aber die Bodensperre sich ausbreitete, wandelte sich nicht nur die einzelne Zunft in eine disharmonische Genossenschaft des feindlichen Wettkampfs, sondern es verfiel auch die Einigkeit und Blüte der Städte, die der feindliche Wettkampf mit Zwietracht erfüllte und in tödliche Schwäche warf, so daß die Landesfürsten und Patrizier ihre Freiheiten zu brechen vermochten — und die Städtebünde fielen fast augenblicks auseinander, außer der Hansa, die sich in eine von Patriziern geleitete kapitalistische Handelskompanie verwandelte.

Das sind gewiß historische Erfahrungen, die für unsere Prognose sprechen.

Nun wird man freilich einwenden können, daß in jener glorreichen Zeit des friedlichen Wettbewerbs trotz alledem Kriege und Fehden nicht minder häufig waren als zu irgendeiner anderen. Und das ist wahr, fällt doch das berüchtigte „Interregnum", der Kampf so vieler Wettbewerber um die deutsche Kaiserkrone, gerade in die Mitte der Epoche! Dennoch wiegt der Einwand nicht schwer. Denn die seither vergangenen Jahrhunderte haben die verfassungsmäßige Gestalt der Staaten durchaus verändert. Damals bestand noch die Feudalverfassung, die ganz auf der Macht des Schwertes beruht; Fürstenrecht war noch fast ganz Privatrecht, der Staat

Eigentum des Fürsten, wie heute ein Rittergut Eigentum seines Besitzers ist, das er vererben, teilen, verkaufen, verschenken kann. Jeden Dynasten trieb daher sein privatwirtschaftliches Interesse dahin, die geographische Grundlage seiner Macht und seines Reichtums nach Möglichkeit auszudehnen; und, da jeder das Fehderecht besaß, so waren die Kriege jener Zeit dynastische Kriege und nichts anderes.

Das hat für immer aufgehört. Dynastische Kriege, „Erbfolgekriege" und dergleichen sind nicht mehr denkbar. Was heute zum Kriege drängt, sind die Oberklassen der Nationen, denen der Krieg Gewinn verspricht, während die Hauptlast des Blutes und der Kosten auf die Unterklasse fällt, so daß ein siegreicher Krieg jenen ein gutes und glattes Geschäft bedeutet. Nur aus diesem Grunde, weil sie gewinnen konnten, während die Untertanen bluteten und zahlten, war es möglich, daß Rußlands Herren zum Japanerkriege hetzten, der ihnen neue Latifundien und Riesenwälder einbringen sollte, daß Großbritanniens Kapitalisten den Burenkrieg begannen, der dem englischen Volk vier Milliarden kostete, ihnen aber die Gold- und Diamantenfelder Südafrikas einbrachte; und daß dieselben kalten Geschäftsleute den Weltkrieg gegen Deutschland entfesselten: was liegt ihnen daran, wenn er die britische Staatsschuld um fünfzig Milliarden Mark vermehrt und Hunderttausende von als Söldner gemieteten Landeskindern ins Grab schleudert oder verkrüppelt, wenn sie um diesen von anderen gezahlten Preis des deutschen Wettbewerbs in Handel und Industrie los und ledig werden?!

Nun aber bedeutet die Lösung der Bodensperre, von der formal-juristischen Seite aus gesehen, das Verschwinden des Großgrundeigentums, damit der agrarischen Klasse und ihrer besonderen, besonders aggressiven wirtschaftlichen Interessen. Und sie bedeutet ferner, wie wir bewiesen haben, die psychologische Umlagerung der städtischen Unternehmer, die Umwandlung des feindlichen Wettkampfes in den friedlichen Wettbewerb, und damit das Erlöschen des wirtschaftlich und politisch aggressiven kapitalistischen Geistes.

Ob dann noch andere Ursachen, Rassenverschiedenheiten, Religionsgegensätze usw. doch noch einmal zu kriegerischen Zusammenstößen zwischen Kulturvölkern werden führen können, darüber kann man streiten. Ich glaube es nicht: der Krieg wird dann immer von denselben Schichten bezahlt und erlitten werden müssen, die ihn herbeiführen, und dann wird er sich, selbst ein siegreicher Krieg, als ein allzu schlechtes Geschäft herausstellen.

Aber immerhin, mag man über diese Möglichkeit denken wie man will: daß im feindlichen Wettkampf der städtischen Unternehmer eine Hauptwurzel der Kriege steckt, wird niemand bestreiten können — und diese Hauptwurzel können wir ausroden!

Wolga

von Oskar Bie

Wenn ich heute meine Erinnerungen an eine vorjährige Reise in Rußland hervorhole, so geschieht es, weil ich einiges zur Charakteristik des inneren Landes beizutragen hoffe, das aus ethnologischen Gründen interessieren könnte. Die Gelegenheit, das Land zu sehen, war eine ungewöhnliche und führte mich in Gegenden, die sonst dem Reisenden fern liegen. Von hier aus öffnete sich ein Blick auf Menschen, Kunst und Kultur. Wenn aber der Rahmen der Betrachtung von der Musik gegeben wird, so ist das nicht so äußerlich, wie es scheinen könnte. Diese Kunst vermählte sich mir mit der Unendlichkeit und Buntheit Rußlands auf eine unverlöschliche Weise. Die Gelegenheit war folgende. Sergei Kussewitzky, ein hervorragender Dirigent eines Moskauer Orchesters, unternimmt alle zwei Jahre mit seinen Leuten eine Tur auf der Wolga, um in den größeren Städten an ihrem Ufer, vom malerischen Jaroslaw bis zum halbasiatischen Astrachan, Konzerte zu geben, und er hatte die Liebenswürdigkeit, mich zur Begleitung einzuladen. Ich war auf der Wolga, nicht wie der gewöhnliche Reisende zum Zwecke einer kurzen Besichtigung der Städte, nach den Zeitmaßen des Schiffskursbuches, sondern ich war ausgiebig auf diesem mächtigen Wasser in einer erlesenen Gesellschaft, in der eigentümlichen Kombination mit einem beruflichen Orchester, mit einem Orchester mitten in weltenfernen, musikfremden Gegenden, und unser privater Dampfer kannte nur das Kursbuch seiner Konzerte, bisweilen einen, bisweilen zwei Abende oder noch einen dritten auf dem Rückweg, und durfte sonst frei dem Willen seiner Gäste leben, Häfen anlaufen, Nachtruhe halten, Siesta aufsuchen, Merkwürdigkeiten besehen, wie wir wollten, ein schwimmendes Hotel von europäischem Komfort mitten in wilder Ethnologie, vier bis fünf Wochen lang, von denen ich über die Hälfte genoß. Jetzt in der Erinnerung fließt mir alles Gesehne und Erlebte in die Erscheinung dieses gewaltigen Flusses zusammen, der sich wie ein Band durch die Zeiten zieht. In sein Bett gieße ich Formen und Farben dieser Tage, indem ich die russischen Eindrücke mir aus den Sinnen vor meinen Geist hole und prüfe. An einem hellen Morgen stieg mir das Bild auf: der Fluß! Der Fluß, der große, ewige Fluß, der alle Musik dieser unbereisten Erde in sich schließt, Anfang und Ende aller dieser polyphonen, themenreichen Beziehungen. Jetzt soll er seine Symphonie beginnen.

Es ist Frühjahr und unser Schiff das erste, das ihn begrüßt hat. Das Wasser türmt sich vor Begierde des Schmelzens und weitet sich zu unendlichen Dimensionen. Es bedeckt Stadtteile und Landschaften. Der Platz

der Messe von Nischni-Nowgorod liegt jetzt noch unter der Wolga, ein Stück des Tatarendorfes von Kasan ist von der Stadt abgetrennt und an Kasan selbst kommt der Dampfer drei Kilometer näher als im Sommer. Die Sommerwolga wird Inseln, Wälder, Wiesen, Dörfer frei lassen, die die Frühlingswolga deckt, die Landeplätze wandeln sich, die Natur wird grün und stark und erobert sich Gebiete vom Wasser. Wir sind auf der Fahrt Zeugen dieses Ergrünens und Erstarkens. Das Schiff, das sich durch Eis gebohrt hatte, endete in der tropischen Sonne von Astrachan, um den Sommer zurückzuerleben. Wasser, Wasser, unendliches Wasser im Triumphe seines Frühlings gleitet vor dem Auge, bald einstromig, bald deltaartig verzweigt, ein Fluß von weiblichster Energie, der nur zweimal, bei Kasan und Zaritsin, plötzlichen Richtungsimpuls bekommt, sonst sich gehen läßt, sich anlehnt, sich verteilt, sich nützlich macht und doch mit dem einzigen, wie heimlichen Willen, alles, was ihm begegnet, sich zu unterwerfen, in Wasser zu setzen. Ein Wassererlebnis eigentümlichster Art, da man das Wasserwerden der Welt wie eine Legende mitzudichten meint. Halbversunkene Wälder, Schilf, Wiesenandeutungen ragen aus dem Wasser auf, eine in denselben Motiven unbegrenzt in den Horizont fortgesetzte Überschwemmung. Je weiter wir nach Süden kommen, desto siegreicher ist das Wasser. Es erreicht Breiten von Meerillusion und assimiliert sich in steter langsamer Arbeit die Erde. Es hat Bergrücken von tausend Kilometern bespült, die sich an seiner rechten Seite entlang ziehen, zuerst lieblich und eigengeformt, sonderlich die Schigulewberge, die die Wolga in großem Bogen umschmeichelt, dann gähnende Sandschluchten, phantastisch um ihre Existenz heulend, weiter nur noch Erosion, wie ägyptische Riesenplastik in Stilisierung ausgeschwemmt, weiß und grausam, endlich Steppe, Salzsand, rötlich, gelblich, raubtierhaft leuchtend, zwanzig Meter unterm Meeresspiegel, bis das Kaspische Loch sich füllt. Der Bädeker warnt vor dieser ermüdenden unteren Wolga. Ich habe wenig gesehen, was diesem Kampf von Wasser und Erde gleichkäme. Braun ist das Wasser von diesen Erdkämpfen. Braun und in der Sonne leuchtet es zuweilen wie rot, als Blut der Elemente. Friedlich, schön aufgebaut liegen die Städte am Ufer, Terrassen, deren Elend man nicht ahnt. Von Zeit zu Zeit strecken sich asiatisch graue Riesendörfer. Oder auf hohen Lehmböschungen schielen Dächer hinüber. Dann kommt der unvergleichliche Abend und senkt seinen Ausgleich über diese Naturschauspiele. Wir halten eine Nacht, bei Vollmond, mitten im Wasser, die Villa im Wasser, und ergehen uns noch auf Deck. Empfindungsvoll geformte Bäume winken vom Ufer. Es könnte grüne, deutsche Landschaft hinter ihnen sein, und ein Wiesenduft schlägt uns an, das erstemal in diesen langen Zeitläuften von Wasser und Sand. Eine furchtbare Sehnsucht überkommt uns — — nach Blumen. Blumenloses Rußland.

Das Publikum der Wolgastädte will keine alte Musik hören. Man schrieb dem Dirigenten: nur keinen Haydn und Mozart! Das Land, das in der Architektur kaum eine Erinnerung an das Rokoko hat, nur schweres Barock und bürgerliches Empire, ist in der Musik konsequent. Tschaikowski war eine Ausnahme: er liebte die Spiele des achtzehnten Jahrhunderts und ahmte sie in seinen Opern gern nach. Er hatte viel zu viel Stilgefühl für einen echten Russen. Bei Beethoven fängt diesem die Welt an. Sein Ringen, seine Hingabe, seine ausbrechende Leidenschaft sind ihm verwandt. Wir trugen die Coriolan-Ouvertüre und die Eroika die Wolga entlang. Es wirkte auf mich in dieser Umgebung stärker als je: wie unerhörtes Menschenschicksal, das aus Wüsten aufschreit. Die trockene Erde um uns schien plötzlich mit einem unsagbar säftereichen, kräfteschießenden Empfinden gefüllt, wie ein Segen des höchsten Menschen, der sich auf Armut und Arbeit niedersenkt. Doch was waren diese Umschaltungen gegen die Entdeckungen, die einem Bewohner von Zaritsin oder Simbirsk beschert waren, der das erstemal in seinem Leben die Eroika hörte? Auf einmal offenbarte sich ihm der Schöpfer, von dessen Gnaden er schon so lange lebt, sein Herz spaltete sich ihm vor heiliger Zerrissenheit zwischen der Schwere seines belasteten Gefühls und dem Glanz dieses Orchesters, das ihm Heilswahrheiten übermittelte. Manche der Städte haben kein ständiges Orchester, ein bißchen Oper und Operette, aber die Symphonie bringt das Wolgaschiff nur alle zwei Jahre zu ihnen. Zwei Jahre hat er gewartet auf den Tag der Eroika. Nun weint er die ganze Nacht, ein Russe.

Einmal gab es ein Konzert für Arbeiter, eine seltene russische Angelegenheit, vielleicht der erste Fall. In Zaritsin draußen in einer Halle, die drei Riesenbilder über dem Podium zeigt: in der Mitte die Kopie des Waßnetzowschen Fürsten Igor aus der Tretjakowgalerie, links ein versoffener, rechts ein redlicher Arbeiter. Ein Priester hatte es arrangiert. Die Arbeiter sollten ein eigenes Orchester gründen, das den Namen Kussewitzkys trage. Kussewitzky spielte für sie, vor ihnen, und gab wohl noch mehr, und der Priester glänzte vor Freude über diese loyalen Erfolge der Menschenveredelung. Er holte von der Straße herein, was er fand. Kussewitzky spielte die populäre Kalinikow-Symphonie und Glinkas Vorspiel zu „Ruslan und Ludmilla" und anderes — nur Russisches. Er redete gute Worte. Die Arbeiter waren aufmerksam. Der soziale Friede schien geschlossen.

Die Russen verlangen die Hälfte des Programms russisch. Aus ihrer prachtvollen nationalen Literatur läßt sich das bequem bestreiten. Wir hatten Symphonien von Scriabine (aus seiner früheren Zeit vor seinen letzten revolutionären Problemen, ganz aus dem Vollen, doch immer gleich stark unterstrichen) und von Rachmaninoff, besser gestaltet und voll eigenen Lebens, immer von nationaler Farbe durchzogen und aus schwerem, echtem

Gefühl. Die Russen halten und bewerten ihn höher, als wir Richard Strauß, dessen „Don Juan" sich an den Ufern der Wolga etwas unsicher ausnahm. Die leere Pracht von Wagners Parsifal-Vorspiel wurde für den Russen übertroffen durch Rimsky-Korsakoffs Osternvorspiel, das malend und klingend den bunten Zauber des Festes in rauschenden Volksfarben wiedergibt. Es war wie römischer gegen griechischen Katholizismus. Als Solisten hatten wir auf der Hinfahrt Rislers geistige, gepflegte, auch in der Kraft noch zärtliche Klavierkunst, und auf der Rückfahrt die weiche, sinnliche Stimme der Kovalenko, deren süße Wehmut in den verlassenen Gesängen aus Rimsky-Korsakoffs „Schneeflöckchen" uns lange im Ohre blieb. Rislers humoristisch belebte Intelligenz und ihre nachhängende Empfindsamkeit wurden seltsam gerahmt von der überraschenden Leidenschaft des Orchesters. Immer wach gehalten von der unermüdlichen Energie seines Leiters, seinem Feingefühl für künstlerische Werte, seiner plastischen Interpretation, gab es sich besonders in den russischen Werken mit letzten Kräften seiner Aufgabe hin. Es quoll, kochte, strömte sich aus, triumphierte in diesen Steigerungen, und ich hatte die Vision, daß sein Blut floß. Tschaikowskis erster Manfredsatz sprach wie ein Martyrium. An der Spitze der Trompeter Tabakow, dessen Art, sich gläubig in den Ton hineinzulegen und den Atem durch das Metall singen zu lassen, ihn als eine Persönlichkeit heraushob. Der volle, schöne Klang des Orchesters, in langem Studium der stets wiederholten Stücke bis ins Kleinste durchgearbeitet wie eine Stanislawskivorstellung, entzückte das Publikum bis zu südeuropäischer Begeisterung. Vor vier Jahren lachte man noch, vor zwei Jahren war es schon zweifelloser, diesmal war es der Sieg. Die Säle reichten nicht mehr, man spielte in den Theatern. Die Honoratioren waren vorhanden und jenes füllende Publikum, das in der ganzen Welt gleich aussieht. Wir aber waren von ehrlicher Liebe zu unserm Dirigenten durchdrungen, obwohl wir von ihm eingeladen waren. Er gab uns auf diesen Fahrten den reichen Segen einer wahrhaft künstlerischen Aufopferung, die alte Ideale wachrief, auf einem jungfräulichen Boden. Fast Abend für Abend sanken wir unter in die russische Musik. Sie wurde Spiegel der Landschaft: ein immer weites, immer gleiches Herausdrängen ungeordneter, doch starker Empfindungen, bald schumannsch, bald debussyisch beeinflußt, unendlich ziellos bis zur Lethargie in die späte Nacht ausfließend, hingegeben mit dem dumpfen Gefühl eines künstlerischen Opfers, das noch in den letzten müden Wallungen seinen Dirigenten grüßt.

Das Meer zerstreut, der Fluß sammelt. Er setzte den Slawen und Tataren eine natürliche Grenze, die man mitunter jetzt noch empfindet. Inzwischen sammelte er alle Kulturen und schob sie an seinen Ufern weiter,

daß die Reste von zehn, fünfzehn Völkerstämmen daran kleben blieben. Wie wir heut den Beethoven hinab tragen, so trug er Handel und Industrie aus dem innersten Slawentum hinab gegenüber Persien. Die Nichtslawen sanken zur dienenden Klasse, und ihre alten historischen Erinnerungen mischen sich mit dem Anblick ihrer Knechtschaft. So wechselt das Panorama, ethnologisch gefärbt, da die Industrie die Domestiken braucht und die Domestiken eher die Tracht und Gewohnheit des Stammvolks bewahren. Wir gleiten die Reihe der Völker ab, die einst um den Besitz dieser weiten Länder stritten und jetzt sich im modernen Handelsstaat auflösen, den der Fluß errichtete.

Die mongolische Geschichte wurde mir noch unklarer, als ich mich damit zu beschäftigen begann. Es ist eine schreckliche Völkerteilung. Aber bisweilen heben sich die Namen Dschingis-Khan und Timur wie riesige Gespenster heraus. Ich bevölkere nach Willkür das Reich von China bis Polen. Hier in der Nähe unseres Ufers saß die Goldene Horde, die keine Pyramiden hinterließ. Sie diktierte Rußland. Es ist verflogen, wie die dunklen Anfänge Bulgariens, die hierhin datiert werden. Die Ruinen sahen wir erst gar nicht. Wir überzeugten uns von ihrer Existenz auf der Karte. Auch träumten wir gern vom Wolgaräuber, der einst diese Striche unsicher machte, gaben uns in seine Gewalt und vollendeten die Romane unserer Lebensläufe. Er hätte die Eroika das erste mal gehört. Jetzt sagten wir nur, wenn nachts ein unbeleuchtetes Schiff zum Fischen an uns vorüberschlich: der Pirat. Vom Zauber des Flusses waren alle Historien umglänzt und Goldene Horden, Steppenpferde, Piratenschiffe wurden zu einer Oper, die Rimsky-Korsakoff hätte komponieren können, als Seitenstück seines Sadko. Sadko fährt in die weiten Meere, Reichtümer zu sammeln, aber da er reuig zu seiner Frau zurückkehrt, wandelt sich die Ballettverführerin Wolkowa in den Fluß ihres Namens. Das ist Nowgorod und die Wolkowa. Nischni-Nowgorod und die Wolga scheint diesen Sagenreichtum nicht zu haben und verdient ihn doch. Mystik der Tataren und Räuber, ist sie von der Industrie aufgesaugt worden? Der große Fluß fließt und wandelt die Zeiten in emsiger Arbeit. Gewaltig ist der Begriff des Flusses und in jedem Augenblick ist er neu und zeitgemäß. Das Meer tummelt sich im Becken. Der Fluß schafft.

Alle seine Technik zieht an uns vorüber. Unendlich zahlreiche, wimmelnde Fischerkähne, die vor Astrachan zu Schwärmen sich finden. Altmodische Segel, breit und niedrig-viereckig, wie bei den Chinesen. Lange Gebäude von Booten, die Häuser tragen, Magazine und Krahne. Kaviarschiffe, die eine Spezialität der unteren Wolga zur Delikatesse der Welt gemacht haben. Holzschiffe, die Wälder auf ihrem Rücken in künstlichem Bau stapelten. Soldatenschiffe, Tausende in einen Kasten gepfropft, eine Massen-

schale von Menschen. Naphthaschiffe, die bis an den Rand mit Heizstoff gefüllt, sich an die Ladeplätze der großen Häfen stellen, um ihre Last den Dampfern abzugeben und langsam so dem Wasser wieder zu entsteigen. Dazwischen die stolzen Passagierdampfer, die seit siebzig Jahren schon die Intelligenz hinabführen, welche aus dem Strom der Goldenen Horde den Strom einer anderen goldenen Horde machte.

Mittelalter, Geschichte, Legenden weben Zauber um Gegenden, die wir nicht gesehen haben. Die Wolga hat den alten Opernzauber, solange wir sie ersehnten. Jetzt sind wir mitten in einem kolossalen Betriebe von landwirtschaftlichen und Fischerei-Produkten. Kuh- und Schafherden bevölkern die Ufer. Schornsteine beruhigen uns. Nobelwerke verdecken die Kirchenkuppeln. Mitunter ragt bei Saratow eine ferne Kirchturmspitze herüber. Das ist von den deutschen Kolonien, die Katharina gründete und die mitten im Völkergemisch ruhige, sachliche Arbeit verrichteten. Aber bei manchem Betrieb auf dem Fluß — treten wir ins Land, empfinden wir überall Lähmungen. Der Fluß reizt zur Fassadenbildung. Länderbreit liegt die Erde tot. Einmal schrie einer: „ein Acker!" Es schien unglaublich, daß wir einen Acker sahen. Indessen zaubert der ewige Fluß seine moderne Oper unbeirrt weiter: die Technik, die die Geste des Welthandels ist. Er trägt das Tempo ihrer Beweglichkeit, eine Blutader in der schweren, lastenden, unbefriedigten Arbeit da drinnen im Lande.

Die Wolgastädte scheinen sich zu gleichen und haben doch ihre eigne Note. Eines ist ihnen allen gemeinsam: der ungeheure Staub, der metaphysische Staub dicht neben dem großen Fluß. Wir kennen hier kleine Wirbel und Chausseewolken. Aber die Philosophie des Staubes in diesen Städten können wir uns nicht vorstellen, wenn wir sie nicht erlebt haben. Er steigt wie Nebel aus den halbgepflasterten Straßen empor und ballt sich hinter jedem Wagen zu Gewittern. Er beklebt Häuser, Parke, Kleider, Haut und Haare bis zur Unkenntlichkeit. Er hascht alles Menschengewordene, um es für ewig in ein trauriges, schäbiges, farbloses Grau zu verwandeln, das ihm die Lust am Dasein nimmt. Er ist tückisch bis zur Grausamkeit, lauert an Straßenecken, frohlockt über Erdarbeiten, überfällt einen gleich am Hafen mit einer Heftigkeit, daß man jeden Kampf aufgibt. Es ist die ganze Wut der Erde gegen das mächtige Wasser, die teuflische Rache an ihm. Und fährt man auf den Bahnhof, um die Stadt zu verlassen, verdeckt er einem das Gebäude bis zum letzten Augenblick mit Schwaden von fliegendem Schmutz. Ich werde ewig seiner gedenken.

Entwickelt man sich aus diesen Hemmungen die Anlage der Städte, so findet man sie im Norden natürlicher, im Süden amerikanischer. Dort ist die Kremlbildung noch herrschend, die Burg mit Schloß und Kirchen,

hier ist sie verschwunden — nur Astrachan zeigt noch einen schwächlichen Rückfall. Nischni-Nowgorod liegt im Halbkreis malerisch terrassiert. Kasan ist eine Vision: hinter Wasserflächen eine aufsteigende, wie venezianische Burg mit weißen Mauern, bunten Kuppeln und dem alten roten, backsteinernen Tatarenturm, halb indisch, halb Renaissance. (Man ahnt es nicht, wenn man landet, denn da steht ein haushohes Vergnügungslokal in Form einer Flasche.) Samara, beleckt durch die sibirische Bahn, ist eine dürftige moderne Stadt mit reichem Villengürtel in reizender europäischer Landschaft. Saratow, stark deutsch, ist zur Hälfte gepflegt und wohnlich, zur Hälfte räuberhaftes altes schwarzes Holzgerümpel. Zaritsin ist elend, aber ich sah bei einem Kloster elf Kamele als Zugtiere und fuhr in einem Auto, das ein Kamel als Ornament hatte. Ich lobte Gott und das Benzin. Denn ein Martyrium sind die kleinen Droschken, mit weißbeschmutztem, stinkendem Kutscher, mit einem Verdeck und einer Rücklehne, die es nicht gibt. Sie kugeln in und aus den Löchern der Straße mit einer Geschicklichkeit, die eines Varietés würdig wäre. Immerhin sind sie noch gesunder als das Laufen. Das Laufen in diesen Städten ist eine Kasteiung, die ich mir nur selten leistete, um nicht ganz zu zerbrechen. Denn sie sind durch die niedrige Bauart weitläufig und, was die Pflasterung anbelangt, sicherlich im Solde der Schuhmacher. Zweimal benutzte ich dies Privileg.

In Astrachan, das vom Wasser aus wieder sehr verlockend ist, wie alle diese Städte, mit seiner Kirchen-Silhouette, suchte ich Interessantheiten. Ich ging in ein Teppichgeschäft und hörte, wie sie sich bemogeln. Ich ging in die Kathedrale und fand sie wie alle anderen. Ich wollte orientalische Basare entdecken, aber ich traf keine. Schließlich trieb ich mich im Hafen herum, Hunderte von Segelmasten, Riesenbetrieb von Schiff zu Schiff, bunte Trachten, ein großer, sehr großer Hafen und jenes malerische Leben, das uns stets reizt, wenn wir die Gewißheit haben, in der Stadt nicht wohnen zu brauchen. Ich sagte mir dauernd: jetzt bist du in Astrachan, vis-a-vis von Persien, aber ich konnte mich nicht überzeugen, daß das etwas Besonderes sei. Nachmittags fuhren wir in eine große Fischerei und sahen, wie Frauen in Stiefeln auf Millionen von Heringen in Eisbottichen herumtrampelten, um sie zu pressen. Ich dachte mir, daß ich das kaum in meiner Reiseschilderung werde beschreiben müssen. Dann machten sie eine Tonne Kaviar auf, doch war es roter, ich glaube für die Bulgaren. Selbst gepreßter schmeckt mir wie Schuhwichse. Ich esse nur grauen, körnigen, in dem wir selig erstickten.

Wo ich nichts erwartete, kam die Stimmung. Es war das zweitemal, daß ich zu Fuß lief: in der Stadt Simbirsk. Sie liegt sehr hoch, und man sieht vom Schiff nur vereinzelte Dächer. Ich wußte nichts und ließ

mich gehen. Erst einige resultatlose Wege, dann nach heißem Klettern kam ich in ausgedehnte, parallele, gleichmäßige Straßen mit niedrigen Holzhäuschen, blau, gelb, rot, vielfach geschnitzt und bemalt, daß ich eine Ahnung von Peking heraufbeschwor. Über den Zäunen und Bäumen ragen plötzlich Kirchenkuppeln empor. Ich gehe ihnen nach und gelange in eine Stadt der weißen Häuser, alte vornehme Adelshäuser, darin sich gewaltige Kirchen erheben, pantheonartige Kirchen, Säulen und Freitreppen, eine verzauberte Baulichkeit, ein Nonnenkloster mit weißer niedriger Mauer um den Bezirk, alles still und vergessen gegen den schweigsamen Himmel. Wo bin ich? Ich stehe einen Augenblick — hier ist der Punkt, da sich Asien und die Renaissance auf die sonderbarste Art trafen. Ich sehe weit über die Wolgalandschaft herüber und suche andere Straßen zur Rückkehr. Bohlen liegen für das Trottoir. Kühe spazieren neben mir. Eine Beethovensonate klingt aus einem Fenster. Ich gelange in ein verfallenes Viertel. Zwei Häuser liegen schief gerutscht halb auf dem Boden. Ein Trödelmarkt lebt dazwischen. Als Brücke über die Jauche des Bodens ist ein Giebelornament gelegt. Abgemattet kehre ich zum Schiff zurück. Das war Simbirsk, einst eine reiche Gouvernementsstadt, die ihren Ruhm an das moderne Samara abgeben mußte. Abends vor dem Konzert sah ich das Märchen nochmals im Mondschein. Indessen rutscht die Erde dort weiter. Die kleine weiße Kirche, an der ich auf halber Höhe ausruhte, ist jetzt auch hinabgeglitten.

In manchen geringeren Orten hielten wir, um einzukaufen, Wasser zu holen, Naphtha zu nehmen. Da entwickelte sich kurzes und prägnantes Leben. Einen Husch der Nacht spazieren wir in den Anlagen von Chlamynsk, ohne Beleuchtung, finster neben finsteren Menschen unter Bäumen, die hier überall etwas Exotisches haben, als seien sie unerlaubt. In einem Fischerdorf steigen wir über glitschige Flöße unter beschwerlichem Hafenbetriebe, um die berühmtesten Sterlette zu kaufen. Da enthüllt sich Armut und Armut bringt das Volk. Die „Typen" werden die hauptsächlichste Beschäftigung an allen Landeplätzen, auf allen Hinterdecks. Bauern in Schafpelz und Bastschuhen, rotblusige Träger und Kellner, braungekuttete Pilger und Klosterbettler mit langgewachsenem Haar, Tataren mit der hohen schwarzen Mütze über dem breitknochigen Gesicht, schöne, schlanke Perser mit den beaux restes einer edlen Rasse, Kaukasier, Armenier, Türken, Kalmücken, das Völkergemisch aus tausend Jahren, das die Nationalität verkörpert gegen den abgeschliffenen Europäer. Oben auf den Passagierschiffen promeniert Europa, in Gebärde und Kleid das gleiche auf beiden Halbkugeln, unten hockt Asien und brütet über der Vergangenheit. Dies war das Bild, das unsere Augen Stunde für Stunde wieder neu reizen konnte. Über das Geländer gelehnt, starrten wir auf die Anlageplätze. Die Träger schürften, buntbehängt mit Fetzen von Kleidern, hin

und her. Einige junge, blonde begannen wir auszuwählen und zu lieben. Das Volk hockte und wartete. Kam ein Schiff, zankten sie sich um die Karten. Ein schmutziger Gendarm suchte sie zu besänftigen. Sie hielten unser Orchesterschiff für ihr Passagierschiff. Sie begriffen nicht und führten Szenen auf. Der Gendarm holte einen Soldaten. Dann kamen die zwei Kokotten der Stadt, wie Pfingstkühe aufgetakelt. Alle lachten, bis sie es vorzogen, abzuschieben. Jetzt inszenierten zwei unserer Orchestermitglieder einen solennen Ringkampf. Da war das Volk an der Reihe uns anzustarren. So wechselte der zoologische Garten. Wußte jemand noch, was dem andern ernst ist?

Juden, Christen, Mohammedaner, Buddhisten — alle passierten sie vor uns, wußte der eine noch, was dem anderen ernst ist? In vier Bildern sind sie mir geblieben.

In Warschau waren wir Sonntag. Die christliche Stadt war still und die Läden geschlossen, das Ghetto war geschäftig und erregt. Hebräische Schilder, Gewimmel von Kaftanen, Geschlenker von Mädchen, die aus jüdischem Hause Arm in Arm in den christlichen Sonntag spazieren gehen. Unter einem Plakat steht ein Jude, steht und steht und wartet auf das Ende. Zusammengebrochen, traurig, verlassen, Sinnbild allen Jammers, so steht er unterm Plakat an der Ecke und wartet.

In einer Kasaner Kirche, eng, in Klostermauern, Mauern und Bäume ganz eng zusammengebetet, steht ein Pilger, ein junger, schöner Mann in braunem Kittel, Bastschuhen, langem blonden Haar, in einer demütigen und doch selbstbewußten Stellung. Draußen ist Parade und Geburtstagfeier für den Zaren. In der Kirche seitlich singt ein tenoriger Pope vor segensbedürftigen Kindern. Der Pilger steht unverwandt mitten in der Kirche, der braune schöne junge Mann in der goldenen Kirche, er rührt sich nicht, er wird eine Statue werden und unbeirrt geradeaus blicken auf den Altar, von dem er sein Heil erwartet. Er hat den Fuß leicht zurückgestellt, das Haupt leicht geneigt, mitten in der Kirche, ganz allein.

Kasan hat eine Tatarenvorstadt. Sie ist mohammedanisch und die Schilder haben arabische Schrift. Die Fremden kaufen da Tatarenstiefel. An der Hauptecke liegt eine Moschee. Es ist Mittagszeit und wir treten zum Gottesdienst ein. Ein Vorbeter kräht den Namen Allahs wie ein Hahn. Die anderen hocken verteilt auf Teppichen im Gebet. Dann stehen sie auf, bilden drei regelmäßige Reihen und vollziehen die Freiübungen, die ihr Ritus ihnen vorschreibt. Sie werfen sich wie gedrillt mit einem Schlage aufs Gesicht. Ich bin oben in der Galerie. Ein Moslem, in fettig bunt gestreiftem Gewande kommt herauf, keucht vor Atemnot, gibt mir die Hand. Mir dem Ungläubigen, der nicht mal seine Stiefel auszog. Ich denke, es ist das erstemal, daß so ein Moslem mich berührt. Ich sub-

stituiere ihn sofort einigen Kaufmannsfiguren aus Tausendundeiner Nacht. Wer weiß, wer diesen da verzauberte im seidig-streifigen Kleid, gerade diesen, der mir die Hand gibt. Schon betet er die Mauer an. Doch die Moschee ist arm und hohl. Es spinnt sich nicht fort.

Die Kalmücken haben mehrere Niederlassungen in der Nähe von Astrachan mit buddhistischen Tempeln. Eine sehr große Pagode steht unmittelbar am Wolgaufer. Ein Kalmückenbasar liegt bei den Fischereien gegenüber der Stadt. Eine weniger besuchte Stelle, mehr flußaufwärts liefen wir an. Landungsmöglichkeit gibt es nicht. Wir booteten über und sprangen auf die Wiese. Die Kalmücken kamen uns entgegen, bronzene Gestalten, teils typische Ethnologie, teils edlerer Einschlag ins Ephebenhafte. Wir erfrischten uns an der Wiesenluft, am Duft des Grünen, der uns eine Seltenheit war. Drei Bäume standen auf der Wiese. Ein Geier schwebte darüber, nach Sperlingen zu fahnden. Hütten aus Pelz, Binsen, Mörtel gekleistert hoben sich niedrig über den Boden, in denen Frauen und Kinder aufbewahrt wurden. Sie könnten erschrecken, sie sollten uns nicht sehen. Jetzt tritt ein gelbgewandeter Priester oder Tempelwärter zu uns, blind, mit unendlich gefaltetem länglichem Gesicht, eine asiatische lebende Bronze. Er führt uns auf einen reinlich weiten, ganz leeren Platz, in dessen Mitte die Pagode sich erhebt, im Umkreise die Holzhäuschen der begrabenen und der noch tätigen Priester. Alles farbig und hell gegen den Himmel und von einer wohltuenden Gepflegtheit und Sauberkeit. Die indische Symbolik in Bau, Gliederung, Ornament steht vor uns in einem provinziellen Abbild, geschändet durch einen elend modernen Eisengitterzaun. Wer hat ihnen diese Tempel gebaut? Wer ihnen dies Gitter dazu geschmuggelt? Im Sommer sind sie auf Nomadengeschäfte, im Winter versammeln sie sich hier und halten Gottesdienst. Welcher gottesdienstliche Aufwand gegen diese paar elenden Wohnhütten! Der Eindruck überwältigt, es ist wie ein Stück besserer Welt, in die Hände dieser Kalmücken gegeben, eine weise Reinlichkeit gegen das Leben, ein Teil keuschester Philosophie, der hier auf dem äußersten Vorposten Indiens nicht verloren ging. Auf diesem Tempelplatze weht uns ein Atem Buddhas an. Der gelbe Mann schließt den Tempel auf. Bis zur Schwelle dürfen wir gehen und sehen die große, sehr beträchtliche Buddhafigur umgeben von einer Anzahl höchst dekorativer heiliger Bilder, etwas Wesen von Gauguin und etwas Ziel neuester Stilisierung. Das Opfer für Buddha steht bereit. Wir starren nur auf die Bilder, die in unseren Galerien Aufsehen erregen würden. Wie kommt diese Pracht hierher? Die Tür schließt sich, wir werden zurückgeleitet. Die Kalmücken sind von einer natürlichen, angeborenen Höflichkeit und beschämen manche der neugierigen Besucher durch ihre Zurückhaltung, die vor jeder fremden Berührung zu scheuen scheint. Sie lassen uns gehen. Nur einer ist europa-

reif. Er schaufelt uns Stufen, damit wir ins Boot steigen können. Wir verzeihen ihm, da er dabei ein ganzes Stück seiner kostbaren Erde ins Wasser warf. Als der Dampfer fortfuhr, war es Dämmerung. In ihr entfernte sich das Kalmückendorf wie etwas Unwirkliches. Es schien mir der Höhepunkt der Reise. In niedrigem Kleide war hier ein Gott zu fühlen gewesen.

Zeit ohne Grenzen — das gedehnte Gefühl der unbegrenzten Zeit kommt über uns in diesem Lande der großen Entfernungen, auf diesem großen Wasser mit dem weiten Horizonte. Stunden und Stunden liegen wir auf Deck und das Wasser rauscht an uns vorüber, tagelang von einer Stadt zur anderen. Oder die Abende hüllen uns ein, Balalaikagondeln umschwärmen das Schiff, Lieder tönen von den Kähnen, meist melancholisch in Moll und voll schleppender Verzierungen, byzantinisch verschnörkelt und gern von einer goldenen Dominante gehalten. Wolgalieder hört man im Chor und einzeln, „Hinab, unsere Klein-Mutter Wolga" mit der eigenen russischen Melodie, die schmerzlich den Blick hebt und sich in Trauer auf Akkorde bettet, allerwärts von archaischem dekorativem Schnitt. Die Reise spielt ihre Musik, die Musik der unendlichen Zeit, der Weite und der Ebene, des gläsernen hohen Himmels über grünen und goldenen Kuppeln. Heute und morgen und jeden Tag, daß Wochen zu Monaten und Jahren werden. Das Schiff trägt uns durch den Raum, das Herz weitet sich, die Gedanken fließen aus, wir wissen nichts mehr und lassen uns die Zeit gefallen.

Nitschewo, sagt der Russe — es liegt nichts daran. Nichts daran, ob jetzt oder später oder gar nicht. Der Grieche sagt dafür δὲν πειράζει, aber es paßt nicht zu seinem kleinen Lande, das darauf angewiesen ist, sich zu reiben und zu zünden. Im großen Rußland paßt es. Es scheint unmöglich in strenger Zucht zu verwalten, es widerstrebt dem Begriff des Staates. Damals war es das letztemal, daß die unendliche, die wasserplätschernde Zeit an uns vorüberstrich, so weit in sich, so weit von der Heimat, und alles versank und vergaß sich. Wie lang war eine Sekunde, wie dehnten wir sie aus und sättigten sie mit tiefer Ruhe. Welche Illusion umfing uns von der weiten, weiten Luft Rußlands, der ewigen Ebene, des ewigen Sichgehenlassens, ahnungslos, daß um uns schon die Kräfte sich sammelten, Gottes Ruhe für eine furchtbare Zeit zu stören. War uns Musik solches Nirwana geworden auf dem stillen Buddhaplatze?

Kälte und Hitze geben sich ganz aus in Rußland und lösen sich scharf ab. Arm und reich stehen schroff gegeneinander, aber beide geben sich schrankenlos ihren Einflüssen hin. Jene beherrscht die Religion, diese das Leben. Ganz geben sie sich aus, alles Lebengenießende, alles Gläubige fließt

unbeherrscht in die unendliche Zeit. Es ist das Land der unausgeglichenen Extreme und der rücksichtslosen Aufopferung.

Auf den Bahnhöfen hängen Heiligenbilder. Auf den Straßen liegen querüber Betrunkene. Man kann wochenlang warten, bis man in einem Zug befördert wird, wenn die Platzkarten verkauft sind. Die Betrunkenen läßt man liegen. Tatsachen ändert man nicht. Man gibt sich Strömungen hin. In Moskau stehen Lasterhöhlen neben Heiligenkapellen. Die Varietés haben Heimlichkeiten, die Paris übertreffen. Ein großes Hotel öffnet der Halbwelt die Zimmer und gibt den Herren alle Gelegenheit, ja Aufforderung. Dicht daneben strömt die Menge in die Kirchen und drängt sich um Reliquien irgendwelcher Heiliger.

Die Kirche herrscht vollkommen, und vollkommener als je, über die Masse. Ich war in Moskau Zeuge der Heiligsprechung des Hermogenes, dessen Gebeine unter Prozessionen und Kirchenfesten in der Uspenski-Kathedrale bestattet wurden. Man arrangiert Heiligsprechungen, um den Glauben wachzuhalten. Tagelang stand das Volk harrend vor den Kirchen. Der Kathedralplatz des Kremls war abgesperrt. Das Volk wurde in einer Riesenschlange geordnet und schubweise eingelassen. Pilger aus dem ganzen Reich waren gekommen, mit Ranzen und Stock und braunem Kittel, langen Haaren, das große Ereignis mitzuerleben. Es drängte sich die niedrige Masse aller Dummen und Eingeschüchterten, mittelalterlich stumpfe Scharen von Armseligen jedes Alters. Sie trugen kleine, brennende Kerzen im Freien und beteten vor dem roten Tschudowkloster im Freien tagelang mit dem zelebrierenden Priester. Die Glocken schlugen und donnerten, die tiefen zuerst einzeln, dann der ganze lärmende Chor der hellen. Aus dem gelben Nikolaipalais blickten weiße Nonnen, auf die Fenster verteilt. Ich wußte durch einen Trick den Kopf der Menschenschlange zu erreichen, die schon den halben Tag gewartet hatte. Man schob mich in die Kirche und plötzlich umgab mich schwere, mattgoldene Dunkelheit, von Gebeten und Qualen erfüllt. Ich stand bei Hermogenes. Ich sah das Volk sich auf sein Grab stürzen, der Reihe nach, für jeden einzelnen der Augenblick, auf den hin er so lange gelebt hatte, die große Erlösung, die völlige Hingabe an den Gott, alles Weinen, alle Hysterie, Küssen und Hinwerfen und Opfern einer Gabe, die ein Priester geschäftig, gleichgültig zu den übrigen tut.

Ich ging durch das Erlöser-Tor hinaus, unter dem Gesetz ist, den Hut zu lüften. Ich sah nur noch Sichbekreuzigende auf der Straße. Oft fand man kaum den Gegenstand ihrer Anbetung. Schließlich entdeckte man ihn doch noch irgendwo an einer hohen Mauer. Moskau scheint reicher an Heiligen und Kapellen als Rom. Gen Süden zu geben die Mohammedaner an Frömmigkeit nichts nach. Wie oft sah ich einen Träger

zwischen Heringstonnen auf Lastschiffen, wenn ihn innerlich der Muezzin rief, wo er saß und stand, seine Andacht verrichten.

Die religiöse Hingabe deckt dem Volk sein Elend. Was armes Elend ist, qualvolle Arbeit, Ringen mit der Last des Tages, körperliches Martyrium, habe ich dort gefühlt. Das ist die furchtbare Welt des Trägers, des Kulis, der Lasten schleppt und schleppt um des kargen Brotes willen. Keine Maschine erleichtert es ihnen, kein Kran, kein Aufzug ersetzt die Hundearbeit des einzelnen. Sie stehen für ewige Erinnerung vor mir, diese Träger der Mehlsäcke, Fischtonnen, Holzklötze, die die Böschungen der Ufer erklimmen — oft fallen sie unter ihrer Last, wie Christus unterm Kreuz, und Barmherzige heben sie, während die Jüngeren lachend leichtere Lasten erbeuten — die auf- und niederkeuchen, von einem Schiff aufs andere, vom Schiff auf den Wagen weit drinnen am Hafenplatz, kontrolliert von Beamten, immer wieder neu bepackt von Aufsehern. Um einen Armenlohn kommen die Perser im Sommer nach Astrachan, Träger zu werden. Die Fremden freuen sich ihres Anblickes. Sie selbst schreien in hellen Stimmen sich Verwünschungen oder Galgenspäße zu. Im Winter dann kehren sie zu Dareios und Xerxes zurück. Der Russe erleichtert es sich mit Gesang. Wenn sie den Anker heben, oder das Klavier herausschaffen, oder in Magazinen auf Leitern Kisten hochschieben, singen sie einfache rhythmische Lieder, drei stetig wiederholte Noten, ohne viel Wortsinn, um den Takt sich zu machen. Arbeit und Rhythmus.

Jetzt ist eine plötzliche Aufregung am Wasser. Gelbe Priester kommen mit Ikonostaten und Tabernakeln, treten in einen schnell gezimmerten Pavillon und sprechen ihre Gebete über den Fluß. Sie weihen das Wasser. Und kaum ist es geschehen, stürzen Volk, Träger, Klosterbettler, was nur gläubig ist, an das Ufer, waschen sich Kopf, Brust, Arme, schöpfen in Kännchen Wasser, trinken es, tragen es nach Hause. Unsereiner steht starr daneben. Wir sehen den unbeschreiblichen Schmutz und Abfall unserer Kultur im Fluß schwimmen und in die Kehlen dieser Menschen, ohne Ekel und Furcht, gleiten. Das Wasser ist geweiht. Es kann nichts schaden. Die Priester ziehen befriedigt durch die Stadt zurück. Und wir grüßen sie alle.

Der russische Mensch wirft sich in die Extreme. Die Armut opfert sich der Religion, die Intelligenz der Revolution. Mit ungeheuren Entbehrungen geben sie sich den Strömungen hin, aus Hingabe, aus Auflösung, ohne je ein letztes Ziel zu erreichen. Menschenmassen opfern sie und müssen auf dem halben Wege versagen. Aus dieser unseligen Mischung von asiatischer Despotie und modernem Willensdrang wird langsam, nach Niederlagen und Blutzeugenschaften, der russische Zukunftsmensch erstehen, dessen Elemente wir hier und dort, noch unorganisiert, verstreut finden.

Aus dem Elend der Armen sprang ich hinüber zu der Lebensfülle der Reichen, verwirrt von der Plötzlichkeit. Unsagbar ist ihre Gastfreundschaft. Sie kennen den großen Stil des Lebens und freuen sich, anderen diese Freude zu machen. Dieselbe Hingabe, die den Mittellosen in seinen Idealismus treibt, blüht in reichen Mitteln zu unendlicher Güte, Aufmerksamkeit und selbstverständlicher Freigebigkeit. Ich wollte etwas von diesem Glück mitnehmen, als ich bei Großindustriellen draußen in der Nähe von Moskau auf dem Sommersitz war — sie nennen es Datsche. Wälder als Parke, Länder als Gut, ein reizendes herrschaftliches Empirehaus und süße kleine Holzhäuser ringsum, Genuß an Erholung und Lebenskunst. Die Dame des Hauses war Malerin. Sie hatte Sinn dafür, in starken, kräftigen Sommerfarben Wände, Kissen, Möbel, Bilder aufzuhellen: eine natürliche Lösung modernster dekorativer Tendenzen. Dann gingen wir durch die Alleen und sprachen von Zukünftigem. Man war bescheiden, selbstlos, hoffend, klug arrangiert mit dem Leben. Ich vergaß den Hafengeruch und träumte vom Menschlichen. Es war das große Herz Rußlands, das irgendwie in die Zukunft schlägt über allen Grausamkeiten und Mittelalterlichkeiten der aufgeregten Tage.

Aber die Lebensfülle hat ihre Nachspiele. Gleicht sie sich nicht mit Europa aus, so wächst sie leicht in Brutalitäten der Kraft. Der alte Karamasoff erscheint. In Moskau liegt schwerer Reichtum, in einer stillen Straße hinter der Moskwa. Er liegt tief und trägt keine Früchte. Die Söhne schlagen aus und wissen ihren Lebensüberfluß nicht zu kanalisieren. Strelnageschichten würde das Kapitel heißen. Strelna ist ein herrlicher Winterpalmengarten von ausgesuchten tropischen Pflanzen, neben Yar das fashionable Lokal. Eines Tages fragt ein junger Mann, was es koste, das Lokal einen Abend für sich allein zu haben — er zahlt die 10000 Rubel. Ein anderer sägt eine afrikanische echte Palme durch, aus Übermut; er zahlt 20000. Ein dritter zieht einen schwimmenden Sterlett aus dem Bassin und säbelt ihm den Kopf ab, daß das Blut spritzt. Aus Emotion. Das sind die Enkel Iwans des Grausamen, dessen Geruch heut noch über den historischen Stellen der Stadt schwelt.

Schließlich überschwemmt der Weltkitsch alle Differenzierungen. Abends draußen in den Varietés zerfließt alles ins Banale des Großstadttyps. Selbst in Zaritsin, der Kamelstadt, promenierten wir vor den Akrobaten in gedrängter Halb- und Viertelwelt, während drin im Saal die Eroika gespielt wurde. Ich schwänzte sie teilweise. Ich besah mir die Kokotten von Zaritsin. Es war, wie es überall ist, die schale Sauce abgestandener Lebenslust. Ich schlürfte die Fadheit eine halbe Stunde. Die eine hatte oben das russische Kopftuch, unten war sie Paris. Viel Staub lag in der Luft und das Licht brannte unwillig. Sie hatten wenig Erfolg. Die paar

Bäume hingen traurig herab. Dann sang ein Chor irgendeinen Wiener Gassenhauer. Und ein ferner Dampfer spann den letzten Ton fort.

Wir hatten vier Bechsteins mit. Einer stand unten in einem abgesperrten Raum zum Üben, der hieß das Konservatorium. Zwei standen im Salon zum Ohrenschmaus: tagelang ging zu je zwei Händen das Tschaikowskikonzert auf ihnen nieder. Der große Konzertflügel war fertig in einer Kiste auf Rollen vor dem unteren Schiffsausgang. Ein Stimmer hütete ihn dauernd, ein ernster, zuverlässiger Mann und Altgläubiger. Nahte das Konzert, öffnete sich die Luke und heraus krochen zuerst die Kontrabässe auf den Rücken der Matrosen, dann Pauken, Harfe, Celli, Pulte, Podium und als Hauptpiece der Menagerie das edle Klavier. Auf Wagen wurden sie zum Saal geschafft, und kaum war der letzte Ton verklungen, riß der Diener den Spielern schon wieder die Celli aus der Hand und rollte das Klavier hinter die Kulissen. Sind die Instrumente alle an Bord? Dann können wir abfahren. Aber einmal fehlte Wichtigeres: der Konzertmeister und erste Fagottist waren in Astrachan zurückgeblieben. Wir merken es erst unterwegs und halten an der Naphthastation. Andreij Andrewitsch gondelt hinüber, zurück zu telephonieren. Indessen erreicht uns ein kleiner Dampfer, der die beiden Deserteure bringt. Sie hatten uns abbiegen sehen und waren darauf losgefahren uns einzuholen. Jetzt pfeifen wir wie wild nach den Telephonierenden. Sie hören es nicht. Wir müssen fast eine Stunde auf sie warten. So verrückt, so umsonst alles. Da ist ein Kalmückendorf, Buddhatempel, Schornstein, Fischerei, Telephonieren, Fagott — ich notiere mir es und notiere mir dazu, daß, während ich dies hinschreibe, ich wirklich den Buddhatempel vor mir sehe. Nicht bloß schreibe. Und alles geht weiter, der Dampfer fährt, alle sprechen, als wäre nichts gewesen. Und jetzt erst schreibe ich es.

Bisweilen übt der Trompeter unter mir seine Skalen, während die Sängerin in ihrer Kabine die ihren probiert. Dann übt der Konzertmeister seinen Bach gegenüber von Kamellagern. Von Zeit zu Zeit besucht uns ein Kontrabassist. Er ist Däne und nach Rußland verschlagen, glücklich mit einem jungen deutschen Mädchen, das unbefangen und vorurteilslos in die Welt blickt. Romane haben sie wohl erlebt und Romane umgeben sie. Auch unser Wirt und Führer war einst Kontrabassist ohne Mittel und sichere Zukunft. Er treibt sich als Junge in den Wäldern umher und man findet ihn gerade noch. Er lernt Kontrabaß, weil darauf ein Stipendium beim Konservatorium steht. Schnell offenbart sich sein musikalisches Genie, er erobert die Welt mit seinem Instrument, dessen Virtuosität er entdeckt, er reiht sich unter die ersten Dirigenten ein, er findet eine geliebte Frau von stiller und feiner Güte, seinen Reichtum wendet er segen-

spendend an, jetzt leitet er dieses Schiff, Kultur nach fernen Städten zu tragen unter einem Aufwande von vielleicht 150000 Mark, gegen den die Konzerteinnahmen kaum in Betracht kommen. So wuchs der arme musikalische Bube in den größten Stil seines Berufes ein. Dann denke ich an den anderen Kontrabassisten und wäge Schicksale. Er erzählt von seiner Not, als bohrte er sein eignes Leben zurück, und ich vergleiche den Palast voll erlesener Schätze und Bilder, den sich der eine am Smolensk-Boulevard erwarb, mit dem Wohnungselend des anderen. Ich sehe ihn mit der Terpentinspritze Moskauer Insekten verfolgen. Russen heißen sie bei uns, dort heißen sie Preußen. Es gibt auch Käfer, die heilig sind. Sie werden in Brote gebacken, aber sie töten ist eine Sünde. Im Winter verkitten sie die Fenster. Den Begriff Luft kennen sie nicht. Und ich habe den Geruch vor meiner Nase. Sie nannten den Dänen den Deutschen, weil er deutsch sprach, und die Frau Französin. Jetzt stehen sie in der freien Luft auf Deck und ihre Erlebnisse liegen wie Bücher vor mir. Ich könnte sie weiter dichten, die des reichen und die des armen Kontrabassisten. Auf Schiffen kommt man sich nahe. Aber es sind lebende Menschen.

Schließlich übt der Kodak seine nivellierende Wirkung. Wir gruppieren uns hundertmal nach Zufall und Größe. Das Innere schweigt. Mit Tataren und Kalmücken und Persern. Nach malerischen Prinzipien. So gelangen wir zur Film-Ewigkeit.

Drei Maler waren bei uns. Der Ungar Gerlizzi hatte die Fähigkeit, die vorübergleitende Landschaft mit wenigen Strichen und Farbandeutungen charakteristisch zu fassen. Kußnetzoff, einer der angesehensten Jungrussen, war elegant und modern pariserisch in der Aufnahme der Ufer, der Stadtblicke und der Stilleben unserer eigenen Gewohnheiten. Sterl aus Dresden pflegte seine Spezialität, die Hafenarbeiter, und machte zu ihrer Verherrlichung schon das drittemal diese Reise mit. Ein Meister seines Faches, den ich liebgewann um des ernsten und unermüdlichen Eifers willen, mit dem er seine Augen und seine Hand in den Dienst seiner Kunst stellte. Kußnetzoff arbeitete groß in Öl auf dem Promenadendeck während des bunten Tages. Gerlizzi zeichnete unten oder oben die Veduten des Landes und Wassers. Sterl saß in aller Herrgottsfrühe für sich allein auf Deck und skizzierte die Träger und das Volk, Fischereien und Prozessionen, um es dann in seiner als Atelier eingerichteten Kabine zu Ende zu führen. Schließlich hing es am Promenadendeck zum Trocknen. Mit ihm stand ich gern und sprach über die Eindrücke. Wie die rücksichtslosen Farben auf den Pferdebügeln strahlten, auf den Kinderwagen, den Dächern, den Kuppeln, golden, silbern, grün, blau — frei gegen den Himmel. Wie die Linien

sich aus der europäischen Vertikale ins Horizontale wandelten, alles breit, niedrig, asiatisch, ein Netz wagerecht gewebter Maschen, in das sich abgesetzt die Farben eintrugen, bisweilen scharf und bestimmt, bisweilen von leichtem Dunst harmonisiert, um jede Tageszeit anders und jeden Tag neu, diese letzte Auseinandersetzung des ausgesprochen Erdhaften mit dem ausgesprochen Wasserhaften. Die anhaltende Gewöhnung ließ uns Reize in den Dingen entdecken, die dem üblichen Reisenden verloren gehen. Sie lehrte uns das Persönliche, in langen Äußerungen Charaktergewordene dieser Natur und noch mehr dieser Menschen. Zuerst erscheinen sie dem Blick als massive, bunte Materie, als Ethnologie, als Rußland, als Armut und Körperschwere. Dann schwindet diese Neugierde, wir sehen nicht mehr den Elenden, den Russen, den Typ des Trachtenmuseums, wir fassen dieses Hafengetriebe und Prozessionsgeschiebe in der wassergeschwängerten, in der staubfarbenen Luft von einem eigenen Stil aus, der alle malerischen Möglichkeiten einer Übersetzung in den Geist uns an die Hand gibt. Jetzt wird das Tragen zu einer monumentalen Geste, das Schiffsleben zu einem differenzierenden Milieu, die Tracht zu einem Blitzen ungebrochener Farben, die Luft zu einer Instrumentation in wesentliche Klänge, Kirchenkuppeln und langgestreckte Häusermassen, Wolganatur und Segelatem, Priestergewänder, Sarafane, Kaftane, Chalats, Bohlen und Fässer und Säcke, alles eint sich zu einer Musik, in der der einzelne Gegenstand ins Sensitive rückt, die Akzente und Takte den Willen des malenden Regisseurs darstellen und die Bewegung zur Melodie der Arbeit, dieser großen Arbeit der Hände, Füße, Rücken, zur Kontur der treibenden Energie sich erhebt. So fand ich es in Sterls Bildern. Wundervoll abgestuft nach der Struktur jeder einzelnen Aufgabe. Es schien mir, daß er die malerische Anschauung der Wolgaphänomene präziser traf als mancher Russe. Vielleicht mußte dazu ein Fremder kommen, denn die Russen sehen malerisch aus ihrem Lande weit heraus.

Die jungen Russen als Maler sind sehr begabt, aber sie sind zweite Hand, wie es alle ihre Vorgänger waren. Dichterisch und musikalisch geschaffen, eigene Welten zu produzieren, stehen und standen sie malerisch durchaus unter dem Einfluß Westeuropas. Durchwandern wir die Säle der beiden großen Nationalgalerien, des Museums Alexanders III. in Petersburg und der Tretjakoffgalerie in Moskau, so bewundern wir Kopien. Mitunter fällt uns von den alten ein warmer Techniker auf, wie Bruloff, mit glühenden Porträten, scharmanten Kleiderfarben; doch sofort stellen wir ihn neben seine vorbildlichen Franzosen. Repin wurde national interessant nur in dem einzigen Kosakenbild, dessen prächtige Unruhe er in drei Varianten erprobte. Seroff, manuell entschieden das größte Talent, bewegte sich durch alle noblen Atelierkünste Europas, um noch zuletzt in

der Aktaufnahme der Tänzerin Rubinstein dem neuesten Stilgesetz seinen Tribut zu zollen. Waßnetzow unter den Historikern behielt einen Schimmer von barbarischer Kraft, die man als russisch ansprechen könnte. Wrubel ist als Phantast sicherlich der nationalste geworden, doch leiden seine krausen, legendenhaften Gespinste an Gestaltlosigkeit und Zerfahrenheit. Mussatow, noch mehr als Somoff, ist ein ziviliserter Stilkünstler, der sich in alten feinen Moden nach Europa zurückwendet. Sooft ich sonst in diesen Gegenden moderner russischer Malerei mich erging, war ich eingenommen von der großen und radikalen Begeisterung, die für letzte Werte der Zeit hier aufgebracht und auch erwidert wurde, aber sie schien mir nicht der eigentümliche Ausdruck russischer Anschauung, mehr ein dekorativer Reiz, der in den prächtigen Theaterdekorationen und Kostümbildern, würdig in die Museen aufgenommen zu werden, viel uneingeschränkter zur Geltung kam. Wir kennen und lieben sie von der russischen Oper und dem Ballett. Die nationale Musik beflügelte sie.

Dann kam ich in die Petersburger Eremitage und betete diese einzige Rembrandtsammlung ab. Wie kam es, daß der „Verlorene Sohn", eines der wunderbarsten Bilder, die je gemalt wurden, mir so russisch erschien? In der Herrlichkeit der Elendfarben des knienden Zurückgekehrten sah ich die Apotheose der Wolga. In der unendlichen Güte des umarmenden Vaters das Herz des Landes, das sich in allen Abarten der Worte Väterchen und Mütterchen sein Gefühl zeichnet. Und in den mystisch Wartenden und Zuschauenden alles dunkle Geheimnis, das tief in Religion verklärt über den Zwiespalten ruht. Was kraus und unausgeglichen nebeneinander sich gedrängt hatte, war hier von einem weitsehenden Künstler in starkem Augenblick, rein von den Zufälligkeiten, groß in der Anschauung zur Lösung geführt.

Noch jetzt in der Erinnerung steht mir das Bild wie eine Kuppel über dem europäischen und dem asiatischen Rußland. Ich weiß, man spricht heut über Bilder von der Seite des Pinsels. Ich möchte einmal auch anderes darüber gesprochen haben: denn an seiner Stelle wird das Bild aus der Malerei zum Erlebnis.

Auch die Stadt sehe ich nicht bloß nach ihren Bausteinen und Stilbedürfnissen, sondern ich sehe sie als Lebensproblem an der Stelle, wo sie steht. Moskau ist das starr gewordene Bild des Zusammenstoßes von Asien und Europa, phantastisch in dieser Barbarei, unwahrscheinlich in seinen Kontrasten. Die Mitte der Kreml, einer der merkwürdigsten Plätze der Erde, die hügelhoch gehobene Einsamkeit unzähliger goldener Kirchenkuppeln, gelber Kasernen, roter Klöster und weißer Paläste. Weite Plätze, auf denen uns Ehrfurcht vor der Majestät beschleicht, enge Kirchen auf vier dunklen Pfeilern, mit Gold und Malerei bis oben bedeckt, Gold und

Edelstein über allen Reliquien und Gräbern, jeder Winkel von Gottesdienst belegt, jede Fläche mit Reliefen und Ikonostaten geschmückt, Gedenken an hundert Heilige, Patriarchen und Fürsten und der Geruch tausendjähriger Gebete. Ringsum eine asiatische Mauer mit märchenhaften Toren, Zinnen, Türmen in halbtatarischem Stil. Und mitten darin, wie ein Schlag ins Gesicht, ein kitschiges, modernes marmor-erzenes Denkmal Alexanders II. in europäischen Säulenhallen. Draußen in weiten Kreisen dieselben Schroffheiten. Vergrabene alte Klöster und moderne Basare, alte Niederhäuser und achtstöckige Hochbauten, die weißgoldene große Erlöserkirche und die vier Riesenschornsteine, keine ausgeprägte Wohngegend, alles durcheinander, Paläste, Fabriken, Scheunen, Kapellen, Theater, Mietshäuser, Promenaden, das ist das wundervolle, ungeordnete, sich nie zurechtfindende, paradoxe Moskau. Aber den Gipfel seines Wahnsinns erreicht es in der historischen Wassilikirche: innen Katakombenenge, goldgedrängte Gänge und Kapellen, außen ein Aufbau buntester Türme und Kuppeln und Dächer in Zwiebel-, Glocken-, Ananas-, Melonenform, gedreht, gespitzt, geriefelt, gesponnen, immer verschieden, immer unmöglicher, immer teuflischer in Farbenmischungen, Linienschnitten, Gliederungen, Perspektiven — nur einmal auf der Welt konnte ein solcher Bau entstehen, durch die wahnsinnige Phantasie eines alten Zaren, dem die Kultur nicht die Mittel geraubt hatte, sie auszuführen. O, heiliges Moskau, ich kannte dich nicht und dachte dich mir als reines Märchen des katholischen und hierarchischen Ostens. Ich sah dich von den Sperlingsbergen, wie Napoleon dich sah, und vom Kremlturm des Iwan Welikij, wie Joseph II. dich sah, und nun weiß ich, daß du viel mehr bist als ein stilles und verborgenes Märchen, du bist der Wahnsinn aller Kräfte, die aus den Erdteilen aneinander rennen, Religion und Laster, Absolutismus und Proletariat, Oper, Tanz, Elektrizität und Iwans Schrecken, du bist die Phantasie unserer ungelösten Schmerzen.

Wogegen Petersburg ihre schöne Banalität ist. Eine elegante europäische Stadt, in der nicht Iwans Geist spukt, sondern die Persönlichkeit Peters noch allenthalben fortlebt, der aus gesundem Menschenverstand das Russentum opferte. Das rote Winterpalais liegt freundlich an der Newa, und an seiner Rückseite öffnet sich ein schöner roter runder Platz, der seinen Namen nicht vom Blute hat, wie der rote Platz in Moskau. Freundliches Rot und Empiregelb mit weißen Halbsäulen wiederholt sich durch die Stadt. Ihre Konstruktion hat die Behrenssche Deutsche Botschaft glücklich ins Moderne übergeführt. Klare, praktische, hohe Wohnhäuser betonen schlanke Hauptstraßen, den Newski-Prospekt und die neue Trasse des Kammeno-Ostrowski-Prospekts, die bei einer eleganten Moschee und der Villa einer Tänzerin beginnt, um über das Aquarium nach den lieblichen

Inseln zu führen, wo man Stolypins weißes Haus verwünscht. Die Kirchen sind prächtig stimmungslos. Die Isaaks- und Kasankathedrale haben römischen Prunkstil. Den nationalen Stil versuchte man in der Sühnekirche, die über der Stelle des Bombenattentats auf Alexander II. errichtet wurde. Die Stelle des Pflasters sparte man in der Kirche aus. Die Kirche ist eine mißverstandene Nachahmung des Pfeiler- und Kuppelstils von Moskau. Die bemalten Pfeiler bleiben kalt, die variierten bunten Kuppeln bleiben kindisch. Was unter Iwan echte Naivität war, ist hier falsche und der Wahnsinn rächt sich in Geschmacklosigkeit. Schließlich fahren wir hinaus nach Peterhof und stehen in reizender Fontänenlandschaft bei Mon Plaisir am Ufer der Ostsee. Alte Bäume beschatten uns im Kreise, die müden Wellen des Meeres schlagen in gleichem Takt ans Ufer, Peters Geist läßt uns in die Ferne, in die Heimat schweifen.

Mütterchen Wolga fließt um alle Erinnerungen herum und schließt den Kreis. Kleinmütterchen? Von dem größten Strom Europas, 3700 Kilometer lang, bis zu 8000 Meter breit, bei Hochwasser oft über 200 Kilometer ausgegossen, waren wir eine schönes Stück gefahren. Nicht gar so weit von dieser Petersburger Gegend nimmt er seinen Lauf aus Sümpfen ins Kaspische Meer und von diesem bis zur Ostsee zurück reichte unser geographisches Gefühl. Ein Riesenaufgebot eines Flusses, der zwischen den Breitengraden von Stockholm und Venedig, zuletzt von Nebenflüssen ganz verlassen in einem Binnenmeere sich zu Tode laufen würde, hätte man ihn nicht durch Kanäle mit der Moskwa, mit der Dwina und auch mit dem baltischen Wasser verbunden. So wissen wir: er läuft nicht umsonst sein trächtiges Leben ab von einem kleinen Sumpf zu einem großen, er läuft in Verbindung mit den Hauptstädten seines Landes und hat seinen Zulauf von den Weltmeeren.

Gering ist sein Gefälle, wie dreimal die Höhe des Kreuzbergs. Gewaltig sein Stromgebiet, fast dreimal so groß als Frankreich. Am größten, eine Welt für sich, der Kreis seiner Erlebnisse. Ich maß in Astrachan bis nach Hause und schlug Radien. Es war durch die Luft die Hälfte nach China oder Indien, es reichte bis in die Sahara, oder zum Nordkap. Am Nordkap hatte ich diese Entfernung nicht empfunden. Hätte sie in der Sahara wohl ganz empfunden. Hier empfand ich das halbe Europa, China, Indien und war ganz bei Beethoven. Ich stand auf der Schwelle — Er zog rein und ungemischt über die Lande.

Es war zwei Monate vor dem Krieg. Heut erscheint mir das alles wie ein Riesenschauspiel, in dem die alte und die neue Zeit, Asien und Europa unerlöst nebeneinander ruhten. Hier brach der Vulkan aus. Hier wird der Weltbrand seine Entscheidung finden.

Aus den Tagen der Einnahme von Antwerpen

von Norbert Jacques

Hinter der belgischen Front

Am Morgen steh ich am Kai des Vlissinger Hafens und warte auf den Dampfer, der nach Breskens über die Schelde hinüberfährt. Kutter auf Kutter segelt herein. Auf allen liegen Flüchtlinge und Gepäck dicht aneinander geschichtet. Sie kommen von allen Orten der Schelde bis Antwerpen hinauf. Vlissinger Gendarmen machen eine strenge Kontrolle. Jedem Mann wird auf den Zahn gefühlt. Wohl sind diese Flüchtlinge in bürgerlichen Kleidern, aber die meisten gehn zu den Gendarmen und sagen, daß sie belgische Soldaten sind. Sie haben die Uniform umgetauscht, um den Deutschen zu entkommen. Sie haben genug von der Uniform. Ihre Aufgabe ist gemacht. Der Widerstand ist für sie vorbei. Nun sollen andere für sie sorgen. Was kümmerte es sie, wer das ist!

Aus einem der Fahrzeuge steigt ein blonder Mann mit einigen jungen Burschen. Der Andrang ist stark. Die Gendarmen stoßen sie an den Kai zurück, wo ich steh. Sie fragen mich, ob und wie man von hier nach der andern Seite der Schelde und nach Belgien käme? Ich zeige mich erstaunt: Sie wollten nach Belgien zurück? Die einzigen Menschen, die zwischen Tausenden gegen den Strom der Auswanderung schwimmen wollten, die seit heut früh mit katastrophenähnlicher Wucht auch aus Ostflandern eingesetzt hatte. Sie schauen mich listig an und zeigen mir verstohlen kleine beschmutzte Zettel. Es war nichts als ein Stempel auf einem abgerissenen Fetzen: „Belgisches Konsulat, Maastricht." — So, so! tu ich, als verstünde ich die Sache. Sie hielten mich für einen Landsmann. Der blonde Mann flüsterte mir zu: „In Lüttich durchgeschlüpft, weißt du. Wir wollen nach Ostende zum belgischen Heer zurück. Konnte in diesen Kleidern aus dem Fort durchwischen. Vor drei Tagen zu Fuß nach Maastricht und dann gab uns der Konsul den Zettel. Überall sind wir damit umsonst gefahren. — Sagt das dem Holländer nur nicht — Nein!" . . . Sie kamen bei der Kontrolle durch. Sie kämen aus Antwerpen; seien dort beim Gaswerk angestellt gewesen . . .

Ein großer Dampfer fährt herein und hängt nach der Landungsseite schwer über. Auf allen Decks drücken sich schwarze Schwärme von Menschen ineinander. Der Dampfer fährt später nach Breskens zurück, um wieder Flüchtlinge zu holen. Wir benutzen ihn, um über die Schelde zu kommen. Die Belgier haben aber kein Fahrgeld. Ich geb es ihnen. Wir fahren zusammen hinüber. Auf der ausgedehnten Landungsstelle in Breskens bauen sich, wie Dünen, Hügel von bleichen Zuckerrüben auf und

dazwischen, soweit man sieht, Menschen, Menschen ... Sie pressen von allen Seiten auf den schmalen Steg zum Schiff zu. Ein langer Zug fährt grade langsam, pfeifend und aufgeregt läutend, zwischen ihnen durch. Er ist überschwemmt mit Menschen. Sie liegen selbst auf den Dächern der Wagen. Ein wahnsinniges Gebrüll bebt über den Menschenmassen. Die Leute springen aus dem noch fahrenden Zug mit Bündeln bepackt in die schiebende Menge hinein. Holländische Soldaten schreien ohnmächtig. Ein Hauptmann quetscht sich auf einem Pferd befehlend, zurechtweisend und vergeblich durch. Er bleibt bald in die Masse eingerammt stecken.

Wir kommen mit Mühe durch die am Steg gestauten Menschen in den nahen Zug hinein. Es ist die Schmalspurbahn nach Sluis und Knocke. Dreißig, vierzig Wagen, Personen- und offene kleine Güterwagen durcheinander. Die Bahn schiebt bald wieder an und bricht sich durch die drängenden Menschen hindurch. Sie fährt jetzt ganz leer. Die vier Belgier und ich sind die einzigen Reisenden außer einer kleinen jungen Frau, die in der Ecke unseres Wagens sitzt, es dort allein aber nicht lange aushält, sondern bald zu uns kommt. Sie fragt, ob wir glauben, daß der Zug nach Ostende ginge? — Weshalb sie nach Ostende wolle? Wir gingen auch hin. — „Welch ein Glück für mich! Da hab ich ja Führung und Schutz! Mein Mann ist dort verwundet in einem Lazarett. Ich ging zu Fuß von Brüssel nach der holländischen Grenze. Das war nichts Kleines. Immer mitten zwischen den Deutschen durch. Es fahren ja keine Züge, meine Herren, weißt du!" — „Und die Deutschen ließen Sie ungestört durch?" — „Ja, ich sagte, ich wolle zu meinem verwundeten Mann nach Ostende. Da waren sie sehr höflich und haben mich sogar eine Strecke im Auto mitgenommen. Ich heiße Madame Liefmans und mein Mann ist im 14. Linienregiment Korporal. Ob ich ihn finde?" — „Aber gewiß! Wenn der Zug wirklich bis Ostende kommt ... Der Schaffner weiß es nicht, der Zugführer auch nicht. Sie sagen, von Ort zu Ort wird anderes kommandiert."

Wir durchfuhren holländische Dörfer, in denen in den Kreuzungen überfüllte Züge uns abwarteten. Die Bewohner gaben uns Wasser und aufeinandergelegte Brote. „Wetten, daß keine Butter dazwischen ist!?" sagte einer der Wallonen. Der blonde Mann, der allein Flame war: „Sei zufrieden, daß du überhaupt was zum Essen hast!" — „Ho!" — „Könnt ihr zusammen euch vielleicht ein trockenes Brot kaufen? Ihr Wackes!" — „Gewiß nicht, da wir zusammen grade einen einzigen Sou besitzen!" Das Soustück wurde gezeigt. „Wenn jetzt der Schaffner einkassieren kommt?" — „Es kostet ja nichts. Wir zeigen den Stempel des Konsuls." Der Schaffner kam nicht. Das Städtchen Sluis, wo wir nach einer Stunde waren, sah aus wie ein Ameisenhaufen. Die engen Gassen und

der Platz, der den Hafen des alten Brügger Kanals umfaßte, quollen vor fliehenden Menschenmassen über. Auf der Chaussee vor der Stadt sammelten sich übermäßig lange, vollgestopfte Züge, die nach Breskens fahren sollten. Unser leerer Zug wurde gleich gestürmt. Noch stand er nicht, und die Menschen kämpften in Haufen um den Zugang zu den Trittbrettern. Sie mußten ihn alle wieder verlassen, enttäuscht und brutal schimpfend oder hilflos jammernd. Er fuhr nach Knocke weiter. Wir warfen mein Gepäck eilig in die kleine Wirtschaft, die als Bahnhof diente, und sprangen wieder in den Wagen. Ich hatte meine Papiere schon in Vlissingen sorgfältig ausgesucht und vorbereitet.

Nach einer Stunde geht der Zug weiter, wirklich Belgien zu. St. Anna ter Muiden und der mittelalterliche Stumpen seines gewaltigen Turms machen die holländische Grenze. Auf dem Turm steht ein riesenhaftes Holzschild, im holländischen Blau-weiß-rot die Grenze und die Rettung für belgische Soldaten weit ins Land verkündend. Eine Wache überschaut oben die Gegend. Die Grenze ist mit Draht und Holztüren abgesperrt, von holländischen Soldaten bewacht. Etwas weiter erhebt sich an einem einsamen Wirtshaus, das die Grenzen entzweischneidet, das belgische Schild. An einer ungehobelten Bohnenstange weht ein trauriger Tuchfetzen, die belgische Fahne. Wie ein Kinderfläggchen. Der Zug fährt, ohne angehalten zu werden, über die Grenze. Ich hatte mit etwas klopfendem Herzen diesen Augenblick erwartet. Aber nichts geschieht. Kein Soldat, keine Kontrolle! Wir fahren rasch dem entfernten Dorf zu.

Die Chaussee faltet sich zwischen Pappeln weit vor uns auf. Ihr Kanal zwischen grünen Wiesen ist, soweit man sieht, mit Menschen und Fuhrwerken bedeckt. Sie ziehn an uns vorbei, Holland zu. Überladene Bauernwagen, in deren nach hinten aufgewölbten Formen die Männer und Weiber wie auf Galerien angeordnet sitzen. Sie sind bespannt mit übermäßigen flandrischen Rössern, dünne Kutschen, zarte Bäckerwagen, klingelnde und schreiende Radfahrer, schlagende Autos . . . ohne Unterbrechung, in der Flucht hastig hintereinander gereiht . . . Die Seitenwege der Chaussee überzogen mit dunklen Wanderungen von Fußgängern, angstvoll ohne leeren Raum ineinander geschoben und alle dem rettenden St. Anna ter Muiden zupilgernd. Wie ein Volk gehetzter müder Tiere, die mit schlagenden Köpfen dem stumpf verzehrenden Drang ihres verschleierten Gehirns folgen. Unser Zug fuhr gegen ihre Massen vorbei, läutete und pfiff und rasselte in Eile stark übers Land dahin. Ost- und Westflandern wandern über diese Straßen an uns vorbei aus. Der Wind treibt tiefe geladene Regenwolken. Die Pappeln biegen sich und rauschen. Die Erde ist grau und das Vieh brüllt auf den Weideplätzen. Eine Plage ist wie in biblischen Zeiten aus den Adern des Menschengeschlechts in die Zeit gestiegen.

Westcapelle, das erste belgische Dorf. Belgische Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr gehn in den Straßen, scheinbar ziellos. Der Zug hält an einem Haus, vor dem eine Gruppe belgischer Offiziere steht. Niemand kümmert sich um uns. Automobile rasseln mit angekurbelten Motoren vor den Offizieren. Vor den Offizieren preßt sich ein Soldat, das Gewehr auf dem Rücken, in einen der offenen überladenen Güterwagen des Zugs nach Holland, der auf dem Geleise neben uns steht. Ein Mann ruft ihm zu: „Wir fahren ja nach Holland. Die nächste Station ist schon holländisch." Der Soldat aber scheint das nicht zu verstehn. Er drückt sich auf sein Plätzchen, noch immer das Gewehr auf dem Rücken.

Die Straße ist bis hintenhin und vorn zum Dorf hinaus voll Fliehender. Dahinten in dem flachen Land, in dem sich die Baumreihen, die die Landstraßen, Dörfer, Kanäle und Acker einfassen, wie zu einem lockern Wald zusammen verdichten, liegt der Krieg! Was wird er, vielleicht morgen schon, vielleicht schon in der Nacht, in diese Gegend bringen? In dies Dorf? Die Offiziere lesen aufgeregt Telegramme. Eines ihrer Autos rast plötzlich, mit Offizieren besetzt, über dem holprigen Pflaster in die Fliehenden hinein und davon. Niemand weiß auch nur annähernd, wo der Krieg steht. Wenn man die Fliehenden fragt, die aus der Gegend kommen, so sind wahnwitzige Gerüchte die Antwort. Angst und Wut, Kopflosigkeit und Elend als Kriegsberichterstatter. In Westcapelle sagen sie uns: „Sie" seien bei Gent vollkommen besiegt worden. Es lebe die glorreiche Armee Belgiens! . . . Ist das sicher? Weshalb flieht ihr denn? — Nein, es ist nicht sicher. Sie sollen schon in Brügge sein. Wer weiß denn etwas? Einer der Wallonen neben mir fängt an zu schimpfen: „Jetzt, der Teufel, geht alles zum Dreck. Es scheint ja auch wahr zu sein, daß die Franzosen Metz wieder verloren haben." . . . Woher er wisse, daß sie Metz besessen haben? — „Ja, aber doch gleich in der ersten Kriegswoche. Das konnten die Deutschen bei uns in Lüttich nicht unterdrücken." Madame Liefmans seufzt: „Ich werde ihn nie finden. Welche Qual! Nie, nie! Welch ein Leben von Elend und Trauer vor mir!" Ein Radfahrer brüllt im Vorbeifahren: „Sie sind in Brügge!" Die Offiziere schauen ihm wild nach. Einer scheint ihn verfolgen zu wollen. Ein Mann ruft: „Lüge! Ich komme grad aus Brügge!"

Niemand wußte etwas. Niemand wußte, wie sich der Krieg über diese Gegenden wenden würde. Wie rasch? Wie mordend? Es war nur die allgemeine Auffassung, daß man die Küste bis aufs letzte Blut verteidigen müßte. Also kämen die belgischen Heere vor den verfolgenden Deutschen auf diese Gegend zu. Wie ein riesenhafter Balken, mit Feuer, Donner und Tod geladen, der in Ostende am Scharnier hing, klappten sie auf

uns zu, und vielleicht schon heute abend staken wir mitten in den Soldaten, die den letzten Strich ihres Landes verteidigten.

Meine belgischen Begleiter sagten überall sehr wortreich, sie wollten nach Ostende, um sich dem Heer wieder zu stellen, von dem sie in Lüttich getrennt worden seien. Sie bekamen Brot und Bier, soviel sie wollten, und sie waren beides nicht mehr gewöhnt. Ich galt als zu ihnen gehörend. Sogar Frau Liefmans bat mich: „Wenn ich ihn nicht finde, so geben Sie sich ein wenig Mühe, etwas über ihn zu erfahren, sobald Sie wieder beim Heer sind. Mögen Sie! Ich flehe Sie an. Und sagen Sie Grüße... Grüße..." Sie weinte.

Ich sagte: „Wir werden doch wohl gar nicht mehr bis Ostende kommen. Vielleicht schon in Blankenberghe ist das belgische Heer an der See. Dann brauchen Sie nicht mehr weiter zu gehn, um sich zu stellen."

Aber da fluchte einer der Wallonen los: „O Dreck und Gewitter! Stellen! sagst du?"

Da merkte ich, daß sie gar nicht zum Heer wollten, und als wir wieder fuhren, brachte ich in scherzhaften Wendungen das Gespräch drauf. Sie hielten nicht lang zurück. Sie wollten nur irgendwohin gehn, wohl abenteuern. In Lüttich sei es ja verdreckst von Preußen. Man ißt zu Mittag und zu Abend von ihnen. Die Burschen waren auch gar nicht Soldaten gewesen, nur der ältere, der blonde Flame, kam vom Heer und wollte zu ihm zurück. Er meinte: es ist ja wurscht, wohin man in dieser Zeit krepieren geht. Arbeiten oder schießen oder erschossen werden, weißt du, das ist Speck und Schweinefleisch!" Der junge Magere riß über seinem Knie seine brüchige Hose auf und lachte: „Das macht eine gute Wirkung. Die Leute sind gleich großmütig gestimmt, wenn sie das sehn." – „Und für die Kälte ist es bei deiner Hose doch einerlei!"

Die Landstraße ist wieder Völkerwanderung.

Knocke!

Der Zug muß langsam in die Dorfstraße hineinfahren. Die Leute wollen ihm nicht mehr aus dem Weg gehn. Sie wollen heraufspringen, den Lokomotivführer zwingen, nicht weiter nach Belgien hinein, sondern nach Holland zurückzufahren. Wozu weiter? Die Preußen sind ja doch gleich da. Die Bahnbeamten wehren ab. Alle Türen werden zugeschlossen. Auch wir fünf werden hinausgewiesen. „Wir fahren ja nach Ostende!" rufe ich. „So, und wissen Sie, wohin wir fahren?" – „Zum Teufel denn, nein!" – „Wir wissen es auch nicht!" schrie der Beamte.

Wir lagen in einen wogenden Menschenhaufen hineingepreßt. Vom Nebengleis fuhren zwei schwarz gefüllte und behängte Züge, selbst auf den Puffern krallten sich Menschen fest, nach Sluis. Wir fragten im Büro, wohin denn der leere Zug nun ginge. Der Mann zuckte mit den Schul-

tern: Nach Heyst? Nach Ostende? Nach Sluis? Was weiß ich? ... Alles stand mit den Ohren, mit den Ellbogen, mit der Nasenspitze auf dem Erdboden, einerlei womit, nur nicht mit den Beinen. Die Wolken könnten als Granaten herunterbrechen; die Bäume könnten auf einmal als Geschütze Schrapnelle in die Menschen sprengen; die Bahnschienen zu Bajonettspitzen sich zerstückeln, aufkrümmend sich zuspitzen und auf uns losetzen ... Man war bereit an jede Möglichkeit zu glauben. Es zischte und brummte, brüllte und schimpfte, heulte und raste unter den Menschen. Von einem Wäglein werden die glücklich sich geborgen wähnenden Insassen von einigen Fleischern herabgezerrt und der Wagen von den Fleischern belegt. Das Fahrzeug drückt sich unter der neuen Last schluchzend tief in die Federn. Der Bauer am Zügel schimpft gemessenen Unflat. Das Roß strampelt und zappelt, bläst und stöhnt. Die wellende Menschenmenge begräbt das Wäglein in ihre Falten ein.

Wir gingen zusammen umher, verloren uns voneinander, fanden uns wieder und tranken im nahen Wirtshaus. Wir fragten und halfen und ließen den leeren Zug nie aus den Augen. Frau Liefmans hing sich ängstlich an mich an: „Nicht wahr ... mein Mann ... in Ostende!" sagte sie bittend. „O, der Zug, wo wird er hingehn?" ...

Da auf einmal erzählte in einer Gaststube an unserm Tisch ein wohlhabend gekleideter Mann, die Engländer schifften sich in Ostende ein nach Calais. — Das kann doch nicht sein! — Wenn ichs doch selber gesehn habe! — Wer verteidigt denn die Küste? — Was weiß ich? — Unmöglich! — Aber seine Frau und seine Töchter bestätigten: seit gestern fährt Schiff um Schiff mit englischen Soldaten aus Ostende. Wir haben die Stadt erst heut früh verlassen. Tausende wollten noch den Dampfer nach Dover. Aber stopp! Die Engländer ließen keinen mehr gehn. Die Leute stürmten die Kaie, schrien und bettelten. Einerlei! Es fuhr kein Personendampfer mehr. Nur alle voll Engländern nach Calais. Und die Belgier sollen an der Küste entlang auf Dünkirchen marschieren ... Und Ostende? rief ich. Man wußte nichts.

Mir wurde es nun fieberhaft heiß, nach Ostende zu kommen. Sollte es denn überhaupt nicht mehr verteidigt werden? Ich fragte einige Radfahrer, ob sie mir ihre Maschine verkaufen wollten? Sie verstanden nicht einmal die Frage. Sie beeilten sich davonzukommen. Der Zug pfiff plötzlich. Frau Liefmans stürzt auf mich zu. „Er fährt ja! Er fährt ja!..." Wir setzten gewaltsam durch die Menschenmassen, springen auf. Ich helfe der kleinen Frau, die geschlossene Gittertür zu überklettern. Der Zug fährt in der Ostender Richtung. Kaum sitzen wir, so erscheinen auch mit lachenden Gesichtern unsere vier Belgier. Zwei haben Bierflaschen in der Hand. Der mit der zerrissenen Hose hält in der Rechten ein Kotelett und preßt

mit der Linken mehrere Äpfel an die Jacke. Der Flame allein hat nichts und setzt sich bedrückt neben mich. Wo hatten sie das alles her? Sie besaßen doch keinen Rappen. Sie lachen, als ich frage. „Weißt du, für Soldaten tut man allerlei!" sagte der mit dem Kotelett und biß abwechselnd aus der Rechten und der Linken, bis er seinen Kameraden im Tausch gegen Bier den Rest gab. Der Flame wollte nichts. Er sagte nur: Sorte von Spitzbuben! und schimpfte den saftigsten flämischen Unflat in sich hinein.

In Heyst halten wir kaum. Ein Zug hat dort auf uns gewartet. Er ist so voll, daß er nicht fahren kann. Dächer, Trittbretter, Puffer, Lokomotive, Kohlenkasten, Achsen sind mit Menschen behängt. Der Zugführer wagt nicht abzufahren. Die Beamten schimpfen und zerren. Wir fahren langsam vorbei. Die Menge außerhalb des andern Zugs schimpft uns an und will aufspringen. Die Völkerwanderung strömt ohne Unterlaß.

In Seebrügge fahren wir prasselnd über die Schleusen der Kanäle, dicht am Hafen vorbei. Soldaten stehn in Gruppen umher. Alle mit aufgepflanztem Seitengewehr. Auch auf der Mole sieht man eine Wache. Vor wenigen Tagen liefen englische Schiffe mit Soldaten durch diesen Hafen und den Kanal hinauf nach Brügge. Das Herz sticht einem auf, dran zu denken. Wir sind im heißesten Kriegsgebiet. Die Soldaten eilen geschäftig hin und her. Torpedoboote dampfen brutal und unheimlich im Hafen. Hatten sie die englische Flagge auf? Wir waren zu schnell vorbei gefahren. Die Belgier wußten nicht, wie die englische Flagge aussah. Oben auf der Düne, die ihre Masse breit zwischen Straße und Meer aufschob, errichteten sich neben neuen Hotels die mächtigen Bauten des unvollendeten Kasinos. Auf der Straße weit vor uns marschieren Kompanien belgischer Soldaten, voll bepackt, scheinbar ist auch Geschütz dabei. Sie gehn auf Blankenberghe zu. Automobile schnurren auf und sausen vorbei, mit belgischen Offizieren beladen. An der Haltestelle winken Offiziere dem Zug. Sie steigen ein. Sie gehn teilnahmslos an uns vorbei, die immer noch die einzigen Reisenden sind. Nur einer schaut zurück — auf Madame Liefmans. Dann steigen sie über die Plattform in den hintern Wagen.

„Soll ich die Offiziere nicht nach meinem Mann fragen?" — „Lassen Sie das, weißt du," sagte bissig der Flame, „das Gekröte hat wohlan anderes zu tun, als sich um einen Dreck von Korporal zu kümmern. Kenn das, weißt du." Madame Liefmans brannte es aber doch, zu den Offizieren hinüberzugehn. Schließlich: ob ich nicht fragen möchte? — Nein, das hat ja wirklich keinen Sinn. Die Offiziere waren ja nicht einmal vom selben Regiment wie der Korporal . . .

Wir fahren an den Soldaten vorbei, die voll bepackt marschieren. Sie

schauen kaum auf. Sie gehn sehr schnell alle durcheinander, wie im Zickzack. Sind sie auf der Flucht? „Donnerschlag, Feuer und Dreck!" schimpfte einer der wallonischen Burschen, „wie sie die Sohlen werfen. Sie haben Feuer drin. Wirf ihnen die Bierflasche zu! Es leben das Vaterland, Teufel und Wasserklosett!" – „Dein Maul!" knurrte der Flame. Wir überholten die Soldatenkolonnen. In Blankenberghe umfluten Menschenmassen den Bahnhof. „Nach Sluis!" schreien sie. Der Zugführer winkt: nein! Gejohle und Geschimpf antworten. Die Offiziere steigen aus, in einen Haufen Soldaten hinein, die sich mit ihren Gewehren an den Zug herandrängen – zu welchem Zweck? Kein Soldat grüßt. Die Menge gibt den Weg nicht frei, aus Angst den Zug zu verfehlen. Die Offiziere müssen sich einer hinter dem andern grob durchbrechen. An der Kirche steht ein Zug Automobile des roten Kreuzes, und Sanitätsmannschaften arbeiten mit Tragbahren. Man sieht nicht, ob sie Verwundete ein- oder ausladen.

Als die Bahn dann hinter Wenduyne die Landstraße verließ, die auch hier noch voll Flüchtlinge war, und wir die Brügger Chaussee wie einen wimmelnden Kanal weit hinauf mit Menschen angefüllt links sich davon abtrennen sahn, war auf einmal auch der selbständig laufende Fahrdamm der Bahn voll Menschen. Sie sprangen immer erst in der letzten Minute vor dem Zug beiseite und schauten uns nach, die Münder voll Verzweiflung und Schimpfwörtern.

Den Han! Nun sind wir bald am Ziel.

Aber da sahen wir fern auf dem Fahrdamm die Menschenmassen dicht und schwarz werden wie Hecken. Eine Chaussee kam fernher übers Land heran. Sie war wie ein gestauter Fluß, mit Menschen angepreßt. Die Lokomotive läutete und pfiff. Der Zug fuhr langsam. Die Menschen wollten nicht mehr ausweichen. Wir drückten uns zu den Fenstern hinaus. Die Menge brüllte und tobte. Nach Holland! Nach Schlus!... Der Zug fuhr immer langsamer. Es war, als ob er sich in diese Massen von Menschen hineinrammen möchte. Schon sprangen Männer und Weiber auf die Trittbretter. Die Beamten waren ohnmächtig... Einer schrie: Man läßt uns ja nicht mehr in die Schiffe! – Wo? – In Ostende doch! – Nach Schlus, nach Schlus! So laßt uns doch in den Zug, ihr Kreuzdonner! Zurück nach Holland! Gleich! Die Preußen kommen schon in Clemskerke! Wir wollen uns retten!... Der Zug wurde gestürmt. Die Beamten liefen gegen die Menge an und ertranken in ihr.

„Von wo?" ruf ich einer Gruppe Hereinstürmender entgegen. „Gottverdomme und Aſtloch, was geht das dich an! Wir sitzen im Zug! Kiß mei.... Dreck und Hulanen!..." Ein Kind heulte schrill. Menschen schlugen draußen auf den Trittbrettern aufeinander ein. Eine gutgekleidete

Dame trommelte mit einem lächerlich zerbrochenen Regenschirm in vergeblicher Raserei auf die Rücken, die sie vom Trittbrett wegquetschen. Ich frag in eine andere Bank: „Von wo?" — „Von Ostende, mein Herr! Die Engländer haben alle Schiffe genommen und dampfen damit weg. Uns wollten sie den Preußen und Hulanen überlassen."

Der Zug mußte zurück. Das sah ich mit Schrecken; denn gegen diesen Willen kam keine Lokomotive an. Sie hätten den Führer ermordet ... „Rasch hinaus!" rief ich den Belgiern zu, „sonst kommen wir nicht nach Ostende!" Madame Liefmans hing sich kreischend an meinen Hals. „Nach Ostende!" schrie sie. „Ich will ... mein Mann ist verwundet!" rief sie in den Wagen. Ich zog sie hinter mir her. Die vier Belgier drückten nach. Man wollte uns nicht durchlassen. Man schlug und stieß uns entgegen. Ich stemmte mich mit dem Rücken voran in die Menschen hinein und durch, und schließlich hatten wir den Ausgang erzwungen.

Ich lief hastig und erregt draußen immer ein paar Schritte vor den andern, um sie zur Eile anzuspornen. Ich wollte auf die Dünen. Die Bahn blieb hinter uns. Das Geleise entfernte sich, landwärts an der menschenbesäten Chaussee entlang abbiegend. Einige Dünenhügel erhoben sich hoch und gelb im grauen Himmel. Wir durchliefen den mit dürren Kräutern bewachsenen Boden. „Auf die Dünen! Dann sehn wir bis Ostende. Es kann von dort keine Fußstunde mehr bis hin sein. Wir wollen dann am Strand entlang gehn und haben stets alles vor Augen, was dort geschieht." Die andern waren einverstanden.

Auf dem ersten Dünenhügel sah man grade nicht nach Ostende. Die Küste war ein wenig in die See vorgewölbt, aber andere Höhen sperrten den Blick. Wir rutschten in die Kuhle hinab und stapften auf der andern Seite im rinnenden Sand wieder hoch auf den zweiten Hügel. Und drunten am Ende der hellen Schwingung längs des Sandstreifens am Meer leuchteten im trüben Tag Gebäude. Zuerst sah man eine Kirche, links. Dann den Leuchtturm, die Mole von Ostende, und im Schleier der Luft, auf dem Meer, bis auf unsere Höhe herauf, Kreuzer. Sie standen und einige warfen schwarze Wolken von Rauch auf, die sich nicht hoch über den Schiffen in einem dünnen Schwaden vereinigten und stehn blieben. Hinter der Mole stachen Dampfer in See und bogen vor dem Wall der rauchenden Kreuzer nach Westen ab.

Man verteidigt Ostende nicht.

„Wozu auch, Kotzrotz! Gottverdomme! Wozu auch?" rief der Flame.

„Gehn wir ..." Wir rutschten wieder hinab, wollten zum Strand, unsicher, wie unter diesen Umständen das Unternehmen zu Ende geführt werden könne. Madame Liefmans schaute mich zaghaft an. Sie war nicht so kühn, zu fragen, ob nun wohl auch das Lazarett mit ihrem Mann

von Ostende wegkäme. Ich sagte auch nichts, obschon ich ihre aufdringlich bettelnden Blicke erriet. Ach, ihr Mann! Der war tot und schlief mit seiner Kugel als einer treuen Geliebten unter Trümmer und Geröll an der Schelde. Das mit dem Lazarett hatte man ihr so gesagt. Wäre sie sonst so gewesen, bald so abwechselnd und bald so voll vor allem aufbäumenden Erschrecken, wenn nicht diese Ahnung mit geschlossenen Augen in ihrem Blut kreiste? Ich sagte mir, wie ich sie bei der Hand nahm, um ihr beim Abstieg zu helfen: Ja, liebe Frau, der Korporal ist zur großen Armee eingezogen worden. Schweigen wir von ihm. Denn Deutschland muß sich durchschlagen. Dafür könnt ihr nichts! ... Und ich hatte ein zerfließendes Mitleid mit dem kleinen, schönen, braunen Weib.

„Halt!" schrie es mit einem Mal.

Aufzuckend blieb ich im Rutschen stehn und fing die Frau hinter mir mit dem Rücken auf. Die vier Belgier waren schon unten. Drei belgische Soldaten standen plötzlich dort, legten das Gewehr griffbereit vor. Einer fragte: „Woher?" Er schaute zu uns herauf. Aber ich dachte mir, dies sei der Augenblick, in dem die Belgier reden sollen. Nun können sie ja sagen, daß sie zum Heer zurück wollten. Aber der Unteroffizier schrie schon: „Gehn Sie zurück!" Der Flame sagte: „Wir wollten uns dem Heer wieder stellen. Ich habe bei Lüttich mitge ...!" – „Kein Gemaule! Zurück, sag ich!"

Die Soldaten drangen auf die Belgier ein. Die wichen zurück, die Düne herauf. Frau Liefmans drückte ihre Fingernägel in der Erregung in meinen Hals, an dem sie sich erschreckt gegen den Abrutsch festhielt. Die Belgier sprangen den Sand hinan. Wir kletterten wieder hinauf. Die Patrouille blieb unten stehn; sie drehte sich so, daß sie bald uns nachschauen, bald nach Ostende hinunter sehn konnte.

Es begann plötzlich zu regnen. Die Kreuzerreihe war nun fast ganz eingehüllt in die dicke Luft. Man ahnte sie nur noch. Gegen Ostende hin blieb es heller. Dann versanken Küste und Meer hinter uns in die Dünen. Wir gingen zurück. Was sollte nun geschehen? Flüchtlinge kamen durch die Dünen seitwärts herüber. Wir warteten. Es war ein älteres Paar mit drei erwachsenen Mädchen. Ein belgischer Soldat ohne Gewehr war bei ihnen. Er sagte: „Alles kaputt! Ich wollte sie nach Ostende bringen zum Dampfer nach England. Aber man darf nicht mehr nach Ostende hinein ... Niemand! Gar niemanden lassen sie in die Stadt hinein. Alle sollen heraus! Sie selber dampfen davon, die Engländer!"

Der Regen schlug rasch und dick hernieder. Die vier Belgier liefen auf einmal. „Der Zug!" schrien sie. „Der Zug nach Holland!" Wir setzen uns auch in Trab. Wir sehn bald die Chaussee, mit Menschen angefüllt, wie vorhin. Aber vom Zug sehn wir nichts mehr. Die Chaussee war mit

Regenschirmen, wie mit großen Pilzen bedeckt. Die Rösser gingen trübselig an den Wagen. Kein Zug stand mehr dort. Und wir zogen unterm Regen dahin, waren müd auf einmal, denn die Spannung des Ziels war plötzlich in uns gebrochen. Wir kamen nicht nach Ostende. Frau Liefmans sagte nichts, als ich bemerkte: „Nun ist es aus mit Ostende!" Sie war plötzlich ganz ruhig. Sie war geschmeidig wie ein Kätzchen und anheimelnd wie ein junger Hund. Wir stappsten stumpfsinnig die Chaussee entlang. Die Steine brannten schon in die Sohlen. Wohin? Der Hunger klopfte den leeren Magen. In den Dörfern gab es nichts zu essen. Alles war von der Heuschreckenwolke der Ausziehenden aufgebraucht worden. Im schmutzigen „Estaminet zum flandrischen Leeuw" sanken wir auf Stühle, die grade frei wurden. Der Fliesenboden war eine Pfütze. Es dunkelte schon. Wir bekamen wenigstens Kaffee. „Ich schlaf auf diesem Tisch!" sagte der mit dem Loch in der Hose, durch das nun das ganze Knie hervorbrach.

Schließlich wurden wir zur Dorfkirche geführt. Sie war ausgeräumt und der Boden mit Stroh bedeckt. In einem Kronleuchterchen brannten zwei Kerzen. Ein wildes Husten aus vielen Hälsen schüttelte die schummerige, feuchtkalte Dämmerfinsternis der alten Halle. Die Ewige Lampe brannte vor dem Altar in der Dunkelheit, wie ein Tropfen von schimmerndem und glühendem Blut. Soldaten kamen, das Gewehr mit aufgestelltem Bajonett in der Hand, und durchgingen suchend die Reihen der Liegenden. Sie tropften vor Nässe, blieben noch eine Weile in der Tür stehn und verschwanden dann hinaus in die Regennacht. Wir legten uns ins Stroh. Im Beichtstuhl hinter mir schnarchte jemand. Einer der Wallonen machte sich an Frau Liefmans heran. Es schien mir, mit Erfolg. Ich lag neben dem Flamen. Rechts von mir hatte sich eine dicke Frau eingewühlt. Ich wollte schlafen. Der Husten von überall her sprang in den dunkeln Hallen, wie ein Knattern von Maschinengewehren. Fünf blonde Kinder einer Familie wollten nicht schlafen und spielten, zottelig und tollpatschig wie junge Pudel, im knisternden Stroh. Es roch nach nassen Kleidern, nach Moder und nach Weihrauch.

Die dicke Frau neben mir hob sich mühsam auf. Ihr Korsett krachte. Ich schaute hin. Sie hatte ein schwarzseidenes Kleid an. Sie streifte Ringe von den Fingern und schraubte Perlen aus den fetten Ohrlappen, wickelte alles in ein Taschentuch, verknöpfte das Tuch fünfzigmal und versenkte es hinter dem hohen Kragen ihrer Bluse hinab in ihren Busen. Sie bewegte die Hände auf eine sonderbare Art gegen mich und warf mir einen langen und eindringlich stechenden Blick zu, als wollte sie mich bezaubern. Ich dachte mir etwas. Hinter mir sah ich am Beichtstuhl einen Soldaten irgend etwas verrichten. Ich schaute nicht näher hin. Aber auf

einmal stand kein Soldat mehr da, sondern ein Mann in Bauernkleidern. Der stopfte etwas in den Beichtstuhl hinein. Der Schnarcher drin legte sich um, grommelte einen Fluch und schnarchte auf einem andern Ton weiter.

Und plötzlich fuhren drei Schläge dumpf zur Tür herein. Eine Stimme schrie grell auf: „Die Preußen!" Die meisten schliefen schon und hörten den Ruf nicht. Aber hier und dort fuhr es jäh aus dem Stroh auf, wie Schlangen. Soldaten kamen in diesem Augenblick herein und legten sich ruhig neben der Tür nieder in eine freie Ecke. Da ward es wieder ruhig und ich schlief ein.

Die Schlacht

Ein furchtbarer Gestank lag morgens in der Kirche. Ich mußte davon, sobald ich aufwachte. Die andern schliefen noch. Der Wallone, der sich an Frau Liefmans herangemacht hatte, lag auf dem Rücken, schnarchte und hielt die Hand der kleinen Frau im Schlaf. Ich stieg über schlafende Männer und Frauen hinaus und kam auf eine Straße, die schon im Wandern war.

Die Wege sind regenschmutzig. Ich gehe nun, in die Ausziehenden hineingemischt, auf Holland zu. Kaffee gab es in einer Schenke an der Straße. Wagen an Wagen und alle überfüllt. Vergeblich bitte ich um Platz. Meine Kleider waren dunstig und ich fühlte Fieber. Der Zug fährt nicht mehr. Was alles zusammen auswandert um mich! Die jungen Leute der Dörfer ziehn in geschlossenen Gruppen dahin. Kinder in weißen Seidenstrümpfen und Knieröcken vom Badestrand, Waisenhäuser und Alteleutestifte, Ostender Kokotten und Heyster Abbés, Bauerndörfer und Strandhotels, Flamen und Internationale, Gigerl und Hausknechte . . . Welch ein Strom dummen Elends! Es kann einen kaum erbarmen.

Dann regnet es wieder. Die Wolken schleudern den Regen in Wut auf die fliehenden Straßen. Vor mir trat eine lange Weile unter einem hochgehobenen weißen Strandrock, an dem der Wegkot saß wie Grind, ein Paar stelziger Stöckelschuhe. Sie knickten fortwährend armselig um. Gottseidank! — ein Mann schimpfte laut auf die Unvernunft, daß er sich hatte verleiten lassen auszuwandern. Unser Vieh! weinte er dann. Sechs Nönnchen schleppen die Kutten geduldig durch den Schmutz, und die platonischen Symbole ehemaliger Kasteiungen, die Stricke, schlagen bei jedem Schritt weit in die Luft hinauf. Eine Frau trägt eine große, mit bunten Buketten bedruckte Porzellanvase, ihr Kostbarstes. Ein ältliches Mädchen rettet die Handnähmaschine. Ich überhole die umknickenden Stöckelschuhe und geh nun hinter einer dicken Frau, die einen

Schubkarren vor sich herschiebt. Zunächst verbirgt ihre Breite mir den Inhalt. Dann seh ich, daß in dem Karren ein etwa fünfzigjähriger, wachsgelber und todkranker Mann liegt. Er liegt leblos in einen Bauschen Stroh gedrückt und seine unglücklichen Augen stehn gradaus in den grauen Himmel. Die Frau rettet den Gatten. Zwei junge Geistliche trotten eilig daher und tragen ihren gemeinsamen Koffer an einer Stange zwischen sich. Niemand wagt zu sprechen. Mit einem großen Krach schlägt auf einmal eine dicke Alte den riesenhaften Packen, in dem sie ihre Daunenbetten rettet, in eine Pfütze, setzt sich drauf und weint laut: hu . . . hu! u . . . u! Der Fluß der Auswanderer teilt sich mitleidslos an ihr wie an einem Strombrecher. Ihr Mann brüllt auf sie ein: „Nun heulste, Luder! Und weshalb haste denn partout fortwollen, vom Vieh un vom Haus un vom Vieh? Sag! Grad auf dir habens die Preußen abgesehn. So ne pockennarbige Stallziege, so ne krumme Kuh! Grad auf dir! Mach, daß de . . . Nu, so bleib uf 'm Arsch im Dreck! Ich geh! . . ."

Hu! hu! u . . . u!

Wir gingen wie eine Herde miteinander dahin. Niemand sprach. In der Luft lag manchmal ein fernes dunkles Aufknallen. Wir gingen stundenlang und achteten der Orte nicht, durch die wir kamen. In einer Kneipe bekomme ich wieder Kaffee, Brot und einen Genever. Der Wirt erzählt andern Leuten: „Sie haben heut früh das Lazarett hier aufgelöst, die Leute einfach auf die Straße gesetzt und sich nicht weiter um sie gekümmert."

Als ich wieder auf die Straße trat, kam von neuem das Knallen, das fern und zart die dumpfe Luft schüttelte. Einer hinkte vor mir. Ein schmutziger Verbandlappen, der aus einem Hosenbein heraushing, schleppte im Kot hinter ihm her. An diesem Fuß trug er einen Pantoffel, am andern einen richtigen Schuh. Er sprach mich an, als ich vorbei kam. Er war ein junger Mann. Wie einem, den er lange kennt und der von ihm erfahren will, was er in der letzten Zeit getrieben, erzählte er mir ohne Einleitung, nach Lüttich seien sie auf Namür zurückgeworfen worden und dann wurde ihr Regiment nach Frankreich verschlagen und an die Küste gebracht und kam über Ostende wieder ins Land. Er war schon bei Lüttich verwundet worden. Bei Mecheln wieder und heut früh haben sie ihn ungeheilt aus dem Lazarett auf die Straße gesetzt. Was mach ich denn jetzt? sagte der dem Stabsarzt. Kann kaum gehn. Hab kein Geld . . .? Der Stabsarzt: Was schert das mich. Ich bin nicht dazu da, Ihnen welches zu geben . . . Der Sauhund! Das sind unsere belgischen Offiziere! . . .

Er humpelte mühsam und wütend weiter. Der Verbandfetzen wurde

immer länger im Kot. Ob er ihn nicht lieber festmachen will? – Er könne sich nicht bücken. Schrapnelle im Rücken! . . . Ich befestige ihm den Verband und frage von Wagen zu Wagen um einen Platz für ihn. Niemand wollte weichen. Wieder das ferne Grollen! „Das ist eine Schlacht!" sagte der Verwundete. „Sie kommt näher. Ich hörs am Knallen."

In diesem Augenblick rief ein Radfahrer, der uns überholte, mit ernstem Gesicht in einen Wagen hinauf: „Keine zwei Stunden von hier ist eine blutige Schlacht. Sie kommt wohl hier herüber." Weiber heulten auf den Wagen und bedrängten flehend die Führer. Der Donner wurde häufiger und härter. Die Menschenmassen verstanden ihn nun und ein neues Entsetzen bohrte sich durch die wandernden Straßen. Der Schmutz spritzte wild unter den rascher und unachtsam eilenden Schuhen. Die Blicke versenkten sich aufgereizt nach Osten in die Flachheit des Landes, die mit Bäumen locker aufgefüllt war, und es fiel das Wort: Husaren! Wie ein Krapatschenknall fuhr der Schrecken dieses Worts in die wandernde Chaussee hinein. Alle Augen lagen fortwährend nach Osten auf der Lauer und harrten drauf, daß dort über den nackten nassen Äckern die ersten deutschen Husaren durchbrechen würden.

Das Knallen stand nun fast ununterbrochen im Osten. Es scholl, als ob es in der Luft irgendwie festhinge, oft acht-, zehnmal ganz rasch aufeinander. Es regnete nicht mehr. Es war, als ob die fernen Geschütze dunkel und dumpf bellten. Die Luft schüttelte sich jedesmal ein wenig.

Ich gehe der Schlacht entgegen.

Über einen schlammigen Karrenweg zwischen Äckern und Wiesen entferne ich mich vom Strom der Fliehenden. Halb im Laufschritt spring ich dahin. Ich will zum Brügger Kanal, der dort irgendwo zwischen den Bäumen führt. Ich dampfe unter dem nassen Mantel. Das bellende Rollen der Kanonen ruft manchmal fünf, zehn Minuten lang. Hier ist plötzlich kein Mensch mehr. Auch kein Dorf. Nur Wiesen, brüllendes Vieh und schweigsame Äcker, beregnete Baumreihen um einsame Gehöfte und Wolken . . .

Nach langer Zeit seh ich die Allee des Kanals und einen langen schmalen Zug von Menschen unter den Bäumen auf dem Damm Holland zuschreiten. Ich steig den Damm hinan und eile gegen die Menschen auf Damme zu. Die Geschütze prallen jetzt so stark, daß man ihren unheimlich die Luft schüttelnden Donner auf dem Handrücken zu spüren vermeint. Ab und zu sind Soldaten unter die Fliehenden gemischt. Ich bin der Einzige, der an der ununterbrochenen Reihe entlang den andern Weg geht, den ins Land hinein. Oft schaut man mir nach.

Die Leute machen eilige Bemerkungen über mich. Spion? Was weiß ich? Ich beeile mich weiterzukommen. Es schlägt elf auf einem Kirchturm, den man nicht sieht. Es ist der 14. Oktober. Wie die Schläge der Geschütze prallend aufeinander fallen! Man erkennt am Ton verschiedene Geschütze, an der Reihenfolge in diesen Tönen die des einen oder des andern Heers. Es kommen immer mehr belgische Soldaten zwischen den Fliehenden.

Ich will nicht fragen, um kein Mißtrauen zu erregen unter diesen von Angst und Elend verwilderten Menschen. Nun trollt ein Rudel von merkwürdigem Gesindel auf dem Damm heran. Sie gehn lärmend, breit und brutal. Ihre Haltung? Ihre Kleider? Hat man die Gefängnisse geöffnet? Unglaubhafte Weiber gehn mit den Strolchen. Sie höhnen mich an. Auf dem Kanal fährt ein ganzer Zug von Motorbooten.

Da kommt ein Soldat, der am Kopf blutet. Unter der Mütze fließt das Blut dick hervor über die Schläfen und am Ohr hinab in den Hals oder auf Kragen und Brust. Er hat kein Gewehr mehr. Er geht allein. „Laufen Sie zurück!" ruft er mich an. „Die Preußen sind doch hinter uns her!" — „Wo?" — „In Damme! Was weiß ich!" Er stürzt weiter, dem rettenden Holland zu. Ich den Kanal hinauf immer rascher und immer brennender. Das Herz arbeitet mir wie eine elektrische Flamme. Die Puffe der Kanonen dringen mir in die Brust. Sie kitzeln das Trommelfell in den Ohren. Einmal setzen sie eine Viertelstunde lang nicht aus. Immer Schlag auf Schlag, kurz und mit jenem schwebenden Erdröhnen, das sogleich erstickt. Man fühlt den Tod die Luft durchsausen. Man fühlt fern Blut in den Boden fließen, wie verruchte Quellen, die das Geheimnis der Schöpfung grausam aus den Eingeweiden der Menschen und Zeiten riß. Über fernen Baumgruppen steigen Flieger auf. Nein, das sind keine Flieger. Man sah sie nicht hochgehn. Es steht auf einmal wie ein weißer Ball in der Luft. Bald wächst es auseinander, wie aus einem Sack aufquellende Wolle. Eines pflanzt sich zum andern. Eines hoch, eines niedrig. Sie bleiben langsam vergehend stehn. Man kann sie nicht mehr zählen, so zahlreich sind sie geworden. Das sind Schrapnelle! Donnerwetter, Schrapnelle! Stehn sie über uns? Ich laufe. Die Geschütze donnern schon durch den Boden. Man spürt die Schüsse in den Fußsohlen. Die Schlacht muß ganz nahe sein. Es kommen auch immer mehr Soldaten, nichts mehr wie Soldaten. Sie gehen hastig und ohne aufzuschauen Holland zu.

Weiße Gebäude erscheinen hinter Mauern, Türme, ein hohes Gebäude. — Das ist Damme! Ich kenne es von früher. Aus einer Zeit, wo man andere Dinge als Krieg und Blut nach Belgien suchen ging.

Zwei Soldaten führen einen Kameraden, der einen zerschossenen Fuß hat. Der hat den Arm über die Schultern der beiden gelegt. Das Blut bleibt wie eine dicke Ader auf dem Boden hinter ihnen zurück. Sie laufen ein wenig und der Verwundete hüpft auf einem Fuß, so rasch er kann, zwischen ihnen mit. Er schleppt den verwundeten Fuß unverbunden über den Boden nach. Immer mehr Verwundete. Die wenigsten sind verbunden. Das Blut fließt aus ihnen weit umher über den Boden. Ich überspringe grauenvoll gepackt die roten Lachen, die der Sand schleimig aufsaugt. Einige Soldaten verbinden sich Hände und Schenkel, Kopf oder Arm im Laufen.

Ein Kanonenschlag macht die Luft aufbersten, so nah, als sei er hinter den Gebäuden dort in Damme gelöst worden. Vielleicht haben sie sich dort verschanzt, denk ich. Damme war ja als Hafen von Brügge befestigt. Ich laufe in eine Schlacht hinein. Ich bebe und glühe und bin geheimnisvoll von Schauern durchstoßen, todesruhig und brutal lebensfroh, verführt von dunkeln Dingen, die wie peitschende Schemen mir durch die Adern jagen. Ich komme immer näher an den Ort. Der Damm ist jetzt menschenleer. Es ist, als sei die Landschaft gestorben.

Aber auf einmal seh ich ein dunkeles Rudel aus den hellen Mauern hervorbrechen. Uniformen! Sie laufen auf mich zu. Ich will beiseite treten. Sie füllen den ganzen Damm. Aber sie laufen auch an den Seiten. Ich kann nicht mehr ausweichen, bin von ihnen umschlossen. Einer schreit: „Was machst du, Idiot!? Die Preußen sind hinter uns. Rasch um ..." Ein paar andere brüllen erregt auf mich ein. Sie fassen mich im Laufen an Armen und Schulter. „Der Teufel, du willst in eine Preußenkugel laufen!..." Sie reißen mich mit. Einer bläst auf einer Mundharmonika im Laufen die Melodie „De l'Espagne à l'Angleterre ...", die das Glockenspiel des Brügger Rathauses spielte. Ich komme nicht mehr frei von den Fliehenden. Ich bin angesteckt von ihrem Laufen, ihrer Flucht, ihrer Angst! Ich laufe mit. Die Geschütze der nahen Schlacht dröhnen und poltern. Wir warten im Laufen auf Granaten. Die Mundharmonika bläst in verrückten spitzen Anläufen. Die Schrapnelle stehn, wie ein Feld großer, unheimlicher Kohlköpfe im Himmel, fast über uns, scheint es. Die Baumreihen wie ein zerbrechliches Gitter zwischen uns und der Schlacht, zwischen uns und dem Tod! Der auf der Mundharmonika bläst heftig und verwildert. Es ist, als sei er an das Instrument auf ewige Zeiten verflucht, wie der ewige Jude an die Landstraßen. Die Schuhe prallen auf dem Damm, wie fallende Kugeln, bevor sie zu Feuer und Fetzen auseinander bersten.

Auf einmal mitten im wildesten Toben verstummen die Geschütze. Die Schrapnellwölkchen verlaufen langsam.

Die Schlacht war aus.

Später erfuhr ich, daß es eine Schlacht gewesen, die wohl klein an Umfang, aber groß an Bedeutung gewesen war. Sie fand in der Gegend nordwestlich von Syfthele bei Brügge statt, und das aus Antwerpen entkommene Heer schlug sich ein letztes Mal gegen deutsche Truppen, bevor es südwestlich in die vorbereitete und zunächst von französischen Truppen verteidigte Gegend zwischen Roulers und Nieuport abzog. Tags drauf, am 15. Oktober, nahmen diese französischen Truppen den Belgiern die Angriffe der Deutschen ab, sie wurden aber in einem Atemzug bis auf die Yser geworfen, und dort begann, im französischen amtlichen Bericht zum erstenmal am 16. Oktober erwähnt, eine der blutigsten und gewaltigsten Schlachten der Weltgeschichte.

Eroberte Küste

In der Zeit, wo mich bei Damme die fliehenden Soldaten mit zurückrissen, standen die ersten deutschen Soldaten vor Brügge, und wäre ich die dreiviertel Stunden von Damme nach Brügge weitergegangen, so hätte ich zugleich mit den deutschen Truppen gegen zwei Uhr die Stadt betreten.

Am 15. Oktober erreichte der erste deutsche Husar das Meer — den Schoß der neuen Weltgeschichte — und begrüßte es von seinem Pferd mit sicherm und trotzigem Mund.

Mit den belgischen Soldaten kam ich nachmittags nach Sluis. Die Soldaten wurden alle interniert. Nur einige waren auf einmal keine Soldaten mehr. Sie hatten unterwegs — wie, war mir entgangen — die Uniformen gegen Zivilkleider umgetauscht. Sie mischten sich gleich in die Menschenmassen, die das Städtchen durchwogten. Ich suchte vergeblich nach einem Unterkommen. Es wurde Nacht. Eine Kirche und das Rathaus waren geöffnet. Die Böden waren mit Stroh bedeckt. Ich entschloß mich für das Rathaus. Man lag zu wildfremden Menschen eng aneinander, und ich fand keinen Schlaf. Im Keller waren Dutzende von Fässern aufgestellt und mit Brettern versehen. Das waren die Aborte. Sie wurden nebeneinander von Männern, Frauen und Kindern benutzt. Im Elend war alles selbstverständlich.

In Sluis bekam man wenigstens zu essen, aber nur Eier und Beefsteaks.

Als ich am 15. Oktober vormittags nach St. Anna Termuiden zur Grenze zog, meinen Apparat in der Hand, und an der belgischen Fahne vorbeigehen wollte, hielt mich ein alter eleganter Herr an, der dort stand. Er fragte, von welchem „Illustré“ ich sei? Ich: wer er sei? Er sei belgischer Kommissar. Er stand mit einem Fuß im Belgischen und mit dem andern im Holländischen. Dorthin trat auch ich zurück. Da kam plötzlich ein Auto und hielt schroff vor dem belgischen Grenzschild an. Der alte

Herr ging rasch hinzu und neigte sich hinein. Ich sah auf einmal vorn links an der Schutzscheibe das Schild „Etat Major“ und belgische Stempel, rechts „S. M.“ (Service militaire). Bald stiegen vier ältere Herrn in Zivil, denen man aber das Militär ansah, aus dem Auto. Einer trug eine dicke Mappe, und sie gingen schnurstracks auf die holländische Grenze zu. Das Automobil ließen sie am Wegrand stehn. Sie kamen nicht mehr zurück.

Die zweite Nacht in Sluis schlief ich auf Stroh im niedern Laderaum eines der zahlreichen Kanalschiffe, die alle für Flüchtlinge hergerichtet wurden. Die Stadt baute dann noch große Schuppen. Alles lag überall durcheinander. Jeder Unterschied von arm und reich, von Verwöhnung und Sichbescheiden war aufgehoben. Am dritten Tag bekam ich in dem kleinen Wirtshaus des Bahnhofs, in das ich mein Gepäck abgestellt hatte, ein Zimmerchen aus Zufall, und ich konnte mein Malariafieber ausschwitzen und -schlafen. Das Städtchen mochte etwa tausend Einwohner haben und beherbergte täglich fünfzehntausend Flüchtlinge. Von Weile zu Weile von früh bis spät fuhren Züge aus Personen- und Güterwagen bunt zusammengestellt nach Breskens zum Vlissinger Dampfer. Jedesmal entstand ein wahnsinniger Kampf um Platz. Es regnete immer und die Leute kletterten schon am Abend in die offenen Güterwagen, die für den ersten Morgenzug bereit standen. Unter meinem Fenster lagen diese Wagen, vollgepreßt mit Menschen, die sich unter ihren Schirmen auf den nassen Boden ineinander legten, glücklich, zu wissen, daß sie morgen wenigstens fortkamen. Alle Fuhrwerke der Gegend waren ununterbrochen in Marsch nach Breskens. Alle Wege voll wandernder Menschen. Die kleine Wirtsstube unter mir war Nacht um Nacht angefüllt mit Flüchtlingen. Der Wirt hatte alle Stühle, über die er verfügte, wie in einem Bauerntheater nebeneinander gestellt, und da saßen und hockten die Menschen manchmal zu zwei auf einem und konnten nicht einmal die Beine ausstrecken. Das Husten durchklang die Nacht hindurch das hellhörige Haus.

Die Flüchtlinge mästeten unter sich die wahnwitzigsten Kriegsnachrichten. Das Futter waren die Kanonenschläge, die die Schlacht an der Yser bei wachsendem Westwind stärker herüberwarf. Und wer aus Heyst kam und sagte, es sei nicht wahr, daß die Deutschen schon bis dorthin zurückgeschlagen worden seien, dem wurde einfach nicht geglaubt. Ich war einmal dabei, wie eine Gruppe Belgier einen Mann verprügeln wollte, der den Rotterdamer „Neuen Courant“ verkaufte. „Zum Dreck dein von den Preußen bezahltes Sch...blatt“ riefen sie. Man las nur das Allerübelste: „De Telegraaf“ und die kleinen belgischen Blättchen, die außer jeder Kontrolle schrieben. Diese Blätter nährten ihren Nachrichtendienst aus dieser trüben Quelle selber. Die Leute fanden in ihnen die Geschichten, die sie selber verbreiteten, und das war ihnen Bestätigung.

Da die Post keine Telegramme mehr annahm, weil es acht Tage dauerte, bis die aufgelieferten erledigt waren, wie mir der Vorsteher sagte, war ich gezwungen, nach Vlissingen zu fahren. Eine Deutsche, die im Haus wohnte, weil der belgische Chauffeur, mit dem sie verheiratet, ein Verwandter des Wirts war, brachte mir den Bäcker mit seinem Wäglein. Es sah aus wie ein Deckelkorb. Ich mietete es und dachte natürlich, ich fahr allein mit dem Bäcker. Aber als es losging, saßen noch zwei Frauen mit einem Kind und ein junger Mann drin. Der Bäcker setzte sich auf die Deichsel. In Breskens staute sich eine ungeheure Menschenflut vom Hafen bis in den Ort hinein. Es wird bis morgen mittag gehn, bis wir einen Dampfer hinüber bekommen, sagt jemand. Ein anderer wartete schon seit zwei Tagen. Aber auf einmal wurden mehr Schiffe zugleich neu eingestellt und wir kamen unerwartet rasch über die Schelde.

Am Bahnhof in Vlissingen traf ich den holländischen Feldwebel. Er beklagte sich über die Belgier. Sie haben unser Holland gepachtet, sagte er, so führen sie sich auf. In seiner Kompanie waren zwei Fahrräder verschwunden. Eines fand man bei einem belgischen Kriegsgefangenen im Zug wieder. Soldaten erzählten, daß sie gestern abend in einer Wirtschaft saßen und Lieder sangen, allerlei durcheinander, holländische und englische und dann auch auf deutsch: Puppchen ... Da riefen ihnen die Belgier zu, hier werde nichts in der Sprache der „Boches" gesungen. Die Soldaten kümmerten sich nicht drum. Die Belgier wurden bedrohlich. Da haben die Soldaten sie hinausgeprügelt.

Auf den Fahrplänen, die umherhingen, waren die Namen der deutschen Linien, Köln, Berlin usw. angerotzt. In einem Hotel draußen am Strand, in dem ich das letzte Zimmer bekam (einen Taubenschlag auf dem Dach, die Matratze direkt auf dem Boden ohne Bettgestell), verbaten sich belgische Gäste, daß ich deutsch mit der holländischen Geschäftsführerin spreche. Ich ging zu Goethes Götz und zum deutschen Volksmund mir die Antwort entleihen. Ich stand eines Abends am Schenktisch einer Wirtschaft und trank einen Genever. Ein Bursche neben mir erzählt mir ohne weiteres, geschwätzig und großsprecherisch, wie er bei Lüttich kämpfte und in Antwerpen verwundet und am 14. Oktober in Knocke aus dem Lazarett ungeheilt und ohne weiteres auf die Straße gesetzt wurde. Ohne Hilfe und Geld! Ich solle ihm etwas geben als Landsmann. Er sei im fünfzehnten Linienregiment gewesen.

„Im fünfzehnten," sag ich, „da war ja auch mein Vetter, der Oberleutnant Soundso. Kennen Sie den?" — „Oberleutnant X. Und ob!? Wir haben noch vor Antwerpen Seite an Seite gekämpft. Ah, mein Herr, Sie haben einen heroischen Vetter!" tat er großartig. Ich entgegnete: „Mein Vetter hätte sich gewiß so heldenhaft benommen, wie Sie meinen, wenn er

Gelegenheit dazu bekommen hätte. Aber er wurde gleich in der ersten Woche schon bei Lüttich gefangengenommen und nach Magdeburg gebracht."

Da sagte er, das sei nicht wahr und ich wolle nur schwindeln. Ich solle ihm zeigen, daß ich ein patriotischer Landsmann von ihm sei und ihm Geld geben. Er habe nicht einen halben Sou. Ich sagte ihm: „Ich bin kein Landsmann von Ihnen." Er begann mit lautem Sprechen allerlei durchsichtige Anspielungen zu machen. Ich bezwang mich und drehte mich weg. Da frug er frech, höhnisch und dumm: „Habs mir gedacht. Sagen Sie, könnt ich nicht mal Ihren Paß ein bisken besehn?" Ich bemerkte ihm, wenn er drauf hielte, so könnten seine Zähne sich meine Faust gründlich besehn. Doch er knurrte plötzlich beruhigt hin: „Na, na, nicht gleich so bissig! Trinken wir noch eins!"

Die Wirtschaften füllten sie bis in die Nacht mit frechem Gebrüll und belgischen Witzen. Im Kinematographen war nie Platz zu bekommen. Überall Musik und Feez! Vlissingen gehörte ihnen.

Als die von der holländischen Behörde unterstützten Aufforderungen des Antwerpener Gouverneurs an die Flüchtlinge zurückzukehren überall angeschlagen wurden, hingen viele Wirte Ausschnitte aus jenen dunklen Zeitungen oder „Privattelegramme" in ihre Fenster, in denen Greueltaten aus Antwerpen, Hinrichtungen zurückgekehrter Belgier erlogen wurden und in denen stand: alle jungen Leute werden ins deutsche Heer eingestellt und müssen an die russische Front . . . und dergleichen. Denn diesen Wirten blühte der Weizen auf solchem Boden. Die Veröffentlichungen der deutschen Gesandtschaft wurden mit den heftigsten Protesten aller Blätter angebellt und verhindert. Die englische Gesandtschaft aber warf täglich Zugladungen von Druckschriften ins Land. Sie hingen in allen Fenstern, lagen in allen Wirtschaften und wurden auf jeder Station stoßweise in die Wagen geworfen. Überall hingen Listen mit Beschreibungen und Photographien von verlorengegangenen Kindern, nach deren Eltern gesucht wurde. Aber nirgends sah ich eine Liste, auf der Eltern nach ihren verlorengegangenen Kindern gesucht hätten. Die Bretterzäune und Wände der Stadt waren zu einem Flüchtlings-Adreßbuch gemacht worden. Da las man, mit Kreide und Kohle geschrieben, tausende von Mitteilungen, die sich Freunde und Verwandte machten. Familie Herentals ist nach London verzogen . . . Der Bogen-Schießklub Taube aus Clemskerke hält seinen Stammtisch abends um fünf Uhr im Franco-Belge . . . Wo ist Minnetje Vanderboom? . . . Jan Book sucht eine Freundin, Adresse Schiff Antje nahe der Kanalschleuse . . . usw.

Ich wollte noch einmal nach Belgien, dessen Küste nun ganz von den Deutschen besetzt worden war. Die belgischen und englischen Zeitungen und viele holländische Blätter brachten täglich Meldungen von der Küste,

die mit giftiger Feindseligkeit und Widersinn angefüllt waren. Die Deutschen haben sich von Ostende nach Seebrügge zurückgezogen ... Hinrichtungen in belgischen Dörfern ... Die Deutschen sind ganz demoralisiert und desertieren in Massen nach Sluis ... Plünderungen ... Niederlagen auf Niederlagen ... Sie treffen Anstalt, Brüssel zu räumen ...

Man hörte in Vlissingen dumpf die Geschütze der furchtbaren Yserschlacht.

In Sluis war es ruhig geworden. Die Flüchtigen, die noch dort waren, waren alle untergebracht. Es war überhaupt kein deutscher Soldat über die Grenze gekommen, sagte mir der Hauptmann. Die Bahn nach Belgien war eingestellt worden, aber es hingen schon neue unter deutscher Leitung entstandene Fahrpläne aus, nach denen der Verkehr in einigen Tagen wieder aufgenommen werden sollte. Ich ging über Deichwege, die ich von früher her kannte, zum Swyn. Der Swyn war die versandete Bucht, deren Auslauf im Mittelalter Brügge ans Meer gelegt und ihm seine Bedeutung gegeben hatte. Dort sollten in den Dünen schwere deutsche Geschütze zu einem Angriff auf die Scheldemündung bereitgestellt worden sein, wie es in holländischen Blättern hieß. Denn die Deutschen planten natürlich auch die Missetat einer Vergewaltigung der holländischen Schelde, jetzt wo sie ihnen durch den Besitz von Antwerpen so wichtig geworden war. Ich kam über die Dünen ans Meer.

Die ganze Gegend war vollkommen einsam. Nicht einmal einen Soldaten sah ich, geschweige denn ein Geschütz. Am Strand entlang ging ich nach Knocke. Eine losgerissene englische Mine lag hoch im Sand. In Knocke spazierten deutsche Soldaten in den Tschakos des Seebataillons und belgische Badegäste nebeneinander auf der „Digue". Die Soldaten waren frisch und kräftig und gegen die belgische Bevölkerung von guter Laune und Zuvorkommenheit. In dem alten dicken Leuchtturm, den wir als Kinder so oft bestiegen und auf dem die Sehnsucht nach den fernen Küsten entstanden war, die mich später durch viele Meere und Länder geführt, war eine Wache untergebracht. Der Kommandant wohnte in einem der kleinen Hotels auf der Straße nach dem Dorf.

Während ich zum Dorf hinabging, wurde eine Veröffentlichung angeschlagen. Darauf stand in drei Sprachen, daß von heute an kein Belgier das Land verlassen dürfte. Alle Häuser am Meer müßten geräumt werden und nirgends dürfte Licht zu See hin brennen. Die deutsche Heeresverwaltung hatte festgestellt, daß von der Küste aus durch Lichter mit der englischen Flotte verkehrt worden war und das Hotel Majestic in Ostende, in dem der Stab wohnte, war, allerdings ohne Erfolg, beschossen worden.

In Knocke Dorf hatte sich eine letzte Schar von Leuten zusammengefunden, die sich durch die Kriegsereignisse bis dahin nicht hatten in die

Flucht jagen lassen. Es waren meist Besitzer von Villen in Heyst, Duinbergen und Knocke. Ich fand Unterkommen in einem der Hotels dort und begegnete beim Abendessen einer Bekannten. Sie war mit dem Sohn des belgischen Ministers V. verheiratet. Ihr Mann war auch dort. Sie wollten nach einem neutralen Land reisen, wo die Eltern der Frau wohnten, weil sie ihre Villa, die am Meer lag, aufgeben mußten. Nun kämen sie aber nicht mehr über die Grenze. Ich sagte ihnen, daß man mir nirgends Papiere abverlangt und daß ich die Grenze auch nicht von deutschen Soldaten besetzt gefunden habe. Sie trauten dem aber nicht. Ich empfahl ihnen, zum Knocker Kommandanten zu gehn; die Maßregel betreffe jedenfalls nur Verdächtige und die Landbevölkerung, die bei ihrer Arbeit und bei ihrem Vieh bleiben solle.

Während Herr V. zum Kommandanten ging, nahm mich seine Mutter beiseite und beschwor mich dringend, ihrem Sohn zuzureden, daß er in Holland bleiben sollte. „Weshalb?" fragte ich. „Weil ihn die Deutschen in ihr Heer einstellen, wenn er durch Deutschland kommt!" Sie weinte. Ich sagte ihr, in Deutschland nehme man nicht einmal die Ausländer, die sich freiwillig gestellt haben, und sie könne überzeugt sein, daß man ihren Sohn dort auch nicht notwendig habe. Wenn sie jetzt dann durch Aachen, Köln und Koblenz reise und die Soldaten dort sehe, so werde sie das selber glauben.

Der Sohn kam zurück und sagte, der Kommandant sei von einer unbegreiflichen Liebenswürdigkeit gewesen und habe ihm sogar auf einem Fahrplan selber die Züge nachgesehen. Plötzlich fragte Herr V.: „Haben Sie die Geschütze heut abend gehört? . . . Vielleicht brauchen wir gar nicht zu reisen? Vielleicht war der Kommandant deshalb so liebenswürdig?"

Ich ging in der Dunkelheit in die Dünen. Man erzählte sich, daß die Deutschen dort Geschütze aufstellten. An einer Villa wehte die deutsche Marineflagge in der Nacht und ein deutscher Matrose saß in einem hellen Fenster, das landeinwärts ging. Überm Meer wanderte langsam und lauernd ein blasser ferner Scheinwerferstrahl. Auf einmal fiel er mißtrauisch auf die Küste nieder und verlosch sogleich. Der Posten an der Villa ließ mich schweigend vorbei. Der Dünensand leuchtete weiß und sanft wie Schnee. Ich ging in die sechste Stunde heut und schleppte die Beine durch die rinnende Erde. An der holländischen Küste schlug ein Blinkfeuer an und aus. Zwei Scheinwerfer kreuzten sich in mathematischen Spielereien überm Meer.

„Halt!" schrie plötzlich eine Stimme aus einem Sandkessel herauf, in den ich grade hinabrutschen wollte. Ein Arm hob sich drunten hoch. „Guten Tag!" sagte ich erschrocken. Die Stimme drunten: „Es ist verboten, hier zu gehn." — „Ich wußte das nicht!" sagte ich und sah in

der Nacht auf dem hellen Sand schlank und mächtig ausgestreckt aus einer dunklen Masse ein Geschützrohr sich dem Meer entgegenrecken. Der Posten kam herauf. Wir setzten uns freundlich auseinander, und er zeigte mir den Weg, der erlaubt war.

Ich ging zurück nach Knocke und sah nachts im Dorf die Leute im Schein von Stallaternen die neuen Vorschriften lesen, die überall aushingen.

Am nächsten Morgen schritt ich über die einsame Landstraße Heyst zu. Manchmal überholten mich Radfahrerpatrouillen des Seebataillons. An einem Obstladen von Heyst, in dem eine dicke Frau stand, spielte ein älterer deutscher Matrose mit einem kleinen Kind. Der Matrose hat einen Holzbalken, den er trug, hingelegt, um mit dem Kind zu spielen. Die Frau sagte dem Soldaten einige Liebenswürdigkeiten in Flämisch und Deutsch gemischt. Er antwortete in holsteinischem Platt. Sie unterhielten sich dann so lange und ausgiebig, wie freundschaftlich. Ich kaufte mir eine Tasche voll Äpfel und gab dem Kind und dem Matrosen mit ab davon. Wo deutsche Soldaten an den Häusern vorbeigingen, wechselten die Bewohner ein paar Worte mit ihnen. Ich hatte im eroberten Meurthe-et-Mosellegebiet gesehn, mit welch angstvoll ohnmächtigem Haß die französische Bevölkerung den Deutschen nachschaute. Hier in Flandern schien das anders zu sein. Man verstand sich auf einer gemeinsamen Grundlage.

Außerhalb Heyst steht ein Zug Soldaten auf der Straße. Ein Hauptmann mit Vollbart und Schmissen schaut mich lange, mißtrauisch und bohrend von unten bis oben an, um mich ohne Wort vorbeizulassen. Man sieht schon Seebrügge. „De Telegraaf" hatte vor drei Tagen mitgeteilt, englische Kreuzer hätten die Anlagen in Trümmer geschossen. Ich sehe bald die Molen, Schleusen und Anlagen. Alles ist vollkommen unversehrt, von Wachen begangen, von Geschützen bewehrt. Eine Elektrische kommt von Blankenberghe, von einem deutschen Matrosen geführt. Kein Mensch hält mich an den Schleusenanlagen an.

Überall in den Dünen stehn Geschütze, viele größeren Kalibers. Überall ziehn starke Trupps von Soldaten über Bretterbahnen andere Geschütze den Sand hinan und bauen sie ein. Überall stehn Marineoffiziere und streifen mit ihren Gläsern das dunstige Meer ab. Überall werden neue Geschütze in Stellung gebracht, ein langer Rosenkranz aus stählernen und todgeladenen Korallen. Soldaten zeichnen sich groß und dunkel auf der gelben Dünenkante in den Himmel.

Auf der Straße stehn noch einige Geschütze, etwa 15 mm Kaliber. Ich lese drauf, daß es Kruppgeschütze sind, die in Antwerpen erbeutet wurden. Das „Echo de Paris" vom 29. Oktober hatte ernsthaft auseinander

gesetzt, daß die Geschütze, die Krupp für Antwerpen geliefert habe, mit Absicht schlecht fabriziert wurden. Nach dem dritten Schuß seien sie alle ausgeschossen gewesen . . . Hier an der Küste nun bauten die Deutschen diese Kruppgeschütze ein, um sich gegen den Feind zu verteidigen, den sie am meisten haßten und gegen den sie sich am besten wappnen wollten.

In den Dünen wurden in eifriger Arbeit überall Unterstände gebaut. Von der Landseite her wurden Höhlen herausgehoben und befestigt. Hunderte von Soldaten gruben Rasenstücke an der Straße ab, um damit die Bedachungen der Unterstände zu kräftigen. Das Gerücht ging, daß die Engländer einen Landungsversuch in Seebrügge planten. Überall war energische Arbeit und stählerne Wehr. Nicht die geringste Spur von Nachlassen oder Mutlosigkeit, wie es in den holländischen Zeitungen immer hieß. Überall war Ruhe und Überlegenheit. Man ließ mich ungehindert zwischen den an den Befestigungen arbeitenden Soldaten durchgehn, obschon ich nicht den geringsten Ausweis besitze. So wenig aufgeregt war man auf deutscher Seite.

Plötzlich donnern kurz hintereinander drei Geschütze in meiner Nähe. Die Rauchkränze fliegen droben auf der Düne auf. Der Donner verschallt wie in heftiger Wut und ganz rasch. Beschießen sie englische Schiffe? Man sieht von hier aus nicht übers Meer. In der Ferne klingt ununterbrochen die grollende Musik des Totentanzes an der Yser. Der Himmel ist, wie mit langsam sich auflösenden Pilzen, mit Schrapnellwölkchen besät. Vor der Kommandantur in Seebrügge kommen grade zwei Tramwagen mit einer Soldatenmusik an. Husaren tummeln sich auf ihren Pferden in den flachen Halden hinter den Dünen.

Ich geh bis Blankenberghe. Auch dort werden überall Geschütze in die Dünen eingebaut. Überall Soldaten! Diese ganze Kante Europas ist ein Wall von Wehr, Eisen, Feuer und Tod gegen England. Wir können darüber ruhig sein. Sie werden ihn nie brechen.

Aus dem Exil

Gedichte von Max Dauthendey

Einleitung

Morgens um sechs Uhr am 6. August 1914 legte der deutsche Reichspostdampfer „Manila" – auf welchem ich die Rundfahrt um Neuguinea und durch den Bismarckarchipel gemacht hatte – auf den Molukken in der Hafenbucht von Amboina an. Ich befand mich auf dem Heimweg nach Europa, das ich im Frühjahr zwecks einer Java- und Neuguinea-Reise verlassen hatte. Wir Mitreisende standen im Morgengrauen in Schlafanzügen auf Deck und erwarteten die kleine tropische Gartenstadt. Denn Amboina war seit der Urwaldwelt Neuguineas das erste Städtchen mit asiatisch-europäischer Kultur, das wir erreichten. Seit Monaten entbehrten wir gewohnte Sitten, gekleidete Menschen, wohnliche Häuser, und den Anblick einer lebhaften Stadtmenge. Die Urwaldmenschen Neuguineas hatten uns fast der geregelten Welt entfremdet.

Wir ersehnten, lebhaft überdrüssig ungekämmter Wildnis, die Segnungen der Menschenwürde und friedlicher geordneter Umgebung.

Da, in der Morgenstunde, rief eine Stimme von der Anlegebrücke zum Kapitän unseres Schiffes hinauf: „Krieg in Europa! Krieg von Deutschland-Österreich gegen Frankreich, Rußland, England, Belgien und Serbien." –

Seit diesem Morgengruß ist es mir, als sei die Wildnis, die ich in den Urwäldern gesehen, fortgewuchert und habe Europa und die halbe Erde unterjocht.

Das deutsche Schiff, auf dem ich Monate reiste, liegt heute noch im Hafen von Amboina fest. Wir Reisende suchten weiterzukommen, und da wir alle Deutsche waren, drängte es uns die Heimat zu erreichen, um jeder nach seinen Kräften dem Vaterland in des großen Krieges Not Hilfe zu bieten.

Leider wurde uns die Weiterreise in Java und Sumatra abgeschnitten. Und nur mein Herz, meine Sehnsucht kamen in Deutschland an und stehen Seite an Seite bei den Kämpfern.

Die Erregung des Heimwehs, des Miterlebens der Mut- und Kafttaten und des großen Krieges Not schufen mir einige Verse, die ich meinen deutschen Leidensgenossen, die mit mir verdammt sind, aus der Ferne dem Riesenkampf untätig zuzuschauen, in dieser kleinen Sammlung* anbiete.

Max Dauthendey

Tandjong Morawa (Deli, Sumatra), 23. Dezember 1914.

---

* Wir haben aus der Sammlung einige Gedichte ausgewählt. (Die Redaktion.)

Der Abendhimmel bräunt sich still entzündet,
Das Meer wird blasser und von Dunkelheit umzäunt.
Und alte Bäume, in den Kronen breit gerundet,
Die wurzeln an dem Weg, der leer zum Wasser mündet,
Kein Windhauch wandert mehr.
Die Stille aber bringt drückende Botschaft her.

Markassar, 28. August 1914.

Die Sonne sank, das Land ward rot,
Bis alles Feuer in dem Meer ertrank.
Ein Dämmerstreifen blieb. Der Tag ist tot.

Der Tag, der hier an mir vorübergeht —
Spurlos wie Luft, die über Wasser weht —
Der Tag sagt morgens schon und winkt:
„Komm, es ist spät.

Eil dich, die Heimat und die Liebste flehen."
Doch ach, die Sonne steigt und sinkt
Und läßt mich stehen.

Markassar, 31. August 1914.

Stampfe, Maschine, stampfe,
Jung-Deutschland zog zum Kampfe.
Kein Weib sah man da klagen,
Sie taten's mutig tragen.

Stampfe, Maschine, stampfe,
Jung-Deutschland stand im Kampfe,
Nun Hüft' an Hüfte liegen
Die Toten, die da siegen.

Stampfe, Maschine, stampfe,
Nacht ist es nach dem Kampfe,
Viel schnelle Bäche fluten,
Jung-Deutschland muß verbluten.

An Bord des „Reyniersz" vor Sumatra, 12. September 1914.

Hilf Gott, wie ich mich quäle!
Todstill wird meine Seele.
Ich weiß schon längst von Lust nichts mehr,
Nie war die Welt so erdenschwer,
Mein Herz zuckt schmerzend Stund um Stund,
Nur Feinde, Feinde wandern rund.

Medan (Sumatra), 15. September 1914.

Bis weit nach Asien zeigt das All
Des großen Krieges Widerhall.
Die Sonne geht mit blassem Leibe
Um's Atapdach.
Sie zeigt kaum noch die bange Scheibe,
Ihr Strahl ward schwach.
Versteckt im Dunst, bleibt sie verschwunden,
Der Mittag gleicht den Abendstunden.
Fern in Europa ging durch Blut
Ihr Strahl seit Tagen,
Nun fehlt zum Leuchten ihr der Mut,
Sie will nicht immer Licht nur tragen
Zum Töten und zum Wundenschlagen.
Sie macht den Weg tief grau verhüllt,
Bis daß der Friede sich erfüllt.

Lima Poeloe, 18. Oktober 1914.

Sternenlose Nacht im Battakland.
Nur ein Blitz schießt auf am Erdenrand,
Zeigt die Berge mächtig, Wand bei Wand;
Mißt der toten Finsternisse Breite,
Reißt die Seele mir hinaus in's Weite.
So wie Blitz und Nacht, lieg ich mit dem
Heimweh stumm im Streite.

Brastagi (Sumatra), 9. Dezember 1914.

Daheim liegt jetzt Eis auf der Straße,
Die Krieger kauern im Schnee.
Hier steht die Rose im Grase,
Wie tut ihre Schönheit mir weh.

Ich mag keine Rosen hier sehen,
Daheim lauern Winter und Not.
Wie darf ich bei Rosen stillstehen,
Daheim blüht den Brüdern der Tod.

Daheim, wo die Schneeflocken fliegen,
Dorthin will ich schauen und warten.
Wenn meine Brüder dann siegen,
Wird mir die Seele zum Garten.

Tandjong Morawa (Sumatra), 23. Dezember 1914.

Rundschau

Die Technik der Anleihen

von Daniel Ricardo

Die Kunst, Geld zu machen, soll im Krieg zur höchsten Vollendung gebracht werden. Und dabei wird zugleich die Ansicht ausgesprochen, daß Geldmangel kein Grund sei, Frieden zu schließen. Ob diese Meinung richtig ist, wird sich erst zeigen. Jedenfalls deuten die Anstrengungen, die der Geldfabrikation gewidmet werden, nicht auf eine Geringschätzung des erwähnten Mediums. Die Staatssäckelmeister strengen ihre Erfindungsgabe an, um — wie der technische Ausdruck lautet — das Volksvermögen für die Zwecke der Kriegsführung zu mobilisieren. Der Reichtum muß Zeugnis von seiner Verwendbarkeit ablegen. Daß diese Probe sehr wichtig ist, erkennen die Finanzminister zuerst, denen das Experiment Schwierigkeiten verursacht. Der Engländer Lloyd George, der heute mit dem gleichen Schwunge, den er in seine Geldgeschäfte legte, Granaten fabriziert, hat seine Landsleute auf den Unterschied im Wesen des Reichtums gewiesen. Er tat es, in der Vorahnung kommender Ereignisse. Der dramatische Abschluß einer weltgeschichtlichen Geldtradition bereitete sich vor; und Lloyd George hatte ein Defizit von 1100 Millionen Pfund Sterling zu verteidigen. Es hat sich im Laufe dieses Krieges erwiesen, daß die Technik der Anleihegeschäfte im umgekehrten Verhältnis zur Erreichbarkeit des Kapitals steht. Je leichter diese ist, desto geringer ist der Aufwand von Kunstfertigkeit zur Erlangung des Geldes. Wo dieses sich bereit hält, braucht sich die Phantasie nicht anzustrengen. Voraussetzung des mühelosen Resultats ist zweierlei: die wirtschaftliche Erkenntnis und der Wille, sie zu materialisieren. Selbstverständlich auch das Vertrauen in die Kreditwürdigkeit des Staates. Wer im Frieden eine öffentliche Schuldverschreibung kauft, fragt weniger oft nach ihren Garantien, als nach den Zinsen, die sie abwirft. Nicht einmal bei exotischen Papieren wird auf die Vermögensverhältnisse des Schuldnerstaates übermäßig viel geachtet. Wer denkt an drohende Gefahren, wenn keine Weltkatastrophen den Erdball schütteln. Im Krieg ist die Orientierung eine andere gewor-

den. Der Kredit steht im Brennpunkt der Aufmerksamkeit. Der einzelne Schuldner wird Gegenstand besonderer Sorge. Er ist ein Stück der Pfeiler, die das wirtschaftliche Ansehen der ganzen Nation tragen. Und der geschärfte und geschulte Blick prüft nun auch die Bilanz des Staates. So ist das Verhältnis zwischen Publikum und Staatsanleihen auf eine — wie man zu sagen pflegt — neue Basis gerückt worden. Aus der veränderten Stellung aber wickelt sich eine ganze Skala von Erwägungen und technischen Kunstgriffen ab. Einfache, ungekünstelte Beziehungen, wo das nationale Kapital die Forderungen des Tages erfüllt; komplizierte Zusammenhänge, wo es nötig ist, Schwäche oder wirklichen Mangel durch Beanspruchung fremder Geldmittel auszugleichen.

Von genialer Einfachheit ist das Wesen der Kriegsanleihen im Deutschen Reich. Aus der Isolierung ergab sich die Notwendigkeit der Selbsthilfe. Diese Folgerung war jedoch keine außergewöhnliche. Sie bildete vielmehr die natürliche Fortsetzung der Entwicklungsgeschichte der deutschen Staatsanleihen. Das Reich hat niemals nötig gehabt, fremde Mitwirkung an seinen Geldgeschäften in Anspruch zu nehmen. Was gebraucht wurde, konnte dem eigenen Volksvermögen entnommen werden. In der technischen Anlage waren die Anleiheunternehmen nicht immer sehr geschickt. Der Übergang von der vier- zur dreiprozentigen Rente war schließlich mehr ehrenvoll als gewinnbringend; und der Versuch hatte zur Folge, daß der deutsche Rentenmarkt Gesprächsstoff bot, den das schlecht unterrichtete Ausland schadenfroh verarbeiten konnte. Tempi passati! Der Krieg hat der Technik der deutschen Anleihen den Stempel der Vollendung aufgedrückt. Niemals wurde eine Leistung vollbracht, die sich mit den Emissionserfolgen der Jahre 1914 und 1915 messen kann. Und alles ohne gequälte Mienen und den Ausdruck schmerzhafter Opferwilligkeit. Nichts davon. „Wir brauchen keine Reizmittel." So sagte der deutsche Schatzminister Dr. Helfferich zu einem amerikanischen Zeitungsmann, der ihn nach seiner Meinung über die englische McKenna-Anleihe fragte. Deutschland braucht nicht in die Apotheke zu gehen, um sich ein Mittel zum Geldmachen zu holen. Dem Volk wurde eine fünfprozentige Reichsanleihe zu mäßigem Preis angeboten, und die Offerte fand verständnisvolle Würdigung. Das nationale Vermögen ist diszipliniert genug, um Rentabilitätsbedingungen schnell und richtig würdigen zu können. Die Summe von 4500 Millionen, die bei der ersten Kriegsanleihe herauskam, setzte sich aus einundeinviertel Millionen einzelnen Beträgen zusammen; die Lloyd-George-Anleihe vom November 1914, die 6600 Millionen ergab, bestand nur aus 32000 Teilsummen. Diese zwei Zahlen, die in einem sichtbaren Kontrast zueinander stehen, enthalten den Schlüssel zur Beurteilung der deutschen und englischen Anleihetechnik. In Deutschland bildet die Verläßlichkeit des allge-

meinen Reichtums den ganzen Apparat. Die Zahl der Anleihepartikel vergrößert sich im richtigen Verhältnis zur Gesamtsumme. Die zweite Emission, die im März 1915 erfolgte, schloß mit einer Kapitalbereitschaft von 9060 Millionen; und dieser Riesenbau wurde aus 2690000 einzelnen Steinen zusammengesetzt. Man muß sich diese Ziffern merken, um den Weg zur Erkenntnis der deutschen Vermögensleistung vor sich zu haben. Der Plan der deutschen Kriegsanleihen ist von größter Schlichtheit. Die Veranstalter haben nicht nötig, nach neuen Ideen zu haschen. Das Geld stellt keine Vertrauensfrage mehr. Auf die hat es am ersten Tage die richtige Antwort gefunden. Um den Kredit braucht Deutschland nicht besorgt zu sein. Es handelt sich also um ein ganz nüchternes Geschäft, bei dem die Güte der Ware den Ausschlag gibt. Und noch etwas anderes: die prompte Erledigung des Prozesses der Kapitalserneuerung. Das Geld wird in den Maschinen zu Gebrauchsgütern umgeformt, bleibt aber nicht lange an diese gebunden, sondern löst sich von ihnen, in seiner ursprünglichen Gestalt, wieder ab. Vermögensüberschüsse entstehen, die sich dem Staat für seine Anleihen zur Verfügung stellen. Die lebendigen Kräfte, die im deutschen Wirtschaftskörper arbeiten, vereinfachen die technische Konstruktion der Kriegsanleihen.

Es handelt sich hier um die Produktivität der Volksarbeit, über die der französische Geldminister und Akademiker Ribot sich in begeisterten Reden erging. Er muß sich an die Theorie halten, da ihn die Praxis im Stich läßt. Frankreich lernt seinen Reichtum von einer neuen Seite kennen. Als der Antichrist Combes die Klöster sperrte und das Kirchengut für den Staat konfiszierte, schrieb derselbe Ribot, der im Kriege über die französischen Finanzen gesetzt wurde, einen Aufsatz über die „Milliarde der Kongregationen". Er nahm sie unter die Lupe des Volkswirtes und entdeckte bei dieser Untersuchung, daß totes Kapital ein Krebsschaden für jedes Land sei. Zu dieser Entdeckung ist er heute zurückgekehrt. Nur daß es sich nicht mehr um die Milliarde der Geistlichen, sondern um die mehreren hundert Milliarden des Volksvermögens handelt. Das französische Kapital hat zu den Kriegsanleihen kein Verhältnis gefunden. Was nach der dreiprozentigen Rente kommt, ist ihm fremd und unsympathisch. Der Patriotismus reicht nicht aus, um den Begriff des Kredits aufzusaugen. Das Volk der Franzosen, das kritikloseste in allen Geldgeschäften, ist auf einmal scharfsinnig geworden und wendet die neue Verstandeskraft auf die Finanzunternehmungen des Herrn Ribot an. Der müht sich, die Technik der Anleihen um grundlegende Neuerungen zu bereichern. Aber weder seine Tränen, noch seine Drohungen haben das Schloß zu den Geldverstecken gesprengt. Das Gold bleibt in seinen Schlupfwinkeln; und das Großkapital ist eben so hartnäckig im Ablehnen der ministeriellen Anregungen wie das Publi-

kum. Ribot, als Finanztechniker, arbeitet mit zwei Hauptwerkzeugen: mit der Kraft der Rede und mit der Fülle der Ideen. Dabei zwingt ihn aber die grausame Wirklichkeit, die primitivsten Mittel zu ergreifen, um schließlich irgendwie Geld aufzutreiben. Frankreich hat keine große Anleihe aufbringen können. Das ist das wesentliche historische Datum seiner Finanzgeschichte im Kriege. Die Nation, die sich rühmte, vor ihren offenen Geldschränken einen Weltkongreß versammelt zu sehen, hat es nicht fertig gebracht, ein reguläres Anleihegeschäft abzuschließen. Statt dessen findet sich eine Sammlung von Notbehelfen gefährlicher Art: eine Häufung von Schuldverschreibungen mit kurzer Einlösungsfrist; eine Überschwemmung des Landes mit papierenen Zahlungsmitteln; drückende Abhängigkeit von fremden Geldquellen. Für fünf Milliarden Schatzscheine ausgegeben; die Dienstpflicht der Bank von Frankreich auf neun Milliarden erhöht (ursprünglich hatte das Institut der Regierung Vorschüsse bis 260 Millionen zu leisten); bei England und Amerika Kredite gegen Hinterlegung von Gold genommen. Das sind die technischen Leistungen des französischen Finanzministers. Die Banque de France legt 500 Millionen Franken Gold in die Bank von England und bezahlt damit einen Vorschuß von 1550 Millionen an die Große Nation. Das Darlehen wird nicht bar ausgezahlt, sondern zur Begleichung von Rechnungen amerikanischer Lieferanten verwendet. Aber die Höhe künstlerischer Vollendung wird erst bei einem Geldhandel erreicht, der zwischen Morgan in Neuyork und Rothschild in Paris abgeschlossen wurde. Um einen Vorschuß von 50 Millionen Dollar zu erlangen, verpfändet die französische Regierung Schuldverschreibungen amerikanischer Eisenbahnen. Sie verschafft sich diese Papiere durch Umtausch gegen „National-Verteidigungs-Obligationen". Das französische Publikum bekommt für seine Amerikaner französische Staatspapiere; und der französische Staat verpfändet Yankeewerte, um sich amerikanische Dollar zu verschaffen! Mit diesem Verwandlungsspiel haben die Anleihekünste des französischen Geldministers sich zur Sensation erhoben.

Die findet sich, in der Form brutaler Not, beim Russen. Dort ersetzt die Knute, was die Feinheit der Gedanken nicht zustande bringt. Einen Markt für die Anleihen des Staates gibt es nicht. Publikum, das die Staatspapiere kauft, ist nicht vorhanden. Um diesen Mangel auszugleichen, wird die Staatsgewalt in Anwendung gebracht. Die Banken werden einfach gezwungen, sich mit bestimmten Beträgen an der Übernahme der Anleihen zu beteiligen. Auf diese Weise „mobilisiert" Rußland das „Volksvermögen" zum Besten der Kriegsführung. Die inneren Anleihen, die während des Krieges in die Erscheinung traten (es sind ihrer vier), hatten alle den gleichen Erfolg. Zuletzt sollte ein großer Schlag die Geldbereitschaft des russischen Volkes enthüllen. Eine

Milliardenanleihe, mit der verhältnismäßig bescheidenen Verzinsung von 5½ Prozent, war als Probestück ausersehen. Das Ergebnis war überwältigend: 600 Millionen behielten (nolens volens) die Privatbanken, 360 Millionen nahm die Staatsbank, und ganze 40 Millionen wurden, als Tribut des Patriotismus, von den Untertanen des Zaren angekauft. Mit solchen Voraussetzungen ist nicht viel zu machen. Der Herr aller Reußen erläßt einen Ukas, in dem er die Ausgabe von Schatzwechseln befiehlt. Sehr pomphaft und feierlich. Die Welt verstummt in Ehrfurcht. Und das Ende vom Lied: es muß ein neuer Ukas veröffentlicht werden, weil der alte nicht gezogen hat. Der Befehl des Russenkaisers lockt noch keinen englischen Sovereign aus dem Beutel. Will Rußland in London Geld haben, so muß es Gold deponieren. Das ist sehr schmerzhaft; denn die vorsichtigen Briten werden das russische Gold nicht wieder herausgeben. Die Franzosen haben ihre finanziellen Beziehungen zum Zarenreich nicht weiter fruktifiziert. Nach zwei Vorschüssen zu Beginn des Krieges (1150 Millionen Franken), einem Abkommen zur Rettung der französischen Guthaben in Rußland, und nach einer mit London getroffenen Vereinbarung, die amerikanischen Waffenlieferungen für Rußland zu bezahlen, ist der französische Geldschrank zugeschlossen worden. So bleibt dem Finanzminister in Petersburg nur die Notenpresse, die fleißig Papier bedruckt. Die Goldenklave wird immer kleiner. In Friedenstagen reichte die Golddecke über den ganzen Papiergeldbezirk. Die letzte Offenbarung der Anleihetechnik ist in Rußland, wie in Frankreich, die Assignatenwirtschaft gemildert durch Läpperschulden. Das heißt: durch Darlehen, die übermorgen zurückgezahlt werden müssen, den Kredit also nur in kürzester Form darstellen.

Auch die englische Regierung mußte sich Geld auf Schatzscheine verschaffen. Gleich zu Anfang des Krieges, und dann wieder, nachdem der Erlös der ersten Kriegsanleihe verbraucht war. Den Vergleich mit Rußland konnte Großbritannien trotzdem halten; denn im allgemeinen, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, kam das für den Krieg nötige Betriebskapital aus eigenen Quellen. Übereinstimmend schlecht war die Erfahrung mit dem Nationalvermögen. Das Volk beteiligte sich nicht an der Finanzierung des Krieges. Der englische Sparer, der, neben dem französischen Kollegen, als Musterbeispiel eines weisen Verwalters galt, blieb hinter allen Erwartungen zurück. Man hatte sich von seiner Schlagkraft bessere Begriffe gemacht. Die erste Kriegsanleihe, die Lloyd George mit seinem Autornamen versah, ist kein technisches Meisterstück gewesen. Sie wurde von zahlreichen Schwimmgürteln über Wasser gehalten; und man hat erst durch den Nachfolger des Granatenministers, durch den Schatzsekretär McKenna, erfahren, daß auf 350 Millionen Pfund Ster-

ling nicht, wie der Welt verkündet wurde, 400 Millionen, sondern nur 331 Millionen gezeichnet worden sind. Der Aufstieg von 2½ auf 3½ Prozent im Zinskupon fiel nicht sehr auf, da man es für natürlich hielt, daß dem Krieg ein Opfer gebracht werden mußte. Lloyd George hatte, als vorsichtiger Mann, keinen Wert auf Volkstümlichkeit gelegt. Es genügte ihm, zu wissen, daß der Staat seine Verschreibungen irgendwo würde zu Geld machen können. Die Rechnung mit dem Großkapital hat aber den Fehler, daß sie eine Beteiligung des eigentlichen Volksvermögens nicht in Berücksichtigung zieht. Der Erfolg jeder Anleihe hängt von ihrer Popularität ab. Diese Erfahrung stammt aus Friedenstagen; und der Krieg hat nichts an ihr geändert. Eine Anleihe, die zum großen Teil den Banken blieb, galt stets als mißglückt. Lloyd George hat diesen Grundsatz, durch ein Erlebnis, mit Beweisstoff bereichert. Der Ertrag der ersten Emission sollte bis Juli 1915 den Geldbedarf decken. Er versagte aber schon im April. Nun hätte eine neue Anleihe kommen müssen. Das war nicht möglich, weil das Volk sich nicht um die Staatsrente kümmerte. Es hatte kein Interesse für Kriegsanleihen. So mußte das Schatzamt wieder mit Wechseln und mit Anleihen bei der Bank arbeiten. Die auf solche Weise gehäufte Schuld machte schließlich 330 Millionen Pfund (6600 Millionen Mark) aus. Nun konnte man eine Anleihe nicht mehr vermeiden. McKenna erschien und stürzte die sorgsam behütete Vergangenheit der englischen Staatsschuld. Die ganze Überlieferung ging zum Teufel. Das Werk Goschens, die Konvertierung der Konsols bis zum Rententitel mit 2½ Prozent Zinsen, wurde in die Annalen der Geschichte versetzt. Die McKenna-Anleihe hat eine tiefe Kluft in die Finanzgeschichte Großbritanniens gerissen. Eine englische Staatsanleihe, die 4½ Prozent Zinsen (in Wirklichkeit 5¼ Prozent) trägt, ist in gewissem Sinne ein Weltereignis und, ohne Unterschätzung der Lebenskraft Englands, eine Katastrophe. Denn der englische Kredit ruhte in der ehernen Tradition der Konsols. Man kann eine mehr als zweihundertjährige Geschichte nicht zerstören, ohne daß der Zusammenbruch die Erde zittern läßt. Das Anleiheprogramm McKennas, das an Offenherzigkeit alle Verkündungen Lloyd Georges übertraf, wirkte wie eine verlorene Schlacht. England kauft die niedrig verzinslichen Anleihen (2½prozentige Konsols und 3½prozentige Kriegsanleihe) zurück und vereinheitlicht seine gesamte Staatsschuld auf der Grundlage einer Verzinsung von 4½ Prozent. Das bedeutet einen Aufstieg um zwei Stufen. McKenna geht sogar noch weiter: er spricht von der Möglichkeit, über 4½ Prozent hinauszuklettern. Wenn es notwendig sein sollte. Und jede neue Anleihe wird die allgemeine Zinssteigerung fortsetzen, da die 4½prozentigen Stücke ohne weiteres in

höher verzinsliche Titel umgetauscht werden können. Der Gewinn des Staates besteht darin, daß die Gesamtschuld sich um den Betrag verringert, den die alten Konsols am Kurs verloren haben. Damit ist aber dieser Verlust zugleich als dauernde Kürzung des Volksvermögens festgesetzt. Umgekehrt belädt sich der Staatsschatz mit einer bedeutend vergrößerten Zinsenlast, für die der einmalige Barzuwachs keinen Ausgleich bietet. Und der englische Finanzminister hat nicht einmal die Gewißheit, daß sein Verlangen nach Bargeld, mit Hilfe des komplizierten Apparats, ausreichend gestillt werden kann. Die Umwandlung der Staatsanleihen soll das Lockmittel für den Bürger sein. Eine Neuerung in der Anleihetechnik, die unbedingten Anspruch auf Originalität erheben darf. Die Regierung Großbritanniens ist gezwungen, die ganze Verfassung ihrer Staatsschuld zu ändern, um Kriegsgeld aufzutreiben! Man vergleiche damit die Ruhe im deutschen Rentenbezirk. Die vierprozentigen Papiere sind durch das Erscheinen der fünfprozentigen Reichsanleihe nicht nur nicht degradiert worden: sie haben sogar von dem allgemeinen Verlangen nach Anlagewerten Nutzen gehabt. Der Kurs hat sich der neuen, fünfprozentigen Verzinsung nicht angepaßt. England mag sich mit seinen Finanzen strecken, soweit es nur möglich ist: das Urteil über sein Anleihefiasko ist nicht mehr anzufechten. Und wer die Summe aus allen Erfahrungen zieht, kann nur zu dem Schluß gelangen, daß die einfachste Anleihetechnik zugleich der beste Beweis von der Geldbereitschaft des Volkes ist.

Kriegsliteratur

von Stefan Großmann

August neunzehnhundertfünfzehn. Ein Jahr liegt hinter uns, in dem wir um ein Leben reicher oder ärmer wurden. Der helle Schrei, der aus dem deutschen Menschen vor einem Jahr brach, kann nicht wiederholt werden: dieser unvergeßliche Schrei konnte nur einmal aus der Seele brechen. Inzwischen hat der Deutsche schweigen gelernt, kein trostloses, geducktes, feiges Schweigen, sondern das Schweigen der Disziplin, der Erwartung, ein furchtbares Schweigen.

Wenn es eine Zeit gab, in der Literatur gleichbedeutend war mit Disziplinlosigkeit und seelischem Hochverrat, so hat kein Künstler des Gedankens und des Wortes dieses vorletzte Laster ins Jahr neunzehnhundertfünfzehn mitgeschleppt! Es hat in diesem Winter und Frühjahr kein schnell ausgemünztes Werk von irgendwelchem Belang gegeben. Kein deutscher Autor

hat es in diesem Jahr gewagt, von sich zu reden. Wir haben wieder gelernt, zu schweigen, zu empfangen und wieder zu schweigen. Wer schrieb, wollte kein Werk geben, sondern ein Stück achtbaren Dienertums an der Gegenwart. Dann und wann ein stärkender Zuruf von den schlesischen Bergen in die Argonnen, vom Rhein in die Karpathen, keine Dichtung, nur eine herzliche Verständigung. Andere verdingten sich als Schreiber der Zeit, wieder andere blätterten in Geschichtsbüchern und füllten mit Historie die bangen Abende dieses langen Winters ... Was gelebt wurde von August zu August, sank in die Tiefen, ohne gleich wieder aufzutauchen. Unbesorgt, die Auferstehung wird kommen! Es gibt wieder lange Schwangerschaften des Geistes, und wir stehen erst am Anfang des fruchtbaren Schweigens. Keiner weiß noch, was in ihm lebt.

August neunzehnhundertvierzehn raucht noch aus der öffentlichen Rede, die Rudolf Borchardt am 5. Dezember 1914 in Heidelberg gehalten und unter dem Titel: „Der Krieg und die deutsche Selbsteinkehr" veröffentlicht hat (Heidelberg, Richard Weißbach, 1915). Man ergreift das Heft mit Achtung. Es ist darin die Unbeirrtheit, Glut und gebändigte Erregung des jungen Offizers am Abend seines Einrückens ins Feld. Das edle Profil Alfred Heymels ist auf die erste Seite der Schrift gezeichnet, jenes Weltmannes, der sich als Reiter von Charleroi in die Geschichte deutscher Dichtung eingeschrieben hat. Reiterschwung ist auch in dieser Rede, die den Kriegsgrund mit Leidenschaft und doch auch mit Klarsichtigkeit oder wenigstens mit Witterung bedenkt. Was Borchardt über die unerbittliche Entwaffnung Frankreichs schreibt, sollte, gerade weil Frankreichs Verbluten ans Herz greift, in einer Feierstunde allen in den Westen ziehenden Jünglingen eingeprägt werden: „Ich darf es sagen, daß die Nation, die viermal in hundert Jahren die Blüte ihrer Jugend hat opfern müssen, um drei Male den verwundeten und verbundenen Fuß siegreicher Heere auf das knirschende Paris zu setzen, daß die Nation, die durch ein halbes Jahrhundert kein Mittel, nicht einmal demütig scheinende, unversucht gelassen hat, um vor Bedrohung aller ihrer Grenzen und Kräfte und Habe und Menschheit endlich, endlich gesichert zu sein, nicht ein viertes Mal, unter Austausch ihres herrlichsten Blutes gegen totes Menschengeschmeiß der Wildnisse, jenen Triumphbogen erbrechen wird, ohne sich eines Pfandes dafür zu versichern, daß die Akten über diesen seit Roßbach dauernden fürchterlichen Geschichtsprozeß für alle kommenden Menschenalter geschlossen sein werden." Es zeugt für Borchardts Witterung, daß er, England schmähend, wie nur ein in den Krieg Ziehender am Vorabend der Einkleidung schmähen darf, zuletzt doch für eine provisorische Verständigung mit England eintritt. Er tut es widerwillig, er sieht England im Blutdunst verzerrt, er verkennt Lloyd George, er mißdeutet Bernard Shaw, er hat eine gelegentlich auf-

reizende Art, apodiktisch zu sein. Seine Rede ist das letzte Manifest von ..neunzehnhundertvierzehn, und das ist länger, viel länger als ein Jahr her! Im übrigen widmet dieses politische Dekret Rußland kein Wort, und das Gebäude seiner Rede schwankt von Grund auf, wenn man, seiner Kriegsmusik entrückt, nachträglich diesen Fehler bedenkt. Kein Zweifel: Borchardts Rede ist das bedeutendste Stück politischer Kriegslyrik aus dem Anfang des Kriegs. Aber die Jugend von neunzehnhundertfünfzehn ist schon unlyrisch. Man soll mit dem disziplinierten Deutschen des zweiten Kriegsjahres nicht mehr hymnisch reden, es ist nicht nötig, es irritiert...

Thomas Mann gibt für den Tag und die Stunde einen Abriß „Friedrichs des Großen und der Koalition", die er bewältigt und überstanden hat (Verlag S. Fischer 1915). In keinem Satz wird der Leser hier angeschrien, in keiner Seite überredet, nirgendwo aufgepulvert; es tut so wohl, einen starken Autor zu hören, der in diesen Tagen nicht heiser geworden ist! Friedrichs keineswegs gradliniges Profil wird nicht vereinfacht, um so verklärt zu werden, aber die Darstellung seines bescheiden-unbescheidenen Daseins, das dem Staate Preußen und nur dem Staate gelebt wurde, dieses arbeitsame und verwegene, rechnende und tollkühne Dasein, diese geschmeidige und steinharte Existenz, vor allem: dieses Aushalten gegen Österreich, Frankreich, Rußland, dieses Überwinden eines ziffernmäßig, schiens, unüberwindlichen Feindes — das gibt dem deutschen Leser auf jeder Seite Variationen einer stärkenden Analogie. Geschichte ist lebendig, soweit sie in Gegenwart übersetzbar ist. Deshalb gibt dieser Abriß auf jeder Seite Heiterkeit, Zuversicht, und das ist beinahe schon gutes Gewissen. Es ist eine Freude, zu sehen, wie fest der Europäer Thomas Mann im deutschen Erdreich wurzelt. Ihm fehlt in dieser Stunde alles Bedenkliche, Selbstquälerische, Schwerblütige des unsicher Wurzelnden. Sein Brief an die Schweden ist erquickend guten Mutes. Dem Deutschen fehlt das schreiende Aufschneidertum der Anderen, aber dafür hat er eine lautlose Ergebenheit und Dankbarkeit für sein Schicksal, auch für das gefährliche und gerade für das gefährliche. Diese heitere Gottergebenheit strahlt aus dem kleinen Buch.

Berichterstatterbücher. Es hat in diesem Jahr Zeitungsberichterstatter gegeben, die ohne die alten Klischees des Journalisten auskamen, nicht zum Schaden der Zeitungen, wahrhaftig, aber auch nicht zum Schaden der Schriftsteller, die nun mit weniger „Ich" als sonst auskommen mußten. (Beiläufig: Es wäre sehr erwünscht, wenn dieses achtbare Reportertum der deutschen Zeitung erhalten bliebe. Das Berichterstattertum ist eine Lebensfrage der deutschen Zeitungen, die brauchen nicht so sehr den gelegentlichen Feiertagsputz großer Gäste, als vielmehr die dauernde Ersetzung des Reporters durch den Schilderer.) Ulrich Rauscher

gibt Eindrücke aus dem „Belgien von heute und morgen" (Verlag S. Hirzel, Leipzig). Er hat das Kriegsjahr im besetzten Land zugebracht und es von allen Seiten besehen: belgische Kohlengruben, den Hafen von Antwerpen, das belgische Volksschulwesen, den belgischen Proletarier und den Brüsseler Vergnügungsmenschen, den Gegensatz von Flamen und Wallonen, den kaiserlichen Gouverneur und seine behutsam aufrichtende Arbeit — Rauschers Schilderungen sind Versuche, dem belgischen Problem durch Tatsachendarstellungen nahezukommen. Die Meinungen Rauschers werden nur nahegelegt, nicht eingestanden, es sind vielleicht erst keimende Ansätze zu Meinungen da, aber eben diese ganz leisen Suggestionsversuche, denen es weder an politischem Takt noch an Willen zur Gerechtigkeit mangelt, machen den besonderen Reiz des Buches aus. Am stärksten ist Rauscher dort, wo er sich keine Aufgabe stellt. Er wird unfrischer, wenn er seinem klaren Auge weniger vertraut als seinem historischen Tornister. Ein Schilderer muß seine Wissenschaft vergessen haben!

Arthur Holitscher gibt Tagebuchblätter aus England, Ostpreußen, Tirol („In England—Ostpreußen—Südösterreich", S. Fischer, Berlin 1915). Er hat eine schwermütige Menschenliebe, der er dienen muß. Dieser Menschlichkeitsdrang zieht ihn zum Tagesdienst und . . . bewahrt ihn davor. Wie der verwundete Soldat, erwachend, nach seiner Legitimationskapsel tappt, so greift der vom Krieg betroffene Holitscher unwillkürlich nach seinen Humanitätsregungen. Erst sie legitimieren ihn vor sich selbst! Er steht am Stachelzaun eines Gefangenenlagers und pfeift für einen französischen Soldaten die Melodie der Internationale. Keine politische Demonstration, nur das Bedürfnis, einen Händedruck zu geben, trotz dem Stacheldraht. Er sagt in England seiner Gastwirtin Lebwohl, kein politischer Abschied, nur das Bedürfnis, eine Hand zu halten, trotzdem draußen Englands Flotte das Meer bedeckt. Aber seine Menschlichkeit hat glücklicherweise nichts Demonstratives, selten programmatischen Anflug. Immer ist es abendlich um diesen melancholischen Menschenfreund, auch seine Heiterkeit hat dunkeln Glanz. Sein Ernst gibt ihm Festigung, und eben um seiner charaktervollen Festigkeit willen würde er der Zeitungswelt guttun.

Das anspruchsvollste Kriegsbuch hat Oskar A. H. Schmitz geschrieben („Das wirkliche Deutschland", Georg Müller, München 1915). Es will nicht mehr und nicht weniger als feststellen, was Deutschland geistig seit einem Jahr gewonnen, was als kriegsunfähig in sich zusammengebrochen ist. Unzweifelhaft aus einem inneren Bedürfnis entstanden, scheint der vierhundert Seiten starke Band doch verfrüht. Die Bilanzzeit ist noch lange nicht da! Unmöglich heute schon das Gesicht des „wirklichen Deutschland" zu zeichnen, die Zeit braucht noch Wahrheiten,

die vom Willen, nicht nur von der Erkenntnis gezeugt wurden, Kriegswahrheiten. Schmitz bemüht sich, ohne Schablone politisch zu denken und es gelingt ihm oft, neu und einfach zu sein. Aber seine Eilfertigkeit rächt sich, dicht an den selbstgemachten Gedanken drängt sich zuweilen die unerlaubte, weil nicht überprüfte politische Phrase. Dieses Buch legt man zwölfmal geärgert aus der Hand, um es dreizehnmal wieder aufzunehmen. Am unerträglichsten ist das Gepolter drin: „Der beherrschte englische Gentleman, der ohne Gemütswallung aus Geschäftsneid Krieg führt, ist teuflischer als der Kosak. Er verhält sich zum Franzosen wie der listige Raubmörder zum Verbrecher aus Leidenschaft: Der Gentleman-Einbrecher Conan Doylen als Ausdruck der Volksseele." Ach, diese Raubmördervergleiche! Ich dachte sie schon in die ländlichen Kreiszeitungen verbannt. Dann wieder verdrießt eine Neigung, Grundgesetze des deutschen Denkens hurtig festzustellen. Die Engländer sollen nur Meinungen, die Deutschen dagegen Überzeugungen haben, und das mache Deutschlands politisch-sittliche Stärke aus. Mit Verlaub: Gerade das macht die Schwäche unseres politischen Lebens aus, daß wir für jedes bißchen praktische Arbeit gleich ein unverrückbares, fast religiöses System strapazieren. Für einen Ausfuhrzoll auf Hosenträger haben wir womöglich eine vaterländische Volkswirtschaftslehre geschaffen. Ein bißchen weniger Pathos, eine Abstufung der politischen Probleme, nicht gleich bei jedem Anlaß die große Bekennermiene, mit einem Wort: Meinungen für den Wochentag, Überzeugungen nur für den Festtag, gerade das täte uns not. Und was für ein betrübender Mangel an politischer Witterung! Schmitz ist ein Anhänger des ständischen Wahlrechts. Es gibt theoretisch zweifellos etliche Vorzüge der Ständevertretung, die freilich dem Gesellschaftsgefüge von heute angepaßt werden müßte. Schmitz glaubt nun sein Projekt schmackhaft zu machen, indem er es überdies noch mit einem Pluralwahlrecht verkuppelt! Er stellt fest, wie er eben feststellt, daß das allgemeine Wahlrecht bei uns niemals tiefe Wurzeln geschlagen hat. Nun kann man (meinethalben) sagen, das allgemeine Wahlrecht bewirke nicht die feinste Auslese der Repräsentanten, es mag bessere Siebmethoden geben. Aber es ist unausrottbar, eben weil es nun einmal eine deutsche Gemütsforderung geworden ist. Seine Früchte mag man zuweilen kritisch besehen, aber wie verbohrt, seine „tiefen Wurzeln" nicht zu gewahren! Wie unwirklich ist das Deutschland dieses wirklichen Deutschen!

Fünf Bücher

von Otto Flake

I

Hermann Hesses „Knulp" (Fischers Romanbibliothek) habe ich in den letzten Tagen vor der italienischen Kriegserklärung gelesen, im Hofgarten in München, während das Zeitungsblatt neben mir lag und die Nachrichten noch im Untergrund des Bewußtseins nachhallten.

So ergab es sich von selbst, daß beides, die so weltfremde Geschichte und die erregenden Weltbegebenheiten, ineinander griffen. Ein in gewissem Sinne nicht mehr überbietbares deutsches Buch und welsche Händel — man sann unwillkürlich darüber nach. Allem Machtverlangen und aller Brutalität, die uns nachgesagt wird, zum Trotz spielt in die deutsche Auffassung von Politik doch etwas von derselben rührenden, entwaffnenden, hilflosen Selbstlosigkeit hinein, für die, ein Beispiel unter vielen, Hesses Knulp ein Symbol ist. Jedenfalls spielte sie in unseren Beziehungen zu Italien eine große Rolle; es war so viel guter Wille darin, so viel Unmöglichkeit, listig, hinhaltend, treulos zu sein, so viel Mangel an — egoistischer Vitalität. Nichts in der Welt kann reiner, kindlich- und männlich-gütiger, inniger sein als diese Seele, die Gott in der Welt sieht, einen deutschen Gott, um den zu finden sie alles, Pomp, Weihrauch, Sinnlichkeit, Pathetik, Wünsche, hinweggeräumt hat; Schongauer oder die ersten Kölner, die Maria, das Kind und die Erbsenblüten malten, waren so.

Knulp, ein Schwabe aus einem dieser kleinen alten Städtchen auf -ingen, der mit der Lateinschule anfing und als Landfahrer endigt, ein dank seiner Lustigkeit und Zurückhaltung zwischen der Verachtung und der Anerkennung der Bauern in der Mitte schwebender, verfeinerter, underber Nachkomme holzschnitthafter Vaganten, führt am Schluß der dritten und letzten Geschichte, als er todkrank ist und doch in kein Spital geht, in den Delirien des Sterbezustandes ein Zwiegespräch mit Gott, eine rührende Abrechnung, die nur darum nicht blasphemisch ist, weil sie so unglaublich menschlich ist. Wo bei allen Völkern ist solche tiefsinnige Kindlichkeit noch denkbar — aber ist es gut, so unmateriell, begierdelos, so ganz faltenlos, ohne Lebenswillen, Egoismus, Irdischkeit, Verschlagenheit zu sein? Denn das Geheimnis dieses Schriftstellerlebens ist die Resignation. Der Kritiker hat das Recht, es zu enthüllen.

Auch andere haben die Melancholie, aber sie verarbeiten sie in den Teig, aus dem sie gestalten, oder aber sie formen sie zu einem großen Symbol, was nichts anderes bedeutet, als daß sie mit den Jahren und der Entwicklung hineinschreiten in die Gebirge der menschlichen Vielfältigkeit, die sich

höhnisch und doch ohnmächtig vor dem öffnen, der den Mut hat, sie zu begehen. Hesse sucht dagegen das verhaltene Verschweben, und im Grunde ist Knulp die Fleischwerdung der Hesseschen Sehnsucht, sich die Ungebundenheit des streifenden Fühlens zu wahren und sie doch mit der Gebundenheit einer schwäbischen Existenz zu versöhnen. Knulp kommt nicht über dieses Schwaben hinaus, und sogar das Braunschweigische ist für ihn schon die Fremde und das Beängstigende: er flieht zurück in den Bezirk, den er kennt und in dem er nun die Fiktion aufrechterhält, als durchstreife er die unbekannte Welt. Er nächtigt bei einem Weißgerber; dessen Frau möchte seine Potiphar sein, er entzieht sich und hilft einem lieben Schwarzwaldmädchen ein wenig von seinem Heimweh, um zuletzt auch von ihm mit einem armen Kuß zu scheiden. Das ist so melancholisch und so zurückhaltend, man muß es nur über der verführerischen Klarheit der Sprache und dem Reiz der Situation erkennen können.

In diesem Jahre des Krieges muß man es sagen dürfen: das alte Schwaben, die Provinz mit allem ihrem Zauber ist tot: ich habe es auch im Elsaß empfunden, wer nicht mitgeht, ist verloren. Wo sind denn die schwäbischen Regimenter? Sie kämpfen auf der Linie Belfort-Antwerpen und Riga-Tschernowitz. So ist es auch mit dem Geistigen, man muß in den Schützengräben des Lebens liegen, ob es nun moralisch oder unmoralisch sei, man muß Bastionen stürmen und Festungen an den Grenzen, nicht im engen Bezirk der überlieferten Heimat bauen.

Wenn man diesen Vorbehalt, den grundsätzlichen, der heute überall nötig ist, gemacht hat, dann kann man auch Hesse wieder gerecht lesen, mit Dank für seine schöne, reine Sprache und die Durchsichtigkeit seiner Güte.

2

Gerhard Ouckama Knoops nachgelassener Roman „Das A und das O" (im Delphin-Verlag) gibt Anlaß, die zeitgemäße Frage zu streifen, was wir von einer anderen Richtung des deutschen Geistes für die Zukunft der Literatur zu erwarten haben: von der grüblerisch philosophierenden, die in die Gehege der religiösen Frage einbricht, um zu den dahinterliegenden Landstraßen des Entwicklungsromans zu gelangen. Wer der Meinung ist, daß durch den Krieg das religiöse Leben neu belebt werde, hat dafür natürlich seine Begründungen: ich meinerseits bin der Ansicht, daß für und durch den Weltanschauungsroman nicht mehr viel herauskommt und daß unsere Dichter gut daran täten, wenn sie ihm aus dem Wege gingen. Ein Weltgefühl, eine Lebensstimmung ist natürlich immer Voraussetzung und auch Ziel, aber die bisherigen deutschen Wege sind verfahren — die Wege der idealen, idealistischen Darstellung. Die Weltanschauung an sich dargestellt ist ein Ruin und eine Unmöglichkeit, und

sie hinterläßt Langeweile. Ein Dichter, oder lieber, um die großen Worte zu vermeiden, ein Schriftsteller fängt da an, wo der Student aufhört. Unsere Literatur bewegt sich noch zuviel im Jünglingsstadium, und dieses ist ein Seitenstück zum Kleinbürgerstadium; besser als eine geschlossene Auffassung vom Dasein ist ein Geschmack vom Leben, dieses einfache Resultat von Menschenerfahrung, Kenntnis, Einsicht, Erlebnis.

Ein Mann, der sich in einem gewissen Alter immer noch in Probleme und Geistesbewegungen stürzt, ist in seiner Konstitution, nämlich in der Energie seiner Nerven und seiner Klarheit, verdächtig. Dafür ist Knoop ein typisches Beispiel. Sein Held ist, kühl und kritisch gesagt, ein Schwachkopf, einer, der auf der ersten Seite zeigt, daß er mit Frauen nichts anzufangen weiß (der Prüfstein) und auf der letzten in einer mystischen Unwirklichkeit, in erträumten Wahnsinnsgärten spazieren geht, mögen sie noch so schön und dichterisch verklärt sein. Dazwischen taumelt er durch jene karikaturenhafte Welt, die die Erfindung und die Zuflucht aller derer ist, die zuviel denken, zu eifrig an geistigen Fragen interessiert sind: die Welt, in der die Menschen Richtungen gründen, Gemeinschaften bilden, den Vegetarismus, die Ehebekämpfung, die Flanellwäsche als Grundlage eines neuen Lebens, den Spiritismus und die ganze Pseudoseelenhaftigkeit schaffen. Es fehlt an der nötigen Erdenschwere und Sinnlichkeit, aus der allein die hohe Geistigkeit, die Vorherrschaft und das Primat des Hirnes entstehen können.

Knoop hat ein Gefühl, daß sein Emerich ein taumelnder Schwächling ist, denn an vier oder fünf Stellen zeichnet er ihn durchaus ironisch, auch läßt er ihn zum Spielball eines Hochstaplers werden. Das ist aber unverbindlich, und offenbar will er dann das Ewige, Menschliche und Dichterische in einer solchen Gestalt vorwiegen lassen — es ist aber keine Arbeit aus einem Guß. Es fehlte diesem Schriftsteller an den sinnlichen Kräften, er war zu früh geistig, zu trocken, zu grüblerisch. Zur Milderung kann man nur sagen, daß er auf seine Weise die klassische, reife Höhe seiner Natur gefunden hat und damit die eigene, recht kühne Technik: er führt wirkliche Menschen als geisterhafte Traumschemen und Personifikationen, wie die Sehnsucht einer Seele als wirkliche Figuren ein. Damit operiert er dann und erreicht den Annäherungsgrad von Klarheit, der ihm gegeben ist; es ergibt sich eine Art von Wilhelm Meister-Harmonie und Wilhelm Meister-Klugreden. Keine größere Gefahr für unsere Produzierenden, denn damit redet man sich die Kritik, die Auflehnung, hinweg.

3

Die Erweiterung des Deutschen zum Germanischen und die Erkenntnis des Deutschen durch das Germanische — es ist wieder einmal

Johannes V. Jensen, der diese Brücke baut. Der Augenblick, sie in ihrer freien, kühnen und ungezwungenen Konstruktion schön zu finden und sie zu beschreiben, ist noch nie so nahe gewesen. Dieser Däne hat wohl deutsche Sympathien, und wenn, was ich nicht weiß, ihm das „Preußische" des gegenwärtigen Krieges fremd sein sollte, hält er sich gewiß an das Wikingerhafte deutscher Verteidigung, die den Angriff hinausträgt.

Er hat sich, wie man weiß, die Aufgabe gesetzt, einen losen Zyklus von germanischen Romanen zu schreiben, um den er den großen Pulsschlag der Weltsehnsucht und der Welteroberung als das zusammenhaltende Band legt. Er fing mit einem Chicagoroman an und widerlegt damit die Narren, die plötzlich entdeckt haben, daß die Angelsachsen gar nicht zu der legitimen Familie gehören, dann sprang er in die Urzeit des „Gletschers". Diesmal ist er im „Schiff" (bei S. Fischer) schon im zehnten Jahrhundert der christlichen Rechnung angelangt, und genau diese Zeit ist der Augenblick, in dem die Welt des „Gletschers" mit der der Völker, die eine — lateinische — Überlieferung besitzen, endgültig zusammengeschmolzen wird. In den ersten Kapiteln glaubt man sich noch ganz in der nordischen Urzeit. Im Frühjahr, wenn die Gottheit aufsteigt, die Sonne, beginnt in den nordischen Ländern das große Gebären, der Menschenfrauen, der Gewässer, der Wiesen, des Meeres. Horden blonder Kinder jauchzen, die Würfe einer ganzen Winternacht. Sie sind hungrig, aber dieser soziale Faktor wird in einen Moment des Lachens, der sieghaften Unbändigkeit, der tiefen, schöpferischen, seelenhaften Barbarei verwandelt: Wikinger. Die Jungmannschaft erschlägt den alten Wotanspriester, raubt sein halbleckes Boot, sticht in See und will, indem sie sich von dem Mast wie Meerkatzen herabfallen läßt, ein erzbeschlagenes Schiff mit waffenstarrenden Normannen kapern. So plumpsen sie hinein in den historischen Moment, als König Hasting England erobert.

Zur Vorübung machen sie einen Abstecher in das Mittelmeer, das sagenhafte Himmelland, einen Vorstoß, auf denen sie ihr geistiger Vater nicht wie ein historischer Professor im Stile Dahns begleitet, sondern wie die Stimme ihres Blutes selbst. Sie erobern eine Marmorstadt mit Glocken und Bischöfen durch niederträchtige List, morden, plündern und sind doch nur wie der Wind, der die Blüten befruchtet und seine Rolle und seine Bestimmung hat — wiederum Barbaren, das Entsetzen der lateinischen Chronisten, aber Sieger über Schicksal, Beunruhiger, Helden und Kinder, die dann der süße Traum der nordischen warmen Mädchen mit den weichen Armen und starken Lenden wieder heimlockt.

Geschichte wird hier Elementarereignis wie Gewitter in der Natur; Blut ist, gleich Wein und allerlei gärenden Getränken, verwandelte Sonne, Generationen sind wie der Löwenzahn auf Frühlingswiesen — massenhaft, blühend und verwelkend. Es ist gut, das Gesetz und das Geheimnis der

Fruchtbarkeit, des Lebensüberschwanges, auch auf die germanische Rasse übertragen zu wissen, denn hier ist sie nicht düster, grau und karg gesehn, hier ist der Norden wie ein zweites Tropenland, ein Füllhorn, eine Überschwemmung, zum Leben berufen und unerschöpflich.

4

Nicht fern von diesem Dänen, nur drüben über dem Sund, in Schweden, sitzt die Ahnin und versorgt Europa noch immer mit innigen Märchen, Selma Lagerlöf. Was sie fabuliert, nennt sie Romane und wenn sie Bild an Bild aneinandergereiht hat, macht sie einen Abschluß, schickt das Ganze an einen Verleger und es wird ein Buch, das einen Titel bekommt.

Als wir zwanzig waren, verschlangen wir Gösta Berling und waren unermüdlich, Wagner zu hören — heroische Klänge hier wie dort. Von seinen Göttern nicht abzufallen, ist das Vorrecht derer, die nur Anregungen und Bestätigungen wollen, und wer immer den Glauben an Lebensgüte hat, bleibt Selma Lagerlöf treu. Man versteht auch das, aber wie es nun mit dem Verstehen ist: man sucht nach einer Formel, die geheime Zusammenhänge aufdeckt, und findet: im Grunde ist sie doch etwas wie eine Halbschwester der Marlitt; wie bei allen Frauen, die schreiben, steckt hinter ihrer Erzählungslust die Propaganda für das Gute, der fanatische Hang zum Optimismus; welcher männliche Geist hätte diese Lust?

Man weiß, was ihr am Herzen liegt: Mädchengestalten, lieb und blutwarm, wie man ihnen in Schweden begegnen kann, verblüffend in ihrer schelmischen Selbstverständlichkeit, stramingestickt mit starken Farben. So ist auch wieder Klara Gulla in „Jans Heimweh" (bei Albert Langen). Wie ihr Vater ihre Geburt aufnimmt, wie er vor dem Hause wartet, ob irgendeine Dame vorbeikommt, deren Namen er dann dem kleinen Mädchen geben will, wie sie sich bei Taufe und Impfung benimmt, ihre Streiche, das sind alles Märchen, in denen Menschen, Land und tote Dinge immer jeden Augenblick wie in Elfen- und Schneekönigenzeiten leise dämonisch werden können. Wenn das Kind herangewachsen ist, sind Leser und Leserin verliebt in seine Stärke und Bereitschaft — aber siehe da, wie raffiniert Großmutter Lagerlöf sein kann: Klara Gulla wird „schlecht" in der Stadt, und dem Leser bohrt sich ein Schwert ins Herz. Es ist dann noch ein halbes Buch nötig, um alles zu einem leidlichen Ende zu bringen.

5

Fechsung ist ein österreichisches Wort und bedeutet den Ernteertrag; die Bayern kennen das Wort Fechser, und gebrauchen es im Sinne von

Schößling, Trieb. Der Leser sieht, ich habe nichts unversucht gelassen, um ihm den Titel des neuen Bandes von Peter Altenberg verständlich zu machen. Peter ist nun fünfundfünfzig Jahre alt und „Fechsung" (bei S. Fischer) ist, soweit ich sehe, sein siebentes Buch. Non multa, sagte Schopenhauer, und egozentrisch wie dieser Philosoph, hat Altenberg immer dasselbe zu sagen — jung und ewig neu bleibt dabei die naive Eindringlichkeit, die gar nicht begreifen will, daß man ihn nicht begreifen will. Dabei ist seine Weisheit so einfach, seit „Prodromos" ist sie bei Gervais oder Camembert mit Salz, Jogurt, Spinat, Reis und einem gewissen Rhamnin, offenbar einem Abführmittel, angelangt. Du hast ganz recht, Peter, wer an der komplizierten Maschinerie, Mensch, Seele, Individualität genannt, noch nicht die eine Schraube, körperlicher Zustand oder Materialität genannt, gefunden hat, der versteht nichts vom Wesen unseres Daseins. Nichtwahr, wir Geistigen sind alle im Grunde historische Materialisten, Milieuhistoriker, Seelenleben ist Diätetik, und Persönlichkeit, Stil, Temperament, Visionen, Ekstasen und Melancholien sind die errechenbaren Resultate des Gesetzes, wonach wir angetreten; nur die unklaren Köpfe sind Idealisten. Und wenn nun auch der eine oder andere deiner Leser nicht an schlechtem Magen leidet und also Rhamnin nicht unbedingt nötig hat, so wird er dir doch diese fixe Idee zugute halten, denn die Duldung unserer fixen Idee, das ist einer deiner Lehrsätze, denke ich.

Und um in Peters Lebensweisheit weiter einzudringen, so predigt er „das Raffinement idealer Finger, idealer Füßchen, geraden Rückens, gewölbtesten Brustkorbes, federnden Ganges, der Eidechsenanmut, reinsten Teints, süßesten Atems und das Raffinement leicht weinender Seele!" — wobei das für ihn so charakteristische Ausrufezeichen nicht zu vergessen ist.

So lebt er also im Wien der Wiesenthal und einiger anderer Tänzerinnen, die er vorsorglich mit Namen nennt, der Stubenmädchen, denen er Geschenke macht, und notiert die „Lokalereignisse der Menschheit", in kurzen, aber beileibe nicht kleinen Sachen, in einer Prosa, die den Gedanken und die Reflexion dem Vers und der anderswo für unentbehrlich gehaltenen reinen Form ohne weiteres gleichsetzt, und bisweilen auch in gereimteren Rhythmen, auf deren unmoderne Verständlichkeit er stolz ist. Sein Geist umschließt die Bagatelle mit dem Ernst eines Kindes, das noch nicht die banalen Unterschiede zwischen angeblich Wichtigem und Nichtwichtigem kennt, und wenn man dann die gewiß absichtsvoll vorangesetzte Photographie des nun Alternden betrachtet, der die Verwüstungen nicht zu verbergen sucht, dann sieht man über einem ganzen Leben den gewölbten Bogen der Einheitlichkeit und der Versöhnung. Wie wohltätig ist das, daß man auch einmal einem begegnet, der uns nicht mit den Explosionen seiner verschiedenen Perioden zuleibe rückt, sondern immer nur ist und sich variiert.

Wenn er es zu achtzig Jahren bringen sollte, wird er von den Frauen schreiben wie mit dreißig.

Die Frauen: Peter, die Hand aufs Herz, bist du glücklich mit ihnen gewesen, ich meine, sind sie dir zugefallen wie reife Früchte dem, der sich unter den Baum stellt? Bist du nicht oft mißhandelt worden und nur unentwegt gütig und auch grundsätzlich nicht unzufrieden mit deinem Naturell? Ein Sadist bist du nicht gewesen, eher das Gegenteil, aber deine Nuance von Zufriedenheit ist große Klugheit. Wer das kann, nicht mehr wollen, als ihr „ganz sachte und zart die Hand auf ihr Knie zu legen", sie dann zu einem anderen ins Schlafzimmer gehen zu lassen und, wenn sie zurückkommt, nicht tun, als ob sie sonst jemand als nur dich hätte! Dichter, das ist für dich Page einer Herrin sein, freilich einer, dessen Belohnung und triumphierende Stunde dann gekommen ist, wenn sie sich Rats bei dir holt und beginnt: „Peter, sag mir!" Dann führst du sie an der Hand, und dann wird deine ganze tiefe Anständigkeit sichtbar: du stichst die Laffen, die „Wurzen", deren sie in nicht so seelischen Augenblicken benötigt, nicht aus, du machst keine Versuche dazu, du behandelst sie als das, was sie ja doch ist, Kind, Mädchen, Weib mit der kleinen Seele. Der Page ist der große Vertraute, der Mitwisser.

Politische Chronik: Am Scheideweg / von Junius

Schon vor der großen europäischen Katastrophe war es eine der abgegriffensten Banalitäten der öffentlichen und privaten Meinung: die deutsche Sozialdemokratie sei auf dem Wege, sich zu nationalisieren; aus der Sekte ... Partei zu werden; gegen Endziele ... Macht einzuhandeln; statt Utopie, Demagogie und Gelehrsamkeit ... Politik zu treiben und Verantwortungen zu übernehmen.

Die Taube des Revisionismus flatterte in der Tat, seit dem entscheidenden Dresdner Parteitag, um viele Redaktionsstuben. Das Klassenkampfgerede und die abwehrende revolutionäre Pose wurden mehr und mehr Dekorationsstücke. Der Gewerkvereinler gewann Boden und Einfluß und Macht über die Parteileitung und hatte dieser, neben der Pflege rein demokratischer Ideale, die parlamentarische Aufgabe gestellt, die konstitutionelle Fabrik zu erkämpfen.

Die allgemeine Voraussetzung für diese verheißungsvolle Entwicklung war das ungeheure Wachstum Deutschlands an Geltung und Gütern. Von dem Goldstrom, der deutsche Küsten bespült, floß ein wachsender

Anteil, der sich in Riesenziffern ausdrückte, in Arbeiterheime und in die großartigen gemeinnützigen Einrichtungen und Anstalten, die Behagen und Gesittung allüberall steigerten und dem gedrückten Helotendasein des deutschen Arbeiters ein Ende machten. Die Prognose des Kommunistischen Manifests war nicht eingetroffen. Statt Verelendung der Masse war Verbürgerlichung das Kennzeichen; statt Umwälzung: Entwicklung. Und während ästhetisierende Soziologen die Schamteile ihres ‚Kulturpessimismus' durch alle Gassen trugen und vor der grauen Mittelmäßigkeit der proletarischen und bürgerlichen Westler genießend und bewundernd in das weite östliche Herrenland flüchteten, erstarkte unter den besten Köpfen der deutschen Demokratie das Bewußtsein ihrer Mission inmitten einer imperialistischen Sturmflut, die alle großen, wachsenden, führenden Völker der Erde heimsuchte und kein Abseitsstehen, kein Nichtmitspielenwollen erlaubte.

Es wurde allmählich erkannt, daß der Klassenkampf nicht der ganze Inhalt der Geschichte sei; und daß von der machtstaatlichen Vergangenheit eines Volkes her die Gegenwart mit politischen Aufgaben belastet sei, die keinen Aufschub der Lösungsversuche duldeten, vor allem keine Abfütterung mit Zukunftsideologie.

Leider waren jene besten Köpfe vor dem Kriege in der Minderzahl. Die Massen waren mit Bewußtsein zur Ungeschichtlichkeit erzogen und von der Beschäftigung mit den nationalen Problemen abgedrängt worden. Als Stimmen laut wurden, die warnend auf die Sturmzeichen hinwiesen und eine schöpferische sozialistische Auslandspolitik forderten, die bestimmt sei, das Schicksal Deutschlands und Europas in letzter Stunde (1911) vor organisiertem Massenmord zu retten: da wurden sie, die Vorläufer, als Reaktionäre, als Verräter an der Parteisache gebrandmarkt.

L. Radlof hat, in seiner die Genossen hoffentlich aufrüttelnden Schrift: „Vaterland und Sozialdemokratie" (Duncker und Humblot, 1915) recht, wenn er heute Hildebrands Standpunkt für eine bescheidene Selbstverständlichkeit erklärt. „Der Krieg zwischen Kulturvölkern ist eine furchtbare Sache, ein Krieg zwischen den westeuropäischen Völkern wäre darüber hinaus noch eine schwere Gefährdung gemeinsamer Interessen der Außenwelt gegenüber . . . Aber gesichert kann der westeuropäische Völkerfriede nur werden, wenn an die Stelle der nationalistischen und kapitalistischen Vertretung von Sonderinteressen die sozialistische Anerkennung der Lebensbedingungen aller Beteiligten gesetzt wird. Dann ist ein solches Schachergeschäft, wie es jetzt zwischen Frankreich und Deutschland um Marokko und den französischen Kongo getrieben wird, nur ein Notbehelf. Auch die deutschen Sozialisten müssen erkennen lernen . . ." Man kennt das Weitere. In diesem für das nationale (und europäische) Gesamtleben wichtigsten Punkte sollten alle

Beschwerden gegen eine kapitalistisch-oligarchisch geleitete Regierung beiseite gestellt werden. Das heißt: das Vaterland sollte ins Programm aufgenommen werden. Das war der Scheideweg, an dem die deutsche Sozialdemokratie vor dem Kriege stand.

Wurde das Vaterland ins Programm aufgenommen, der Wille zu einem geläuterten Nationalismus, der, in diesen Händen und unter der Zucht solcher Gesinnungen, gerade vor sinnlosem und herausforderndem Überschwang behütete: dann war die Bahn frei für die große Linke; und die Fahne, die Naumann als erster aufgepflanzt hatte, durfte endlich dem neu-deutschen Wirtschaftsvolk vorangetragen werden. Denn sonst waren überall, nicht bloß im Süden des Reichs, die ersten Brücken geschlagen, und aus den Nebeln trat sonnenbeschienen, schon vor der letzten Reichstagswahl, die weite Wegstrecke, die Bürgertum und gehobenes Proletariat gemeinsam marschieren konnten. Man durfte hoffen. Der preußische und der deutsche Rhythmus hämmerte in tausend Einzelheiten, die nicht immer Kleinigkeiten waren, aufeinander; aber im Volke stiegen großdeutsche Stimmungen empor, eine zehrende Sehnsucht nach Selbstbestimmung, nach Entbürokratisierung und Verpersönlichung in Verwaltung und Politik; nach mehr Großmut — auch gegen die fremden Volkssplitter — und weniger pedantischer Enge.

Der Krieg kam; und der Kampf in der grausigsten Notwehr; und, als Ziel, die Befreiung von eben jenen Notbehelfen, die aus unserm europäischen Leben eine Reihe sich steigernder Krisen gemacht hatten. Und wieder steht die deutsche Sozialdemokratie am Scheidewege, nachdem sie durch ihre Haltung bei Ausbruch des Krieges sich eine glänzende Stellung und ein Sprungbrett geschaffen hatte, von dem aus sie den ‚westlichen Vorsprung' einholen konnte.

Denn wie wars im Westen gewesen? Dort hatte die Demokratie auch die nationalen Herrschaftsansprüche in Verwaltung genommen, Hand in Hand mit einer naiven Friedseligkeit der Masse, die sich, in Frankreich zum Beispiel, bis zum Syndikalismus und Antimilitarismus steigerte, aber vor dem unbekümmert rüstigen Schritt kolonialer Eroberungspolitik hübsch vorsichtig ins Glashaus der Konventikelei kroch. Das englische Vorbild wirkt noch eindrucksvoller. Warum sollte es — — in Deutschland anders sein?

Ja warum? Das fragt mit leidenschaftlichem Eifer Wilhelm Kolb, der mutige, kluge, allen zaudernden Zweideutigkeiten und Unschlüssigkeiten abholde Badenser, in „Die Sozialdemokratie am Scheideweg" (Karlsruhe; bei Geck). Bleibt sie fest, allen törichten Verlockungen zu einer verräterischen Fahnenflucht zum Trotz, die unsre Frondeure zu Helfern der lieben Ost-Westler machen wollen, zu Verkrüpplern der Zentralmächte:

dann ist sie in der Lage, das deutsche Schicksal in Krieg und Frieden gestalten zu helfen und ein Bollwerk gegen alle Reaktionen von innen und nach außen zu sein. „Wenn die deutsche Sozialdemokratie," sagt Kolb, „nicht ihre ganze Kraft zusammenrafft und mit rücksichtsloser Entschiedenheit sich den Weg für die konsequente Fortsetzung ihrer seit dem 4. August 1914 befolgten Politik frei hält, dann wird das deutsche Volk, vor allem die deutsche Arbeiterklasse abermals um die Hoffnung geprellt, daß endlich auch in Deutschland der politische Frühling Einzug hält... Nichts wäre für ihre künftige Politik verhängnisvoller als, der rein formellen Einheit wegen, den Konsequenzen der seit dem 4. August 1914 inaugurierten Politik wieder aus dem Wege zu gehen und einen unhaltbaren Kompromiß zu schließen." Mit den Elementen, die auf diesen Weg drängen, ist eine Zusammenarbeit in alle Ewigkeit unvereinbar; denn sie verbauen den Weg zur großen deutschen Linken, die jetzt schon, und meines Bedünkens jetzt zum ersten und für die Zukunft entscheidenden Male, ihr Existenzrecht erweisen könnte, indem sie der Reichsregierung bei der Formulierung kluger und gemäßigter Friedensbedingungen hülfe. Hier, an diesem Punkte unserer inneren Politik, knüpft sich das neudeutsche Schicksal, hier, an diesem Punkte, ist das Innen mit dem Außen verflochten und liegen für uns die dunklen und die heitern Lose.

In einer Sammlung von Aufsätzen, die der Verlag Ullstein in Berlin unter dem Titel „Das englische Gesicht" herausgab, behandelt Professor von Liszt das ‚dankbare' Thema: England und das Völkerrecht.

Neues war nicht zu sagen; aber man lese die klar und durch ihre Enthaltsamkeit von Pathos so eindrucksvolle Abhandlung in einem Zuge mit der Antwortnote unseres Auswärtigen Amtes auf Wilsons Lusitaniaprotest: und wird den zusammenklingenden Grundakkord mit Freuden heraushören.

Wie der Krieg ausgehen wird, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß er umsonst geführt wurde, wenn es nicht gelingt, ein Völkerrecht mit Polizeigewalt zu schaffen, das uns von Englands grenzenlosem und mit widerlichen Moralfetzen überhängtem Egoismus befreit. Vielleicht verblutet auch Deutschland an dieser Aufgabe; aber wer an das Gesetz von der Erhaltung der moralischen Energie zu glauben vermag, wird fühlen, daß es für ein großes Volk kein edleres Los gibt, als im Dienste dieser Aufgabe zu verbluten: und daß England an diesem seinem letzten Siege — zugrunde gehen würde.

Vielleicht sehen noch einmal die Sozialisten, welchen Verrat an Europa sie begingen, als sie verabsäumten, das Seebeuterecht auf ihren internationalen Kongressen zu behandeln. Jaurès beschwor in seiner „Neuen Armee" England, den mächtigen Verbündeten, seiner Humanisierung sich nicht

in den Weg zu stellen; von diesem Punkte her sah der große Volkstribun den Weltfrieden bedroht. Er vergaß, bei dieser Bitte, nur die Lehren der englischen Geschichte und die Zentralquelle aller englischer Politik: den Anspruch auf Meerbeherrschung, das heißt den Universalherrschaftsanspruch. Daher hat es noch zuletzt auf den Haager Konferenzen, von Frankreich unterstützt, den Versuchen, das Völkerrecht weiterzubilden, zielbewußten Widerspruch geleistet. Es hat das Seebeuterecht als unberührtes Nationalheiligtum behandelt, wiewohl auch englische Humanisten, wie Lord Loreburn 1913, sehr verspätet zwar zu dem Verzicht rieten, den 1785 Artikel 23 des Freundschafts- und Handelsvertrages zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten Amerikas festlegte. Es adelt die deutsche Note, daß sie an den Freundschaftsvertrag erinnert, der von Friedrich dem Großen und Benjamin Franklin unterzeichnet ist.

Liszt weist darauf hin, daß englischen Schriftstellern und englischen Gerichten das Völkerrecht nichts als ein Teil des nationalen englischen Rechts, municipal law, sei, wie das Gewohnheits- und das Statutenrecht. Sie nehmen für sich in Anspruch, es jeden Augenblick je nach Bedünken und Bedürfnis abzuändern. So haben wir schaudernd erlebt, daß das Seekriegsrecht von Monat zu Monat ein Stück seiner Verbindlichkeit nach dem anderen verlor und schließlich zu der Würdelosigkeit eines hin- und hergezerrten Gewohnheitsrechts herabsank. Wessen man sich zu versehen hatte, war schon 1911 zu erraten, als das Oberhaus ablehnte, die Londoner Seerechtsdeklaration von 1909 bindend zu machen. So sind wir in die Anarchie zurückgeschleudert worden, und die vier erlösenden Bestimmungen der Pariser Vereinbarung von 1856, welche spätere Erklärungen nur auszubauen suchten, liegen unter dem Aschenkegel verscharrt, zu dem allerhand ‚Fortschritte' verbrannt sind: 1. die Kaperei ist und bleibt abgeschafft; 2. die neutrale Flagge deckt das feindliche Gut, mit Ausnahme der Kriegsbannwaren; 3. neutrales Gut unter feindlicher Flagge, mit Ausnahme der Bannware, darf nicht weggenommen werden; 4. die Blockade muß, um rechtsverbindlich zu sein, wirksam sein, das heißt durch eine Streitmacht aufrecht erhalten werden, die hinreicht, um den Zugang zur Küste des Feindes wirklich zu verhindern. Seeverkehr ist Weltverkehr; und da England diesen in der Hand hat, bestimmt es in der Wirklichkeit, was gut, was böse sei, nach dem zynischen Wort des Admirals Fisher auf der ersten Haager Friedenskonferenz 1899: ‚Wenn das Wohl Englands es verlangt, werden wir uns keinen Augenblick um völkerrechtliche Vereinbarungen kümmern."

Anmerkungen

Zuversicht

Zuversicht ist das neuste Mahnwort Houston Stewart Chamberlains an seine Deutschen (bei Bruckmann; München).

Mahnwort? Es ist nicht das richtige Wort. Gründe für die Selbstbesinnung, die Selbstgewißheit, die Selbstbestätigung stellt das Schriftchen zusammen; und ich weise gern auf sie hin, weil sie von der billigen Selbstbespiegelung frei sind und dem nationalen Pharisäertum, das in Europa umgeht und die elementarsten Schamgefühle vergewaltigt, keine allzu großen Opfer bringen mögen.

Was Chamberlain zum Lobe auch des französischen und englischen Typus diesmal zu sagen weiß, dieser Typus, der sich zu lebensprühender Persönlichkeit gerundet hat und neben der Krückenhaftigkeit reicher Fragmente anderswo als Labsal wirkt: das sei willkommen. Die Tollwut vergeßlicher Ungerechtigkeit überlassen wir den übrigen Europäern.

Wir wissen es ja und dürfen es in dieser furchtbaren Prüfungszeit auch laut aussprechen, daß in Deutschland, wenn irgendwo in Europa, Griechheit zu finden ist. Ich verstehe darunter die seelische Substanz zur Überwindung schwerer, herabziehender Animalität; zum Aufschwung; zum Flug über die Sümpfe des Gemeinen.

Aber nicht nur und nicht ausschließlich in Deutschland, wo alles Große kollektiven, die Massen umfassenden und den einzelnen in Reih und Glied herabdrückenden Charakter angenommen hat.

Seien wir glücklich, daß dem so ist. Es ist der Fels, auf den wir unsre Siegeszuversicht bauen; die Gewißheit, als Volk zu sein und zu wachsen, und als Geist am Menschlichsten dieser Erde weiter zu bauen. Aber für später liegt darin eine Gefahr, die mindestens ebenso sehr mit politischen wie mit kulturellen Mitteln zu sprengen sein wird.

Wo aber Chamberlain von diesen politischen Mitteln zu sprechen anhebt, herrscht Verwirrung, Unkenntnis, falsche Konstruktion, und falsche Psychologie. Das hängt mit seinen starren philosophischen, religiösen und geschichtlichen Einseitigkeiten und Irrtümern zusammen. Er ist den gliederbindenden Zauber Richard Wagners nie losgeworden. Es ist sehr schade.

S. Saenger

Internationale Rundschau

Unter diesem Titel erscheint seit dem Juni, bei Orell Füssli in Zürich, eine Monatsschrift, welche „bestimmt ist, mitten im Toben des Krieges eine Insel der Besonnenheit zu werden, ein Sprechsaal für Berufene aller Nationen". Nun gut, so ist mein Herz in ihrer Mitte, sagt der Kurfürst bei Kleist; anderem aber als seinem Herzen erlaubt er nicht, dabei zu sein. Besonnenheit ist immer vonnöten, und es gibt keinen Ort und keine Gelegenheit, wo sie nicht willkommen wäre. Aber wenn die „Berufenen aller Nationen" ihre Meinung sagen, wen denkt man sich jeweilig als ihren Hörer? Es ist ja gerade das Eigentümliche und nicht wegdisputierbar Legitime der gegenwärtigen Situation, daß man keine Stimme aus der anderen Nation ohne Mißtrauen vernehmen kann. Die feindliche, selbst wenn sie aus einem

gerechten Herzen kommt, wird unser tiefstes Recht, die Stelle gerade, wo wir am empfindlichsten sind, doch verfehlen; und tut sie es nicht, so wird sie sogleich von ihrer eignen Nation, wahrscheinlich unter Schimpf und Schande, verleugnet; indem sie uns dadurch doppelt teuer wird, verstärkt sie auch schon unser feindseliges Gefühl. Mit den Neutralen geht es nicht besser; sind sie lau, so schmecken sie keinem; sind sie kalt oder warm, so schmecken sie immer nur einer Partei. Was einer auch sage, es wird jedermann nichts anderes davon zu nehmen bereit sein, als was er sich zu seinen Gunsten auslegen kann. Es ist Krieg, — da gelten die Beweise nicht. Auch die von Weltanschauung Antinationalen aller Nationen können, nach der menschlichen Natur wie sie ist, darin nichts ändern. Wer zu einem Streite spricht, den er überhaupt nicht anerkennt, darf sich nicht schmeicheln, zu seiner Schlichtung auch nur das geringste beizutragen. Dazu kommt, daß, wer seinem eigenen, in Not befindlichen Volke etwas zu sagen hat, Kraft und Macht haben muß, es auf jede Gefahr hin direkt zu sagen; die ganze Wirkung ist dahin, wenn er sich an einen neutralen Ort begibt und seinen Spruch betet. Von dort hören wir ihn immer nur piepsen, statt daß wir ihn im Hause donnern hörten.

Solche Vorbehalte zu machen, ist nicht das Zeichen eines übelwollenden Sichversteifens. Einige Dinge muß man ja wissen, ohne erst die betreffende Erfahrung gemacht zu haben; und die erste Nummer der Internationalen Rundschau zerstreut unsre Zweifel noch nicht. Die Franzosen tun nicht mit, das ist das erste Loch im Topf. Ramsay Macdonald, ehrenwertester Mann von der englischen Gegenseite, weiß einen Weg zum Frieden, wenn nur mal erst Deutschland erklärt, „daß es bereit ist, Belgien zu räumen und etwas für dessen Entschädigung zu tun"; das ist für unsere Ohren eine englische Fanfare, nichts anderes, als Vorschlag zur Verständigung eine Kinderei. Derselbe spricht von dem „furchtbar bitteren Gefühl, welches die Versenkung der Lusitania erregt hat" — unter solchen Voraussetzungen gibt es eben keine Verständigung des guten Willens, sondern nur des Sieges oder der Niederlage. Und über den „Beruf der Neutralen" kommt Professor Lammasch zu dem Resultat eines „Bundes einer zunächst unbewaffneten, unter Umständen aber zu bewaffnenden Neutralität" — zwecks Erzwingung friedlicher Ausgleiche zwischen den Nationen in Zukunft, wenn es sein muß: mit Waffengewalt. Damit bricht der ganze Begriff der Neutralität, brüchig wie er ist, sobald sie überhaupt in die Entscheidungen gezogen wird, vollends in sich zusammen.

Von andrer Art sind Beiträge der Zeitschrift, die den Lawinensturz von Lügen und Aberwitz, der über die Menschheit niedergegangen ist, abräumen wollen; Untersuchungen zur Psychologie der Aussage und über die Art, wie Gerüchte entstehen. Löblich, aber für jeden praktischen Nutzen zu spät. Zwar wird noch heute tausendfacher Unsinn erfunden und geglaubt, aber er schadet und vergiftet längst nicht mehr, wie in den ersten Wochen und Monaten des Krieges. Der Krieg ist bis ins letzte Haus des letzten Dorfes zu sehr Wirklichkeit geworden, als daß er noch Mythos sein könnte.

So bedenklich zwischen Baum und Borke also die Lage einer Internationalen Rundschau auch sei, es bleiben ihr trotzdem Aufgaben, und man mag sie mit Erwartungen begrüßen. Sie wird von heute auf morgen nichts ausrichten können, vielleicht aber von morgen auf übermorgen. Sie wird um so wirkungsvoller sein, je akademischer sie ist.

M. H.

Boche!

Dieser Ausdruck, mit dem uns unsre westlichen Nachbarn bezeichnen, war bisher in Deutschland fast unbekannt.

ußer denen, die sich längere Zeit in
ankreich aufgehalten hatten und ihn
ch da nur zufällig in irgendeiner Taverne
fgelesen, in einem patriotischen Dreisous-
oman vorgefunden, wußte ihn nie-
and. Selbst unsre Kombattanten von
870 entsinnen sich nur des Kollektiv-
amens „Prussiens", mit dem, außer
Bayern und Sachsen, die Angehörigen
ller deutschen Stämme bezeichnet wurden.

Ich selbst habe, während eines längeren
Aufenthalts in Paris, vergebens nach einer
hymologischen Erklärung bei befreundeten
iteraten und Studenten herumgefragt.

Die weitläufigen, oft an den Haaren
erbeigezerrten Ableitungen, die schwer-
fällige Gelehrsamkeit mit vielem „Scharf-
nn" und „tieflotender Akribie" bringen,
eben mir nichts.

Im Gespräch mit einem Kriegsgefan-
enen, einem jungen gebildeten Franzosen,
urden mir Aufschlüsse, die mir einer
Mitteilung nicht unwert scheinen.

Ich habe ihn gebeten, sie zu Papier zu
ringen und versucht, seine Darlegungen
ns Deutsche zu übertragen:

Über den Ursprung des Wortes „Boche"
und seine allgemeine Bedeutung in der
französischen Sprache.

Man interessiert sich in Deutschland ein
wenig für die Ethymologie dieses Epithe-
tons, das, gerade in dieser schicksalschweren
Zeit, die häßliche Unbill eines Mücken-
stiches in die Flanke des Königs der Tiere
scheint. Der Mücken sind es eine ganze
Wolke. Der Löwe teilt furchtbare Tatzen-
hiebe aus. Immerhin ärgert er sich über
die kleinen tückischen Stiche.

Ich habe in deutschen Zeitschriften eine
Anzahl von Aufsätzen darüber gelesen.
Mehr oder weniger plausible Hypothesen
ließen sich hören. Einige erklären, wie
durch Teilungen, Zusammenziehungen,
Popularisierung des berühmten Namens
eines germanischen Heerführers aus Nord-
italien: Teutobocchus, die beiden Teile
„Teuton" und „Boche" entstanden.

Das ist sinnreich, aber unwahrscheinlich; denn, wenn es sich so verhielte, würden unsere Soldaten von unsern Vorfahren, den Galliern, an bis zu den Soldaten Napoleons III., dieses Wort durch ganz Europa getragen haben.

Jedoch die Schnauzbärte Bonapartes kannten wohl die „Kaiserlicks", aber nicht die „Boches".

Wirklich, niemand weiß, wie es sich damit verhält, und ich nicht mehr als die andern.

Gleichwohl. Zwei Umstände haben mich frappiert:

Zunächst die Tatsache, daß dieses Wort den meisten französischen Landleuten unbekannt ist, dann diese Endung auf „oche", die so ausgesprochen argotisch und parisisch ist.

Tatsächlich hat nur die Berührung mit der Stadt, die die jungen Leute vom Land instruiert, indem sie sie verdirbt, sie den Ausdruck „Boche" gelehrt. In den Lokalen, die sie aufsuchen, wenn sie „Ausgang" aus der Kaserne haben, in Café-concerts, Tavernen übelster Art, wo man den niederen Patriotismus in albernen Liedern und Gedichten pflegt, haben sie ihn aufgelesen.

Wenn sie aufs Land kommen, stolz darauf, ihr heimisches Patois vergessen zu haben, bringen sie das Wort „Boche" mit, wie sie mit andern Ausdrücken um sich werfen, die ihnen, wie sie meinen, das respektable Wesen eines gerissenen Städters geben.

Aber die Alten, widerborstig gegen alles Neue, haben das Wort „Boche" abgelehnt. Sie kennen den „Prusco" gut, aber der „Boche" ist ihnen unbekannt.

Das beweist wohl, daß dies kein völkischer Ausdruck ist, kein Schimpfwort, das durch die große Stimme eines Volkes sanktioniert ist.

„Boche" ist ein Wort des Pariser Argot, ein Wort, das im Rinnstein geboren ist, das durch den Kot der großen Stadt gezerrt wurde. Der Pariser Gamin

besitzt eine Sprache von verwirrender Originalität. Er hat das Bedürfnis der Absonderung von der Welt des Bourgeois durch ein eigenes Idiom. Besonders hat er das Geschick, ein Wort zu vermummen durch eine dieser wesentlich argotischen Endsilben: uche, eche, usw.

So zum Beispiel ist das Quartier de Ménilmontant in Paris nur dem Provinzler unter diesem Namen bekannt. Der Pariser sagt: Ménil-mouche. Er sagt auch ohne Not „un trucmuche", la „magistrat-muche" (magistrature), er sagt „rigol-boche" für „rigolo" „mannezoche" für „mannezingue" (mastroquet), er ist versessen auf das Wort „moche" (vilain, mauvais), und es hat sehr den Anschein, daß diese Endungen uche, oche, eche die dem modernen Argot geläufigsten sind.

Und was ist denn auch das Wort „gavroche" anderes als ein Beispiel dieser Argotbildung? Wenn Sie die „Misérables" gelesen haben, kennen Sie „gavroche", diese Schöpfung eines Genies von seltener Kraft. Sie kennen diesen „parvulus", geboren auf dem Pflaster von Paris, dieses Wesen, das froh und traurig zugleich ist, lasterhaft und unschuldig, elend und so reich an Lebensweisheit, das die Schellen seines Lachens vor der Nase der Großen schüttelt, dieses Lachens, in dem Husten und Heiserkeit sind, dieses Lachens, das vor dem Elend und dem Schicksal sich aufbäumt wie eine Mauer, dieses Lachens, das beleidigt und spottet, aber dessen Ironie so gesund ist und so natürlich!

„Gavroche" ist der Pariser Lausbub, der kleine Bengel von Montparnasse und von La Vilette, seit Jahrhunderten derselbe, und dieser kleine Arme, dieser Abschaum der Straße, hat nur eine Waffe, dieses Lachen:

Cette mâle gaieté, si triste et si profonde
que lorsqu'on vient d'en rire, on voudrait en pleurer.

Und täuschen Sie sich nicht! Dieses Lachen, dieses Fröhlichsein, hat nichts Niederes, nichts Bösartiges, es ist vom Geiste Molières und Berangers, es ist ein Pfeil, der nicht vergiftet ist. Mit diesem Lumpenlachen klettert der Pariser Gamin auf die Barrikaden und läßt sich töten für die größten Ideen. Um dieses heitere Elend zu malen, dieses Spottlachen, das über das Pariser Pflaster klingelt, das wie ein Nasenstüber ist, ins Gesicht des Schicksals, das das Rollen der Karossen eines königlichen Gefolges überklingt und die Füsilladen einer Revolution, um in einem Namen diese so disparaten Dinge zu vereinigen, konnte Viktor Hugo seine Inspiration nicht anderswo suchen als in dem Argot.

Als er dieses Präfix gavr — gefunden hatte, das das Argot des Gamin ist, fügte er offenbar die Endung — oche zu und gavroche war fertig.

Von da ist nur ein Schritt zu schließen, daß aus „Allemand" der Pariser Gamin „Allemoche" gebildet hat, aus dem Alloche oder Alboche geworden ist. Boche wird eine Abkürzung von Alboche sein, das auch allgemein gebräuchlich ist.

Ich sage: Alboche und nicht: „sale Boche". Man sagt oft: les Alboches mit der Bindung und nicht mit Notwendigkeit: les sales Boches.

Zu diesem Schluß kann man nur kommen, weil in einiger Munde das Wort „Boche" eine Beleidigung werden kann.

In Wirklichkeit wird es gewohnheitsmäßig gebraucht, weil es leichter und bequemer ist, „Boche" zu sagen als „Allemand", und meinerseits habe ich oft diesen Ausdruck ohne gehässige Gesinnung angewandt, ohne durch ein niederes Schimpfwort, unwürdig eines wohlerzogenen Mannes, ein Volk beschmutzen zu wollen, das ich zu ehren weiß, obwohl es mein Feind ist, und dessen hervorragende Qualitäten ich anerkenne.

Carl Etienne

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Zukünftiges

von Alfred Weber

Die nachfolgenden Briefe sind Teile einer Korrespondenz, die aus dem Felde, zuerst von Mülhausen und dann von der Front her geführt worden ist. Sie enthalten den Versuch, zu unserer inneren und äußeren Weltaufgabe Stellung zu gewinnen im Rahmen unserer Position zwischen Rußland und England. Sie stellen einen Weg dar, nicht ein Resultat. Unfertigkeiten, Widersprüche und Schwankungen sind daher überall stehen geblieben. Nur das innere Wesen unserer Aufgabe, das sich aus Natur und Charakter unseres eigenen Wesens ergibt, dürfte vielleicht bereits einigermaßen abschließend dabei erfaßt worden sein. In der Frage der äußeren Realisierung kann man heute wohl schon einen Schritt weiter sein als in den Briefen. Das Problem Rußland-England, das diese Realisierung beherrscht, ist nicht aus Sympathien oder Antipathien zu lösen, auch nicht aus Abwägung der größeren oder geringeren Verwandtschaft oder Fremdheit des Volkscharakters oder der Institutionen. Wir haben uns dabei im Blick zuerst ganz auf uns selbst zu beschränken. Welche Formen und Gestalten unseres Staates, welche unmittelbaren Ergänzungen durch andere brauchen wir zur Verwirklichung einer Weltstellung, die mit möglichster Sicherung gleichzeitig Entfaltungsraum unserer Kräfte darbietet? Das was in diesem Kriege durch den Bund mit Österreich-Ungarn und der Türkei von selbst im Werden ist, bietet den Körper, an den wir uns für die Beantwortung anlehnen werden. Von dem so gewonnenen innerlich und äußerlich notwendigen positiven Bild unserer Weltstellung und Weltaufgabe, von ihm ganz allein ist dann zu entscheiden, mit welcher von den beiden großen Mächten wir uns unter gewissen Bedingungen vertragen, mit welcher wir bei Fortbestand bestimmter Tendenzen unentrinnbar in weiterer Gegnerschaft bleiben müssen.

Es scheint, daß sich diese aufbauend gerichtete Denkweise allmählich aus den inneren und äußeren Erfahrungen des Krieges bei uns entwickelt. Zu ihrem Durchbruch aber ist es noch nötig, mit einer großen Menge

von Vorurteilen, unklaren Sympathien und Antipathien, die uns nach der einen oder anderen Seite zerren, aufzuräumen. Vielleicht werden die Briefe, die einen inneren Kampf nach der Richtung darstellen, zu dem Prozeß dieser Befreiung etwas beitragen können.

30. November

Die Leute haben ganz recht, sich dahinten zu Hause zu orientieren — aber es ist alles vorläufig. Erst nach diesem Krieg wird man ganz wissen, was wir sind und wozu uns das Schicksal berufen hat. Mir würde es den Mund verschlagen, etwas über unsere Mission zu sagen, wo wir die Leistung, durch die wir sie erkämpfen, noch nicht vollbracht haben, immer noch grade so gut ein Volk neben anderen, ja unter anderen wie über allen anderen werden können. Wie es nicht gleichgültig ist, ob jemand ein Erstgeborener oder Zweitgeborener ist — fürs ganze Leben nicht und für das, was er aus sich zu machen hat, so wird es für uns auch sein: ob wir in dieses oder jenes Dasein jetzt hineingestellt werden.

Nur eins ist mir vollkommen klar: Ein kriegerisches Volk werden wir noch lange sein — und die Aufgabe wird sein, in diesem Harnisch die tiefen und feinen seelischen Werte, unsere verschwiegenen Werte, erblicken zu lassen. Und es wird besser gehen als früher — denn im Geschäftsdeutschland verdorrten sie — im kriegerischen (jedermann wird künftig Soldat sein bei uns) werden sie, wie im ritterlichen früher in irgendeiner Weise als „Geheimnis" da sein können.

5. Dezember

Wie ungeheuer fühlt man doch, daß alle möglichen Ideen vom Leben her bedingt sind. Werden wir nicht ganz anders denken oder glauben müssen, je nachdem wir siegen oder unterliegen? Man kann doch immer nur vom Schicksal her das Leben begreifen, und man wird alles, was ist, verschieden deuten müssen im einen und im andern Fall.

Bei allerhand Erfahrungen muß man sich immer wieder sagen, daß wir in unserer robusten Urnatur die Grundlage aller Erfolge haben, daß aber die Verfeinerungen erst stellenweise eingedrungen waren und der Grundstoff erst langsam durchzuarbeiten ist. Das war ja unsere Grundaufgabe jetzt grade an der Jugend. Die Aussichten waren gut dafür. Und das Größte beinahe, was wir leisten müssen, ist nicht nur, diesen Krieg nicht zu verlieren, sondern ihn dann innerlich so zu verwerten, daß er nicht schadet, sondern nützt. Nie, glaube ich, habe ich so stark gefühlt wie in dieser Zeit, daß das Innere das Wesentliche ist, und noch nie in meinem Leben habe ich bei allem Hingerissensein durch die unbeschreibliche Größe der Aufopferung doch so namenlose Angst dafür

gehabt. Man hat gar keine Kategorien, um das auszudrücken, was man fühlt: ein Meer von Freude und Besorgnis, von Schrecken und Bewunderung und gar keine Möglichkeit, das vorerst zu beruhigen und zu ordnen.

13. Januar 1915

Nur nicht zu früh die Konsequenzen dieses Krieges ziehen — das sage ich mir immer — während ich auf der anderen Seite doch auch einsehe, daß irgendwie daran gearbeitet werden muß, uns auf seine Konsequenzen vorzubereiten. L. begreift nicht, warum ich gewisse Dinge, die ich über die Jugend und das jetzige Ziel des Krieges sagte, nicht in die Presse bringe. —

O wie merkwürdig sind doch die Leute, die nicht fühlen, daß es so furchtbar wenig darauf ankommt, was der einzelne ausspricht, weil die Bewegung, die die Dinge regelt, tief unter allem Aussprechbaren liegt und uns alle zu dem oder jenem Ufer treibt, wo wir dann wie die Wellen an das Land rollen.

Abends saß ich mit zwei Studenten zusammen, die jetzt Führer von Minenwerferabteilungen hier sind. Und wenn ich es nicht bei dem Aufsteigen all der Bilder von früher gefühlt hätte, so hätt ichs an diesen Jungens wieder handgreiflich fassen können, daß auch nach diesem Krieg die angefangene neue Zeit sich fortsetzen wird, durch ihn in einen wundersamen riesigen neuen Rahmen gestellt und mit nie geahnten Kräften zur Verbindung für bisher unvereinbar Angesehenes ausgestattet.

7. Februar

Ein furchtbares Erlebnis ist es ja, welche Macht die Phrase und das sachentfernteste Schlagwort über die Menschen hat. Es ist doch unerhört, daß sie selbst jetzt uns nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, und was bei den Engländern, wenn sie es tun, weiß ist, bei uns ohne weiteres schwarz heißt. Diese bodenlose Macht des Vorurteils! Es wird ja ein Stolz für uns, als Volk, werden müssen, als ganz etwas anderes Unerkanntes zu existieren, als man in der ganzen Welt von uns sagt. Aber sie würden, glaub ich, doch etwas in uns sehen, wenn sie nicht so absolut in Phrasen und Begriffen eingewickelt wären: Militarismus, Imperialismus usw. — oder ist das Verhältnis umgekehrt, daß man sie mit diesen Halbgespenstern an der Nase herumführen kann, weil sie uns nicht mögen. Wäre es nicht etwas anderes und unendlich viel Großartigeres, wenn man sich gegenseitig offen die divergierenden und zum Teil sicher nur mit der Waffe auszufechtenden Lebensinteressen eingestände und sie klar aussprächе und von ihnen redete. Nichts nimmt einen innerlich so mit, als diese von Grund aus widerwärtige gegenseitige

Verleumdungsverzerrung. Man kann in ihr nicht auf die Dauer geistig leben. Wir sind ja verhältnismäßig rein dabei, Gott sei Dank. Aber die Verzerrung, die sich die anderen, die doch auch zum Menschentum gehören, dabei selbst zufügen, die scheußliche Fratzenhaftigkeit, in der sie in dieser Gemeinheit gegen uns auftreten — das ist etwas geradezu Aufreibendes, wenn man die Menschen und das Leben liebt.

Wie anständig könnten die Engländer diesen Krieg führen, wenn sie sagten: das ist die Nation, mit der wir ringen müssen, denn sie bedroht unsere Seeherrschaft und muß sie bedrohen; und ist diese einmal gebrochen, so sind wir auf unserer Insel nichts mehr! Es ist tatsächlich so, und sie müssen diesen Krieg führen. Sie wären feige und jämmerlich, wenn sie, ohne den Versuch sie zu halten, von ihrer Weltstellung abtreten würden. Und sie könnten auf dem Boden dieser Ehrlichkeit und Anständigkeit wohl auch die Bundesgenossenschaft der anderen finden, die ja doch auch ihrer Interessen wegen kämpfen: Rußland für die Dardanellen und die Vorherrschaft im Slawentum, und Frankreich dafür, noch Großmacht zu bleiben.

Aber das Schicksal in der Geschichte will es wohl, daß, wer etwas auf die Dauer Unhaltbares vertritt, so niederträchtig lügen und verleumden muß. Nur muß man sich an diese Atmosphäre, die eine generelle Weltverpestung ist, erst gewöhnen.

9. Februar

Die „Kreuzzeitung" sei in der Behandlung der Gegner viel zurückhaltender als manche demokratischen Blätter. Es ist ja klar: für die ist das, was vorgeht, etwas Legitimes. Krieg gehört zum Leben und hat seine Regeln und Gesetze; wenn man so sagt, dann kann man gegen den Gegner anständig sein. Aber alle die Friedensapostel, für die er etwas Pathologisches ist, sie müssen natürlich sich, wenn sie ihn führen, entschuldigen und den Gegner bis zur Entstellung verunglimpfen. Darum die sozialdemokratische Presse der ganzen Welt, die durchgängig diese Friedensheuchelei treiben muß, in diesem widerlichen Verleumdungsgekeif gegen uns; und darum auch unsere demokratische Presse in ihrer Haltung gegen die anderen nicht ganz frei davon.

12. Februar

Wenn man mit jemand sprechen soll, dann fühlt man, wie hilflos man doch innerlich den Tatsachen gegenübersteht. Man versucht an irgendeinem Hintergrund philosophischer oder sonstiger allgemeiner Art Ausgangspunkte zu finden. — Man rollt in Gedanken aber doch immer wieder den konkreten Vordergründen zu, der bloßen Frage: Wie

sollen wir zwischen Rußland und England, zwischen denen wir werden wählen müssen, künftig Stellung nehmen? Wie kann man Rußland beeinflussen? Ist es in einen Nationalitätenstaat auflösbar? usw. Und dann verdichtet sich alles zu der Frage, ob überhaupt noch wieder ein Friede im früheren Sinne denkbar ist! Und man steht wieder vor dem sphinxhaften Riesenrätsel dieses Krieges, der für alle Völker alles entscheiden soll, nicht bloß für zwei oder drei — und der danach eine Lösung ebensowenig zuzulassen scheint, wie eben die Gesamtheit der Lebenskonflikte aller Völker sie haben kann. Man kann sich kaum ein endgültiges Ende ausdenken. Und das schafft immer wieder die Vorstellung, als ob wir in einer ungeheuren Weltwende stehen, hinter der alles und dauernd ganz anders sein wird als vorher, ganz andere politische und geistige Gesetze herrschen und ganz andere Fixierungen, — prinzipiell ganz andere, meine ich — die Welt regieren werden. Das Problem ist für jeden Blick in seiner Verknäuelung undurchdringlich in seinen Widersprüchen; man denke nur: unsre Sozialisten kämpfen mit Freuden, weil sie in dem Krieg den Kampf gegen den Zarismus sehen — in Rußland aber gehen Leute wie Plechanow mit der Regierung, weil sie in dem Krieg liberale und demokratische Mächte spüren. So geht alles durcheinander und in Wahrheit ist alles aufgehoben! Aber in einem habe ich wohl recht gehabt, wenn ich es früher immer sagte: daß unsre alte Begriffswelt, Worte wie Demokratie und Aristokratie und ähnliche, gegenüber unseren heutigen Realitäten absolut unbrauchbar sind, die Gegensätze gar nicht mehr decken. Der Krieg wird uns nun die neuen Tatsachen, die eigentlichen Realitäten und Kräfte, die da sind, vor die Augen halten — so daß wir sie dann auch in einer neuen Wort- und Begriffswelt werden aussprechen können.

14. Februar

Wir sind an gewissen Zivilisationsmaßstäben gemessen tatsächlich barbarisch — aber das ist im Grunde nur, weil unsre Natur so stark und unmittelbar das Wesentliche sieht und tut, daß sie immer wieder alle Konventionsschranken durchbricht. Das grade macht uns berufen, eine neue Zeit heraufzuführen. Wir gebären sie gewissermaßen aus der Mitte des Seins heraus, chaotisch zunächst und zum Entsetzen anderer — aller anderen wahrscheinlich. Das ist auch das, was sie uns mit einem gewissen Grauen ansehen läßt und was sie in einem milderen Grad auch schon vor dem Krieg empfanden. Wir passen in keins ihrer Schemata und wenn wir uns im Salon ihrer großenteils verlogenen und phrasenhaften Konventionen bewegen sollen, dann zerbrechen wir mit unserer robusten Urnatur alle Glasschränke — aber deswegen kann in unseren dicken Pratzen doch mehr Zartheit und Feinheit liegen, als in all ihren Glacéhandschuhen.

Sicher spricht sich das in unserer Musik aus — die uns gewiß nicht zu Kulturmenschen im Sinn irgendeiner äußeren Geformtheit macht, aber zu den eigentlichen Gotteskindern des Weltinneren stempelt.

14. Februar

Dabei bleibt immer die ungestillte Sehnsucht nach der Form, dem ausgedrückten Feinen, das die plumpe rohe Substanz auflöst und das Grobe ausstößt. — Aber es ist doch eine große und ursprüngliche Verbundenheit und Einheit mit der ewigen und unmittelbaren Quelle vorhanden, die in all uns Deutschen aufsteigt.

Es liegt etwas wie notwendige Blindheit gegen das bloß „Kluge", „Diplomatische" in dem Gefühl: mag auch die ganze Welt deswegen gegen uns aufstehen, wir müssen so handeln, wollen wir uns nicht selbst verlieren. So jetzt mit den Vereinigten Staaten! Es ist im oberflächlichen Sinn die größte Dummheit, die es gibt, wenn wir jetzt mit ihnen auseinander geraten sollten. Aber wir mußten und müssen diesen verlogenen Cant, den sie betreiben, entlarven. Das ist unser Fatum. So ist es mit ihnen und so ists mit allem, und nur Gott kann uns aus den Konsequenzen, die daraus folgen, helfen, so wie Er uns zu diesem Tun treibt. Müssen wir daran zugrunde gehen, dann würden wir für die Menschheit gestorben sein — es würde eine unvergängliche Saat daraus hervorgehen.

16. Februar

Wie der ganze Krieg in der heutigen Form nur entstehen konnte, weil wir nicht zwischen Rußland und England zu wählen verstanden hatten, sondern in jener unerhört anständigen aber blinden Art des Gradaussehens uns beide gleichzeitig zu Feinden machten, so wird uns irgendeine Art „Wahl" zwischen Rußland und England auch für die Zukunft nicht erspart bleiben. Es ist unwahrscheinlich, daß wir so weit kommen, mit beiden so fertig zu werden, daß wir ihnen unsern Willen diktieren könnten — sehr, sehr unwahrscheinlich. Wir müssen in jedem Fall an ihre Lebensbedingungen denken, und uns bei Überlegung unserer Lebensbedingungen und Aufgaben fragen, was wir ihnen und was wir ihnen nicht konzedieren können. Beim Friedensschluß können wir ja nicht ganz blind handeln, sondern müssen abwägen und wissen, welche Anlehnung und welche Gegensätze wir künftig wollen. Und sobald man sich die Frage so stellt, so sieht man, daß man sie heute einfach noch nicht entscheiden kann. Denn eben einfach, wie wir siegen und wo wir siegen, wird ganz wesentlich mit entscheiden, was wir künftig hinnehmen müssen und was nicht, und welche Ziele samt möglichen Anlehnungen wir künftig praktisch ins Auge fassen können.

Dahinter muß zweifellos ein allgemeines Gefühl unserer weltpolitischen

Aufgabe liegen und die würde ungefähr besagen, daß wir gegenüber Rußland nur sehen müssen, daß es uns nicht stört und bedrückt, während wir gegenüber England die Aufgabe haben, die angelsächsische Gesamtverzerrung der Welt aufzulösen und damit unsere und aller andern Völker besondere Entwickelung zu wollen. Das ist im Grunde der tiefere Gegensatz — Rußland mag einmal nach uns kommen — vielleicht? England aber ist vor uns und gegen uns. Aber doch kann man daraus gar, gar nichts unmittelbar für unseren nächsten Friedensschluß folgern. Möglich, daß wir ihn gewissermaßen mit Rußland gegen England machen können, möglich auch umgekehrt. Das Letztere wäre ja sogar das Bessere, wenn England schon so weit herabgedrückt wäre, daß unsere Aufgabe ihm gegenüber gelöst wäre.

23. Februar

An dem Schelerschen Buch (Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg) ist vor allem richtig die Zuspitzung auf die Frage Rußland-England — wenn ich sie auch vorerst anders lösen würde als er, der doch in Rußland den eigentlichen Feind sieht. Ich habe vorerst immer noch die Empfindung, daß es kein Volk in der Welt gibt, mit dem wir so gut in einem schiedlich-friedlichen Nebeneinander leben könnten wie die Russen, überhaupt die Slawen. — Kein Volk! — der Zarismus ist unser Feind. Sie können von uns noch viel empfangen, und wir haben innerlich von allen Völkern in Wahrheit das meiste Verständnis für sie und trotz allem die meiste Verwandtschaft zu ihrer Art.

Aber immer wieder kommt man auf zweierlei: daß es keine von der inneren Politik unabhängige Fragen der äußeren gibt, und daß die psychischen Faktoren und Probleme künftig für die Weltprobleme stark die mitentscheidenden sein werden. Wie kommen wir aus dieser Eingesperrtheit in den allgemeinen Haß heraus? Es wird in uns doch auch ein Prinzip gehaßt und irgendwie müssen wir dies Prinzip doch in ein höheres freieres auflösen oder an ein solches anfügen, das Propaganda für uns in der Welt macht. Ein Deutschland, das Militarismus mit wirklicher Volksmitbestimmung zu vereinigen verstünde — vielleicht könnte ein solches Deutschland so etwas werden. Jetzt haßt man in uns ein Phantom, aber das ist der lange Schatten von etwas, was wirklich da ist. Es wäre schrecklich, wenn wir unsere künftige Position bloß auf Macht und gar nicht auf geistige Faktoren mit gründeten, wenn der Gewalttypus bei uns der ausschlaggebende würde. Die Typen, die in einem Volk herrschen, werden ja immer mit durch seine Aufgaben aus der Situation, in der es sich befindet, heraus bestimmt. Und es wäre schmerzlich, wenn unsere Situation künftig ganz die bloß groben harten Charaktere in den Vordergrund schöbe — man möchte einen eigenen Krieg noch separat dafür führen, daß das nicht so wird.

26. Februar

Unsre Realisten leisten jetzt Ungeheures — aber wenn wir uns an ihnen wollten genügen lassen, würde unser Herz eine tönende Schelle. Daß hinter dieser Robustheit der Organisierenden noch eine Urkraft liegt, die unsers Volkes, das hat man gelernt, und für sie fühlt man Andacht und Ehrfurcht und Respekt vor der Organisation selbst und dem Sicheinfügenkönnen. Aber unser „heiligstes Gut" ist dies nicht im letzten Sinn, — nur sein Ausdruck·sozusagen im Gebiet des „Könnens".

Und: wir sind auch wenigstens hier ehrlich und ohne Lüge; unsre Realisten sind solche und wollen nichts weiter sein, während der englische Idealist ein verlogener und verkappter Realist ist, der seine Nützlichkeitszwecke versteckt und maskiert und in die ideale Sphäre hinaufschraubt. Das ist das furchtbar Gefährliche am englischen Einfluß und für mich wahrscheinlich der tiefste Grund zu sagen: lieber Rußland als dies!

25. Februar 1915

Wir werden einen großen Kampf führen müssen nach dem Krieg, und erst sein Ausgang wird unser Schicksal ganz bestimmen, denn er wird erst die Plattform schaffen, auf der wir eine andere europäische Situation herbeiführen können. Und nur von der demokratischen kann man innerlich verbindend, das heißt das äußere Organisatorische in ein inneres allgemeines geistiges Wollen hineinreichend aufbauen. Und nur so werden auch unsere geistigen Kräfte gelöst und in der Politik zur Entfaltung gebracht werden.

Einer der ärgsten Fehler der letzten Zeit war, daß man sich innerlich nicht genug mit Politik abgegeben hat.

Denn es ist furchtbar, in welchem Maße man erlebt, daß ja auch dieser Krieg, in fast jedem seiner Akte — in ganz anderem Sinn noch als es Clausewitz gemeint hat — fortgesetzte Politik ist. Und es muß so sein, weil er eben militärisch allein nicht zum Austrag gebracht werden kann. Die Rivalität zwischen der russischen und europäischen Welt halte ich allerdings auch, wie Scheler, für eine der Fundamentaltatsachen der zukünftigen Geschichte. Aber gerade darum ist uns diese Welt innerlich nicht gefährlich, weil sie etwas ganz anderes darstellt, als wir — während die englisch-amerikanische Welt eine bestimmte Ausprägung unseres Wesens ist, die — als Generalisation auf uns und europäische Kolonialwelt definitiv übertragen — eine trostlose Verzerrung und Entwertung derselben darstellen würde: die eigentliche große Kulturgefahr, von der die europäische Welt in sich heute bedroht ist: „Anglisierung!" Erst muß diese Gefahr abgewendet werden und wir das nötige Gewicht, womöglich die Führung in der europäischen Welt haben — dann kann die Rivalität mit der russi-

schen zum Austrag gebracht werden — bis dahin müssen wir irgendwie die äußeren Kräfte des Russentums paralysieren und uns äußerlich mit ihm vertragen, sonst werden wir nie zur Entfaltung unserer eigentlichen Weltaufgabe gelangen.

Dabei ist dann das Eigentümliche für mich wenigstens noch, daß in der Weiträumigkeit und Uneingeengtheit der slawischen Seele etwas liegt, was immer wieder das allerdings wohl trügerische Gefühl eines Sichverstehenkönnens hervorbringt; es ist gewissermaßen so viel verschiedenes Unverbundenes darin, daß man mit einem Teil davon sich ganz und gar versteht, während das Fremde gar nicht gleichzeitig in die Erscheinung tritt. — Beim Engländer aber ist doch alles um ein ganz bestimmtes Zentrum gruppiert, und die Art der Gruppierung ist so, daß dies Zentrum, das uns sonst ganz verwandt ist, eben dadurch sich in ein im ganzen hoffnungslos Fremdes verwandelt.

3. März

Vom Zusammenhang unserer auswärtigen Situation mit der inneren haben die wenigsten Leute eine Ahnung; ebensowenig von dem Zusammenhang der Talentlosigkeit unserer Politik mit dem fehlenden Ausleseapparat eines Parlamentarismus, der die Talente, weil er ihnen Einfluß und Entscheidung gibt, anzöge. Jetzt hat der Kooptationsprozeß der Bürokratie unter der Vormundschaft der Monarchie diese im ganzen doch konzeptionslose Politik bei uns hervorgebracht und bewirkt, daß für die oberste Spitze überhaupt kein eigentlich dafür begabter Mann mehr weit und breit sichtbar ist. Unsere konservativen Beamten kritisieren selbst in ihrer gar nicht üblen sachlichen Art an unserer auswärtigen und inneren Politik herum und haben keine Ahnung, daß es das Ausleseprinzip ist, das sie selbst vertreten und das Auslesematerial, dem sie selbst angehören, das wohl einen tüchtigen Durchschnitt hervorbringt, aber alles in sich erstickt, was geschichtlich notwendige und große Entschlüsse nach weiten Gesichtspunkten zu fassen vermöchte.

Und erst vollends ist ihnen versperrt, zu empfinden, daß es eben Ausleseprinzip und nicht bloß der Legitimismus oder etwas Derartiges ist, was uns im Ausland unfrei, ideenlos und unzugänglich für irgendeine gemeinsame politische geistige Operation und Kombination erscheinen läßt und uns daher in der Welt hoffnungslos isoliert — die Einkreisung geradezu schafft. Wirklich einflußreiche Politiker bei uns, „aus dem Volk" und von ihm getragen, hätten vielleicht eine Verständigung mit Frankreich über Elsaß-Lothringen auf dem Boden einer wirklichen Aussprache früher einmal herbeiführen können (wie Elsaß-Lothringen sich einem demokratischen Deutschland auch angeschlossen hätte). Aber der sic volo sic jubeo-Standpunkt des offiziellen Deutschland macht so etwas gänzlich unmöglich.

Wieviel — nicht Rasse — sondern Geschichte liegt in unserer heutigen Lage. Die Geschichte, unser Schicksal, hat bei uns durch die Entstehung des Reiches im Gegensatz gegen den alten ideellen philosophischen Typus des Deutschen wie bei keinem anderen Volk Intelligenz und Mittelklasse auseinandergerissen. Durch Bismarck haben wir die alte Aufklärungsphilosophie mit ihren vulgären demokratisch-liberalen Idealen, von denen die Mittelklasse der ganzen übrigen Welt heute noch lebt, überwunden. Wir sind das einzige Volk der Welt, das sie überwunden hat, und das daher in seiner Mittelklasse nicht mehr für Freiheit und Gleichheit in der vorbismarckischen Art schwärmen kann. Das verbindet die ganze übrige Welt gegen uns. Es ist uns aber bisher keine neue idealistische Ausprägung der Lebensformen gelungen, die als Ideal der Mittelklasse propagandistisch hätte treten können (ein solches müßte auch auf sogenanntem demokratischen Boden stehen, aber nicht im alten ausgelebten rationalen Aufklärungssinn; wir werden es jetzt zu schaffen haben). An die Stelle irgendeines Ideals ist der Bismarcksche Realist als Typus der Mittelklasse getreten — unendlich tüchtig — viel tüchtiger und ehrenwerter als der mit einer halb- oder unwahren Phrase umkleidete Mittelklassen-Rationalist der ganzen übrigen Welt, der die Nützlichkeit in ein Ideal travestiert und die Ideale in Wahrheit dadurch prostituiert hat

Aber dieser Realist ist unausstehlich und mit vollständigem Unverständnis für alle andern Völker ausgerüstet, da ihm jedes ideelle Bindeglied, was ihn über seine Zweckmäßigkeit hinaushebt und mit allen Menschen verbindet, fehlt. Gegen diesen Realisten, dessen unzerstörbare Ausdauer und unzerbrechliche Aufopferungsfähigkeit für das, womit er sich unmittelbar verbunden fühlt, sein Volk und seinen Staat, man uneingeschränkt bewundern muß, habe ich doch immer gekämpft. Ich meine natürlich nicht die sich einfach hingebende Masse des Volkes, in deren Leistungen heut doch das Größte liegt, was wir tun — sondern es ist eben die Mittelklassenformung desselben, seine unmittelbare realistische Führerschicht. In ihr werden wir gehaßt. Mit der Figur dieses Realisten stehen wir vor der ganzen übrigen Welt als Vorwurf zugleich (wegen seiner Tüchtigkeit) und als Drohung — anerkannt und verstanden auf diesem niedrigen Niveau vielleicht nur von den Amerikanern, die es sich leisten dürfen, etwas Ähnliches zu haben.

Aber mit diesem Typus wachsen wir ja nicht in die Sphäre der allgemeinen Ideale hinein; alles, was die Intellektuellen in Deutschland gesagt und getan haben, hat daher in der Luft geschwebt. Naumann, der an die ideelle Formung dieser Realisten heranging, ist es nicht gelungen, ihn aus der Tiefe heraus zu fassen und über sich selbst zu erheben — so

daß ein neues Berufs- und politisches Ideal aus ihm herausgewachsen wäre, das an die Stelle des von der französischen Revolution geschaffenen zu treten und von Deutschland her menschenverbindend zu wirken vermöchte.

Nirgends ist daher die Mittelklasse, nach der das Ausland uns beurteilt, in einem ganz bestimmten Sinn bornierter, das heißt von geringerem psychologischen Verständnis für die Fremde als in Deutschland. Die Mittelklassen aller anderen Völker leben alle in ihrer bewußten Ideologie von ganz anderen Voraussetzungen aus — und dazu noch von gemeinsamen — als die Deutschen. Realiter handeln sie ja ganz ähnlich oder gleich — aber sie werden stets sagen, daß sie anders handeln und daß der Deutsche gemein handelt, während der Deutsche sie als alberne Schwindler empfindet und es auch fühlen läßt, wo er kann. Das verträgt sich ganz gut mit dem Glauben an die „Urkraft" des deutschen Volkes. Bismarck ist gewissermaßen ein Exponent dieser Kraft, die die alte phrasenhaft und lügnerisch gewordene Ideologie zerschlagen hat, ohne aber mehr als Urgestein an die Stelle zu setzen. O, hoffentlich zerbricht an diesem Gestein die ganze zum letztenmal hereinbrechende Flut der alten verlogenen und in sich lebensunfähigen Welt, und können wir aus diesen Urfelsblöcken den Tempel deutschen Geistes bauen.

8. April 1915

Staat und Volk — was ist das eigentlich? Ich glaube beides in einem. Aber der Uxküllsche Gegensatz (Neue Rundschau, Januar 1915) ist doch gut, es ist ja dasselbe, was Lewis Morgan in der Ancient Society gentilizische und staatliche Verfassung nennt; aber der Gedanke des Abgeschiedenwerdens des Staatstyps aus dem Volkstyp ist, wenn er auch nur eine relative Bedeutung für die Erklärung der Staatsformen hat, doch fruchtbar. Am fruchtbarsten aber ist die Betrachtung des Staatswesens überhaupt als etwas seinem Urwesen nach Biologischem, d. h. aus Kampf- und Expansionsdrang Geborenem. Wenn man nur diese Sache nicht im öden Spencerschen Analogiesinne, sondern als Erfassung eines inneren geistigen Aufbauprinzipes auf die Staatsverfassung anwenden wollte. Man könnte so viel für Deutschland lernen. Das ganze Wesen des auf der Vielfältigkeit der einzelnen aufgebauten Staates (wie jeder nicht blutsmäßigen eigentlichen Organisation) ist Hinführung des einzelnen an seinen Platz: Auslese. Sie ist bei uns in Deutschland aufs beste vorhanden für alle Verwaltungstätigkeit, wo es sich um Auslese der Zuverlässigsten, Genauesten — im Gegebenen Umsichtigsten handelt. Alle diese Eigenschaften kann der „Vorgesetzte" am besten beurteilen, der avancieren läßt. Die Auslese ist auch leidlich vorhanden für die Militärtätigkeit, wo wir tatsächlich, wie Uxküll richtig sagt,

Blutauslese, Offiziersgeschlechter haben. Schon weniger gut funktioniert sie für die Gerichtstätigkeit, wo schöpferische Einsicht und Gewohnheitsrechtsinstinkt das Richtige wären, während es heute einfach Paragraphendialektik gilt. Und sie funktioniert gar nicht für die Regierungstätigkeit, wo die Verwaltungsauslese den Untergrund einer Art von Kooptationsmaschinerie der tatsächlich Regierenden bildet, die dem Monarchen diesen oder jenen geschickten, der Regierungsklique angehörigen Verwaltungsbeamten als Minister präsentiert: der Ausschluß jeder schöpferischen Kraft und jedes Volksführungstalentes in der Regierung, da ein solches immer nur durch große Konzeption und Instinkte für die Regungen der nationalen Seele an die Spitze kommen könnte. Wir brauchen einen Auslesеapparat für die Regierenden; und dieser kann nur in einem Präsentiertwerden der Führertalente durch das Parlament bestehen. Nicht Parlamentarismus, aber Gewichtsverschiebung hin zum Parlament, so weit, daß das Hineingehen in ein Parlament der beste oder doch wenigstens ein wünschenswerter Weg wird, die Leitung der Regierung in die Hand zu bekommen. Die Formen im einzelnen, die Strukturverhältnisse müssen sich autochthon bei uns entwickeln in Anlehnung an das Besondere unseres bisherigen Konstitutionalismus, ganz ebenso wie sich der unübertragbare englische Parlamentarismus so entwickelt hat. Es gibt ja in Wirklichkeit gar keinen einheitlichen Parlamentarismus; denn diese selbe Sache ist in England und Frankreich etwas so Verschiedenes, wie es die Worte oligarchische Herrschaft von Familienklique und oligarchische Herrschaft von geschickten Advokatenkliquen etwa bezeichnen.

Bei uns muß, wenn es gut gehen soll, eine Mischung unserer alten Beamtenaristokratie mit hoffentlich überwiegend aus der Intelligenz hervorgehenden Parteiführern zur Regierung kommen, wobei ein Beisatz von Industriellen und besser noch Bankiers nicht zu entbehren sein wird; — diese letzteren beiden werden nicht zu umgehen sein — nach den gegebenen Machtverhältnissen —. Sie werden aber immer das bloße rationale Schwergewicht bedeuten, das den Aufschwung unseres politischen Handelns zum wesenhaft-deutschen Ideellen und Großzügigen hemmen wird. Bethmann Hollweg ist mir zum Beispiel lieber als Ballin, obgleich er sicher weniger realistisch und gerissen ist. Aber er ist echter; er müßte nur begabte Leute — Scharen von begabten Leuten mit Konzeptionen und die in Verbindung mit den Volksinstinkten stehen, zur Seite haben.

10. April

Zu Troeltsch (Neue Rundschau, Januar 1915):

Ich glaube, Leute, die noch streng gebunden protestantisch fühlen, können in den eigentlichen tiefsten Gegensatz gegen England nicht hinein — sie

fühlen nicht die Verfälschung unseres Wesens, die uns durch die kapitalistische Anglisierung (Puritanismus) von dorther droht; sie nehmen daher England und Angelsachsentum gefühlsmäßig unbewußt als die gottgesetzte protestantische Weltregierung und von da aus stellen sie sich selbstverständlich in die zweite Stelle. Man muß das Furchtbare der inneren englischen Gefahr ganz durcherlebt haben, die deutsche Mittelstellung zwischen Protestantismus und Katholizismus (wir haben ja doch als einziges Volk der Erde beides in uns) oder richtiger das Nichteingehen des religiösen Deutschtums in diese oder jene Form ganz ergriffen haben, um das Rangbewußtsein gegen England und damit den Begriff der deutschen Stellung in der Welt überhaupt erst zu gewinnen. Wir sind das einzige aller alten Völker, das hier wie in allen anderen Dingen in keine der vorhandenen Schablonen paßt; so wenig wie die Antithese „katholisch-protestantisch" paßt die landläufige autokratisch-demokratisch auf uns, und so alle anderen. Das ist kein Zufall, sondern inneres Wesen, Selbstheit und noch nicht vorhandener Ausdruck für sie. Ein solches Volk, in dem die Welt heute, die autokratische wie die demokratische, die protestantische, wie die atheistische, wie die griechisch-orthodoxe irgend etwas unheimlich Neues bekämpft (— wie in anderem Rahmen einst das von den Juden ausgegangene Christentum —) hat eine Weltmission! Und ob es eine hat! Die geistigste, die sich denken läßt.

Alles kommt darauf an, den politischen Rahmen zu finden und zu erkämpfen, in dem wir sie entfalten können.

Ich halte den regulären politischen Imperialismus, ganz abgesehen von seiner realen Unerfüllbarkeit, da für denkbar ungeeignet; — denn so wie er ist, das hebt Troeltsch sehr gut hervor, ist er die größte Veräußerlichung, das stärkste Ausströmen der Kräfte ins Breite, aber in geistig ungefüllte Rahmen. Wir müssen auch da ausgehen von der realen Unterlage unserer Stellung, — Eigenes schaffen, was weder Imperialismus noch nationale Einschachtelung bedeutet.

Wir werden das schaffen, wenn wir einfach an die Besonderheit unserer Stellung in Europa anknüpfen, die von uns verlangt, daß wir uns zunächst kontinental in irgendeiner Weise sichern, um dann mit ungebundenen Händen in die Welt hinaus wirken zu können. In dieser Lage, sich zunächst kontinental zu sichern, ist wiederum außer uns kein großes Volk; sie alle, einschließlich Frankreich, das nur seine Ostgrenze verteidigen muß, haben weitgehende Sicherung der Eigenbasis der nationalen Existenz und können daher ohne weiteres frei darüber hinaus ins Große wirken — das heißt den Imperialismus treiben.

Das können wir nie und nimmer, weil wir zunächst uns selbst nach allen Seiten schützen müssen. Das heißt: Wir müssen auf die reine

Machtpolitik im Wortsinn verzichten, solange wir nicht Führer einer unzerbrechlichen uns nach allen Seiten deckenden Staatenkoalition in Europa sind — das wird noch lange dauern, vielleicht gewinnen wir sie nie. So lange aber können wir nur Führer und Helfer der Unverschluckten in der Welt sein — und Befreier der Verschluckten; — gewisse afrikanische Kolonien, an denen auch wir Teil haben können, ausgenommen. Unsre äußere Situation führt uns da auf dasselbe wie unsere innere Eigentümlichkeit: aufs Geistige. Führer- und Helferschaft draußen in der Welt und in Europa, so daß wir hier — in Europa — auch andere um uns herum gruppieren. Dies ist das einheitliche große geistige Prinzip, in dem wir politisch leben müssen. Wobei wir natürlich jedes Stück breit freien Boden, den wir für Besiedelung bekommen könnten, auch draußen nehmen würden; aber immer nur, wenn das uns nicht mit unsern großen Freunden draußen, die wir führen müssen, verfeindet. Die größten sind die Mohammedaner — wir dürfen mohammedanische Siedelungskolonien (Marokko, Stücke von Kleinasien) nur nehmen, wenn wir es im Einverständnis mit dem Sultan können. Daß wir etwas mehr Boden für uns bekommen, das ist natürlich, von allem andern abgesehen, ein großes Problem. Aber dafür soll sich einmal erst der Meister finden, der es löst. Ich weiß vorerst nur soviel, daß der Idee der bloßen Siedelungsausdehnung, solange nicht irgendein realisierbarer Gedanke dafür geboten wird, der sich mit den übrigen Linien unserer Entwickelung verträgt, nicht unsre ganze politische und geistige Existenz, unsere große Aufgabe in der Welt geopfert werden darf.

Von da gibt es noch ganz verschiedene Stellungen zum Kriegsziel. Denn es ist sehr die Frage, wie weit wir schon mit diesem Krieg in die Position einrücken, in die wir gehören. Aber allerdings: ein Frieden auf dem Status quo ante wäre gleich einer Niederlage, die Koalition gegen uns würde nur Zeit gewinnen sich zu stärken, und wir hätten in Belgien einen unerbittlichen Gegner mehr, der sich mit Hilfe der andern bis an die Zähne gegen uns bewaffnen würde. Wir stünden also schlechter da als vorher. Wir müssen es soweit bringen, daß wir irgendeine militärische Position in Belgien behalten können, — und Separatfrieden mit Rußland, was die eine Koalition gegen uns gleichzeitig zersprengen würde. Ob das in absehbarer Zeit gelingen wird? Es wäre ein ungeheurer Sieg.

15. April

An der Entwicklung jetzt ist es sympathisch, daß sie immer mehr nach Osten rollt, weil der Krieg damit zu seinem eigentlichen Ursprungsherd zurückkehrt und weil sich dort ein Gebiet großer nicht bloß strategischer, sondern auch politischer Möglichkeiten abspielt. Brächten unsere Staats-

männer wirklich eine Verständigung mit Italien zustande — dann könnte man starke Kräfte ganz im Süden von Rußland einsetzen — vielleicht risse man Rumänien, wenn man dort siegreich wäre, mit fort; dann wäre die polnische Frage strategisch gelöst, man würde von unten Galizien erobern, Warschau unhaltbar machen — gegen Kiew die Rumänen vorstoßen lassen. Rußland schlösse dann sicher, selbst um den Preis von Polen und ein Stück Beßarabien Frieden. Und was hätte man damit gewonnen für die Zukunft!

Dann könnte man vielleicht selbst Belgien, ohne starke militärische Garantien für die Zukunft, wieder räumen; denn man hätte nach Osten in Polen und Rumänien einen sicheren Grenzschutz. Aber man könnte dann auch die Engländer so drücken, daß sie in die Desarmierung Belgiens und vielleicht sogar die Abtretung von Zeebrügge ohne noch jahrelangen Krieg einwilligten. Und damit hätten wir einen Sieg erfochten, der uns für alle künftige große Weltpolitik, vor allen Dingen England gegenüber, die Hände frei machte.

20. April

In diesen Tagen muß man aufmerksam die Zeitung lesen! Wie sich das Neue ankündigt, die Verschiebung der ganzen Weltkonstellation, die immer mehr so wird, daß andere Völker einmal fußfällig bitten werden, daß wir sie vor den Russen und vor den Gelben schützen und daß wir gleichzeitig dem widerlichen bloßen Geschäftsinstinkt der Anglo-Amerikaner Paroli bieten. Wie äußerlich jammervoll und wie innerlich erbärmlich steht dieser hilflose ungeheure Klumpen der Vereinigten Staaten in seiner Armeelosigkeit jetzt da. Unmittelbar an seinen Grenzen sind prähistorische Zustände des primitivsten Räubertums eingekehrt, die Japaner landen, um sich selbst zu schützen, dieselben Japaner nehmen die ganze Welt des Stillen Ozeans für sich, die die amerikanische Welt werden sollte.

Und die Union? Mit einem Schönredner an der Spitze berauscht sie sich an widerlichen pseudo-moralischen Phrasen; und ihren impotenten Führer läßt sie nur an ihrer Spitze, weil er ihr gestattet, in den sieben ersten Monaten eines Weltkrieges, in dem auch über das Schicksal Amerikas entschieden wird, 297 Millionen Dollar an Kriegslieferungen zu verdienen und ihre Ausfuhrüberschüsse pro Monat von 27 auf 160 Millionen zu steigern. So kämpft dies Volk und dieser Staat mit um die Existenzfragen der Menschheit. Ekelhaft! Was wiegen gegenüber einem solchen widerlichen Schauspiel alle Gegensätze von Demokratie und angeblicher Autokratie usw. Da ist die autokratische russische Maschinerie, die von Ehrgeizigen und autokratischen Geschäftsleuten zur fürchterlichsten Weltbeunruhigung, die es je gab, mißbraucht wird, wenigstens imposant. Das Amerikanertum, das seine kapitalistische Gier mit feigen hilflosen

Phrasen zudeckt und sonst nichts tut, ist widerwärtig und zugleich verächtlich.

Gott sei Dank, daß man ein Deutscher ist — die einzige Nation, der man heut angehören möchte, auch wenn man nicht in sie geboren wäre. Wieder hat einmal die Zeit unserer Weltmission geschlagen, wie schon einmal zur Zeit Luthers. — Und wir werden uns diesmal an der Neugeburt der Welt zu Wahrhaftigkeit und Mut nicht verbluten, sondern um eine Weltwende kämpfen, in der wir führen werden.

Und dabei werden wir unsere innere Organisation so ausbauen, wie es unseren besonderen Bedürfnissen entspricht, ganz gleich, ob man das, was herauskommt, nun demokratisch oder aristokratisch oder autokratisch oder keins von allem nennt — ganz unbekümmert auch um irgendeine Phrase und irgendein dummes Schlagwort und nur für uns. Was wir der Welt bieten können, sind nicht mehr politische Organisationsformen, die gänzlich unserer einzigartigen internationalen Situation angepaßt sein müssen — was wir der Welt bieten wollen, ist auch nicht kapitalistische oder pseudokapitalistische Beherrschung — sondern — da hat der philosophierende Kanzler wirklich ein gutes Wort geprägt — ist „Imperialismus des Geistes!" — lieber noch „Evangelium des Geistes"!

(Schluß folgt)

Zukünftiges II

von Alfred Weber

12. Mai 1915

Russischer Volksimperialismus! Ich halte den Artikel von Leuthner (Neue Rundschau, Aprilheft 1915) für richtig und gut. Und das ganz große Problem ist ja eben jetzt, ob es uns gelingen wird, neben der belgischen Sicherung, die gegen England genügt (sie verhindert einen zweiten westlichen Krieg gegen uns), soweit zu kommen, daß wir Rußland tatsächlich schon jetzt zum Teil auflockern können. Es kann sich immer nur darum handeln, in welche Form der panslawische Strom hineingepreßt wird. An sich ist er durch die gemeinsame religiöse Weihe und die fast noch mehr bedeutende Weihe des gemeinsamen Ungeborenseins eine viel stärkere Kraft als der des lateinischen oder germanischen Rassenbewußtseins. Das letztere ist ja zurzeit überhaupt gänzlich zerbrochen. — Aber diese Kraft kann in ganz verschiedene Bahnen, ebenso in die Bahn nationaler und staatlicher Vielfältigkeit, wie beim Germanen- und Lateinertum, oder in die Bahn der äußerlich imperialistischen Unifizierung ausmünden. Der gegenwärtige Augenblick ist die Schicksalsstunde dafür.

Und man kann beinahe sagen: fühlt sich das Lateinertum noch so einheitlich, daß es zu einer einheitlichen politischen Aktion gegen uns kommt, und macht Italien aus diesem Grund gegen uns mit (einen anderen hat es ja zurzeit kaum noch), richtiger gesagt, gibt man dem extremen Lateinertum die Gelegenheit zu dieser einheitlichen Aktion (man hätte sie ihm aus den Händen nehmen können, ganz leicht), so ist vielleicht für den Panslawismus die Entscheidung zugunsten des künftigen Imperialismus gefällt. Das bedeutet nicht eine künftige Stärkung des Lateinertums und liegt auch gar nicht in seinem Interesse, denn auf seinen Rücken, auf den Italiens, würden die Schläge dieses Kampfes niedersausen, statt auf Rußland.

Es bedeutet vielmehr, daß ein ungeheurer politischer Feind des Germanen- und Lateinertums groß wird. — Und die weitere Konsequenz müßte vielleicht eine künftige Gruppierung aller Mächte unter Rassengesichtspunkten sein, während sonst eine Gruppierung offen bleibt, die auf einer Mischung von nationalen, geistigen, historischen und Interessenkräften aufgebaut ist und die unzweifelhaft unendlich viel reichhaltiger und schöner sein würde. Daß wir in der letzteren eine ganz andere Rolle

Um die Wirkung der Aufzeichnungen Alfred Webers nicht abzuschwächen, fügen wir entgegen der ursprünglichen Absicht ihren zweiten Teil in einem Ersatzbogen noch diesem Hefte bei. Die Redaktion

spielen werden, daß wir gewissermaßen der Kristallisationspunkt der mitteleuropäischen Vielfältigkeit würden — ihr Rückgrat und militärischer Wall gegen Vergewaltigung von irgendwoher und daß eigentlich die spezifische Mission, unsere politische und geistige Weltmission, von dieser Wendung abhängt, ist klar. — Darum sehe ich in dem Eingreifen Italiens etwas so Fundamentales, nicht etwa aus Angst vor seinem militärischen Erfolg.

Immer mehr komme ich dazu, die englische Gefahr geringer einzuschätzen und die russische größer. Der russische Drang, der auf Zertrümmerung Österreichs und geographische Dependenz Deutschlands losgeht, trifft uns schlechthin ins Herz, — der englische greift uns nur in unserer wirtschaftlichen und politischen Expansion an und ist außerdem mehr geistig. — Man empfindet die Engländer eben immer mehr als alt, als unfähig, uns auf die Dauer zu schaden. Und die geistige Gefahr, die ist nach diesem Kriege wohl vorbei. — Also dorthin, gegen sie, nur soweit kommen, daß sie aus Angst sich nicht noch einmal getrauen, uns anzugreifen — das andere findet sich dann schon von selbst.

Gegenüber dem Slawentum aber müssen wir viel größere Ziele verfolgen. Wir müssen dort direkt eine positive Einwirkung suchen und ein positives Programm haben, das sich auf Strömungen im Slawentum selbst stützt und dem von diesen gewollten „vielfältigen Gesicht" des Slawentums zum Durchbruch hilft. Auch Österreich ist nur auf Grund eines solchen Programms und als stärkster Exponent einer Gemeinsamkeit des Deutschtums und Slawentums künftig möglich.

13. Mai

Wenn man sich in die finanzielle Seite dieses Krieges vertieft und sein ganzes Drum und Dran, dann weiß man doch, daß sein Ende nicht bloß ein Waffenstillstand sein wird, sondern eine Fixierung. Wenn die andern Völker sich erst daran gewöhnt haben werden, uns als einen unzerstörbaren Fels anzusehen, dann wird alles anders werden: die Politik gegen uns und die ganze Beurteilung unseres Wesens. Es stellt sich ja immer mehr heraus, daß wir anders und mehr sind als andere. Die Tatsachen, auf denen unsere Existenz sich aufbaut, erfahren dann einen großen Umschwung, und die größte Gefahr, die wir dann zu überwinden haben werden, ist, daß wir uns nicht überheben. Wenn wir doch eine Religion hätten, die uns in ihren Glaubensformen noch ein voller Ausdruck sein könnte — man weiß ja gar nicht, wie die riesigen geistigen und Charakterbildungsaufgaben, die kommen werden, sonst gelöst werden können!

Bernhardi: Immer freut man sich bei den Militärs, daß sie nicht im Schema denken, sondern unmittelbar. Im tiefsten Grund seines Wollens hat dieser Mann vollständig recht: erstens ist der Expansionsdrang eines Volkes etwas Elementares, Unentrinnbares, auch einfach als Tatsache zu

bejahendes, das fundamentalste lebentragende Element. Und zweitens sind wir in der kämpfenden Bewegung, die daraus hervorgeht, das Kriegervolk κατ' ἐξοχην, müsse die eigentliche Militärnation der Welt darstellen — aus geographischen, geschichtlichen und psychologischen Gründen. Das ist mir eine Gewißheit, die der Krieg vertieft hat. Jeder Deutsche ein Krieger — anders gibt es für uns keine Zukunft. Das eigentliche Kulturproblem für uns ist, wie ich schon öfters sagte, wie wir in diesen eisernen Panzer die ganze Weiche, Weite und Freiheit des deutschen Menschentums hineinzupassen vermögen.

B. kämpft dafür, daß die allgemeine Wehrpflicht wirklich durchgeführt wird — ich glaube, das ist jetzt so selbstverständlich wie irgendeine triviale Randbemerkung zu unserm Schicksal. Und dies, daß das Militärische ganz außerhalb des politischen Parteikampfes gestellt wird, wird auch die einzige Lösung und Gesundung unserer politischen Konflikte darstellen.

Im übrigen ist dieser Kreuzzeitungs-Treitschke-Mann, eben weil er Militär und nicht Durchschnittspolitiker ist, so unbefangen, unser Schicksal als abhängig von unserer Schule und zwar einer guten Schule, die Selbständigkeit entwickelt, zu sehen und in dem heutigen Religionsunterricht die Crux des ganzen Volksschulwesens zu finden. Man sollte vieles aus dem Kapitel geradezu als Plakat anschlagen. — Es ist auch in der Tat das, was bei den Landwehrleuten am schwierigsten ist: daß noch so wenig selbständiges Denken und so fast gar keine Initiative zu einem selbständigen Wollen geweckt ist. Traumhaft — traumhaft verschlafen und in vielen wesentlichsten Dingen unwissend kommt einem unser Volk bei dieser in Wahrheit jetzt so eminent praktischen Berührung mit den Dingen vor. Was für zahllose Kräfte, die erst den Typus der Schildbürger und der sieben Schwaben, die alle an einem Spieß hängen, ganz zerstören werden, sind da noch zu wecken!

15. Mai

Zu Steffens (Krieg und Kultur): Sehr stark fühlt man, wie in diesem Krieg zwei Kräftepaare vor allem den Kampf schaffen: die äußeren Weltgeltungstendenzen der Völker, die uns tatsächlich vernichten wollen, und dann — als im Grund etwas ganz davon Verschiedenes: der Sklavenaufstand des landläufig liberal-demokratischen Ideals, das sich durch unser unheimlich neues Wesen bedroht sieht.

Und immer wieder ist es gerade dies, was einem die Gewißheit des notwendigen Sieges gibt. Immer mehr fühlt man doch diese ganze Welt ringsherum, Italien und Amerika eingeschlossen, als eine riesige, im Grund genommen rein bürgerliche Advokaten-Gesellschaft, deren Glieder sich alle, weil auf demselben geistigen Niveau und in derselben Atmosphäre stehend, verstehen, die daher mit ihrer Advokatenschlauheit Verschwörungen

anzetteln und Verbindungen über den ganzen Erdboden herzustellen vermögen, Leute, die alle wie auf ein Kommando: „Haltet den Dieb" rufen können, die aber, wenn der nun kein „Dieb" ist, sondern etwas anderes, mit dem Verfolgten nicht fertig werden können. Das Herbe und Schwere ist, daß man an dem Engländertum immer wieder etwas Verwandtes, den Ansatz zu einer besonderen und ähnlichen Art der Anständigkeit fühlt, zu der man gern durchdringen und ihr die Hand reichen möchte, wenn sie nur nicht so hoffnungslos hinter die stählernen Schlösser des kalten Egoismus eingeklemmt wäre, den keine Rasse wie die hat. Der Engländerhaß ist Bruderhaß, daran ist gar kein Zweifel. Aber das Beste in dem Fall ist, sich wegzuwenden. Innerlich können wir von den Engländern nichts lernen und nicht auf sie wirken — es kommt nur darauf an, daß sie aufhören, uns beherrschen zu wollen, und wir, sie um Erlaubnis fragen zu müssen.

Unsere große Aufgabe liegt bei den Slawen; denen können wir grade das geben, was ihnen fehlt: innere Ordnung und Halt. Und wir können von ihnen etwas lernen, nämlich Weiträumigkeit und innere Freiheit. Es ist doch oft eine Wohltat, mit einem Slawen zu sprechen, weil alles und jedes in ihm Raum hat und unbefangen angeschaut werden kann.

Und grade das fehlt uns Deutschen ja so entsetzlich, unser innerer Ordnungsdrang baut alles hübsch eng und ordentlich aufeinander und gerät in furchtbare Aufregung, wenn einer kommt und das alles hin- und herrücken, von allen Seiten begucken und vielleicht einmal versuchsweise anders aufbauen will. Daher unsere „Langweiligkeit"!

Eins, glaube ich, ist jedenfalls richtig: Gelingt es uns nicht, irgendwelche positiven Berührungspunkte mit dem Slawentum zu gewinnen und innerhalb desselben eine Bedeutung zu bekommen, so ist Österreich auf die Dauer unmöglich; — und mit ihm, das ist nach diesem Krieg, unzweifelhaft — fällt aus den allereinfachsten Gründen der Möglichkeit des Grenzschutzes und der militärischen Behauptung der Selbständigkeit unsere ganze Weltstellung dahin. Dann werden wir über kurz oder lang wieder ganz und gar die äußerpolitischen Sklaven der Russen: so daß man unsere Weltalternative unter bestimmten Gesichtspunkten so begreifen kann: entweder wie alle kleineren Slawen von den Russen äußerlich unterjocht zu werden — oder mit den kleineren Slawen nach einem neuen Prinzip die mitteleuropäische Welt zu organisieren. — Wobei zu diesem äußeren Prinzip aber auch ein geistiger Gehalt und Austausch kommen muß. Franzosen und Engländer sind dem Wesen nach ausgelebt — da drüben aber ist ungeheures, fruchtbares, verschlafenes Neuland.

17. Mai

Ich kann das, was wir jetzt vor uns haben, nicht, wie Steffen es tut,

als bloße Kriegspsychose ansehen; es ist mehr, es ist eine ganz richtige Verschwörung von Leuten, die als Demokraten und demokratische Führer die Art, Massen zu beherrschen, aufzustacheln und zu ganz extremen Tendenzen zu bringen, tausendmal besser verstehen als irgend etwas „Offizielles oder Nichtoffizielles" in Deutschland.

Und das größte und furchtbarste Erlebnis ist dabei das Maß, bis zu welchem die Massen fanatisiert werden können. Ich glaube, was wir in unsern Tagen erleben, ist in der Art so einzigartig, wie das Erlebnis der französischen Revolution Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, — an Größe und Furchtbarkeit steht es jedenfalls deren Schreckensregiment, das aus Doktrin den Gegner aufs Schafott brachte, würdig zur Seite. Und es ist dasselbe wie damals: daß der liberale und demokratische Doktrinarismus ganz genau so blutdürstig und so verlogen sein kann, wie der ärgste Zarismus und die schlimmste Autokratie, nur daß er gefährlicher ist, weil er von einem selbst geglaubten sittlichen Pathos angetrieben wird.

Wie sollen sich die fremden Nationen wieder aus dieser Verstrickung lösen? Darin fühlt man, wie auch der Krieg laufen mag, in Wirklichkeit das ärgste Hemmnis des Friedens — viel stärker als die entgegenstehenden Interessen —, weil eben Interessen sich nach Möglichkeiten einrichten, — Ideen aber, auch noch so abgeschmackte und doktrinäre, in ihrer Absolutheit Sein oder Nichtsein setzen.

Wie wollen sich die Völker, die jetzt wie gegen die Weltpest gegen uns aufgebracht sind, sich selbst später so unrecht geben, daß sie sich auf einen ehrlichen Friedensvertrag mit den Barbaren einlassen? Aber auch da scheint die französische Revolution vielleicht eine Parallele zu bieten — auch da ist nach dem „Paroxysmus der Idee" ein Rückschlag gekommen. Und unsre große Aufgabe wird sein, daß wir *dann*, wenn es an der Zeit ist, dieser abgestorbenen Idee eine andere auch geistige und weltumspannende gegenüberstellen.

Nun noch Italien: — wenn die Konsequenzen für die weitere Verteilung der Kräfte nicht so furchtbar wäre, möchte man die ganze Leere und Phrasenhaftigkeit der Sache an diesem einen Beispiel, bei dem das „Ideelle" in Reinkultur auftritt, durch eine tüchtige gewissermaßen freundschaftlich väterliche Tracht Prügel kurieren.

25. Mai

Künftig gehören wir alle zusammen in eine Partei des deutschen Idealismus, der zu einer politischen Kraft gemacht werden muß — mögen wir nun siegen oder nur durchkommen, oder mag es uns ganz schlecht ergehen — gleich! Der theoretische Pazifizismus wird ja so erledigt sein, daß man ihn sein Veilchendasein ruhig wird führen lassen können: das Führerschaftsproblem Deutschlands, die Art der Erfassung unserer Aufgabe

wird das große Kampfobjekt werden. Innerlich oder äußerlich – tief oder flach – geistig oder physisch – die ganze Nation muß vor das Problem gestellt werden. Und es ist ganz klar, daß nur die Kräfte, die heute links stehen, den Kristallisationspunkt abgeben können, um den sich das parteimäßig Neue gruppiert. Mit offenem Visier für Idealismus gegen Materialismus, das wird das einzige sein, wodurch die Nation zu bewegen sein wird. Sie wird aus diesem Kampf idealistisch zurückkommen, und es muß alles getan werden, damit dieser Idealismus nicht von bramarbasierenden Faustrecht-Nationalisten eingefangen, umgeformt und entwertet wird. Unser Ziel soll hochgespannter und edler sein als das der Gewalt-Nationalisten. Und ich bin überzeugt, daß ein höherer Flug des vaterländischen Gedankens als der ihre die Nation zu sich hinreißen würde. Wir haben bisher als nationales Klischee nichts Höheres gehabt als die Auffassung Treitschkes, die von ihm tief gefühlt wurde, – er hat wie wenige eine Empfindung für deutsches Wesen gehabt. Aber er hat als konkrete Weltaufgabe nur von der bloßen Machtbehauptung gesprochen. Und die Art, wie er sie aussprach, war daher imstande, der gewöhnlichsten, primitivsten, zum Beispiel antisemitischen Depravierung zu dienen. Sicher heißt es jetzt: „Am Ende war das Wort". Es muß jetzt gesprochen werden. Die Schöpfer des neuen Deutschland werden die sein, die es zu finden wissen.

England-Rußland. Sobald man wieder aufatmen kann, verschwindet der Verzicht in bezug auf unsere slawische Aufgabe. Auch wenn wir den russischen Drachen nicht töten, bleibt sie eine zukünftige Erlöseraufgabe.

27. Mai

Wie kompliziert sind doch die Motivationen auch im großen politischen Leben, und wie verketten sich auch da Geschick und Glück! Immer wieder denkt man, daß sich ebensogut eine Geschichte schreiben ließe, die alles als Kombination persönlicher Zufälligkeiten, verpaßter Gelegenheiten, großer persönlicher Ehrgeize usw. darstellt, wie eine andere, die nur die immanenten Notwendigkeiten anerkennen will. Der Tod San Giulianos, jetzt die „Krankheit" des Königs von Griechenland, der Tod des alten Königs von Rumänien – lauter Dinge von fundamentaler Wichtigkeit – und doch mag man sich dabei nicht wie bei den positiven Leistungen Hindenburgs aufhalten, weil man jene Ereignisse mehr wie weggeräumte Hindernisse für einen Strom fühlt, der doch vielleicht die Ufer irgendwo durchbrechen müßte – also als Unerhebliches innerhalb der großen Notwendigkeit, in der sich erst die Persönlichkeit bewegt.

Immer mehr sehe ich dabei den jetzigen Weltparoxysmus als Fortsetzung der französischen Revolution. Gibt es außer deren einfachen Prinzipien (zu denen auch das Nationalitätsprinzip gehört – abgesehen von vielem an-

deren auch deshalb, weil es allein reine Majoritätskörper mit wechselnden Mehrheiten zu schaffen vermag) gibt es außer und neben diesen Prinzipien noch andere, weniger einfache? Sind das andere nur „historische Gebilde", die keinen allgemein deutbaren Sinn haben? Oder sind das andere Körper, in denen auch etwas neues Allgemeines auftritt? — Was steht sich gegenüber? Die ganze Welt und — wir, Österreich, der Papst, die Türkei und China — zu vier Fünftel Geschichte gegen Ratio drüben, oder was sich in die erborgten Gewänder der Ratio versteckt. In dieser Gegenüberstellung faßt man die Gefühlswelt des ganzen Durchschnittes unserer Gegner. — Aber der Rationalismus und die Ratio sind ja doch überhaupt zu Ende! Das wissen wir, das wußten wir in Deutschland vor dem Krieg — wir allein vielleicht in der Welt. Und in einem ganz anderen Sinn wissen wir es als die frühere sogenannte historische Richtung bei uns. Uns sagte es die innere Kraft, etwas neues Überrationales gebären zu können: Kommt her, ihr Zweifler und Blinden und fühlt es! Es ist da! So wie nach der französischen Revolution das Nationalitätsgefühl da war — mit ihr geboren und doch als Gegenschlag gegen sie, ihre letzte Konsequenz in Napoleon — so wird nach diesem Krieg etwas da sein, was ich noch nicht benennen kann, was weder Sozialismus noch Liberalismus, noch irgend etwas von dem sein wird, was die drüben meinen, aber etwas, was auch ihre Gedanken verwendet, dabei gegen sie steht und über sie hinausragt und was seine Idee aus unserem deutschen Sein, Wesen und Schicksal holen wird, mögen wir nun siegen oder unterliegen.

Daß es eine selbständige Wesenhaftigkeit der unkörperlichen Gemeinschaftsgebilde gibt, hat kein Volk in der Geschichte bisher in der Art und Tiefe erlebt und zum Bewußtsein zu erheben versucht wie wir. Wir haben dabei bisher immer gestammelt und viel zu enge Theorien von den Formen solcher Wesenhaftigkeiten geschaffen: vom Staat, von den Klassen (auch eine deutsche Theorie); von allen möglichen anderen Körperschaften und Organisationen haben wir geredet. — Während die anderen, die vom Gemeinschaftswesen auch etwas seit der französischen Revolution spürten, möglichst wenig bindende und verpflichtende Allgemeinheiten: Nation, Rasse (beides an sich unorganisierte Allgemeinheiten) suchten und setzten, haben wir die verpflichtenden und bindenden konkret vorhandenen gesucht, gesetzt und mit dem Kantischen Imperativ bejaht. Wie sehr ist das alles aber doch nur die ganz vorläufige Formel eines tieferen Gefühls gewesen.

Handle so . . . usw. — Ja, das allgemeine Gesetz — welches Körpers? werden wir jetzt fragen. Und wir werden nicht mehr den Allgemeinkörper „Staat" oder einen anderen als einzigen sehen, noch auch für alle ganz verschiedenartigen Körper die gleiche Maxime suchen — sondern wir werden aus der Wesenhaftigkeit jedes Körpers Maximen des Handelns in ihm

und für ihn speziell entwickeln. Und wir werden so die Welt nicht nu mit einer großen Mannigfaltigkeit von Körperschaftsgebilden bevölkern, son dern auch die ganze Vielheit der menschlichen Beziehungen: „Herrschaf und Dienst", „Freiheit und Majorität", „Einstimmigkeit und Gleichheit" und tausend andere Beziehungsformen in den mannigfaltigsten Gestaltungen sich entfalten lassen. Es ist durchaus möglich, zum Beispiel ein Wesen und eine Aufgabe Österreichs in der Welt zu erkennen, die nicht bloß historisch, sondern gegenwärtig sind, und danach die Beziehungen der Nationalitäten dort und den ganzen Aufbau des Staates innerlich an das Gegebene anknüpfend weiter zu bilden. Weiter: die Aufgabe des Militärs ist eine andere als die eines Selbstverwaltungskörpers oder einer bürgerlichen Staatsverwaltung eines Landes, und nach dieser Verschiedenheit sind mit Bewußtsein und ohne Übertragung der Prinzipien des einen auf den andern Körper jeweils die Wesenheiten zu erfassen und die Beziehungskomplexe zu formen usw. Das wird man lernen. Und das wird die Befreiung von der Phraseologie des Demokratismus sein wie von den abstrakten gleichmachenden Theorien, wie auf der anderen Seite auch von der bloßen „Geschichte" und Anerkennung der nur tatsächlichen Herrschaftsverhältnisse. Das Phänomen der Besonderheit des preußisch-deutschen Staates gegenüber allen anderen und seiner Raumbezwingbarkeit wird der Menschheit die Bedeutung der aus ihrem besonderen Wesen geborenen Körperhaftigkeiten zum Bewußtsein bringen. Alle werden lernen daran: der Theoretiker oder Prophet dafür wird schon erstehen.

Und das wird unser Sieg sein in der Geschichte – unser politischer, denn wir werden auch noch einen anderen tieferen, moralisch geistigen erfechten.

1. Juni

Heute habe ich in Dostojewski, Politische Schriften gelesen. Es sind lauter Gelegenheitsartikel, ganz stark von den Umständen beeinflußt, aber wohl das Charakteristischste an Russischem, was man lesen kann: diese unendliche Beweglichkeit, dies Fehlen aller Rechthaberei, da schließlich alles nebeneinander Raum hat im Innern, dieses geradezu grenzenlose Selbstbewußtsein im Gefühl der gottbegnadeten Unverletzlichkeitsposition auf der Erde und der einzigartigen Stellung zwischen Asien, Byzanz und dem Westen. Unerhört stark fühlt man das Kommende – und das Fremde darin. Fünfzig bis hundert Jahre hätten wir diesen Leuten noch mit sich selbst zu tun geben sollen, gerade genug Zeit, daß wir Deutschen hätten fertig werden und unser „Leib" gewordenes Wesen unverrückbar vor die Welt und in die Welt hätten stellen können.

Zu „groß" (so sind seine Worte) und zu einfach kämen wir ihnen vor. Ja, so wie wir sind, werden sie innerlich von uns nichts anzunehmen ver-

mögen. Sie, wie alle anderen, „finden" uns nicht in unserer Verzauberung. Entzaubert aber durch Tatmöglichkeit im Großen: als ein ungeheures Erlebnis ständen wir vor ihnen da — grade vor ihnen; denn sie haben den Instinkt für das Neue und die Neigung, sich davor auf die Knie zu werfen. Unglaublich, was ihnen Dostojewski dafür an Idealismus vindiziert (ganz in jener slawophilen Vergötterung des Volkes); aber ich glaube, daß sie wirklich einer großen Noblesse fähig sind, ebenso wie einer bodenlosen, unergründlichen Gemeinheit des Schmutzes — was er selber nicht leugnet. Ein schönes Wort von ihm dabei: daß man das Wesen keines Volkes an diesen aus den Umständen erwachsenen negativen Seiten erkennen kann — sondern nur an seinen positiven Möglichkeiten zum uneigennützigen Aufschwung. In einem für uns unfaßbaren Sinn ist er ganz wie Tolstoj Christ, Weltverbrüderer und Weltverbesserer, auf der Basis der Erkenntnis der grenzenlosen Gemeinheit und der ebenso großen Aufschwungsmöglichkeiten der Menschen — ahnungslos dabei über das Maß von Nationalegoismus, der sich in seinem Traum von der russischen Welterlösung verbirgt.

Nein, — objektiv sein können auf dieser ganzen Welt wohl nur die Deutschen — und vielleicht die Juden. Sollte das aus einem ähnlichen Schicksal hervorgehen? Diese Parallele mit den Juden wird man jetzt gar nicht los. Ich habe sie meiner Mannschaft am Sonntag vorgebracht, — sie haben nachher stundenlang darüber diskutiert.

Aber was sind neben den Russen, beziehungsweise Slawen und ihren Möglichkeiten die Engländer, Franzosen, Italiener oder Amerikaner! Sie kommen einem alle wie künstliche Aufbauten aus schon behauenen und abgegriffenen Steinen vor; die einzige Variation ist, diese Steine ein wenig anders zusammenzusetzen und dadurch eine etwas andere Fassade zu schaffen — innen, dahinter, im Wesen ist nichts Neues, noch Ungeborenes, Überraschendes, noch zu Erlösendes mehr. Jedes russische Buch aber quillt von Unausgesprochenem und Unaussprechbarem über. Ich erinnere mich an die schrecklichen, wirren Diskussionen in Turgenjews Neuland — übrigens ebenso in allen seinen anderen Romanen; sie haben immer einen großen Reiz für mich gehabt, denn sie reden dort alle wie mit fremden Zungen, und man wartet immer, daß plötzlich etwas wie eine Erscheinung unter sie tritt und sie alle erlösend vereinigt.

Wir sind auch nicht aus behauenen Steinen zusammengesetzt. Aber unsere Erlösung könnte nie durch das Wort allein erfolgen, sondern nur durch die Tat.

Kommen wir unzerbrochen aus diesem Krieg, auch ohne irgendeinen Gewinn und ohne Garantien für die Zukunft, so werden wir in jedem Fall als ein einzigartiges Phänomen dastehen, etwas, das man zunächst sicher so leicht nicht wieder anrühren wird. Aber ich fürchte, — siegen wir nicht ganz —, daß wir dann in dem bloß Militärischen eingeschlossen werden, was, wenn

wir stärker und gesicherter künftig dastehen als vorher, nicht der Fall wäre. — Jedenfalls werden wir zwar schwer zu kämpfen haben, Leute unserer Art nämlich, die ein inneres Deutschtum irgendwie zur Herrschaft bringen wollen, aber wir werden eine große schöne Aufgabe haben.

2. Juni

Weiter Dostojewski! Da steht zum Beispiel: „Es scheint mir . . . daß auch unser Jahrhundert in Europa mit irgendetwas Kolossalem enden wird, das heißt vielleicht nicht grade mit etwas, das buchstäblich dem gleicht, womit das achtzehnte Jahrhundert endet, aber immerhin mit etwas ebenso Kolossalem, elementarisch Furchtbarem und gleichfalls mit einer totalen Veränderung des Antlitzes dieser Welt, wenigstens im Westen des alten Europa." — Geschrieben 1871, im Türkenkrieg! Grund, warum ihm das so scheint: weil ungesehen von allen Diplomaten (so schreibt er) irgendwie alle Weltfragen in einem geheimen Zusammenhang auf einmal auftauchen und zur Entscheidung drängen werden, in dieser, unserer Zeit.

Ist das nicht unerhört, diese Vision! Und von derartigen Dingen, unmittelbaren rätselhaften Einsichten, die durch den Schleier der Tagesfragen, den Kampf mit dem Katholizismus für die Rechtgläubigkeit, dem Ringen mit dem Sozialismus usw. hindurch gewonnen sind, ist das Buch voll! Das ist unzweifelhaft einer der wunderbarsten Menschen gewesen, und was uns jetzt besonders groß an ihm vorkommt, aber im Grund ja allen russischen Schriftstellern eigen ist: die tiefsten Lebensfragen sind nicht losgelöst vom Politischen, sondern in ihm, aus ihm und durch dasselbe gesehen. Wie wichtig ist das! Weiß Gott, das wissen wir heute wieder. Und es ist wohl unsere große Schuld gewesen, daß wir aus Verzweiflung an diesem Politischen zu sehr in einer Zweiweltenexistenz, der der inneren Kultur und der der äußeren Daseinsformen, lebten.

Alles ist in Wirklichkeit doch ineinandergeflossen! Wie entsetzlich dumm waren zum Beispiel die Leute, die glaubten, „innere" und „äußere" Politik trennen zu können, und dann von einem Primat der äußeren über die sekundär gedachte innere sprachen. Was ist an diesem ungeheuren Krieg wohl mehr äußere und was mehr innere Politik? Die innere Organisation der Staaten entscheidet ihre Leistungsfähigkeit, weist ihnen aber auch ihre Stelle an dieser oder jener Seite des Weltkampfes an — es kämpfen innere Prinzipien (wie in der französischen Revolution) und zeigen ihre Stärke und ihre Schwäche. Vielleicht wird das Schlußresultat so sein: eine große diplomatische, geistig kommunizierende Überlegenheit des alten liberalisierenden, jetzt als freimaurerisch etikettierten, sogenannten humanisierenden Prinzips und eine ebenso große militärische Überlegenheit des nackten Sachlichkeits- und Realitätsprinzips, das noch

keinen allgemein-menschlichen darübergebauten Idealismus besitzt, und das wir vertreten.

Möge das Resultat so sein!, und dann nur Rußland als ein unaufgelöstes Problem, das nicht in diesem Gegensatz aufgeht, übrig bleiben. Seine Stellung könnte dann rein heraustreten aus dem Gegensatz; und an dem riesenhaften Problem Rußland könnte sich die neue Ideologie, die über unsere Realität aufgebaut werden muß, entzünden.

Wir müssen dieser im byzantinischen Prunkgewand einherschreitenden russischen Weltverbrüderungsidee, die viel gefährlicher ist als der englische Imperialismus, der ja nur Realität, aber keinen Geist hat, etwas Geistiges entgegensetzen, oder es rettet kein Sieg am Dnjestr, am Pruth, an der Weichsel, am Njemen uns vor dem zukünftigen Versinken.

Lächerlich zu meinen, daß diese Großrussen nicht organisieren könnten. Sie haben doch dieses ganze Reich geschaffen — man sehe ihre neue Agrarreform, das, was sie seit Mukden aus ihrem Heere gemacht haben! Sie sind Organisatoren! Und sie haben einen großen, gewaltigen Glauben! Es ist der letzte Moment! Wenn wir sie jetzt schlagen, können wir noch die slawischen Vielfältigkeitstendenzen zur Herrschaft bringen — später nie mehr!

Und unsere Idee? Ich verliere den Glauben nicht! Die Tat wird sie hämmern und sie wird dann dastehen, wie die Nationalitätsidee nach der französischen Revolution!

5. Juni

Heute, nach den Progromen in Mailand, kreisen die Gedanken wiederum um das deutsche Volk, zu dem man gehört, aber an dessen Art man doch oft so tief gelitten hat.

Unser Eingeschlossensein in die bloße überlegene Tüchtigkeit wird gehaßt. Wenn man diese Überlegenheit wenigstens noch durch ein bissel Liebenswürdigkeit versüßte, — oder sie nur tatsächlich unfühlbar wirken ließe. — Aber nein! sie wird dem andern unter die Nase gehalten bis zur Unausstehlichkeit — zum Beispiel auf Reisen: der beleidigte Ordnungssinn!

Und man kann in der Tat nicht auf die bloße Tüchtigkeit Lieder dichten, wenn sie auch die Treue und Aufrichtigkeit und das Gefühl für das Echte als tiefsten, schönsten Kern in sich schließt — man kann es noch nicht, trotz des Schicksals.

Diese Nation muß ihre Schale sprengen, die Glieder recken dürfen, ins Große gehen, dem geistigen und physischen Raum nach, dann wird sie die Verknitterung und Formlosigkeit verlieren — ihre geistigen und körperlichen Glieder werden gerade aussehen, ihre Häßlichkeit wird verschwinden. Und dann wird der Dichter kommen, der über sie singen kann. Jetzt geht es noch nicht.

Jetzt können bloß jene einfachen Laute der Sehnsucht aus dem verzauberten Sein aufsteigen, die aus jeder deutschen Dorfstraße erklingen.

So mußte ich heute denken, als ich draußen bei meiner Stellung im Grase lag und die grauen anspruchslosen Gestalten aus ihren Unterständen, — viereinhalb Meter unter der Erde — auftauchten und durch die gelbgrüne Pracht der Wiesen still zum Bach, zum Wasserholen gingen.

8. Juni

Der deutsche Volkscharakter ist für mich das Wunderbarste, was es menschlich gibt — das größte, tiefste und entscheidendste Erlebnis des ganzen Krieges.

Was mich jetzt manchmal traurig gemacht hat, hat nicht seine Ursache in ihm, sondern in unserm Schicksal. Wir müssen das Reich in gewissem, vor allem im geistigen Sinn, aber auch in manchen äußeren Aufbauformen noch einmal errichten, mindestens umformen, wenn es uns — das geistige Deutschland — fassen soll. Das Verhängnisvolle ist, daß die bisherige Aufbauform vielleicht, wenn sie uns auch militärisch rettete und militärisch und organisatorisch etwas Großes in die Welt hinstellt, doch die Gefahr in sich schließt, an unserer eigentlichen großen politischen und geistigen Aufgabe vorbeizuführen.

Niemand von uns, auch wenn wir alle in die Politik gegangen wären, hätte daran etwas Wesentliches ändern können, deshalb nicht, weil die innere Kräfteverteilung so war, daß wir machtlos waren. Wir sind ja deshalb aus der Politik heraus, weil wir den Neuaufbau von innen, von den Menschen her, beginnen wollten! Ein anderer — ein entfalteter deutscher Mensch! Dann wird sich vieles ändern! Und ich glaube heute noch, daß der Krieg so nicht gegen uns hätte geführt werden können, wenn unsere neue Generation vor den Augen der Welt erst sichtbar geworden wäre! — zehn Jahre später also!

Er war aus militärischen Gründen vielleicht heute nötig und vielleicht war Serajewo die einzige Gelegenheit, ihn mit Österreich überhaupt noch zu führen; das bestreite ich nicht. Dann aber haben eben unser inneres und unser äußeres Schicksal sich wieder einmal so gekreuzt, daß das innere in seiner „Leibwerdung" am äußeren vielleicht — vielleicht (ich hoffe immer noch nicht) scheitern wird. Das erstemal wäre es nicht: in der Reformation, im achtzehnten Jahrhundert. Beidemal war es prinzipiell ganz gleich, nur umgekehrt bedingt.

Aber zweierlei tue ich deswegen doch nicht: ich verwerfe nicht Autorität, wohin sie gehört, zum Beispiel im Militär, nur deshalb, weil sie im Staatlichen und Geistigen für uns verderblich sein kann. — Und wenn uns das aus unserem Schicksal folgende vorläufige Eingesponnensein in militärischen und politischen Autoritarismus unsere große politische und geistige Leib-

haftwerdung kosten sollte, — (ich hoffe ja immer noch: nein) ich würde doch nichts von den Idealen aufgeben, die ich für das Deutschtum habe, aber ich würde wissen, daß sie gewissermaßen ein heimliches Deutschtum werden würden, von dem ich nicht wüßte, ob es je noch Wirklichkeit sein kann, das aber doch die letzte Kraft des um seine volle Realität betrogenen Deutschtums wäre — die Flamme, von der es leben würde.

10. Juni

Man fragt sich, wenn man jetzt politische Schriften über Italien liest, was dachten sich eigentlich unsere Staatsmänner angesichts dieser für jeden Einsichtigen so offenkundigen diplomatischen Lage? Sie glaubten offenbar an Papiere und königliche Telegramme, und das ist eben das, allgemein gesehen, so Charakteristische, daß wir daran immer politisch scheitern — an dem Nichtempfinden der lebendigen Kräfte und dem Glauben an Papier und höfische Knixe! Diese Nation der Realisten, deren ganzer politischer Aufbau doch so ist, daß sie die stärksten Realitäten des heutigen politischen Lebens: Volksströmungen, Volksaspirationen und Volksstimmungen in ihrem Wörterbuch nicht kennt!

Es gibt ja natürlich auch in anderen Ländern diesen Typus, der nur das Nächste sieht und sich in Aktion und Reaktion erschöpft. Er gehört im allgemeinen zum Teil in die Kategorie der Unreflektiertheit, und insofern ist er wohl ein Zeichen nationaler Jugend. Er kann auch die Folge eines heftigen, alle Hintergründe verdeckenden Temperamentes sein — aber in diesem letzteren Fall befinden sich mehr die Italiener; viel reflektiertes Raffinement und irgendeine damit nicht verbundene Vehemenz, die dann alles über den Haufen wirft und kindlich wirkt. Die Italiener haben ja dadurch immer ihre größten Gelegenheiten in der Geschichte, nachdem sie sie raffiniert vorbereitet hatten, doch im letzten Augenblick verspielt.

Aber bei uns ist es etwas ganz anderes, — das Temperament reißt unsere Leute nicht weg, sondern es ist irgendeine Art von Robustheit und intellekueller Einfachheit — Einfalt — möchte man es lieber nennen. In ihr liegt ja unsere größte Tiefe, aus ihr kommt unser Bedürfnis nach Ehrlichkeit, Gradheit usw. usw. — Ist es denn nun so, daß all das notwendig mit jener fürchterlichen Unfähigkeit des Überschauens der psychischen Wirkungen einer Handlung, mit jenem entsetzlichen Eingesperrtsein in sich verbunden sein muß, das doch den psychologischen Untergrund von so vielem Falschen, das wir machen, darstellt. Eine Frau kann doch auch Einfalt haben und dabei dieses psychische Verstehen unmittelbar — warum nicht auch ein Volk? — Oder ist es unser robustes Kraftgefühl, das all dies zudeckt? Männlichkeit in einem ganz bestimmten, beschränkten Sinn? Aber das ist wiederum nicht richtig, — gerade die eigentlich Tapferen,

die man hier um sich hat, sind durchaus nicht alle so. Ich glaube immer wieder, daß es irgendein „objektiver Geist" ist, von dem wir beherrscht werden und der uns in dieser Art auch ganz nur auf politischem Gebiet beherrscht als Rückwirkung davon, daß wir hier eigentlich nur eine militärische Tradition, die preußische, haben, — und den ganz falsch, als Kraftmeiertum ins Volksbewußtsein projektierten Bismarck (— den unendlich vorsichtig abwägenden und resignierenden Bismarck kennt man ja doch im Volke nicht). Politisches Handeln, das das eigene Handeln in die Gesamtheit der vorhandenen psychischen politischen Kräfte als eine Kraft einstellt und die Möglichkeiten sucht, von da aus zu wirken, — ich glaube, so etwas gibt es bei uns in irgendwelcher Allgemeinverbreitetheit tatsächlich nicht. Das wäre dann die Folge davon, daß unser politisches System uns eben den Aufbau einer derartigen Tradition und eines verantwortlichen derartigen Überlegens statt des albernen Kritisierens verschlagen hat, weil es uns überhaupt unmündig ließ.

Es ist ja doch nicht wahr, daß der Deutsche, abgesehen vom Parvenü (einer internationalen Erscheinung), nicht feinfühlig ist — im Gegenteil — das „Volk" ist es außerordentlich; es ist vielmehr irgend etwas, was bis vor kurzem unseren aufsteigenden Durchschnittstypus, dessen gute Seite die Realistik und Phrasenunberührtheit ist, im geistigen Oberbau in jener Eingeschränktheit und bewußten Ablehnung des Verstehens festgehalten hat, und das ist neben der Reaktion des „Erst-sich-durchsetzen-müssens" eben jene politische und geistige Tradition, die ganz in Wahrheit keine ist.

12. Juni 1915

(Über die Behandlung deutscher Kriegsgefangener in Frankreich.) — Man kann aus dieser Krise mit keinem Glauben an das überwiegend Gute in der menschlichen Natur herauskommen. Im Gegenteil, es ist, als ob die vielen Humanitätsphrasen eine Art von Verdrängung der rohen Triebe, ein Ressentiment der Boshaftigkeit hervorgebracht hätten, das jetzt seine Orgien feiert. Und als ob die Menschen um so humaner und besser sind, je einfacher und offener „böse" und „roh" sie sind. Wahrhaftig Nietzsche — muß man nicht an ihn denken! Denn es ist ja nicht sein offen grausamer Übermensch, der alles das tut, sondern der von ihm so gehaßte Ressentiment- und Humanitätsmensch, der sich so gemein macht.

Wie ist doch bei unseren Gegnern die von ihm bekämpfte verlogene Humanisierung zusammengebrochen! Und man sagt sich immer wieder, daß wir die neue Botschaft haben und daß wir eben ihretwegen bekämpft werden. Sie können das nicht verstehen, sie fürchten sich davor, weil es ihre tiefste Verlogenheit und ihre Geheimnisse aufdeckt, mit denen sie die

Massen nach ihren Machtinstinkten leiteten, indem sie sie mit einem wohl riechenden Narkotikum betäubten.

19. Juni

Gestern abend diskutierten wir über Kriegsziele und auswärtige Politik. Es war insofern interessant, als man sah, wie die Abneigung und innere Stellungnahme gegen England doch alles übertönt, während auf der anderen Seite die Vorstellung, gegen Rußland wirklich etwas Großes zu erreichen, beinahe bei allen den Vorstellungshorizont des für möglich Gehaltenen übersteigt. Und damit wirken dann die verschiedenen Anlehnungssympathien des Konservativismus an Rußland zusammen. Immer noch ist nicht in das Bewußtsein eingedrungen, daß wir uns mit einem imperialistischen Großrußland nie vertragen können, weil es Konstantinopel wollen muß und weil es Österreich auflösen muß. Man möchte Dostojewski geradezu zur Nationallektüre bei uns machen, damit die Leute einerseits das sympathische russische Wesen, mit dem wir uns vertragen können, und andrerseits die für uns immense Gefahr des gegenwärtigen russischen Regierungssystems und seiner immanenten Tendenzen empfinden lernen. —

Noch etwas über Dostojewskis Stellung zur Judenfrage; sie ist charakteristisch und zugleich tief und unendlich viel vorwegnehmend, wie alles bei ihm. Die Juden sind ihm fremd und entgegengesetzt, aber er sieht ihr Wesen und Prinzip ihrer „Idee" im Religiösen und dem Gefühl des Auserwähltseins. „Ein Jude ohne Gott," sagt er, „das gibt es nicht, das ist etwas Undenkbares." — Wer hätte das sonst am Anfang der antisemitischen Bewegung so tief gesehen? Wir wissen ja heute, daß das Judentum durch die religiöse Idee verankert, durch sie in den Jahrhunderten zusammengehalten ist, und von den heutigen neo-romantischen Juden wird das am stärksten unterstrichen; so „modern" ist dieser Mann, weil er überall von der religiösen Wurzel ausgeht. Und das eben gibt seiner panslawistischen Idee (die ja ein ganz echtes, tiefes, warmes, brüderliches Christentum in sich trägt) die Größe und gleichzeitig auch die entsprechende Gefahr, da sie ein religiöses Ideal ist!

Der englische Imperialismus dagegen ist nur von Geschäftsinteressen, Machtinstinkten und einer naturalen Rassengemeinschaft zusammengehalten! Sein Leben ist das dieser Dinge, das heißt, er kann sich mit der Realität, aus der sie erwachsen sind, wieder auflösen und verschwinden. Der russische Imperialismus ist ein Ewigkeits- und (für die Russen) Welterlösungsprogramm. Er kann nur durch eine andere Idee bekämpft werden, nicht allein aus Realitäten heraus — durch eine andere Idee im Slawentum selbst, die gleichfalls zu tiefst religiös ist. Nach ihr ringt offenbar Masaryk — ob er sie finden kann? — —

Wie habe ich heute wieder über deutsche und romanische Gegensätze denken müssen! Sonntag! Er tritt bei der relativen Ruhe hier jetzt doch wieder ein klein wenig in sein Recht. Also morgens? Da hören wir in unseren Schützengräben ganz deutlich die Franzosen drüben in dem von ihnen besetzten — — laute Blechmusik, Tanz und etwas wie Karnevalsstimmung — abends geht es dann noch lauter zu in den Unterständen drüben. Dagegen unsre Leute? Wenn sie nicht in die Kirche gehn, was übrigens nur ein Teil tut, so liegen sie in Gruppen im Gras — sie schreiben in den Unterständen oder vor ihnen hockend nach Hause — sie sitzen mit den hiesigen Bauern, die es nicht wert sind, denen sie aber so gutmütig in jeder freien Minute helfen, vor den Häusern. Abends in der Stellung hört man sie vielstimmig in den Unterständen ihre halb wehmütigen, halb sentimentalen, halb fröhlich-treuen Lieder singen.

Ja, das ist wohl ein Volk von Braven! Und dann bei der Arbeit — wenn man ihnen ihre Arbeit, ihre Berufsarbeit gibt! Die Brunnenmacher, die da draußen gebohrt haben, hören nicht wieder auf, bis sie bei mehr als zwanzig Meter Tiefe Wasser gefunden haben — sie haben eigentlich Tag und Nacht geschafft, man muß sie nur lassen. Dem Gärtner macht seine Arbeit so viel Spaß, daß er natürlich auch Sonntags schafft: „Ja, wenn die in ‚Perzymissel' auch so viel Gemüse gesetzt hätten, hätten sie's vier Wochen länger gehalten!" — Den Zimmerleuten, die Küche und Unterstände gebaut haben, braucht man auch nie etwas zu sagen. — Ein Arbeitsvolk!

Kann es mehr sein als das und eine ungeheure Kraft der persönlichen Aufopferung? Ich glaube es, wenn durch Schicksal und Erziehung die Initiativkräfte noch viel mehr ausgelöst werden als heute. Als durch soziale Strukturverhältnisse in der stadtwirtschaftlichen Zeit die Initiativkräfte des Volkes wirklich ausgelöst wurden, haben wir in Deutschland das Höchste an demokratischer Kulturgestaltung hervorgebracht, was es in Europa gab — bildnerisch und in jeder Hinsicht; die Reformation war der letzte ideale Ausdruck davon und eine Volksleistung im Ganzen. Es kommt nur darauf an, die Geister zu wecken, die seitdem ganz eingeschlafen waren und nur eine literarische, unverbundene Oberschicht besaßen. Und wir sind im Gange!

Aber Führer brauchen diese Massen, solche, die sich aus ihnen selbst erheben und bessere als die heutigen sozialdemokratischen Parteivorstände, denen schon wieder die internationale Reinlichkeit ihres Parteischildes mehr wert erscheint als alles andere und die sich wahrscheinlich zum Gespött ihrer Bruderparteien da drüben machen werden. Doch was ist all dies gegenüber dem Glauben an die Urkraft unseres Volkes. —

Herr Heckfisch

Erzählung von Alexander Solomonica

Gestern war mein erster dienstfreier Nachmittag, seit ich zum Obersteuersekretär befördert worden bin. Erst um vier Uhr verspürte ich so etwas wie ein widerwilliges Bedürfnis nach Geselligkeit. Bis dahin verbrachte ich die Zeit sehr unterhaltsam für mich allein, auf meinem Zimmer, denn im allgemeinen bin ich auf Geselligkeit nicht angewiesen. Oft genügt ein kleiner, unbedeutender Umstand, um meine Phantasie zu beschäftigen und mein Interesse wachzuerhalten. In diesem Falle war es die Vorstellung, daß ich im Amte seit einigen Wochen mit Herr Obersekretär angeredet werde. Das ist um so seltsamer, als ich sonst auf dergleichen Dinge keinen Wert lege. Mein Ehrgeiz ist anderer und vor allem höherer Art, ich stamme aus guter Familie und bin nur durch ungünstige Verhältnisse zu dieser nicht sehr ansehnlichen Beamtenlaufbahn gezwungen worden. Mein gesellschaftliches Niveau ist dem der anderen Obersekretäre weit überlegen, dennoch gewährt mir der schäbige Titel eine Genugtuung. Das heißt, wenn ich „schäbiger Titel" sage, so ist das mehr eine nüchterne Erwägung, mit dem Herzen bin ich bei der Sache. Ich stellte mir also gestern, zum Beispiel, in Gedanken vor, daß irgendein imaginärer Bekannter mit mir über gleichgültige Dinge sprach und zufällig die Anrede „Herr Obersekretär" mit einfließen ließ. Ein ehrerbietiger Unterton war dabei nicht zu verkennen. Ich sprang vor Erregung vom Stuhl auf und lief einige Male im Zimmer hin und her. Damit waren aber meine Vergnügungen noch nicht erschöpft. Es gab da etwas anderes ... doch um das zu verstehen, muß man wissen, daß ich kleine Geheimnisse über alles liebe. Sie versetzen mich in gute Stimmung; es genügt mir schon vollkommen, wenn ich einmal anderer Meinung bin. Dann behalte ich meinen Gedankengang für mich allein, hüte mich, ihn laut auszusprechen. Nicht etwa aus Feigheit, sondern schon eher, wenn man will, aus einer Art Enthaltsamkeit. Es macht mir jedenfalls Spaß. So stand gestern eine Nachricht in der Zeitung, die großes Aufsehen gemacht hat und auch im Amte viel besprochen worden ist. Die Untaten eines Schulmeisters im Hessischen. Dieser Mann tötete erst heimlich seine Frau und seine Kinder und ging dann nachts, mit zwei Revolvern bewaffnet, in das nächste Dorf. Hier steckte er allerlei in Brand, und als die Bauern aus den Häusern drangen und herbeigelaufen kamen, knallte er sie nieder. Fünfzehn Personen fanden dabei ihren Tod, und ungefähr ebensoviele sind schwer verletzt. Schließlich überwältigte man den Lehrer, begann auf ihn einzuprügeln, doch es gelang der Obrigkeit, ihn in Sicherheit zu bringen.

Wir unterhielten uns darüber, es herrschte eine einmütige Entrüstung über dieses Verbrechen. Andererseits sprach man ganz allgemein die Überzeugung aus, daß der Lehrer wahnsinnig geworden sein müsse, nur ich war der gegenteiligen Ansicht, ließ aber wohlweislich nichts davon verlauten. Ich hatte das bestimmte Gefühl, dieser Schulmeister müsse ein ganz vernünftiger Mensch sein und aus guten Gründen, nach einem wohldurchdachten Plane gehandelt haben. Warum sich bei mir diese Meinung, und noch dazu in einer so bestimmten und auffälligen Form gebildet hatte, war mir freilich selbst etwas unklar. Aber die Hauptsache ist, daß ich später, auf meinem Zimmer, ein lebhaftes Vergnügen darüber empfand, daß ich meine eigene Auffassung dieses Falles vor den anderen geheimgehalten hatte. Es war mir ganz so, als hätte ich jemandem einen guten Streich gespielt; dies erfüllte mich mit überlegener Heiterkeit und beruhigte mich derart, wie ich es sonst nur einer gediegenen Mahlzeit mit einer kräftigen Zigarre hinterher zu danken habe. Es kam aber noch ein weiteres kleines Geheimnis hinzu. Ich ertappte mich darauf, daß ich mich über das Verbrechen des Schulmeisters gar nicht besonders entrüstete. Es kam mir so vor, als könnte es unter Umständen einen Sinn haben, so zu handeln, und ich faßte sogar den Entschluß, irgend einmal, in zehn Jahren vielleicht, etwas Ähnliches zu tun. Dann fiel mir die Gegenwart wieder ein; ich dachte an meine etwas prekäre finanzielle Lage. Ich begann mit Bleistift auf einem weißen Bogen Papier Zahlenreihen aufzuschreiben, kleine Ausgaben der letzten Zeit, alles in allem eine beträchtliche Summe. Ich besaß zwar für den Rest des Monats noch Geld genug, aber nicht gerade viel; es will mir nämlich trotz aller Anstrengungen nicht gelingen, Ersparnisse zu machen. Das kommt daher, daß ich zwar sehr geizig bin, mich jedoch von Zeit zu Zeit zum Spiel verleiten lasse. Geizig aber bin ich nicht aus Engherzigkeit, sondern weil das Geld eine Macht ist, die man nicht unnütz aus der Hand geben soll. Ich liebe es freilich nicht, Geschenke zu machen, wenn aber jemand mir etwas schenkt, was selten genug vorkommt, so ist mir das ebenso unangenehm. Ich lebe nun einmal in einer gewissen Voreingenommenheit gegen die meisten meiner Bekannten und bin ihrerseits nicht gerade beliebt. Dabei habe ich doch eine gute Eigenschaft, von der niemand etwas weiß, die übrigens auch niemand anerkennen würde. Es gehört dies zu meinen kleinen Geheimnissen, und ich bin stolz darauf, es einzelnen Menschen im Gespräch noch nicht mitgeteilt zu haben. Um es kurz zu sagen: ich fürchte mich nicht vor dem Tode. Die Vorstellung, ich könnte sterben, vielleicht in nicht ferner Zeit, bereitet mir nicht das geringste Unbehagen. Ich besehe mein Gesicht im Spiegel, es ist noch jugendlich, fast ohne Falten, aber bleich, die Augen glanzlos, offenbar schon vom Tode gezeichnet — doch die Zeit kann man nicht aufhalten. Ein

bitteres Gefühl steigt in mir auf, das gilt aber nicht etwa dem Abschied vom Leben, sondern dem Umstande, daß mein Mund verschlossen bleiben muß, daß ich das Geheimnis meiner Gleichgültigkeit dem Tode gegenüber jedenfalls mit ins Grab werde nehmen müssen; mit einem Wort, daß mir nicht die Würdigung zuteil wird, die ich verdiene.

Um vier Uhr nachmittags faßte ich den Entschluß, ein wenig auszugehen. Ich nahm meinen neuen, schwarzen, eleganten Anzug aus dem Schrank, breitete ihn über einen Stuhl und bürstete ihn sorgfältig. Dann kleidete ich mich um. Mittendrin wurde ich von einem kleinen Wutanfall gepackt. Ohne Grund; das heißt, es war mir in der letzten Zeit öfters so ergangen. Ich fühlte Haß gegen jedermann, der Anblick eines Menschen reizte mich schon zur Wut. Wahrscheinlich hat nur das kalte, unangenehme Herbstwetter die Schuld daran. Diesmal war ich noch allein, doch nicht ganz, denn irgendwer hustete auf dem Korridor. Wie der Blitz erwachte da in mir die Vorstellung der Geselligkeit, die ich aufzusuchen im Begriffe war; und der Anfall kam so plötzlich und unwiderstehlich, daß ich mich gezwungen sah, das erste beste zu ergreifen und zu zerbrechen oder zu Boden zu schleudern. Zuerst kam mir die schwarze Hose in die Hand; mit krampfhafter Willensanstrengung vermochte ich mich aber noch im letzten Moment dazu, sie über der Stuhllehne hängen zu lassen. Jetzt suchte ich ängstlich nach einem Gegenstande, was meinen Ärger indessen noch steigerte. Meine wild umherrollenden Augen richteten sich drohend wieder auf die neue Hose — und entdeckten den Schaden: ich hatte sie soeben doch arg zerknittert. Bei diesem Anblick wurde ich besinnungslos vor Wut, und nun gab es kein Halten mehr: ich ergriff einen blechernen Aschenbecher und warf ihn mit voller Wucht an die Wand.

Es klopfte schüchtern an meiner Tür, und herein schob sich Radke, mein Wirt, der seine gute Stube an mich vermietet hat. Ich wunderte mich, ihn auftauchen zu sehen, da er um diese Zeit gewöhnlich schläft. Er ist Kassier in einem Winkelvarieté, geht abends hin und kommt bei Morgengrauen nach Hause. Dann gibt es einen Höllenlärm, da er sich mit seiner Frau nicht verträgt. Sie betrügt ihn mit einem Soldaten und rühmt sich dessen laut vor aller Welt. Nicht selten kommt sie zu mir, um sich mir in der unverschämtesten Weise anzubieten. Ein schmieriges Frauenzimmer ... ich aber werfe sie nicht mit einem Fußtritt hinaus, sondern dulde es, daß sie sich auf dem Sofa herumwälzt, während ich am Schreibtisch mit meinen Akten beschäftigt bin. Sie schwätzt in einem fort, schimpft auf Radke und erzählt mir Wunder was von ihrem Soldaten. Das Böse ist, daß sie mich unter vier Augen duzt, ohne die leiseste Berechtigung dazu zu haben. Das bringt mich außer Rand und Band, doch wenn ich es ihr verbiete, lacht sie mich aus. Nur wenn sie es wagt, mich zu

berühren, dann schüttle ich sie so heftig ab, daß sie erschrickt und mich in Ruhe läßt. Ich wieder mache ihr ständig in kraftloser Weise Vorwürfe darüber, daß sie die Gasleitung nicht instand setzen läßt. Es strömt nämlich immer etwas Gas in meinem Zimmer aus, so daß man sich oft kaum darin aufhalten kann. Ich merkte es gleich, als ich mietete, man versprach mir Abhilfe, doch bis jetzt warte ich vergebens darauf. Sie müßten nur zum Spengler schicken, es kostet höchstens ein paar Pfennige — alles Reden umsonst!

Radke erschien, wie gesagt, plötzlich in meinem Zimmer. Er war schmutzig, ohne Hemdkragen, und sah zugleich verschlafen und tückisch aus. Seine weitauseinanderstehenden, wässerigen Augen blickten trübe zu Boden.

„Hören Sie, mein Lieber," sagte ich schnell, bevor er zu Wort kommen konnte, „ich lasse mir das nicht mehr gefallen. Ich will nicht jedesmal um meine Nachtruhe kommen. Gestern war wieder derselbe Spektakel." Er rieb sich die Augen. „Ich arbeite am Tage, nicht wie gewisse Leute, ich habe mein Amt, ich will nachts schlafen," sagte ich erregt.

„Sie ist nicht richtig im Kopf, Herr Heckfisch."

„Dann sperren Sie sie in ein Irrenhaus, ich will meine Ruhe haben!"

„Ihr neuer Anzug? Tadellos! Sie gehen heute noch ein bißchen spazieren, wie?"

„Ja, Luft schnappen." Da begegnete ich seinem Blicke und nahm mir vor zu schweigen. Ich erriet, weshalb er zu mir gekommen war. Leise pfeifend beendete ich meine Toilette, er hätte auch gern gepfiffen, zog aber einen Tabaksbeutel hervor und begann sich eine Zigarette zu drehen.

„Herr Heckfisch," sagte er schließlich flüsternd, „ich hätte eine kleine Bitte, ich bin in einer geringfügigen Verlegenheit."

„Reden Sie doch lauter!"

„Es hat nichts zu sagen. Könnten Sie mir zehn Mark ... das ist nicht viel."

„Nein, das ist nicht viel ... aber es tut mir leid," antwortete ich mit Nachdruck, „wirklich, ich kann Ihnen nicht dienen."

Ich schaute ihn verwundert an, denn plötzlich sah er starr in einen Winkel des Zimmers, ging schweigend hin und bückte sich. Es war der Aschenbecher, den er aufhob und auf den Tisch stellte.

„Vielleicht als Vorschuß auf die Miete? Es ist ja bald der Erste ..."

„Glauben Sie etwa, daß ich ewig bei Ihnen wohnen werde?" unterbrach ich ihn streng. „Ist das etwa ein gesunder Aufenthalt? Spüren Sie nichts?"

„Es riecht etwas nach Gas, Sie haben recht," sagte er bereitwillig und schnupperte in der Luft herum.

Plötzlich befiel mich lebhafte Unruhe. Ich wußte nicht, wie ich mir

Radke vom Halse schaffen sollte ... und mußte doch, ehe ich wegging, etwas zu mir stecken, was keineswegs für seine Augen bestimmt war. Ohne dieses Etwas hätte ich mich nicht aus dem Hause gerührt. Es lag im Schreibtische verwahrt, ein strenggehütetes Geheimnis. Er aber stand da und wartete. Ich war ganz verwirrt und dachte nur: „Entweder gebe ich ihm ... oder er weicht nicht vom Fleck, und ich muß für heute auf meine Billardpartie verzichten." Ich blickte ihn unsicher an, er lächelte auf widerwärtige Weise, ich fühlte eine wahre Ohnmacht, wollte schon in die Tasche greifen — da kam mir ein Einfall.

„Warten Sie draußen," sagte ich milder als zuvor, „Sie sehen, daß ich nicht einmal fertig angezogen bin."

Er gehorchte sofort; ich verriegelte leise die Tür. Dann schlich ich mich zum Schreibtisch und holte meine Waffe, ein gewöhnliches Messer, mit feststehendem Griff. Ich hatte es auf der Straße noch stets bei mir getragen, in der Hosentasche, zu meiner Verteidigung. Nicht, daß ich übertrieben ängstlich wäre, im Gegenteil, ich wünsche einen Überfall fast herbei. Ja, ich beschäftige mich in Gedanken unablässig mit dieser Möglichkeit. Irgendso ein Kerl hat es auf mich abgesehen, gut. Er hält mich sogar für besonders arglos ... aber siehe da, ich ziehe blitzschnell mein Messer hervor. Und just die Vorstellung, daß mein Angreifer auf das Peinlichste überrascht sein würde, macht mir Spaß, versetzt mich geradezu in einen Taumel von Vergnügen.

Radke hustete draußen, doch ich beeilte mich nicht; meine Ruhe war zurückgekehrt. Vorsichtig öffnete ich die Tür und trat in den Flur. Er lehnte an der Wand; ich konnte rasch noch unbemerkt einen Blick auf sein in der Dämmerung eigentümlich glänzendes Gesicht werfen. Es zeigte einen stumpfsinnigen und verzweifelten Ausdruck. Sogleich aber trat er auf mich zu und sprach mit veränderter Miene flüsternd auf mich ein:

„Kann sein, daß an dem Gashahn was nicht in Ordnung ist, daran wirds wohl liegen. Ich wollte schon lange das Nötige veranlassen, aber das verrückte Frauenzimmer ... Hören Sie, Herr Heckfisch," ein unangenehmes Lächeln erschien plötzlich auf seinem Gesicht, und er schob sich näher heran, „eine Gefälligkeit unter Männern ..."

Er sah mich erwartungsvoll an, mich aber packte die Wut, und ich hätte ihm ins Gesicht spucken mögen. Ich sagte ruhig:

„Zehn Mark ist nicht viel, sehr gern, wenn ich könnte. Außerdem verborge ich prinzipiell nichts. Sie scheinen nicht zu wissen, daß ich Beamter bin."

Dann schwieg ich wieder und hatte allen Grund, mich zu freuen, denn sein Anblick war jämmerlich. Er hatte die Sprache verloren und starrte verblüfft auf meinen Mund; aber er brachte es auch nicht fertig, mir

nichts dir nichts den Rückzug anzutreten. Ich ließ ihn einfach stehen und ging hinunter.

Ich hatte eigentlich vor, ins Grand Café zu gehen und meine Partie Billard zu spielen. Als ich aber die Linkestraße passierte, hatte dort gerade der Nachmittagsbummel begonnen, und ich beschloß, mich einstweilen unter diese Spaziergänger zu mischen. Warum ich das tat, ist mir unbegreiflich. Das naßkalte Wetter brachte mich außer Rand und Band. Außerdem verspürte ich, wie gesagt, ein unbestimmtes bitteres Gefühl, Haß gegen jedermann, als hätte alle Welt ein Unrecht an mir begangen. Man merkte es mir wahrscheinlich an, daß ich in gefährlichen Betrachtungen versunken war, denn ich machte ein finsteres Gesicht; ich hingegen sah niemanden an. Das Publikum war ziemlich gemischt. Vor allem drückten sich da verdächtige Gestalten herum, lümmelten zumeist an den Laternenpfählen ... und hatten es auf mich abgesehen. Vier-, fünfmal kam einer dicht an mich heran und raunte mir zu: „Ich kaufe alte Kleider". Ich verzog keine Miene. So sonderbar das aber auch erscheinen muß, plötzlich setzte sich die Idee in mir fest, man könnte auch mich — aber das ist wirklich zu seltsam. Nicht der kleinste Anhaltspunkt lag dafür vor. Es war einer jener verrückten Einfälle, der Teufel weiß, wie sie entstehen; so ein Staubkörnchen fliegt dir ins Auge und macht dir zu schaffen. Nun denn — gewiß dachte niemand auch nur im entferntesten daran. Ich aber bildete mir ein, man könnte auch mich für einen Altkleiderhändler halten. Was war zu tun? Lebhaft und elastisch, doch mit abgewandtem Gesicht, trat ich auf einen der Bettler zu, die man in der Linkestraße während des Korsos zu Dutzenden antrifft. Ich reichte ihm einen Groschen, zog sodann meine Brieftasche hervor und blätterte darin; sie ist ganz neu, aus Saffianleder, und macht, wie ich aus Erfahrung weiß, einen vornehmen Eindruck. Nachdem ich genug geblättert hatte, drehte ich mit aller erdenklichen Vorsicht den Kopf, doch siehe da, der Bettler stellte sich blind! Dieser noch junge, aber durchtriebene Bursche lehnte mit geschlossenen Augen an der Hausmauer und schenkte der Brieftasche keine Aufmerksamkeit. Ich blickte heimlich umher, ob nicht jemand anderer ... doch das Gedränge war zu groß.

Da bemerkte ich in einiger Entfernung vor mir drei junge Leute, die mir bekannt waren; ehemalige Schulkameraden. Sie gingen mit einem Fremden zu viert in einer Reihe. Nur nicht gesehen werden, war mein erster Gedanke. Im Grunde interessieren mich nämlich weder Berlinghoff, noch Kettlitz, noch Jünke, alles hohle Köpfe, die kein Verständnis für mich haben können. Ich war auch früher bei meinen Mitschülern nicht sonderlich beliebt, obgleich mir sehr darum zu tun war, eine besondere Stellung unter ihnen zu erlangen. Ich war kameradschaftlich, hilfsbereit,

alles mögliche, aber man betrachtete mich trotz alledem als eine Art Hanswurst – weil ich es liebte, unschuldige Witze zu machen. Unermüdlich war ich im Grimassenschneiden und lachte dann selber krampfhaft, aus kindlichem Übermut. Ich wußte zwar die anderen zu unterhalten, aber man nahm mich nicht für voll. Kurz und gut, ich kam allmählich in eine schiefe Lage. Und doch war zu große Vertrauensseligkeit mein einziger Fehler gewesen.

Jetzt hatte sich das so gründlich geändert, daß ich eine Begegnung fast herbeiwünschte. Die würden Augen machen! Indessen, ich verzichtete auf diesen billigen Triumph. Ich ging hinterher, ohne mich zu beeilen. Immerhin war ich neugierig, ob sie mich auf den ersten Blick wiedererkennen würden. Seit Jahren hatte ich nämlich nicht mehr die Ehre gehabt... war mittlerweile in den Staatsdienst getreten und erst vor kurzem befördert worden. Sie hingegen sind noch immer als Nichtstuer verschrien. Der eine von ihnen, Berlinghoff, entstammt zwar einer geachteten Familie, doch ich bin auch nicht von schlechten Eltern. Ich hatte gar keine Veranlassung, ihnen nachzulaufen... Ich mußte an meine kleinen Geheimnisse denken, die Kehle war mir zugeschnürt, ein Wutanfall nahte sich, es wurde mir schwarz vor den Augen. Die vier jedoch konnte ich deutlich sehen: bei der Kirche kehrten sie um und kamen mir entgegen. Ich ging schnurstracks meines Weges, entschlossen, geradeaus in die Luft zu starren. Dabei bemühte ich mich, meinem Gesichte einerseits einen verächtlichen, andererseits einen ungewöhnlich ernsten Ausdruck zu verleihen. Seltsam ist nur, daß gerade solche kleine Zwischenfälle den Menschen nicht gleichgültig lassen. Ich, der dem Tode mit eiserner Ruhe entgegensieht, verspürte in dieser Sekunde starkes Herzklopfen.

„Da ist Heckfisch," sagte jemand, und, wie mir schien, mit einer gewissen Anerkennung in der Stimme. Das versetzte mich in merkwürdige Erregung und ich bekam noch stärkeres Herzklopfen, drehte mich aber nicht um.

„Hallo!" schrie Kettlitz. Er legte mir die Hand auf die Schulter. Ich tat überrascht und wurde aufgefordert, mich anzuschließen, nachdem ich dem Unbekannten, irgendeinem Doktor, vorgestellt worden war.

Es hatte wenig Sinn, mit diesen vier Dummköpfen herumzuflanieren. Aber meine Billardpartie lief mir nicht davon, und außerdem hatte ich sozusagen das Bedürfnis nach Geselligkeit. Man wird sentimental und denkt: „Mit denen da hast du manches zusammen erlebt. Allerdings waren die Erlebnisse zumeist nicht erfreulicher Art. Nun, unsere Wege haben sich getrennt, ich bin auf mich allein angewiesen und, dem Himmel sei Dank, von niemandem abhängig." – Ich hatte darum einen Anspruch auf Respekt. Man verstehe mich nicht falsch; nicht, daß ich mich überheben

wollte. Doch ich war es erstens meiner Stellung schuldig, dann aber bin ich noch in anderem Sinne kein gewöhnlicher Mensch, sondern habe meine eigenen Ansichten ... verfüge über eine ganze Schar origineller Ansichten. Mochte auch Berlinghoff noch so korrekt und elegant gekleidet sein und ein vornehm-gelangweiltes Gesicht machen. „Das imponiert mir nicht," dachte ich, vermied es aber, ich weiß nicht warum, seinem Blicke zu begegnen ... Ich hatte mich jedenfalls keinem Menschen aufgedrängt, und mich dünkte beinahe, als ob mir aus diesem Umstande besondere Rechte erwüchsen, deren Verletzung ich nicht dulden dürfe.

„Wie geht es dir, altes Haus," fragte Kettlitz, „erzähle doch! ... Also, du bist wohlbestallter Beamter."

„Mir geht es gut, bin nur sehr mit Arbeit überlastet," sagte ich und wandte mich dabei mehr an den Fremden, der mir aufmerksam zuhörte, „man macht sich vom Staatsdienst gewöhnlich nicht die richtige Vorstellung. Ich ziehe ihn jeder andern Beschäftigung vor. Er ist interessanter und lehrreicher als man glaubt ... Bei uns im Steueramt, zum Beispiel, da geht alles wie am Schnürchen. Auch die Beförderungsverhältnisse sind ausgezeichnet ... und das Gefühl, für die Allgemeinheit zu arbeiten," flüsterte ich —

„Sind Weiber dort, gibt es Weiber bei euch?" schrie Kettlitz und begann zu lachen. Ich schwieg verblüfft.

Kettlitz war sehr aufgeräumt und sah jedem Mädchen, das uns begegnete, gebieterisch in die Augen. Ich aber nahm mir vor, von nun an nur das Nötigste zu sprechen, machte ein finsteres Gesicht und schwieg. „Besser, man verhält sich abwartend und beobachtend," dachte ich, „da kommt man viel eher auf seine Kosten."

Über Freund Jünkes sorglose Miene wunderte ich mich. Er plauderte angelegentlich mit diesem unausstehlichen Doktor, ist aber zur Zeit in eine ziemlich bösartige Affäre verwickelt. Sie ist mir genau bekannt, obgleich sie streng geheimgehalten wird.

Ich erfahre nämlich alles, was vorgeht, ohne mich viel darum zu bemühen. Die Leute vertrauen mir; das hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß ich selbst schweigsam bin und mir niemals in die Karten gucken lasse. Oft brennt einem dies oder jenes auf der Zunge — ich beherrsche mich jedoch, und das hat sein Gutes. Die andern wieder lassen mich gern ihre Geheimnisse wissen. Auch Jünkes Angelegenheit war mir .. auf allerlei Umwegen zu Ohren gekommen. Er hatte mit Anna Zagelow ein Verhältnis, einer sehr schönen Frau. Ich kenne sie flüchtig, sie ist wunderschön, spielt die große Dame, gebärdet sich aber, wenn sie in heitere Laune gerät, wie ein wildes Tier. Weiß der Kuckuck, wie das möglich war, doch sie hatte sich offenbar in ihn vergafft ... in Jünke, der mir, wie er da gestern

neben mir einherging, ein sehr harmloser Bursche zu sein schien. Je nun, die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Der Alte war dahinter gekommen — das ist ein dürres Männchen, das keinen Spaß versteht. Man deutete mir sogar an, und zwar von vertrauenswürdiger Seite, daß die Frau den Versuch gemacht habe, sich und ihr kleines Töchterchen zu vergiften. Infolgedessen liegen beide, Mutter und Kind, schwerkrank danieder. Zagelow ist steinreich, und Jünke soll ihn noch obendrein bestohlen haben. Das ist nicht meine Sache, doch der Alte ist als rachsüchtig bekannt und hat auf alle Fälle die Macht, den jungen Menschen so oder so zu ruinieren. Ich möchte nicht in Jünkes Haut stecken . . . aber mein früherer Mitschüler Jünke schien sich aus alledem nicht viel zu machen; man konnte ihm mit bestem Willen keine Unruhe anmerken. Mir schenkte er gar keine Aufmerksamkeit, aber er konnte ja auch nicht ahnen, daß ich so genau unterrichtet war.

Wir waren wieder bei der Kirche angelangt und kehrten um. Die Straße wimmelte von Menschen. An der Unterhaltung der vier nahm ich nicht teil. Ich horchte nicht einmal hin und war entschlossen, kein Wort mehr zu sprechen. Sie hatten mich aufgefordert, gut — mochten sie sehen, wie sie mit mir fertig werden würden. Das Ganze machte mir eigentlich Spaß. Nur wurmte es mich, daß ich noch nichts von meiner neuen Würde als Obersteuersekretär . . . Es wäre nicht eindruckslos geblieben, ich kenne die Menschen. Zwar war mir das alles im Grunde furchtbar gleichgültig, doch gerade in diesem Falle . . . Ohne Zweifel hatte keiner von ihnen mir derartiges zugetraut, man verachtete mich, knüpfte an meine Person jedenfalls keinerlei übertriebene Erwartungen. Nun hätten sie zu ihrer Verwunderung erfahren, daß ich langsam aber sicher von Stufe zu Stufe steige, daß eine hohe Behörde meine Qualitäten zu schätzen weiß. — Plötzlich sagte Berlinghoff:

„Unser guter Heckfisch ist sehr würdevoll und ernst geworden."

„Ich habe Kopfschmerzen," entgegnete ich mürrisch.

„Ach was, Kopfschmerzen," meinte Kettlitz, „mach keine Geschichten, erzähl lieber einen guten Witz!"

In diesem Augenblick durchzuckte mich ein Entschluß, der mich wahrlich mit Heiterkeit erfüllte. Ich wollte sagen: „Nichts für ungut, aber ich muß jetzt gehen, ins Café, habe dort eine Verabredung." So wars. Ich wollte mich kühl verabschieden, und dann auf und davon, auf Nimmerwiedersehen. Kaum hatte ich diesen Entschluß gefaßt, so verspürte ich eine große Erleichterung — doch es fiel mir gleichzeitig ein gesalzener Witz ein. Meine Wirtin hatte ihn mir erzählt, ohne daß ich sie darum gebeten hätte. Die Wirtin wieder hatte es von ihrem Soldaten. Wie dem auch sei, es gelüstete mich sehr, den besagten Witz

zum Besten zu geben. Zwar warnte mich eine innere Stimme ... aber zum Weggehen war dann immer noch Zeit, und ich hatte mir obendrein einen guten Abgang verschafft. Denn wenn man es recht bedachte: ich konnte unmöglich so mir nichts dir nichts ... Es wäre unhöflich gewesen oder hätte gar nach Flucht ausgesehen. So aber blieb ich Herr der Situation, erzählte noch rasch einen glänzenden Witz und entfernte mich lässig winkend unter den bewundernden Lachsalven der Kameraden ... Alle Bedenken waren zum Schweigen gebracht, doch es galt noch, eine gewisse Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen. Man schien nämlich bereits vergessen zu haben, daß man mich aufgefordert hatte, und sprach von andern Dingen. Ich aber wußte mir zu helfen, benutzte eine kleine Gesprächspause und wandte mich mit plötzlicher Frage — an den Doktor:

„Sind Sie katholisch?"

„Nein, protestantisch," war die erstaunte Antwort.

„Ich fragte aus Vorsicht, weil ich niemanden beleidigen will ... Also hören Sie, meine Herren! Zwei Pfaffen, katholische versteht sich, kommen auf der Reise in ein Hotel und verlangen Unterkunft. Ihrem Wunsche wird willfahrt, warum auch nicht? Man begibt sich zur Ruhe. Plötzlich ist der Teufel los, ein Höllenlärm, mitten in der Nacht. Alles stürzt hinauf ..." flüsterte ich in mir unverständlicher Erregung. Dann kam die gesalzene Pointe; man lachte.

„Bravo!" meinte Kettlitz, „du bist ja wohl ein Schwein, hast aber die Hauptsache begriffen, den Kernpunkt, das Wichtigste im Leben. Ich bin zwar ein gläubiger Christ, was ich den Herrschaften unter die Nase gerieben haben möchte, doch diese eine Sünde ... Mit einem Wort, das ewig Weibliche, meine Herrschaften."

„Ich bin kein Schwein," sagte ich rasch, „sondern ein Beschützer edler Weiblichkeit, he he ... Gegen den Vorwurf, ein Schwein zu sein, muß ich mich verwahren, du wirst begreifen, jeder Mensch wehrt sich seiner Haut. Ich werde dir noch beweisen, wie sehr du mich verkannt hast. Freilich, freilich, ich bin kein platonischer Schwärmer, wie gewisse Leute ... Und kein Tag vergeht, ohne daß sich einem Gelegenheiten bieten. Ich bin keine besonders schöne Erscheinung, habe aber doch, ihr mögt es glauben oder nicht, meine guten Eigenschaften. Das lockt die Weiber an wie das Licht die Fliegen. Ihr vermutet, mit Geld? Weit gefehlt! Ich kann es mir nicht leisten, galant zu sein, bin nämlich ein armer Schlucker. So ein mittlerer Beamter, ein Obersteuersekretär, muß sparen ... habe zwar eine hübsche Karriere vor mir, doch vorläufig heißt es, mit seinen Groschen haushalten. Also das macht es nicht aus, aber die Sache ist trotzdem ganz einfach: man muß die Frauen zu behandeln verstehen, und mit der Frechheit, meine Lieben, kommt man

immer noch am weitesten! Hier in der Linkestraße, zum Beispiel, bin ich ein häufiger Gast, sehe mir während des Korsos die Mädchen an, die eine oder andere gefällt mir, gut, ich spreche sie an, rede auf sie ein, und sie ist mir zu Willen. Oft sind sie aus den besten Familien," flüsterte ich, „man weiß sich vor Erstaunen nicht zu fassen. — Ich kann mich ihrer kaum erwehren, denn auf langwierige Beziehungen bin ich nicht eingerichtet. Trotzdem sind sie mir alle dankbar. Vor ein paar Tagen erst war ein junges Mädchen bei mir, eine Professorentochter, siebzehnjährig, eine schwarze Schönheit. Sie weinte, und ich redete ihr zu, streichelte ihr das Haar. ‚Sie dürfen keine andere lieben', schluchzte sie. ‚Liebes Kind', war meine Antwort, ‚ich werde zweifellos immer nur dich ganz allein lieben!' Da beruhigte sie sich und ging zufrieden weg. ‚Vergiß du mich nur,' dachte ich. Aber siehe da, was wird mir heute gleich in aller Frühe mit der ersten Post zugestellt? Eine Schachtel Konfekt! Und ein Brief von der Kleinen ist dabei, ich traue meinen Augen nicht. ‚Ich bin dir ewig dankbar', schreibt sie, ‚und schicke dir diese Schachtel Konfekt, werde dir auch künftighin von Zeit zu Zeit . . . damit du dich meiner zuweilen erinnerst.'"

„Das ist ja kolossal," sagte der Fremde.

Ich fuhr rasch zu sprechen fort:

„Übrigens habe ich mir das alles soeben aus den Fingern gesogen. Kein Wort davon ist wahr. Ich lebe, im Vertrauen gesagt, eher wie ein Heiliger . . . Und jetzt, meine Herren, seid ihr namenlos blamiert," kicherte ich, „denn entweder wart ihr dumm genug, mein Geflunker ernst zu nehmen, dann seid ihr aus allen Himmeln gefallen. Oder aber ihr merktet den Schwindel und machtet dieserhalb Anstalten, euch sittlich zu entrüsten. Dann seid ihr wieder nicht auf eure Kosten gekommen. Denn ich, ein deutscher Mann, trete vor euch hin und erkläre: gelogen! und wasche meine Hände in Unschuld."

„Aber warum lügen Sie denn dann?"

„Weil ich mir nicht in die Karten gucken lassen will, Verehrtester! Ich habe zwar nichts Schlimmes zu verbergen, dennoch, es ist besser so. Lügen haben kurze Beine, sagt man. Lügt man aber mit Sinn und Verstand, dann haben sie — Siebenmeilenstiefel . . . Doch das alles ist dummes Zeug. Ohne Ihnen, Herr Doktor, auch nur im geringsten nahetreten zu wollen: ich lüge einfach darum, weil es mir Spaß macht. Ein harmloses Vergnügen . . . Es erfreut mich, stärkt meine Nerven und erhält mich gesund. Trotzdem werde ich leider bald sterben," flüsterte ich. Meine letzten Worte gingen im Straßenlärm verloren.

Plötzlich verspürte ich ein peinliches Zucken in den Gesichtsmuskeln, eine Art Krampf, so daß es mir schwer fiel, nicht eine regelrechte Gri-

masse zu schneiden. Ich hatte mir also jedenfalls schon eine Erkältung geholt, und ein Schnupfen war im Anzug. Kein Wunder, wenn man sich solches Wetter zum Spazierengehen aussucht. Es begann sogar neblig zu werden, und die zahllosen Laternen strahlten in trübem Glanze. Meine Laune wurde nicht besser dadurch. Vorsichtig schielte ich nach rechts und links zu meinen Kameraden hin. Wurde gesprochen? Ich konnte nichts verstehen, doch ich glaubte zu bemerken, daß Berlinghoff dem Kettlitz etwas ins Ohr sagte. Diesen Berlinghoff mochte ich schon in der Schule nicht leiden. Hochnasig ohne Grund, wahrhaftig, ohne die leiseste Berechtigung. Dabei seelenruhig, als sei er vor sämtlichen Gefahren dieser Welt gefeit. Nun trug er sich wie ein Stutzer, hatte ein Monokel ins Auge geklemmt und spielte mit seinem Stöckchen. Solchen Leuten aber steht es besser an, bescheiden zu sein.

Das alles ging mir auf die Nerven, ich war innerlich wie vergiftet und hätte am liebsten . . . Ich runzelte die Stirn: da fiel mir ein, daß ich eigentlich hatte weggehen wollen. Doch im Augenblick war ich außerstande, mir über diesen Punkt Gedanken zu machen. Dazu ärgerte ich mich zu sehr. Ich ärgerte mich mehr, als es der Mühe wert war. Herr Jünke summte sogar einen Gassenhauer vor sich hin, wahrscheinlich das Passendste, was man tun kann, wenn man eine ganze Familie ins Unglück gestürzt hat. Und erst der Doktor mit seinem widerwärtigen, konventionellen Lächeln! Gar keine Herzlichkeit ging von diesen Menschen aus! Man achtete mich nicht in gebührendem Grade, ich habe nämlich für dergleichen einen untrüglichen Instinkt. Trotzdem ging ich immer noch nicht zu meiner Billardpartie; ich konnte doch diese guten Leutchen nicht einfach vor den Kopf stoßen, im Gegenteil, ich wollte sie wenigstens amüsieren. Ja, diese kleine Eitelkeit war mit im Spiel, der harmlose Ehrgeiz, zu der Unterhaltung das Meinige beizutragen.

„Ich habe mich soeben höchstselbst als Abschaum der Menschheit entlarvt," begann ich, „der fromme Kettlitz denkt wahrscheinlich in seinem Innern: ‚der Kerl ist Atheist'. Es gereicht mir zur unendlichen Befriedigung, Ihnen versichern zu können . . . ich schwöre euch sogar: ich glaube an Gott. Allerdings habe ich meine eigenen Anschauungen über diesen Punkt. Es hat sich da allmählich bei mir eine bestimmte, sehr originelle Ansicht gebildet. — Nebenbei bemerkt: mein Verhältnis zu Gott ist von so großer Innigkeit, daß ich mich mit irgendwelchen abstrakten Vorstellungen nicht abspeisen lasse. Ich muß durchaus wissen, wie er aussieht. Und ich weiß es, ich weiß es sogar gewissermaßen aus Erfahrung, kann euch die interessantesten Mitteilungen machen. Er sieht aus wie ein altes, kleines, verhutzeltes Männchen, so ungefähr, wie der alte Zagelow . . . den kennt ihr doch, oder solltet ihr ihn etwa nicht

kennen?" fragte ich unwillkürlich mit besonderer Betonung und konnte nicht umhin, Jünke scharf anzusehen; wie mir schien, blickte mich Freund Jünke seinerseits mit verächtlicher Miene, doch aufmerksam an.

„Dieser Herr Zagelow hat Geld wie Heu; er hat nämlich Zeit seines Lebens an der Börse spekuliert und immer mit Glück. Er wird bis an sein Lebensende glücklich spekulieren, es kann gar nicht anders sein. Dabei versteht es dieser Gauner, im Vertrauen gesagt, meisterhaft, sich seinen Steuerpflichten zu entziehen, aber wir sehen ihm auf die Finger. Nun, unser Herrgott hat ihn dafür mit Häßlichkeit gesegnet. Von dieser widerwärtigen Häßlichkeit kann man sich keinen Begriff machen. Ein bleicher Kahlkopf mit scharfgebogener Nase und zusammengekniffenen, stechenden grauen Augen, die immer hin- und herhuschen, wie zwei Ratten in der Falle. Dünne Lippen, trägt einen Zottelbart und hat nur so nebenbei einen schwachen Ansatz zu krummen Beinen. Dieser Mensch hat aber eine eiserne, gefurchte Stirne und spricht kein Wort zuviel. Aus all dem kann man folgern, daß er heimtückisch, grausam und gefährlich ist . . . Aber ich wollte eigentlich nicht von Zagelow sprechen, sondern von einem Höheren . . . Dieser Höhere ist allmächtig, wie euch bekannt sein dürfte, er ist auch allwissend und hat noch ein halbes Dutzend ähnlicher prahlerischer Eigenschaften. Allgegenwärtig ist er, zum Beispiel, auch, noch dazu nach meiner persönlichen Erfahrung, habe ich doch schon an manchen Orten die Ehre seiner Gesellschaft gehabt, wo man es kaum für möglich halten sollte . . . Ich scheine nämlich sein erwählter Liebling zu sein, tu mir aber nichts darauf zugute . . . Zuweilen besucht er mich, um nach dem Rechten zu sehen, meistens dann, wenn ich allein sein will. Wie jeder Mensch habe auch ich des öfteren das Bedürfnis nach Einsamkeit. Jener Höhere aber nimmt keine Rücksicht darauf. Seine Zudringlichkeit kennt keine Grenzen," flüsterte ich und schielte nach Kettlitz, der aber nicht bei der Sache zu sein schien. Er war nicht mehr so aufgeräumt wie früher, sondern starrte im Gehen nachdenklich vor sich hin.

„Also, er kommt ganz harmlos, gewissermaßen, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, hat aber dabei einen Hintergedanken. Läßt sich an meinem Tische nieder, setzt sich an mein Bett, macht ein Gesicht, als könne er keiner Fliege ein Bein ausreißen. Aber sein lauernder Blick verrät ihn mir, wir kennen uns, ich lasse mir nichts vormachen. Eine ganz bestimmte Absicht hat ihn hergeführt. Nicht schwer zu erraten: er will Ehren einheimsen! Daran ist ihm nämlich am meisten gelegen. Alle Ehren, die auf der Welt überhaupt zu finden sind. — Auch von mir will er seinen Tribut, auf mich hat er es sogar besonders abgesehen. Aber ich stelle mich auf die Hinterbeine . . . das heißt, ich bewahre

einfach meine Ruhe, komme nicht aus meinem seelischen Gleichgewicht. Habe gar keine Veranlassung . . . warum sollte ich auch?" fragte ich plötzlich weinerlich und machte eine Pause.

„Er hat dich doch erschaffen, du Rindvieh," sagte Kettlitz gutmütig und hob den Kopf.

„Das steht fest, meinetwegen, bombensicher. Aber erstens habe ich ihn nicht darum gebeten, und dann hat er mir damit durchaus keinen großartigen Freundschaftsdienst erwiesen. Er aber will mich demütigen . . . Er ist maßlos eitel, will hofiert sein, angebetet, vergöttert, was weiß ich. Doch ich bin nicht der rechte Mann für solche Späße. Das ist freilich nicht so zu verstehen, als wäre ich respektlos und wüßte nicht, was sich gehört. Ich würde mich, zum Beispiel, nicht getrauen, ‚du' zu ihm zu sagen," kicherte ich und wurde mit einmal erregt, war aber gleichzeitig verwundert darüber, daß ich mich so ereiferte, „nun, er spricht zwar nie mit mir, würde mich aber gegebenenfalls zweifellos duzen, und ich ließe es mir glatt gefallen. Aber was zu weit geht, geht zu weit . . . Ich habe einen Anspruch auf Achtung, bin nicht der erste beste, habe zwar meine Fehler, wie jeder Mensch, doch auch jener Höhere ist wahrhaftig nicht unfehlbar. Ich bin entschlossen, mir nichts zu vergeben, weder im Amte, noch sonst irgendwo, keinem Menschen gegenüber . . . und auch jener Höhere kann mich dazu nicht zwingen. Er revanchiert sich allerdings auf erbärmliche Weise. Er ist ebenso rachsüchtig wie kleinlich und bestraft mich einfach mit Halskratzen."

„Halskratzen?" fragte der Doktor; sein Mund blieb offen. Er war perplex.

„Ja, das ist seine Methode der kleinen Nadelstiche. Diese Besuche enden regelmäßig damit, daß ich ein leises Kitzeln im Halse verspüre. Dann wird es ärger . . . dauert ungefähr eine halbe Stunde lang. Ich huste und spucke, nichts hilft. Die ganze Kehle wird gereizt und brennt wie Feuer. Es macht ihm viel Vergnügen."

„Siehst du ihn denn so genau?" fragte Berlinghoff gedehnt.

„Ja, ganz genau, das heißt, wenn ich scharf hingucke, dann löst er sich in Nebel auf," kicherte ich, „he he, er kann meinen Blick nicht vertragen. Dann aber steht er mir plötzlich wieder zur Seite, so daß ich ihn mit dem Weißen vom Auge sehen kann, wie gesagt, ein kleines, dürres Männchen. Aber das Halskratzen ist verteufelt unangenehm . . . Übrigens, um wieder auf den alten Zagelow zu kommen, ich wollte noch erwähnen, daß dieser häßliche Mensch das Glück hat, eine ungewöhnlich hübsche Frau zu besitzen. Er verdient es nicht . . . und dazu noch ein reizendes Töchterchen."

Aber was war das? Jünke wandte sich halb gegen mich und sah mich

schalkhaft an. Ich fühlte, daß ich errötete. Wahrhaftig, beinahe hätte er den Finger gehoben und mir scherzhaft gedroht, wie einem kleinen Kinde.

„Mutter und Kind erfreuen sich gegenwärtig nicht der besten Gesundheit," murmelte ich gereizt. Ich ärgerte mich nämlich schon lange aus einem ganz bestimmten Grunde . . . Aber man darf keine falschen Schlüsse ziehen. Ich bin ein sehr verschwiegener Mensch, die Diskretion selbst, jedem Klatsch abgeneigt und mische mich auch grundsätzlich nicht in fremde Angelegenheiten; schon darum nicht, weil sie mir vollkommen gleichgültig sind. Von Jünkes Affäre hatte ich rein durch Zufall Kenntnis erlangt. Er konnte es nicht wissen — und gerade das verstimmte mich.

Er hielt mich für ebenso ahnungslos wie alle anderen. Übrigens hatte er noch kein Wort mit mir gesprochen, behandelte mich wie Luft, wäre aber wahrscheinlich ganz anders mit mir umgesprungen, wenn er geahnt hätte . . . Ich überlegte sogar, ob ich ihn nicht beiseite nehmen und unter vier Augen mit ihm sprechen solle: „So und so, es ist mir zu Ohren gekommen, du hast es dem Alten ja tüchtig gegeben, hast ihm auch so nebenbei den Geldsack ein wenig erleichtert. Ich bin in alle Einzelheiten eingeweiht, das hättest du dir nicht träumen lassen, nicht wahr? Stehe aber auf deiner Seite, und in einem Punkte kann man sich auf mich verlassen — ich bin schweigsam wie das Grab!" Ich hätte ihm sogar meine Sympathie ausgedrückt, aber daß er mich für ahnungslos hielt, war einfach unerträglich.

„Oder hat er doch schon Lunte gerochen," dachte ich, „er hat mich nämlich vorhin so eigentümlich angesehen. Man kann sich täuschen, aber es mag immerhin sein, daß er etwas bemerkt hat. In diesem Falle finde ich sein Verhalten höchst unpassend," dachte ich erbittert. „Sieht mich verächtlich an, als wollte er sagen: ‚Was machst denn du hier für schäbige Streiche!' Das ist nicht das Richtige, dazu hat er doch, wie die Dinge nun einmal liegen, wahrhaftig am wenigsten Veranlassung. Er hat einfach kein Recht dazu, es ist eine Ungebührlichkeit!"

Das Wichtigste aber ist, daß ich, offen gestanden, die ganze Zeit über den vergnüglichen Gedanken hatte: „So, Freundchen, jetzt bist du in meiner Hand, wenn mich die Lust anwandelt, sage ich nur ein Wort — und du erschrickst, wirst blaß, hast Angst, daß ich dich verrate, möchtest in die Erde versinken . . ." Zwar wollte ich in Wirklichkeit alle Anspielungen vermeiden, doch der bloße Gedanke an eine solche Möglichkeit gewährt einem schon Befriedigung.

Dieser gemütliche Herr Jünke hatte mich aber nur scherzhaft angesehen. „Er verläßt sich offenbar zu sehr auf meine Anständigkeit," dachte ich erbost und begriff wiederum nicht, warum mich die ganze Sache so in

Harnisch brachte. Ich hatte ein brennend schmerzhaftes Gefühl, fast als wäre mir eine tödliche Beleidigung widerfahren.

Übrigens bekam ich in diesem Augenblicke auch Seitenstiche, wahrscheinlich vom Blutandrang. Irgend etwas mußte geschehen, ich war unentschlossen, begann aber halblaut vor mich hinzureden und überließ es gewissermaßen dem Zufall, was davon in dem Straßenlärm gehört werden würde und was nicht:

„Ich habe Anna Zagelow nämlich letzten Winter kennen gelernt, auf einem Wohltätigkeitsfest, wo ich in meiner Eigenschaft als Beamter ... Sie war sehr elegant, tadellose Haltung, stolz und würdevoll; aber trotz alledem warf sie ihre Blicke in einer Art ringsumher ... ein rassiges Frauenzimmer! Und gerade der alte, häßliche Mensch hat das seltene Glück gehabt. Wahrscheinlich war sie ihm irgendwie zu Dank verpflichtet, und darum glaubte er, ihrer auch sicher zu sein. Konnte er jedoch auf ihre Treue rechnen? Nein, denn dagegen spricht schon die alltägliche Erfahrung.

Wundert mich," murmelte ich, „das hätte sich dieser pfiffige Bursche doch selbst sagen können. Der Fall lag einfach genug, und man brauchte gar kein besonderer Held zu sein, um ihre Gunst zu gewinnen ... Nicht, daß ich mich dessen rühmen könnte; dann wäre natürlich kein Wort über meine Lippen gekommen. Ich kenne sie, wie gesagt, nur flüchtig. Ich spreche als völlig Unbeteiligter und habe meine guten Gründe dafür, denn an diesem Falle ist zweifellos die Öffentlichkeit interessiert."

„Was sagt er da?" fragte Kettlitz barsch.

„Stör ihn nicht; ein Selbstgespräch," meinte Berlinghoff und zuckte die Achseln. Ich aber fuhr, besinnungslos vor Wut, noch leiser zu sprechen fort:

„Im Vertrauen gesagt, ihr Liebhaber, dieses feine Bürschchen, soll den Alten auch noch um eine nicht unbeträchtliche Summe geschädigt haben. Es erzählt sich so herum. Dem Halsabschneider wäre es zu gönnen ... Je nun, die Herrlichkeit war nicht von Dauer. Der Alte kommt dahinter, sieh mal einer an ... Peinlich, nicht? Höchst peinlich sogar! ... Und was geschieht? Vollkommen unbegreiflich! Er jagt sie nicht davon, sie aber nimmt die Sache trotzdem ernst, schluckt Gift und gibt auch ihrem Kinde Gift zu trinken. Es ist ein kleines Mädchen, das unschuldig leiden muß. Man kann sich dazu stellen, wie man will, man ist kein Sittenrichter," fuhr ich mit Herzklopfen fort und erhob ein wenig meine Stimme, „ich bin durchaus nicht beschränkt und kenne keinerlei Vorurteile: daß aber ein unschuldiges kleines Kind darunter leiden soll — das sehe ich nicht ein, das ist geradezu empörend! Ein zartes Mädchen von nicht mehr als fünf Jahren. So ein Kindchen weiß von nichts ... es ist ein Jammer. Es

wird sich vielleicht nie wieder erholen, das ganze Leben lang kränklich bleiben. Die Öffentlichkeit, sage ich, muß sich damit beschäftigen ..."

Der Doktor begann mit hoher Stimme wie ein Irrsinniger zu lachen.

In diesem Augenblicke wurde unsere Reihe durch entgegenkommende Passanten etwas gelockert. Ich benutzte die kleine Verwirrung, ging schnell fünf Schritte voraus, drehte mich wieder um und sah dem Jünke gerade in die Augen.

Meine Spannung war so groß, ja schmerzhaft und beinahe unerträglich, daß ich mir seinen Anblick mit allen Einzelheiten während dieser einzigen Sekunde genau einprägte. Vor allen Dingen erkannte ich meinen ehemaligen Mitschüler Jünke wieder ... Er hatte sich fast gar nicht verändert: dieselbe glatte Stirn, braune Augen und ebensolches Haar, die gerade, kurze Nase und ein besonders schöner Mund mit fest aufeinanderliegenden Lippen. Nur ein kleiner, dunkler Schnurrbart war hinzugekommen. Ein winziges Grübchen in der Wange gab seltsamerweise seinem Gesichte einen knabenhaften, kühnen und entschlossenen Zug. Er war gut gekleidet, trug einen schwarzen Samthut und einen schweren eleganten Tuchmantel mit großen Hornknöpfen. Die Hände hatte er in den Taschen stecken. So kam er mir entgegen. Sein Gesicht aber drückte Heiterkeit aus. Eine gelassene Ruhe, ja mehr als das, freudige Heiterkeit, als wäre ihm soeben etwas unerhört Schönes und Beglückendes widerfahren. Mag sein, daß ich mir das alles nur einbildete; vielleicht hat mir meine überhitzte Phantasie einen Streich gespielt. Ich war mir sogar im Zweifel darüber, ob er etwas gehört hatte, aber das mußte wohl so sein. Wie schon erwähnt, war es nur die Zeit einer Sekunde, und ich blickte ihm geradewegs in die Augen. Er aber schaute mich nicht an, wich auch meinem Blicke nicht aus, sondern sah einfach über mich hinweg, als sei ich nicht Heckfisch, sondern Luft.

„Lustig sein!" schrie ich, „lustig sein! Dem Humor sein Recht ... Ihr aber, meine Herrschaften, seid ja im Einschlafen begriffen."

Ich weiß nicht, wie mir das plötzlich in den Sinn kam. Eigentlich war ich in großer Sorge um meine Gesundheit, da die Verkühlung bereits Fortschritte gemacht hatte. Das Fieber schüttelte mich, der Schweiß brach mir aus der Stirne, auch mußte ich heiser geworden sein, denn meine Stimme klang merkwürdig schrill. Ich fühlte aber offenbar das Bedürfnis, zu schwatzen, und fuhr fort:

„Man ist doch nur einmal jung, in drei Teufels Namen. Wir wollen hier keine Grillen fangen ... und heute ist ja ein Festtag für mich. Ich habe euch, liebe Kameraden, seit Jahren nicht gesehen, heute war mir der Zufall günstig, und ich lief euch direkt in die Arme," sagte ich überschwenglich und hängte mich in Berlinghoff ein, der leise zusammenzuckte; oder schien es mir nur so?

„Bravo," meinte Kettlitz trocken, „nur keine Langeweile aufkommen lassen. Du hast recht, unser Zusammentreffen muß gebührend gefeiert werden. Wie wäre es, wenn du uns alle einladen würdest ... Du bist ja wohlbestallter Beamter."

„Geschwätz," war meine Antwort, „du machst dir da falsche Vorstellungen. Ich glaube schon angedeutet zu haben, daß ich ein armer Schlucker bin. Der Staat zahlt miserabel und nimmt dafür noch die besten Kräfte des Menschen in Anspruch. Doch ich habe mir wenigstens im kalten Getriebe der Staatsmaschine ein warmes Herz bewahrt ... muß übrigens auch meinem Entzücken darüber Ausdruck verleihen, einen so ausgezeichneten Menschen kennengelernt zu haben ... Sie sind gemeint, Doktorchen, fassen Sie es nicht als leere Schmeichelei auf! Schmeichelei ist mir verhaßt, aber ich muß gestehen: selten ist mir jemand begegnet, der mir gleich auf den ersten Blick soviel Sympathie eingeflößt hätte. Mein Herr! Liebenswürdigkeit des Charakters verbindet sich bei Ihnen mit ungewöhnlichen Geistesgaben."

„Sehr verbunden," sagte der Doktor verlegen, offenbar verlegen. Er wußte wahrscheinlich nicht, wie er sich dazu stellen solle. Das aber machte mir gerade Spaß.

„Ich gebe mich der Hoffnung hin," sagte ich und stieß Kettlitz heimlich an, „der kühnen Hoffnung hin, daß Sie meine Sympathie mit der Zeit erwidern werden. Ich bin auch nicht der Erstbeste."

(Fortsetzung folgt)

Das besetzte Belgien

von Fritz Schotthöfer

Besiegtes Volk

In den letzten Augusttagen, beinahe auf den Fersen unseres vormarschierenden Feldheeres, kam ich nach Belgien. Nur die Geleitscheine des Generalkommandos öffneten die Wege in das verschlossene Land, aus dem, wie aus einer Bühne mit herabgelassenem Vorhang, die ersten kurzen Heroldsrufe von unsern Siegen hervorgedrungen waren. Der Kampf war vorüber, die Feuerlinie um Antwerpen und tief in die französische Provinz hineingezogen. Wenn man nicht an den Schlachtfeldern vorüber kam, dann bot das kriegüberzogene Land nur Bilder des Friedens. Aber es ergriff tief, diesen alten bevorzugten Boden bewegter politischer Ereignisse zu betreten, der nun urplötzlich wiederum zum Schauplatz weltgeschichtlicher Vorgänge geworden war. In zwei Wochen hatte sich das Schicksal eines Volkes von acht Millionen entschieden, wie ein langbestimmtes Verhängnis, das alle Beteiligten seit Jahren dunkel ahnten, das uns aber erst durch die Erfüllung klar zum Bewußtsein kam. Die Zukunft Belgiens liegt noch verhüllt und hier soll nicht versucht werden, an dem Schleier herumzuzupfen. Aber die Waffentaten der ersten Kriegswochen können nicht mehr rückgängig gemacht werden. Die Ereignisse hatten sofort eine überwältigende Wucht angenommen und in jedem Deutschen das Vorgefühl erzeugt, das acht Monate mit mächtigen neuen Tatsachen bestätigten.

In seinem Charakter trägt jedes Volk den Rhythmus, welcher die Dramatik seiner Geschichte bestimmt. In rascher Aufwallung hatte die belgische Regierung ihr und des Landes Geschick an das Kriegsglück der gegen Deutschland gerichteten Koalition geknüpft. Es ließ sich ausdenken, daß Belgien sich für den unvermeidlichen europäischen Konflikt eine Neutralitätspolitik zurechtlegte, wie sie ihm für den Frieden vorgeschrieben war. Einer der bedeutendsten belgischen Politiker hat diese Politik schon vor zwanzig Jahren deutlich vorgezeichnet. Da für einen Kleinstaat der nationale Ehrenpunkt nicht der gleiche sein kann wie für eine Großmacht, so brauchte die Regierung sich nicht auf den Standpunkt einer schematischen Auslegung der Neutralitätsakte zu stellen. Der Widerstand gegen Deutschland mußte nicht notwendig mit einem Anschluß an die Gegner verbunden sein. Es konnte eine höhere Ehrensache werden, die erste staatsmännische Pflicht zu erfüllen und das Schiff wohlbehalten durch den entfesselten Sturm zu steuern. Das Kriegsglück entschied gegen die Koalition. Sie verlor Belgien aus ihrem Machtkreis. Da Belgien in Zukunft nicht mehr

neutral bleiben kann, wird es ein Posten der großen Kriegsabrechnung sein müssen, gleichviel auf welcher Seite des Hauptbuchs.

Das Land lag vor uns, durch den Sieg auf dem Schlachtfeld in unsern tatsächlichen Besitz gebracht. Daraus erwuchs unmittelbar die Pflicht zu ordentlicher Verwaltung. Man überschritt die Grenze mit dem Empfinden, daß wir uns zunächst die Verantwortung für ein Volk erobert hatten. Deutschland war Herr und Diener zugleich. Bei jedem weitern Schritt ins Innere wird das deutlicher. Ein Staat, ein Gemeinwesen von vielgestaltiger Gliederung ist plötzlich zur Formlosigkeit zusammengesunken. Das Rückgrat des zentralisierenden und stützenden Gefüges ist herausgenommen, das innere Leben in tiefer Betäubung erloschen. Der Verwaltungsmaschine fehlt der Dampf, einzelne Räder nur schwingen noch fort. Die Gemeindebehörden, ein Teil der Regierungsbeamten in der Provinz sind geblieben, aber sie sind von ihrer in Antwerpen eingeschlossenen Zentrale abgeschlossen, sie empfangen keine Weisungen mehr und können sich keine Richtlinien erbitten. Das letzte, was ihnen die Regierung sandte, war eine allgemeine Instruktion über das Verhalten gegenüber dem einmarschierenden Heere. Jeder war seiner eigenen Initiative überlassen.

An Stelle des herausgerissenen Staatsgefüges baut sich sofort ein neues Gerüste ein, die Etappe und der Organismus des deutschen Besatzungsheeres. Doch die neue Organisation muß zunächst an sich und ihre eigene Sicherheit denken. Sie kann nicht sofort alle Nerven und Muskeln des hingesunkenen öffentlichen Lebens wieder zusammennähen.

Aus seiner gewohnten Organisation herausgefallen, wandelt das Volk führungslos, wie schlaftrunken, wie aufgescheucht aus einem schweren Traum. Mehr als die rauchenden Trümmer, die der Kampf mit so ungleichem Maße ausstreute, erschüttert der Anblick der halb entgeisteten Menschheit in den großen Städten. Das Werk der Granaten und der Schützengraben, die Fluren zerschneiden, schaurig, doch es ist nur Episode auf der Reise. Auf langen Strecken ist keine Spur des Kriegs zu entdecken. Dörfer und Städtchen liegen in ihrer jahrhundertalten Abgeschiedenheit, auf den Wiesen weidet Vieh, auf den Feldern pflügen Bauern. Das deutsche Heer ist in Eilmärschen durchgezogen, wo es nicht auf feindliche Kräfte stieß. Bei der Mehrheit der Bevölkerung — das muß gesagt werden — fand es den Empfang, welcher strenges Auftreten überflüssig machte. Der Bahn entlang bringt der langsam rollende Militärzug an Idyllen vorüber: unsere Soldaten helfen Kühe melken, arbeiten mit dem Spaten in Gärten. Auf dem Lande hat der Krieg rasch seine Schrecken verloren. Die großen Städte Lüttich, Brüssel, Gent, Brügge, Antwerpen innerhalb der Festung sind kaum oder gar nicht von der Kriegsfackel berührt worden. Aber hier, wo aller Erwerb still steht, ist das Volk am härtesten

getroffen. Die müßige Menge in den Straßen hat etwas vom Schlafwandler an sich. Sie ist in steter Bewegung, da die einheimische entwaffnete Polizei und die deutschen Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr die geringste Stockung und Ansammlung unmöglich machen. Kein starker Laut ist zu hören, in den Mienen liegt kein Trotz und keine Ergebung, nur die Erleichterung, mit dem bloßen Schrecken davongekommen zu sein.

Es ist ein Zustand der Erwartung, in dem die Masse dahinlebt. Sie ist abgeschnitten vom Zusammenhang mit der Welt. Brüssel weiß nichts davon, was in Löwen geschieht. Das Volk hat seine Sprache, die Zeitungen, verloren, es gibt keinen Brief mehr, die Freizügigkeit ist tatsächlich und rechtlich aufgehoben, und die phantastischen Gerüchte eilen auf unaufgeklärte Weise von Stadt zu Stadt. Die Maueranschläge der deutschen Militärbehörden, auf denen auch die Meldungen von unsern fernern Erfolgen stehen, finden nur skeptische Leser. Das ganze Volk hat das Gefühl, in ein Provisorium eingetreten zu sein, das ernstes Tun nicht verlangt. Man erduldet den Zustand, weil er nur von kurzer Dauer sein wird. Denn der Glaube an den endgültigen Sieg wurzelt tief verzweigt in allen Herzen und ekstatische Hoffnungen sprießen daraus empor. Die Furcht vor dem Eroberer ist rasch verschwunden, wenn auch das Bewußtsein bleibt, daß jede Auflehnung schwere Folgen nach sich ziehen würde. Es entsteht eine Schmiegsamkeit, die dem Hindernis aus dem Wege geht, ein biegsames Gehorchen, das keine Unterwerfung ist. Als die deutschen Truppen in Brüssel einzogen, standen die Häuser in schwarz-gelb-rotem Flaggenschmuck. Er wurde wochenlang geduldet, aber auf die erste in verbindlich festem Tone gehaltene Einladung des Gouverneurs verschwand der stumme Protest über Nacht.

Unter der äußerlichen Korrektheit glüht ein heimliches Feuer. Der Sieger verhehlt es sich nicht und baut seine Sicherheitsmaßregeln mit der gleichen ruhigen Korrektheit aus. Ein paar Kanonen und Maschinengewehre an den strategischen Punkten der Stadt, vor den Gouvernementsgebäuden sind die Zeugen seiner Wachsamkeit. Nach den Aufregungen des ersten Zusammenstoßes ist es im ganzen Lande ruhig geworden. Die Fälle von Widersetzlichkeit sind im Verhältnis zur Millionenzahl der Bevölkerung und der Dauer der Besetzung verschwindend gering. Auch das muß betont werden, zur Ehre der Belgier wie unserer Soldaten, die sich mit dem heimlichen Groll ihrer Umgebung so gut abfinden, daß er selten zur Entladung kommt. An der großen rückwärtigen Verbindung unseres Feldheeres, an der Eisenbahnlinie des Maastals wurden Attentate versucht, aber es steht nicht fest, daß sie auf Rechnung der Bevölkerung zu setzen und nicht die Tat von Sendlingen des feindlichen Heeres sind.

Die Kriegspsychose, die auch im Lande des Siegers wie eine ansteckende

Krankheit herrscht und den Fall von uneinnehmbaren Festungen vorzeitig erträumt, schlug in Belgien nicht in Pessimismus um. Soll man diese unüberwindliche Siegeshoffnung für Hysterie halten oder für das Zeichen einer ungeheuern Lebenskraft des Volkes? Die gesunde Überlegung, welche die einfache und erdrückende Tatsache der Kriegslage anerkennt, fehlt. Das überrascht bei dem so real denkenden Volk der Belgier. Das Vertrauen auf die befreienden Verbündeten würde freilich ohne eine ständige heimliche Anfeuerung kaum standhalten. Die deutschen Behörden haben sich kaum der Täuschung hingegeben, daß man ein Volk von acht Millionen bis ins kleinste überwachen kann. Der fremde Herr kennt nicht alle Schleichwege der Grenzen und kann nicht jede Frau, die guter Hoffnung scheint, oder jeden Kartoffelsack, der in die Stadt gefahren wird, peinlich genau untersuchen. Polizeiliche Strenge und polizeilicher Scharfsinn finden in der feindselig gestimmten Welt Schranken, sei es auch nur aus dem Grunde, daß das zu vertreibende Übel oft nicht der teuren Arznei wert ist. So sind die Belgier bald nach der ersten lähmenden Verblüffung in heimliche Verbindung mit dem Auslande gekommen. Zeitungen der feindlichen Mächte wurden vertrieben, zu hohen Preisen, oder an Stelle der Zeitungen Auszüge, die mit der Schreibmaschine hergestellt werden. In kleinerem Kreise gehen Briefe politischer Persönlichkeiten von Hand zu Hand. Bei allem spielt auch findiger Geschäftsgeist seine Rolle. Die Brüsseler bezahlten oft teuer genug eine in Brüssel selbst gedruckte Nachahmung von Pariser Zeitungen, die natürlich mit frei erfundenen Nachrichten gefüllt war und nicht einmal den Titel und Druck des Pariser Musters typographisch genau wiedergab. Mit diesen Mitteln wird eine Stimmung aufrecht erhalten, welche sich von keiner Macht der Tatsachen niederdrücken läßt. Am Ende ist auch die Theorie der modernen Kriegsführung ein Nährboden für die verzweifelte Siegeshoffnung der Unterlegenen: die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte ist das Ziel, nicht die Okkupation feindlicher Gebiete.

Die Etappe

Für die Zurückgebliebenen war in den ersten Wochen der Krieg und die Schlacht ein Mysterium von unheimlicher Anziehung gewesen. Ein paar Feldpostbriefe hatten das Seufzen und Keuchen der Ringenden hören lassen, die amtlichen Berichte markierten die Gänge des unsichtbaren Kampfes. Das Heer war im Nebel entrückt. Hier in Belgien fand man es wieder, in den feldgrauen Verbindungslinien, die es auf dem Vormarsch hinter sich zurückließ, in den Bataillonen des Landsturms, der als Besetzung sich langsam über das Land ergoß, in den Belagerungstruppen von Antwerpen. Der Wert einer Truppe erglänzt am hellsten im Feuer.

Doch hier in dem sicheren Aufbau einer umfassenden Organisation durch Formationen des dritten und vierten Gliedes tritt unsere nationale Kraft kaum weniger eindrucksvoll hervor. Ein Apparat, der in den Manövern immer nur kurz skizziert wurde, der eigentlich jahrzehntelang bloß in den Akten vorbereitet, schnellt mit Energie und Sicherheit empor. Es gibt Reibungen und Kompetenzstreitigkeiten im Innern des Apparats, aber der Wirkung nach außen tun sie keinen Eintrag.

Die Gegner haben dem Deutschtum vorgeworfen, nur eine kalte verstandesmäßige Organisation der Kraft zu sein, eine Riesenfabrik zur Produktion von Energie auf allen Gebieten, das Ganze beherrscht und geleitet von einem brutalen Machtwillen. Das „Volk in Waffen" sollte die höchste Leistung sein dieser alle Knospen beschneidenden Einordnung des Persönlichen unter das Gesamte. Ein Mangel an Achtung vor allem Spontanen war das böse Merkmal dieser aufs schärfste geschliffenen Organisationstechnik des unter preußische Führung geratenen Deutschlands. Militärisch ist daraus der „Militarismus" geworden. Hier, wo er in höchster Anspannung sich entfaltet, scheint der „militaristische" Geist verflogen, er scheint eine Blüte der Friedenslangeweile gewesen zu sein. Von seinem Wesen ist die Strenge der Disziplin geblieben, weggewischt sind alle Äußerlichkeiten, weil jede Handlung nun einen Sinn und Zweck erhielt und nicht mehr die bloße Einübung darstellt. Die Franzosen rühmen sich, mit ihren Sanskulotten allein das wahre Volksheer entdeckt und unter der demokratischen dritten Republik neu geschaffen zu haben. Die Brüderlichkeit soll bei ihnen alle Rangunterschiede ausgleichen und eine patriotische Elastizität des inneren Zusammenhangs erzeugen, welche die Deutschen nur durch den begeisterungslosen Zwang von außen erreichen. Das sind grausame theoretische Verkünstelungen. Der Ausbruch des Krieges hat bewiesen, wie sehr der militärische Apparat Deutschlands von einem mächtigen Lebenshauch mit treibender Kraft erfüllt worden war. Zahllose Feldpostbriefe haben die Gemütlichkeit sehen lassen, die im Feldheer Offizier und Soldat vereint. Man findet sie wieder in den kleinen Abteilungen der Besatzungstruppen, die in Dörfern und Städtchen liegen. Jedenfalls ist der stramme Kasernenhofton die kaum zu entdeckende Ausnahme. Der Krieg hat das Wunder vollbracht und die Uniformen zu Menschen gemacht, auf denen es keine Achselstücke und Litzen mehr gibt.

Noch andere Gedanken stellen sich willig ein, wenn man mitten in dieser urplötzlich auf die Beine gebrachten Organisation lebt. Wir werden im Zusammenfassen, im Disponieren über unsere Volkskräfte von niemand übertroffen. Organisieren ist unsere Spezialität, wenigstens im Bereich unseres eigenen Lebens. Das zu verkennen war der große diplomatische Irrtum der Verbündeten. Sie hatten mit der Überspannung vom Juli

die deutsche Organisationskraft auf den Plan gerufen. In Konferenzen und Kongressen waren sie die Stärkeren an Zahl und taktischem Geschick. Ihr Spiel mußte weiter darin bestehen, Europa in dem Zustande der Liquidität zu erhalten, der ihnen die günstigen Abschlüsse von Algeciras, vom Haag, von London geliefert hatte. In dem labilen Gleichgewicht der großen Bündnisse war Deutschlands militärische Schwere fein ausbalanziert, solange nur die papierne Statistik der Kanonen und der Goldvorräte der Notenbanken galt. Der russische Bär war plump an das Zünglein der Wage herangetreten, seine Bundesgenossen haben ihn nicht zurückgehalten. Vor allem hat die alte Doktrin der englischen „Balance of power" versagt, weil sie nicht richtig abgeschätzt hatte, auf welcher Schale die wirkliche „power" lag. Man hatte jahrelang den deutschen Militarismus als eine leere Rüstung hingestellt. Jeder Bericht der ausländischen Presse über deutsche Manöver sprach vom mechanischen Drill und veralteter Taktik, man erinnerte an das Preußen vor Jena, das dem großen Friedrich gefolgt war, und die Analogie hat Eindruck gemacht. Nun ist die Probe gemacht worden. Das deutsche Heer hat sich als unbezwingbare Kraft erwiesen, die als ein neuer Wert in die Diplomatie eingeführt wird.

Die Etappe ist der erste Pfosten für das Verwaltungsgerüste im eroberten Lande. Sie dient nur dem Feldheere, sichert die Verbindungen, aber sie greift bereits in das Leben der Bevölkerung ein, um ihre Aufgabe erfüllen zu können. Der Eingriff beschränkt sich auf das Notwendigste, auf polizeiliche Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Ruhe, zur Verhinderung der Spionage. Der Apparat einer Kommandantur ist umfangreich genug auch in kleineren Städten. In größeren Städten wird ein Militärgouvernement errichtet, in dem die Kommandantur auf die Rolle eines Polizeipräsidiums beschränkt wird. In Belgien hat die Etappe schon angefangen, mit der einheimischen Polizei zu arbeiten. In Lüttich leistete die entwaffnete „Bürgerwacht" Hilfsdienste, in Brüssel schuf man in den Gemeindebezirken ein „police bourgeoise", deren Mitglieder nur mit einer Schärpe bewaffnet werden. Das Regierungssystem der Etappenherrschaft ist so einfach wie möglich. Wo es lange andauert, wie in den beiden flämischen Provinzen, übernimmt die Etappe auch Aufgaben, die bereits in den Arbeitskreis einer Zivilverwaltung hineingreifen.

Besetztes Land

Sieben Millionen Menschen, die in einer staatlich organisierten, mit allen Attributen der nationalen Selbständigkeit ausgestatteten Gemeinschaft lebten, geraten unter fremdes Machtgebot. Ihre Regierung, ihr König sind geflohen, in den Ministerien sind nur mittlere und niedere Beamte geblieben, vielleicht noch einzelne Abteilungsdirektoren. Der Ver-

waltungskörper ist geköpft und der Okkupant muß als erstes die zuckenden Glieder galvanisieren, ihnen ein leitendes Nervenzentrum schaffen.

Die Aufgabe ist nicht schematisch zu lösen. Das theoretische Völkerrecht hat einige Grundsätze proklamiert, auf den Haager Konferenzen hat man versucht, einen kleinen Kodex für die kriegerische Besetzung abzufassen. Aber es ist nur ein dünner Schutzwall gegen die Willkür skrupelloser Eroberer geworden. Für die positive Arbeit, die zu leisten ist, gibt das Haager Abkommen in seinen „Gesetzen und Gebräuchen des Landkriegs" nicht mehr Anleitung als etwa ein Strafgesetzbuch für die Organisation der Rechtsprechung. Ein besetztes Land soll nach den Regeln des „Nießbrauchs" verwaltet werden. Die Staatshoheit ist nicht aufgehoben, sie ist nur suspendiert. Das sind die Grundgedanken. Sie in Wirklichkeit umsetzen, heißt aber schöpferisch neugestalten. Denn es ist eine Täuschung, ein Land und ein Volk wie eine Fruchtkonserve behandeln zu wollen, die man beim Friedensschluß wieder abliefert, wie man sie erhalten hatte. Ein Volk ist in steter lebendiger Entwicklung, und diese Entwicklung läßt sich nicht abstellen wie ein Uhrwerk. Man verwaltet auch nicht bloß, weil die internationale Verpflichtung eingegangen wurde, man verwaltet, weil man ein kultiviertes Volk nicht als in sich zusammengesunkene Masse vegetieren läßt, weil endlich eine in Ruhe und Ordnung lebende Bevölkerung die beste Rückendeckung für das kämpfende Feldheer ist. Man denkt bei der Arbeit der brennenden Gegenwart auch an die Zukunft, die nun daraus emporsteigen soll. Das rechtliche Provisorium der Okkupation darf nicht zu einem tatsächlichen Stillstande des Geschehens werden.

Wenn das Haager Abkommen nur die einengenden Grenzen steckt und keine Fingerzeige gibt, dann ist auch in den neueren Präzedenzfällen militärischer Okkupation nicht viel Belehrung zu holen. Man kann Belgien nicht mit Bosnien oder Ägypten vergleichen. Auch die Besitznahme großer Gebietsteile Frankreichs im Kriege 1870/71 gibt nicht das nachzuahmende Muster. Damals wie im heutigen Kriege zum zweiten Male sind nur Teile von Frankreich unter unsere vorübergehende Herrschaft gekommen. Der nationale Staat funktioniert in vollem Umfange seiner Tätigkeit weiter, seine Organe erreichen bloß einzelne Stücke seines Hoheitsgebietes nicht mehr. In Belgien befindet sich heute das gesamte Territorium bis auf einen verschwindenden Rest in Feindeshand. Die Regierung amtiert als gliederloser Rumpf jenseits der Grenzen. Sie besteht nur noch als diplomatische Fiktion. Sie hat ihre verfassungsmäßigen Geldquellen und damit ihre Unabhängigkeit verloren. Sie steht und fällt mit der Gunst der Verbündeten, denen sie sich verschrieb. Der einzige feste Bestandteil des frühern Staatsgebildes ist das belgische Heer. Aber auch das ist von seiner Basis abgeschnitten. Es kann sich nicht mehr ordnungsgemäß rekrutieren. Es ist

ein Söldnerheer im Dienste Englands und Frankreichs geworden, die höchst unfundierte Anleihen vorschießen.

In Belgien hat der Okkupant, wie ich schon sagte, sich zunächst die Verantwortung für ein Volk erobert. Vor sich selbst und vor der Weltgeschichte haftet er dafür, daß es in der Krisis des Krieges nicht unheilbare Erschütterungen erleide, aber er darf nicht schalten, wie er will. Er kann nicht überall auf die loyale Mitarbeit der Besiegten rechnen, die notwendig wäre. Seine Tätigkeit begegnet einem grollenden Patriotismus, der glaubt sich etwas zu vergeben, wenn er mehr als passive Fügsamkeit zeigt, der um so empfindsamer sich gebärdet, je weiter auf den Schlachtfeldern die letzte Entscheidung hinausgeschoben wird. Der Okkupant baut seine Verwaltung auf Sand. Das Gerüste muß in der Festigkeit des eigenen Gefüges, in der Anlehnung an die Kraft des Heimatstaates die Gewähr seiner Dauer finden. In der Atmosphäre der Feindseligkeit, die ihn umgibt, kann er nicht mit Güte gewinnen. Milde ist fast verlorene Liebesmühe, und Strenge wird ihm als Härte angerechnet. Die Bevölkerung trägt die einzige Hoffnung im Herzen, daß der Friedensschluß wieder die alten Zustände herbeiführe.

Solange der Krieg unentschieden dauert, ist die Lage des Okkupanten doppelt schwierig. Auch er leidet unter dem Charakter des Provisorischen, den seine Wirksamkeit an sich trägt. Er kann nicht regieren, wie es das reine Interesse des besetzten Landes verlangt. Die gebieterischen Erfordernisse der Kriegsführung greifen tief in alle Zweige der Verwaltung ein. Das legitime Kriegsrecht der Requisitionen staut sich gegen das Werk der wirtschaftlichen Wiederbelebung. Die militärische Sicherheit bleibt das höhere Gebot, dem sich die gesteckten Ziele einordnen müssen. Und nicht die geringste Hemmung ist die Haager Konvention, die verpflichtet, an den Landesgesetzen nichts zu ändern und schöpferische Gedanken dem formal bestehenden Rechte zu opfern, so unvollkommen es sein mag.

Der Okkupant kann endlich nicht vergessen, was vor dem Kriege war, die Beziehungen zwischen Deutschen und Belgiern, die abgerissen, aber nicht ausgeglichen worden waren. Alte rechtliche und wirtschaftliche Verknüpfungen müssen neu aufgesucht und gelöst werden. Hier entstehen die schwersten Verwicklungen und die zartesten Feinheiten. Denn es tritt der Gegensatz auf zwischen der Freiheit der heimischen Rechtsprechung und dem unbestreitbaren Anspruche des Kriegführenden, die Interessen seiner Staatsangehörigen nicht schmälern zu lassen.

Der Generalgouverneur

Die Verwaltung eines okkupierten Landes verlangt an ihrer Spitze, wie die Führung eines Heeres, eine Persönlichkeit. Der Generalgouver-

neur kämpft täglich und stündlich eine unblutige Schlacht, in welcher jede Bewegung des Feindes sorgsam zu überwachen und jede eigene Handlung auf ihre feinsten Wirkungen hin zu erwägen ist. Es gibt keine Akademie, in der er sich für den Posten vorbereiten kann. Mit den Vorstellungen von heimischer Regierungskunst kommt er nicht aus. Denn er tritt vor ein fremdes Volk mit anderem Empfinden, anderen politischen Ideen hin. In Belgien ist es ein Volk, das die Vorteile einer starken Verwaltung kaum kennt und leicht nur die feste Hand, aber nicht das Gute sieht, das sie spendet. Es ist ein Volk, das im Vertrauen auf seine uralte lokale Selbständigkeit Freiheit mit Ungebundenheit verwechselt, trotz der Jahrhunderte von Fremdherrschaft, die ihm die Geschichte beschert hatte. In diese Imponderabilien muß der Generalgouverneur sich einfühlen, ohne daß er seiner Autorität als höchster Herr etwas vergibt. Er vereinigt in seiner Person die Landeshoheit. Er ist suveräner Fürst und Gesetzgeber, und der Kriegszustand gibt ihm Machtmittel in die Hand, die keine Friedensregierung besitzt. Die ungeheure Verantwortung, die er trägt, macht es unerläßlich, daß er mit dieser unbeschränkten Herrschergewalt ausgestattet sei. Bei friedlichem Verhalten der Bevölkerung wird er kaum anders regieren wie ein konstitutionell gebundener Landesherr. Aber die in ihm vereinigte Machtfülle, die als drohende Wolke über den Häuptern schwebt, ist eine unentbehrliche Garantie für den Erfolg seines Wirkens.

Der Generalgouverneur ist durch kaiserliche Kabinettsorder auf seinen Posten berufen. Er hat keine andere Instruktion, als das ihm anvertraute Okkupationsgebiet zu verwalten. Wie er seine Aufgabe auffaßt und ausführt, ist seine Sache. Auch darum muß sein Werk der Ausdruck einer Persönlichkeit und nicht der Rutine eines Beamten sein.

Der erste Akt ist ein Erlaß an das eroberte Land. Als Generalfeldmarschall von der Goltz in Brüssel eingezogen war, ließ er den nachstehenden öffentlichen Anschlag in deutscher, französischer und flämischer Sprache im ganzen unterworfenen Gebiete verbreiten:

Proklamation

Seine Majestät der Deutsche Kaiser haben geruht, mich nach Okkupierung belgischen Gebiets zum Generalgouverneur in Belgien zu ernennen. Ich habe den Sitz des Generalgouvernements in Brüssel (Ministerium der schönen Künste rue de la Loi) aufgeschlagen.

Auf Grund weiterer Anordnung Seiner Majestät ist dem Generalgouverneur eine Zivilverwaltung angegliedert (Kriegsministerium rue de Louvain), an deren Spitze Exzellenz Herr von Sandt steht. Die deutschen Heere dringen siegreich in Frankreich vor. Hier im belgischen Gebiete Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten ist die Aufgabe des Generalgouvernements.

Jede feindselige Handlung der Einwohnerschaft gegen Angehörige des deutschen Heeres, jeder Versuch, ihren Verkehr mit der Heimat zu stören, Eisenbahnen, Telegraphen, Fernsprechverbindungen zu gefährden oder gar zu unterbrechen, wird unnachsichtlich geahndet werden. Aufruhr und Widerstand gegen die deutsche Verwaltung haben rücksichtslose Niederwerfung zu gewärtigen.

Die harte Notwendigkeit des Krieges bringt es mit sich, daß bei Bestrafung feindseliger Handlungen Unschuldige mit den Schuldigen leiden. Um so mehr ist es Pflicht aller verständig denkenden Bewohner Belgiens, die unruhigen Elemente im Lande von jeder Ausschreitung gegen die öffentliche Ordnung abzuhalten.

Kein belgischer Bürger, der friedfertig seinem Erwerbe nachgeht, hat irgend etwas von seiten der deutschen Truppen und Behörden zu befürchten. Soweit irgend möglich, sollen Handel und Wandel wieder aufgenommen, die industriellen Betriebe wieder in Gang gebracht und die Einbringung der Ernte vollendet werden.

Belgier!

Von niemand wird Verleugnung seiner vaterländischen Gesinnung verlangt, wohl aber eine vernünftige Fügsamkeit und unbedingter Gehorsam gegen die Anordnungen des Generalgouvernements. Von Eurem Verhalten, von dem Vertrauen und dem Maße der Unterstützung, die das Volk, insbesondere die im Lande verbliebenen Staats- und Gemeindebeamten, dem Generalgouvernement entgegenbringen, wird es abhängen, ob die neue Verwaltung Euch und Eurem Lande zum Segen gereicht.

Gegeben Brüssel, den 2. September 1914.

Der General-Gouverneur in Belgien.
gez.: Freiherr von der Goltz
Generalfeldmarschall.

Auf Grund dieser magna charta hat die deutsche Verwaltung in Belgien ihr Werk begonnen. In den ersten Monaten konnte es nur ein Zuwarten, ein Ertasten und Anpassen sein. Noch war Antwerpen nicht gefallen und das Land zum großen Teil Operationsgebiet, das dem Feldheere unterstand. In der Verwaltung überwog der militärische Apparat, dem die Sorge für die Aufrechterhaltung der Ordnung obliegt. Es handelt sich dabei um die Anwendung einer Reihe militärpolizeilicher Sicherungsmaßregeln, die ihrer Natur nach streng und auf die schlimmsten Möglichkeiten eingerichtet sind. Zur positiven Arbeit kam man erst später. Es war dem am 1. Dezember als Nachfolger des Freiherrn von der Goltz berufenen Generaloberſten Freiherrn von Bissing vorbehalten, die militärische Okkupation zur tätigen und belebenden Verwaltung fortzuführen.

Das Generalgouvernement ist ein Überbau über die vorhandene Staatsgliederung. Nicht einen Augenblick konnte die Frage gestellt werden, ob aus deutschen Beamten ein vollkommen neuer Behördenapparat zusammenzusetzen sei. Bei einem fremden, fremdsprachigen Volke von sieben Millionen ist es ein Ding der Unmöglichkeit, ganz mit eigenen Leuten zu arbeiten. Es wäre auch unpraktisch, auf die Hilfe der eingeschulten, ortskundigen, sachverständigen Einheimischen verzichten zu wollen. Dem Okkupanten genügt es, zu überwachen und zu leiten. Er ergreift Besitz von den zentralen Direktionsstellen, sendet aber auch seine Beamten in die Provinz, um die Kontrolle durchaus selbst in der Hand zu behalten und Organe für die Übermittelung seiner Bewegungen zu besitzen.

Im Grunde bringt die Okkupation nichts anderes, als was jedes in den Krieg eintretende Volk bei sich zu Hause erlebt. Die militärische Gewalt wird der bürgerlichen vorgesetzt. Sie übernimmt diktatorisch die Führung durch Anwendung eines erweiterten Polizeirechts. Im okkupierten Fremdgebiet verschärft sich das System selbstverständlich.

Die Grundpfeiler der militärischen Organisation bringt die Etappe. Das ihr auf dem Fuße folgende Generalgouvernement hat nur systematisch weiterzubauen und zu zentralisieren. In Belgien erhielt jede der neun Provinzen einen Militärgouverneur, jedes Arrondissement einen militärischen Kreischef. Ost- und Westflandern gehören heute noch zur Etappen- und Operationszone. Das Generalgouvernement reicht nur mit einigen Dienstzweigen hinein, ohne indessen Machtvollkommenheit zu besitzen. Die militärische Organisation, gestützt auf die Besatzungstruppen, übt die höchste Gewalt aus. Sie verfügt über einheimische Polizei als Hilfsorgane, nicht ohne die belgischen Verfassungsgrundsätze zu respektieren. Die Feldgerichtsbarkeit, welche über alle Vergehen gegen die deutschen Anordnungen entscheidet, ist ein Bestandteil des Militärgouvernements. In den großen Städten nimmt dieser militärische Apparat eine reiche Gliederung an, besonders durch die Ausgestaltung der Polizeiorgane.

Die Zivilverwaltung stellt eine Parallele zur militärischen Organisation dar, mit Präsidenten der Zivilverwaltung in der Provinz und Zivilkommissaren in den Arrondissements. Die Präsidenten arbeiten mit den belgischen Provinzialräten zusammen. In den Bergbaubezirken leiten deutsche Bergbeamte die von den Belgiern ausgeführten Inspektionen. An dem einheimischen Verwaltungssystem ist nichts geändert worden. Aus praktischen Gründen wurde die im französischen Bezirke Maubeuge eingerichtete Zivilverwaltung dem Verwaltungschef in Brüssel unterstellt. Außerdem wurde ein kleines Stück französisches Gebiet, der scharf ins belgische Territorium einschneidende Zipfel von Givet-Fumay, der Provinz Namur zur Verwaltung zugewiesen.

Die Zentralstelle der Zivilverwaltung in Brüssel hat sich langsam zu einem umfangreichen Körper ausgedehnt. Sie paßte sich dem Behördenbau der belgischen Verfassung an. Jedes Ministerium erhielt zur obersten Aufsicht einen deutschen Referenten, der mit dem belgischen Personal arbeitet. Glatt weggefallen sind die Ministerien des Äußern, des Kriegs, des Verkehrs und der Kolonien. Ihre Inhaber haben sich mit einem Teil ihrer Büros nach Le Havre gerettet, um dort die belgische Staatshoheit zu repräsentieren.

Am Anfang waren alle nicht militärischen Dienstzweige unter der Zivilverwaltung eingeordnet. Sie umfaßten kaum zwei Dutzend Beamte. Langsam wuchs aus diesem Kern ein Baum, der seine Wurzeln tief in den belgischen Staat grub und mit seiner Krone das Land überschattete. Die zunehmende Arbeitslast in den Ressorts, die Angliederung neuer Ressorts machte nach und nach eine Neuordnung notwendig. So wurden mit selbständiger Existenz „beim Generalgouverneur" die politische Abteilung (Frhr. von der Lancken), die Bankabteilung (Geheimrat von Lumm) eingerichtet.

Vom Generalgouvernement unabhängig ist die Verwaltung der Eisenbahnen, die ganz militärisch organisiert sind und zunächst im Dienste des Feldheeres stehen, aber Belgien heute mit einem ausreichenden Betrieb für Personen- und Warenverkehr versehen haben. Die Wiedereinrichtung des Postwesens wurde von der Reichspostverwaltung übernommen. Der Telegraph arbeitet aus militärischen Gründen nur in beschränktem Maße für die Öffentlichkeit, das Telephon ausschließlich für die deutschen Behörden.

Die Neugestaltung der Verkehrsmittel hatte mit sehr großen Schwierigkeiten zu rechnen. Da die Eisenbahnen unmittelbar deutschen militärischen Interessen dienen, konnten sich die belgischen Beamten nicht entschließen, ihre Tätigkeit wieder aufzunehmen. Ihre frühere Regierung in Havre stellte ein förmliches Verbot auf und zahlt heute noch den über die Grenze geflohenen Beamten Gehälter aus. Das deutsche militärische Interesse hätte es nicht gestattet, das höhere belgische Personal einzustellen. Man hat jedoch Streckenarbeiter angenommen. Bei der Post stieß man ebenfalls auf den Widerstand der belgischen Bediensteten, die sich nur langsam herbeiließen, im äußern Dienst mitzuarbeiten. So arbeitet die Post, obwohl sie rechtlich durchaus als belgische Staatseinrichtung behandelt wird und ihre Stellung im Weltpostverein behauptet, mit einer gemischten Beamtenschaft. Die notwendigen Zensurrestriktionen beengen den Verkehr noch, aber haben nicht verhindert, daß der Betrieb eine große Regelmäßigkeit und genügende Schnelligkeit angenommen hat.

Die Verwendung belgischer Beamten in der Verwaltung ist eine ganz natürliche Sache. Denn die Beamten sind nur für ihr eigenes Land tätig. Nach der Haager Konvention hat der Okkupant nicht das Recht, irgend-

welche Leistungen von den Bewohnern für sein Feldheer zu fordern. Sie dürfen nur für die Zwecke der Besetzung herangezogen werden. Ein dauernder Streik der Beamten würde ganze Partien des nationalen Lebens stilllegen. Man kann vom Okkupanten unmöglich verlangen, daß er ein ausgebildetes Personal für die Schulen aus dem Boden stampfe. Soweit er einheimische Beamte mitarbeiten läßt, hat er anderseits Gründe und Rechte, sich bestimmte Garantien zu schaffen. Die Beamten unterschreiben daher eine Loyalitätserklärung, in der sie sich verpflichten, nichts gegen die deutschen Interessen zu unternehmen. In den neun Monaten der Okkupation hat man sich kaum über ernsthafte Untreue zu beklagen gehabt. Einzelne höhere Beamten hatten ihren Einfluß mißbraucht, um jüngere zur Flucht und zur freiwilligen Stellung im belgischen Heere zu bewegen. Doch sind diese Fälle sehr selten geblieben. Schlimmere Erfahrungen machte man mit nicht eingestellten zu Hause gebliebenen belgischen Eisenbahnbeamten. In verschiedenen Städten haben sie ihre Sachkenntnis benutzt, um die deutschen Truppentransporte zu kontrollieren und darüber an die feindlichen Heeresleitungen zu berichten. Sie wurden selbstverständlich nach den Spionagegesetzen behandelt.

Die Aufgabe der Volksernährung

Okkupation, ich sagte es schon, kann nicht bloßes Konservieren sein. Sie muß schöpferisch erfinden und fortbilden. Es gehörte ein starker Geist der Initiative dazu, das in Unordnung geratene Räderwerk der einheimischen Landesorganisation neu in Betrieb zu setzen, wenn das Land unter sonst normalen Bedingungen stände. Jetzt ist es völlig aus den gewohnten Lebensverhältnissen herausgerissen. Der Krieg hat es in eine Notlage versetzt, es von allen Verbindungen mit der Welt abgeschnitten. Mit der Besetzung fiel es unter die Wirkung der englischen Blockade. Von Frankreich trennt es die Linie der Schützengräben. Mit Holland konnten erst nach Wiederherstellung der Verkehrswege die Beziehungen wieder aufgenommen werden, noch immer beschränkt durch militärpolizeiliche Notwendigkeiten. Auch nach Deutschland hin liegen Hindernisse im Wege.

Der Industriestaat Belgien lebte von der Ausfuhr von Fabrikaten, für die er die Rohstoffe einführen muß. Unter den Umständen der Kriegsgeographie glich die Wiederaufrichtung von Handel und Gewerbe ungefähr dem Experiment, im luftleeren Raum ein betäubtes Tierchen zum Atmen und zum Leben zurückzubringen. Der innere Markt, der in Friedenszeiten nicht genügt, ist noch weniger aufnahmefähig geworden. Zu Beginn des Krieges sind eine Million Belgier, die meisten den rein konsumierenden wohlhabenden Klassen angehörig, ins Ausland geflohen. Den Fabriken, die hätten arbeiten können, fehlten Kohlen und Rohstoffe.

Die belgischen Requisitionen hatten den ersten Stoß gegeben. Vor allem fehlt die Transportgelegenheit. Die von den Belgiern übereilt und oft zwecklos zerstörten Eisenbahnen wurden zwar von dem deutschen Heere rasch hergestellt, aber auch ganz selbstverständlicherweise zunächst für sich in Anspruch genommen. Für Privattransporte steht vor allem kein ausreichendes rollendes Material zur Verfügung, da die belgische Regierung die größte Anzahl ihrer Lokomotiven und Wagen nach Frankreich bringen ließ.

In Deutschland hat die Industrie einen Ersatz für die verlorene Ausfuhrmöglichkeit erhalten, die Lieferungen für das Heer. In Belgien war dieser Ausweg aus der Stillegung rasch versperrt worden. Denn das nationale Heer ist von den großen Industriezentren getrennt. Seine Aufträge gehen nach England, mit ihnen auch das bare Geld, das sonst wenigstens im inneren Markt umhergerollt wäre. Von den möglichen Lieferungen für das deutsche Heer hielten die Belgier patriotische Bedenken ab. Hin und wieder fand man Mittel, diese Skrupel zu beschwichtigen. Man lieferte nicht an das deutsche Heer, sondern an deutsche Fabriken und fragte nicht danach, was zu guter Letzt aus den Waren wird.

Bei solcher Fesselung des Erwerbslebens gipfelte die wirtschaftliche Wiederaufrichtung in der Erfüllung ihrer ersten Vorbedingung, in der Ernährung des Volkes. Die Belgier brauchten eine Einfuhr von 60—65000 Tonnen Getreide pro Monat, vier Fünftel ihres Verbrauchs. Mit dem Fall von Antwerpen, der das ganze Land bis auf die kleine Südwestecke unter deutsche Herrschaft brachte, wurde das Problem der Beschaffung zu einer Frage der großen Politik. Sollte Deutschland von seinen eigenen Vorräten abgeben, um die Bevölkerung des besetzten Gebietes vor dem Hunger zu bewahren? Da die Koalition uns selbst mit dem Aushungern bedrohte, konnte davon keine Rede sein. Durch Vermittlung der holländischen Regierung kam ein Vergleich mit England zustande, das alles Interesse hatte, sich die Sympathien des belgischen Volkes zu erhalten. Deutschland gab das Versprechen ab, von dem für die Einheimischen eingeführten Getreide nichts für das Besatzungsheer zu requirieren oder für Abtransport nach Deutschland zu beschlagnahmen. Damit war verhindert, daß das besetzte Belgien zu einer Bresche in der Blockade wurde. Freilich verlangte man in England noch weitere Garantien. Die Einfuhr und Verteilung des Getreides sollte genau überwacht werden. Der amerikanische und spanische Gesandte übernahmen es im Verein mit der in London gebildeten Commission for Relief in Belgium und mit dem belgischen Comité National de Secours et d'Alimentation, an dessen Spitze die Solvay, Lambert, Franqui standen, die Brotversorgung mit allen von den Engländern gewünschten Sicherheiten zu organisieren. Wenn die deutsche Verwaltung sich zunächst nicht direkt an der Arbeit beteiligte,

um die Engländer vor bösen Angsten zu bewahren, so konnte sie doch nicht müßig zuschauen. Sie hatte für die Transportmöglichkeiten zu sorgen, die unter den schwierigen Verhältnissen des Kriegs und unter dem Mangel an rollendem Material nicht leicht zu sichern waren. In den ersten Monaten mochte es vorkommen, daß die eingeführten Getreidemengen in der Tat nicht rechtzeitig an allen Orten der Provinz verteilt wurden und daß dann hie und da für einige Tage eine etwas knappe Brotration festgesetzt werden mußte. Im ganzen aber blieben die Belgier während des ganzen Kriegs vor einer ernsten Nahrungssorge bewahrt, sie essen sogar fast immer schönes, weißes Brot.

Die Organisation dieser Ernährung von sieben Millionen Menschen bleibt eines der interessantesten Kapitel in der Geschichte dieses Krieges. In Nordfrankreich wurde das belgische System in den Hauptzügen nachgeahmt. Die tatsächliche Beschaffung des Getreides, die Einfuhr und die Verteilung im Lande boten die geringsten Schwierigkeiten. Die wichtigste Seite des Problems war die finanzielle. Die Volksernährung, oder genauer die notwendige Getreideeinfuhr erforderte einen Aufwand von ungefähr vierzig Millionen Franken pro Monat. Diese Summe, also beinahe fünfhundert Millionen im Jahr, durch Sammlungen aufzubringen, wäre ein utopisches Beginnen gewesen. Man brauchte auch durchaus nicht daran zu denken, das ganze belgische Volk umsonst zu ernähren. Wirklich bedürftig war nur ein Bruchteil. Man stellte das ganze Unternehmen also auf eine geschäftliche Basis. Die eingeführten Getreidemengen wurden im Inlande zu den Londoner Marktpreisen abgesetzt. Die Verteilung an die Mühlen und Bäcker geschah unter amtlicher Berechnung des lokalen Bedarfs. Mit diesen Verkaufspreisen erzielte man Einnahmen, die nach Deckung aller Kosten einen kommerziellen Gewinn abwarfen. Dieser Gewinn floß den aus freiwilligen Gaben und aus den Gemeindesubventionen gewonnenen eigentlichen Unterstützungsgeldern zu, aus denen die Notleidenden ernährt wurden. Die Gemeinden haben überall „cantines“ und „soupes populaires“ eingerichtet. Man hat ausgerechnet, daß etwa 1400000 Personen auf die Unterstützung angewiesen und daß dafür monatlich etwa 16 Millionen Franken aufzubringen waren. Von dieser Summe werden 10 Millionen vom Comité National geliefert, zum großen Teil aus den Geschäftsgewinnen der Lebensmitteleinfuhr.

Diese Organisation, die sich mit ihren lokalen Vertretungen über ganz Belgien erstreckt, in Holland, England und Amerika Geschäftsstellen hat, bedarf eines Betriebskapitals. Sie begann mit Vorschüssen der belgischen Nationalbank in der Höhe von 15 Millionen Franken, welche ein Brüsseler Bankenkonsortium bankmäßig garantierte, und einer von der belgischen Regierung gemachten Anleihe von 25 Millionen Franken. Jedoch läßt

sich dieses einmal gebildete Betriebskapital nicht in normale Zirkulation setzen. Es dient zur Bezahlung der im Auslande angekauften Lebensmittel. Umgekehrt können die in Belgien gemachten Einnahmen nicht in bar ausgeführt werden. Sie können auch nicht mehr auf dem Wege des bankmäßigen internationalen Zahlungsverkehrs gegen belgische Forderungen auf das Ausland ausgeglichen werden, da aller Handel still liegt. Es konnte höchstens in Frage kommen, ältere belgische Auslandsforderungen in die Finanzoperationen hineinzuziehen. Neuerdings hat man begonnen, direkt Gelder für die Erneuerung des Betriebskapitals zu sammeln, die natürlich nicht ausreichen. Die deutsche Verwaltung trägt sich nun mit andern Projekten für die Geldbeschaffung. In sechs Monaten wurden für mehr als 150 Millionen Franken Lebensmittel eingeführt. Dieser Umsatz zeigt, welche Bedeutung diese aus der Kriegsnot entstandene Sozialisierung der Volksernährung besitzt. Im Lande selbst hat die Organisation beinahe den Charakter eines Staates im Staate erlangt. Denn sie monopolisierte bis zu einem hohen Grade die gesamte Unterstützungstätigkeit in Verbindung mit den Gemeinden, die stellenweise ihre amtlichen Vorrechte an die lokalen Ausschüsse abgetreten hatten. Angesichts dieser Entwicklung hat die deutsche Verwaltung nach und nach einen stärkeren Anteil an dem Werke genommen und das Unternehmen bis in die letzten örtlichen Verzweigungen unter genaue Aufsicht gestellt.

Zuletzt ist zu dieser Organisation die staatliche Beschlagnahme des gesamten Brotgetreides der Ernte von 1915 hinzugekommen. Der Generalgouverneur wollte mit dieser Maßregel jeder Spekulation in den wichtigsten Nahrungsmitteln vorbeugen. Nach einer genauen Aufnahme der Erntebestände bei den Landwirten wird das „Comité National“ die Vorräte gegen Barzahlung aufkaufen und zu vorgeschriebenen Preisen planmäßig, zusammen mit den aus dem Auslande eingeführten Mengen, an die Bevölkerung verteilen. Eine ähnliche Beschlagnahme wurde auch für Gerste angeordnet.

Wirtschaftliche Okkupation

Im Büro eines der deutschen Beamten in der Provinz, der viel mit Belgiern zu verkehren hat, sah ich ein Wandtäfelchen mit der Aufschrift: „Es ist Krieg“. Der Beamte hatte sich gegen manches Ansinnen nur mit diesem lapidaren Worte helfen können. Der Krieg schafft Ausnahmezustände, in denen man mit jedem Teilerfolg zufrieden sein muß. Was im Frieden glattweg als Depression bezeichnet wird, mag im Krieg noch als Hochkonjunktur begrüßt werden. Unter den Umständen, unter denen die Völker ihre höchste Anstrengung in die Leistung der Wehrkraft legen, beugt sich alles andere in die Richtung dieses Zieles. Die Bedürf-

nisse der Kriegsführung sind suverän und fordern rücksichtslos Erfüllung. Deutschland hatte am wenigsten Grund, sich etwas zu versagen, da die Gegner gerade es in den wirtschaftlichen Unterlagen seiner Wehrkraft zu treffen suchen. Es war also legitimes Kriegsrecht, wenn man in Belgien sich die Rohstoffe sicherte, die zu haben waren. Ich rede hier nicht von Requisitionen für den unmittelbaren Bedarf des Besatzungsheeres, sondern von den Massengütern aller Art, die namentlich in Antwerpen aufgefunden wurden. Seit der Auflage der Kriegskontribution von monatlich vierzig Millionen Franken, welche das ganze Land zu leisten hat, werden diese Requisitionen übrigens bar bezahlt. Bei den Massengütern für industriellen Zweck handelt es sich nicht um unmittelbaren Verbrauch an Ort und Stelle. Diese Güter wurden nach Deutschland gebracht, aber selbstverständlich, soweit sie privates Eigentum darstellen, nicht einfach konfisziert, sondern mit ihrem Werte den Besitzern gutgeschrieben. Der Abtransport, die Abschätzung des Wertes, die Verwendungsbestimmung in Deutschland nahmen einige Zeit in Anspruch. Um die verzögerte Zahlung den Belgiern erträglicher zu machen, hat die deutsche Verwaltung eine Vorschußkasse eingerichtet, welche die Requisitionsscheine in Erwartung der definitiven Regelung mit guten Prozentsätzen belehnt. Wenn die Kasse zu voller Tätigkeit gelangt, wird sie dem belgischen Geschäftsleben eine wesentliche Erleichterung verschaffen, weil sie Kapitalien in Bewegung setzt, welche in Gestalt des unnütz lagernden Rohstoffs der Zirkulation entzogen geblieben wären.

Man könnte völkerrechtlich darüber streiten, ob Deutschland auch nur die moralische Verpflichtung gehabt hätte, in dem besetzten Belgien jetzt schon derartige Requisitionen bar einzulösen. Solange der Krieg dauert, ist die Zukunft ungewiß. Ein besiegtes Deutschland könnte erst nach Friedensschluß genötigt werden, die beschlagnahmten Rohstoffe zu vergüten. Darum wäre es möglich, vorläufig die Bezahlung abzulehnen. Daß man es nicht getan hat, ist ein Zeugnis für die Art der sonst so verlästerten deutschen Kriegführung.

Brüssel ist ein wichtiger Ort internationaler Finanzierungen, Antwerpen durch seine überseeischen Handelsverbindungen ein Geldplatz von großer Bedeutung geworden, in ganz Belgien hat sich im Anschluß an die Vorherrschaft der Industrie das Bankwesen stark entwickelt. Es mußte darum bei der Okkupation der erste Gedanke sein, die Banken, das Rückgrat des Wirtschaftskörpers, unter Aufsicht zu nehmen, nicht allein aus dem Rechte des Kriegführenden, sondern auch aus der Pflicht des Verwalters heraus, der bei der Neuaufrichtung des Geschäftslebens dieses wirkungsvollen Hebels nicht entbehren kann. Bei ihrer Ankunft fanden die Deutschen trostlose Geldverhältnisse. Die belgische Regierung hatte Anfang August ein Mora-

torium erlassen, eine Maßregel, deren Zweckmäßigkeit unter allen Umständen zu diskutieren ist. Nachdem der Krieg für das Land die verhängnisvolle Wendung genommen hatte, bot das Moratorium jedenfalls Vorteile, und der Generalgouverneur hat es nach und nach bis heute verlängert. Im Anfang war es unerläßlich, weil die Staatsbank mit ihrem Geldschatz und ihren Werten, sogar mit ihren Notenklischees nach London geflohen war. Mit dieser Stillegung der Zentralbank erlitt das Wirtschaftsleben den schwersten Stoß. Die Bank hatte übrigens versäumt, noch vor dem Einzug der Deutschen in Brüssel, durch die Ausgabe kleinster Noten etwas Verkehrsgeld ins Publikum zu bringen und so den täglichen Umsatz zu erleichtern. Denn das Metallgeld war selten geworden. Die deutsche Verwaltung hat die Bank sofort genötigt, für die kleinen Stücke zu sorgen. Aber damit war der gute Wille der Direktion, die noch immer von der geflohenen belgischen Regierung inspiriert wurde, erschöpft. Für die Lösung aller weiteren Probleme war sie nicht zu haben. Aber diese Probleme ließen sich nicht aus der Welt schaffen. Ein Land wie Belgien kann auch unter der Depression der Kriegslage nicht auf die Dienste eines zentralen Bankinstituts verzichten, die in bestimmten Hinsichten sogar doppelt notwendig werden. Die Kontributionsfrage war kaum zu lösen ohne Zentralbank, da der Mangel an Zahlungsmitteln keinen andern Ausweg ließ, als die Notenpresse in Betrieb zu setzen. Darlehenskassen nach deutschem Muster zu gründen, hatte Schwierigkeiten. Diese Kassen hätten auch nicht die übrigen Vorteile einer Zentralbank gehabt. So entschloß sich die Bankabteilung des Generalgouvernements einfach, eine neue Notenbank ins Leben zu rufen. Das älteste Bankinstitut Belgiens, die Société Générale mit ihrem gut verzweigten System von Provinzstellen, war dazu gut geeignet und ließ sich auch für den Plan gewinnen.

Die Basis für die Neuschöpfung war die Kriegskontribution von vierhundertachtzig Millionen Franken, welche die deutsche Heeresleitung zum Unterhalt der Besatzungstruppen zu fordern hatte. Diese Kontribution wurde im Dezember auferlegt, mit Monatsraten von vierzig Millionen, die im Januar begannen. Die vorher den Städten auferlegten Einzelkontributionen wurden mit ihren Restzahlungen in die Landeskontribution verrechnet. Im Grunde bedeutet diese von Belgien geforderte Leistung nur eine systematische Regelung des legitimen Requisitionswesens. Es wurde Klarheit und Ordnung geschaffen. Die Belgier erhielten die Garantie, daß die Requisitionen von Januar ab bar bezahlt werden. Sie lieferten zwar selbst das Geld dafür, aber dieses Geld zirkulierte im eigenen Lande und befruchtete das Geschäftsleben wenigstens auf einzelnen Gebieten.

Zu Trägern der Kontributionsschuld wählte man die Provinzialverwaltungen, die nach der belgischen Verfassung Steuern erheben können. Sie

geben Schatzscheine aus, welche die Société Générale lombardiert. Die Deckung der von der Bank geschaffenen neuen Noten konnte bei dem geringen Vorrat an Gold im Lande nur mit Hilfe guter Forderungen verwirklicht werden, also Guthaben im Auslande, Wechsel und Schecks aufs Ausland, Schatzscheine fremder Staaten unter gewissen Einschränkungen. Das Verhältnis der Deckung zum Notenumlauf darf nicht unter ein Drittel sinken. Die Noten der Société Générale sind übrigens nicht in Gold, sondern in Noten der belgischen Nationalbank zurückzuzahlen. Damit wird eine Verknüpfung mit der Nationalbank hergestellt, welche deren Willkür im Auslande und ihrer weiteren Notenausgabe im Interesse der heimischen Volkswirtschaft Schranken setzt. Das Notenprivileg der Société Générale ist auf die Dauer eines Jahres festgesetzt.

Brüssel war ein Vorwerk der französischen Hochfinanz. Die Pariser Großbanken besaßen entweder eigene Filialen oder Tochterinstitute, Beteiligungen an belgischen Banken, die ihnen den großen und alten Einfluß sicherten. Die deutsche Finanzwelt hat erst spät angefangen, in Belgien Fuß zu fassen. Die Herrschaft der Franzosen hat dazu beigetragen, die Vorstellungen vom belgischen Reichtum zu übertreiben. Brüssel hat viel mit fremdem Geld gearbeitet. Aus Frankreich kamen große Depots, die der Reichweite des heimischen Steuerfiskus entflohen, und der Natur der Sache nach waren es wiederum zum großen Teil nichtfranzösische Werte, die hier niedergelegt wurden. Sehr verlockend für die internationale Finanzwelt war das Aktienrecht Belgiens, das Freiheiten gestattet, die nicht in allen Ländern für zulässig gehalten werden. Auch die geringe direkte Besteuerung Belgiens zog Rentner und Geld nach Brüssel. Die Gesamtheit dieser Umstände erklärt die relativ beträchtliche Anzahl von industriellen und kommerziellen Unternehmungen, die als belgische Aktiengesellschaften konstituiert sind und ihre Tätigkeit über die ganze Welt erstrecken. Durch die Kontrolle aller dieser Unternehmungen hat die Bankabteilung ein nicht zu unterschätzendes Pfand in die Hand bekommen. Die Filialen der Banken feindlicher Nationen sind direkt in Zwangsverwaltung genommen und natürlich auch die fremden Industrieunternehmungen, Gaswerke usw. Was die Bankfilialen betrifft, so hat man sich von dem Beispiele Englands leiten lassen, das die fremden Niederlassungen in London sofort zwang, ihre Verbindungen mit den Mutteranstalten zu lösen und unter Aufsicht als eine selbständige einheimische Bank zu funktionieren. Im wesentlichen handelt es sich freilich nur um die Abwicklung von Geschäften, die bei Kriegsausbruch im Gange waren.

Die Bankabteilung des Generalgouvernements ist so ein mächtiges Instrument im Dienste der deutschen Kriegführung geworden. Aber sie spielt ihre Rolle nicht allein in diesem Sinne. Ihre Aufsicht wirkt eben so sehr

in der Richtung der Wiederbelebung des belgischen Wirtschaftslebens und der Wiederherstellung seiner Beziehungen zum Auslande. Die Einrichtung eines Überweisungsverkehrs zwischen der deutschen Reichsbank und der Société Générale ist ein erster Schritt auf diesem Wege. Der Frage des Moratoriums wird fortlaufend das sorgfältigste Studium gewidmet. Auch die Herstellung einer geordneten Geldzirkulation bildet eine wichtige Sorge. In ihrer Not haben viele Städte Kleingeld in Papier ausgegeben, auch industrielle Unternehmungen haben zu diesem Mittel Zuflucht genommen, um ihre Arbeitslöhne auszuzahlen. Die Gemeinden werden in Zukunft angewiesen, ihren Geldbedarf durch vorschriftsmäßige und kontrollierte Anleihen zu decken und auf diese Weise die Umlaufsmittel wieder normalen Zuständen entgegenzuführen.

Wirtschaftliche Neubelebung

Die ersten Versuche, die Industrie wieder in Gang zu bringen, waren schüchterne Teilaktionen. Man kommt natürlich über die durch die Kriegsnotwendigkeit geschaffene Loslösung Belgiens aus dem Weltmarkte nicht hinweg. Die Absperrung der Ein- und Ausfuhr ist das schwere nach zehn Monaten noch nicht beseitigte Hindernis. Es ist nur gelungen, Breschen in den Damm zu legen. Nun hat das Generalgouvernement sich eine zentrale Instanz geschaffen, um die gesamten wirtschaftlichen Probleme im Zusammenhang und nach einheitlichen Grundsätzen zu studieren und zu behandeln. Auch dabei werden die Handelsbeziehungen zu Deutschland ihre Beachtung finden. Für eine direkte Austauschpolitik kommt außerdem nur Holland in Frage. Diese Instanz ist die sogenannte Wirtschaftskommission beim Generalgouverneur. Vertreten sind in ihr die Zivilverwaltung, die politische Abteilung, die Bankabteilung, die Kriegsrohstoffkommission, der Verwaltungsrat der belgischen Eisenbahnen, das Generalgouvernement und die Armeeintendantur. Sie wird Belgier zur Mitarbeit heranziehen. In der Kommission, die beratenden Charakter hat, werden die Ziele festgelegt. Sie wird, wenn sich die Teilnahme belgischer Interessenten bewährt, ein kleines wirtschaftspolitisches Parlament werden, in dem die wichtigen Fragen ihre Klärung und Lösung finden.

In kleinem Maßstabe haben solche Wirtschaftskommissionen schon bei den Unterbehörden in der Provinz bestanden. Die oberste Heeresleitung hatte dazu bereits im Herbste den Anstoß gegeben und namentlich für die landwirtschaftlichen Aufgaben Gesichtspunkte aufgestellt. Durch die Wirksamkeit dieser Kommission wurden die Anbauverhältnisse für das neue Erntejahr geregelt. Saatgut kam aus Deutschland, um, wie auch im okkupierten Nordfrankreich, einen ausreichenden Getreidebau zu erzielen und, wenn notwendig, die Anbauflächen für andere Kulturen zu vermindern oder

brachliegendes Land zu roden. Für die hochentwickelte Gemüsezucht Belgiens wurde der Absatz nach Deutschland eröffnet, das auf diese Weise den weggefallenen Bezug aus Südfrankreich zum Teil ersetzte. Von der landwirtschaftlichen Abteilung der Zivilverwaltung wird ein wöchentlich erscheinendes Fachblatt „Der Landmann" in drei Sprachen, deutsch, flämisch und französisch, herausgegeben, das an alle Gemeinden und eine große Anzahl anderer Dienststellen geht.

Die ersten Bemühungen um die Industrie galten der Kohle. Man stand vor dem Winter und es mußte für Heizstoff gesorgt werden, für Private, für die Gas- und Elektrizitätswerke, für Fabriken. Die Wiederaufnahme der Grubenbetriebe litt vor allem an den Transportschwierigkeiten. Da die Eisenbahn noch wenig zu diesen Zwecken zu gebrauchen war, wurde der im Umbau befindliche wichtige Kanal von Borinage nach Brüssel rasch instand gesetzt. Mit der Vervollkommnung des Eisenbahnverkehrs schwanden diese Hindernisse. Die Grubenbezirke erhielten auch ihre lokalen Arbeiterzüge. Ein starkes Hindernis bestand in den ersten Monaten im Mangel an Sprengstoffen für die Grubenarbeit. Zuerst waren diese Stoffe aus Sicherheitsgründen beschlagnahmt worden, später fehlten sie tatsächlich. Die deutsche Verwaltung hat indessen für ausreichende Menge gesorgt. Die volle Friedensförderung ist natürlich nirgends erreicht worden. Um den Absatz zu regeln, namentlich auch um die für die Ausfuhr bestimmten Kohlenmengen festzusetzen, wurde im April nach Art des Kohlensyndikats eine zentrale Verkaufsstelle eingerichtet. Sie untersteht der Zivilverwaltung. Diese „Kohlenzentrale" besitzt das Recht, die gesamte Kohlenproduktion Belgiens zu regeln, die Verteilung der Kontingente an die Gruben zu bestimmen, die Preise festzusetzen. Sie verteilt den Gewinn nach Abzug ihrer Kosten an die Lieferanten im Verhältnis der Lieferungen. Mit der Gründung wurden die Produzenten verpflichtet, ihre laufenden Verträge zu kündigen und ihre gesamte Produktion an die Zentrale abzuliefern.

In ähnlicher Weise wurde im Juni die Versorgung Belgiens mit Schmierölen geordnet. Ebenfalls der Zivilverwaltung unterstehend, funktioniert in Antwerpen die „Schmierölzentrale". Die Verteilung wird unter Mitwirkung der Bergverwaltungen von Lüttich, Charleroi und Mons geregelt. Zur Abgabe an die Verbraucher wurden sieben in Belgien ansässige Firmen bestimmt.

Derartige Sozialisierungen, die in fast allen Ländern aus dem Kriegszustande herauswuchsen, lassen sich bloß in den Industrien für Artikel des Massenverbrauchs einrichten. Die Hüttenindustrie Belgiens hatte sich vor dem Krieg schon syndiziert, aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen arbeitet sie nur in ungenügendem Maße, da die Erzzufuhr abgeschnitten ist und die Vorräte nicht weit reichen. Die Rohmaterialfrage ist bei der

Wiederbelebung der meisten andern Industrien das Entscheidende und nur im Zusammenhang mit der Ausfuhrpolitik zu lösen. Diese Lösung hängt aber vom Weltkrieg selbst ab.

Der Staatshaushalt eines besetzten Landes

Nach Voranschlag für das Jahr 1914 hat Belgien 807 Millionen Franken eingenommen und 815 Millionen ausgegeben. Im Jahre 1915 wird es 175 Millionen einnehmen und 198 Millionen ausgeben.

Der Staatshaushalt ist unter der Besetzung auf ein Viertel seiner Bilanzziffern herabgesunken. Über diesen Bankerott braucht man nicht zu erschrecken. Die Zahlen trügen nicht, aber sie wollen richtig gedeutet sein. Durch den Krieg hat sich der Haushaltplan vereinfacht. Den geringeren Einnahmen stehen geringere Ausgaben gegenüber. Ein paar Riesenposten sind aus dem Budget tatsächlich gestrichen. Das Land hat aus laufenden Mitteln kein Heer mehr zu unterhalten und erspart sich eine Jahresausgabe von 75 Millionen Franken. Aus leicht begreiflichen Gründen zahlt der Staat die Zinsen seiner Anleihen nicht. Das verringert sein jährliches Soll um 191 Millionen. Die Ministerien des Äußern mit $4^1/_2$, der Kolonien mit $1^1/_4$ Millionen sind vollkommen aus dem Budget verschwunden, mit ihnen die Gehälter der sämtlichen übrigen Minister und des höheren Beamtenstabes. Der König bezieht seine Zivilliste von $3^1/_3$ Millionen nicht mehr, die Ausgaben für das Parlament in der Höhe von $1^1/_2$ Millionen sind überflüssig geworden.

Ausgeschieden aus dem Hauptbuch des Staates ist endlich das Budget des Verkehrsministeriums, dem die Eisenbahnen, Post und Telegraphen unterstellt waren. Dieser Posten hatte die Bilanz sehr anschwellen lassen, da er nicht den Reinertrag, sondern die tatsächlichen Einnahmen und Ausgaben des Betriebs einstellte. In den letzten Jahren waren das rund 300 Millionen in den Einnahmen und rund 230 Millionen in den Ausgaben. Der Reingewinn stellte sich auf etwa 70 Millionen, die in der Hauptsache dem Zinsendienst der Eisenbahnschuld von mehr als zwei Milliarden zuflossen. Wenn Eisenbahn und Post nicht mehr im Haushaltsplan figurieren, sind sie nicht aus der Wirklichkeit verschwunden. Die Eisenbahn steht in deutscher militärischer Verwaltung und wird auf eigene Rechnung betrieben. Post und Telegraph arbeiten ebenfalls mit einem Sonderbudget. Aus den allgemeinen Staatsmitteln werden im Haushaltsplan von 1915 allerdings 20 Millionen Staatszuschuß vorgesehen.

Als neue Ausgabe ist der Posten von $4^1/_2$ Millionen für die Kosten der deutschen Verwaltung hinzugekommen. Der Unterhalt des Besatzungsheeres wird aus der Kriegskontribution bestritten, die den Provinzen auferlegt wurde und im Staatsbudget nicht zum Ausdruck kommt.

Dunkler ist das Bild auf der Einnahmeseite. Abgesehen von dem Ausscheiden des Budgets der Eisenbahnen und der Post sind tatsächlich erhebliche Mindereinnahmen zu verzeichnen. Die direkten und indirekten Steuern lieferten früher ungefähr 300 Millionen. Der Voranschlag, der mit den außerordentlichen Verhältnissen allerdings vielleicht zu vorsichtig berechnet wurde, nimmt nur einen Eingang von etwa 130 Millionen an. Mit Ausnahme der Gewerbesteuer, die auf ein Drittel zurückgeht, bleiben die direkten Steuern nicht allzusehr unter ihrer normalen Höhe. Dagegen gibt es große Ausfälle in den indirekten Steuern. Die Zölle sinken von mehr als 60 Millionen auf 14, die inneren Verbrauchsabgaben von 80 auf 52 Millionen.

Der Haushaltsplan schließt mit einem Fehlbetrag von 20 Millionen. Zur Deckung müssen neue Quellen geöffnet werden. Ein Teil wird aus der Steuer auf die Emigranten gewonnen. Der Gedanke dazu war von der Stadt Gent zuerst aufgeworfen worden. Man sagte sich, daß die Flüchtlinge, die meist den wohlhabenden Klassen angehören, sich nicht nur ihren Verpflichtungen gegen das Vaterland entziehen, sondern auch dessen wirtschaftliche Interessen schädigen, da sie ihr Geld im Auslande ausgeben. Die in Gent projektierte Kommunalsteuer wurde vom Generalgouverneur in veränderter Form auf das ganze besetzte Gebiet ausgedehnt. Sie beträgt das Zehnfache der direkten Steuer und wird von jedem Abwesenden erhoben, der bis April nicht zurückgekehrt war. Sie dürfte 3½ Millionen einbringen. Davon wird die Hälfte den Gemeinden überwiesen. Den Rest muß man wohl aus Zuschlägen zu den direkten Steuern aufbringen. Mit großartigen Reformen des veralteten belgischen Steuersystems anzufangen, etwa mit einer allgemeinen und progressiven Einkommensteuer, ist im Okkupationszustand unmöglich, da alle Grundlagen erschüttert sind.

Recht und Rechtsprechung

Die belgischen Gerichte hatten ihre Tätigkeit nur ganz kurze Zeit unterbrochen. Auch im Okkupationszustande soll die Rechtsprechung ihre Unabhängigkeit bewahren. Der deutschen Verwaltung lag darum nichts anderes ob, als systematisch alles in seinen ordentlichen Gang zu bringen. Im Bereich des Strafrechts jedenfalls genügte die bloße Aufsicht. Denn alle Vergehen gegen deutsche militärische Vorschriften sind unserer Militärgerichtsbarkeit zugewiesen.

Im ganzen kann auch der Gedanke nicht aufkommen, die Ziviljustiz zu bevormunden. Es wäre, selbst wenn irgendwelche Vorteile daraus entsprängen, eine politisch unkluge Maßregel, an das bestehende Privatrecht eines Volkes zu tasten. Im Okkupationszustand ist es überflüssig, die Frage überhaupt aufzuwerfen. Aber der Krieg hat Umstände im Gefolge, auf welche der code civil nicht zugeschnitten ist. In allen Ländern sind eine

Reihe von Notgesetzen entstanden. Sie wären zweifellos auch in Belgien erlassen worden, wenn die heimische Regierung nicht die Macht im Lande verloren hätte. Sie hatte genau Zeit, ein Moratorium anzuordnen und ein paar andere eilige Maßregeln zu ergreifen. So muß das deutsche Generalgouvernement, als Inhaber der höchsten Landesgewalt, sich entschließen, die notwendigen Reformen zu verwirklichen. Die belgischen Advokaten wollten freilich bei der ersten dieser Verordnungen einen prinzipiellen Einwand erheben. Sie beriefen sich auf die Haager Konvention, welche legislatorische Neuerungen verbietet, wenn sie nicht von dringender Notwendigkeit sind. Die in Rede stehende Verordnung schützte die Mieter, die infolge des Krieges an der Benutzung der Mietsache verhindert waren. Später dehnte man den Schutz auf alle Mietkonflikte aus. Die Entscheidung über solche Streitigkeiten wurde den Friedensrichtern und einem Schiedsgerichte überwiesen, damit waren die Advokaten ausgeschaltet. Da es gerade auf eine Vereinfachung und Verbilligung des Verfahrens im Interesse der kleinen Leute angekommen war, mußte diese Ausschaltung erfolgen. Sie war übrigens nur die Anerkennung eines tatsächlichen Zustandes. Denn die Advokaten hatten sich geweigert, deutsche Kläger zu vertreten. Die aufgeworfene Rechtsfrage ist durch den Appellhof im Sinne der deutschen Verordnung entschieden worden.

Eine andere Ergänzung des bestehenden Rechts war notwendig, um die infolge der Ausschreitungen der Belgier im August 1914 verursachten Schädigungen aller Art einer beschleunigten Entscheidung zu unterwerfen und nicht von der Langsamkeit des normalen Prozeßverfahrens abhängig werden zu lassen. Eine Verordnung des Generalgouverneurs bestimmte, daß in jeder Provinz ein Schiedsgericht für solche Entschädigungsansprüche errichtet werde. Ein Beisitzer wird von dem ständigen Ausschuß des belgischen Provinzialrats, der andere von der deutschen Zivilverwaltung der Provinz ernannt. Den Vorsitzenden bestimmt der Generalgouverneur.

In beiden Einrichtungen handelt es sich darum, zunächst Deutsche vor der möglichen ungerechten Behandlung durch die belgischen Gerichte zu schützen. Mit ihnen erschöpft sich die neue Legislation des Generalgouverneurs nicht. Das „Gesetz- und Verordnungsblatt für die okkupierten Gebiete Belgiens", das in deutscher, flämischer und französischer Sprache herausgegeben wird, ist schon zu einem ansehnlichen Bande angewachsen. Die Mehrzahl der Verordnungen hat öffentlich-rechtlichen Charakter. Sie enthalten die notwendigen Vorschriften zur Ausführung von Maßnahmen, die sich ohne weiteres aus dem Okkupationszustand ergeben. So wurde auch das Versammlungsrecht derart geändert, daß die deutschen Ortskommandanten, Kreischefs und Gouverneure absolute Machtvollkommenheit besitzen. Sie erhielten außerdem die Befugnis, Polizeiverfügungen zu erlassen.

Belgien ist ein Land, das wimmelt von sozialen Einrichtungen. Der Sozialliberalismus des zweiten französischen Kaiserreichs hat darauf abgefärbt, jener Geist, der mit freundlicher staatlicher Ermunterung alle Schmerzen heilen möchte. Später kamen die Parteien, die katholische und die sozialistische und züchteten eine Unzahl von „oeuvres" gewerkschaftlicher und genossenschaftlicher Art. Schließlich kam auch der Staat mit Schutzgesetzgebung. Aber in der Fülle blieb Armut verborgen. Belgien hat sozialpolitisch noch viel zu leisten. Es war verlockend für den deutschen Okkupanten, nach dem großen Muster der Heimat hier systematisch auszubauen. Aber der Krieg mit seiner Tiefkonjunktur für die Industrie bietet nicht die geeigneten Umstände, stark ins gewohnte Leben einzugreifen. Außerdem ist es nicht notwendig, mit eiliger Volksbeglückung zu paradieren. Und schließlich ist der Okkupationszustand seiner rechtlichen Natur nach provisorisch. Er gestattet nicht, so weit ausschauende Änderungen vorzunehmen. Trotzdem war der Generalgouverneur in der Lage, Belgien ein hochwichtiges Arbeiterschutzgesetz zu schenken. Zwei Monate vor Kriegsausbruch hatten die Belgier noch ihr Gesetz vom 26. Mai 1914 im Staatsblatt veröffentlicht, das das ältere Gesetz von 1889 über die Arbeit von Frauen und Kindern wesentlich verbesserte. Das neue Gesetz trug nur eine hemmende Bestimmung in sich selber. Es sollte erst nach einer regelrechten Kodifikation mit dem ältern Gesetz wirksam werden. Diese Kodifikation konnte lange auf sich warten lassen. Dank der deutschen Okkupation ist sie rasch beendet worden und seit Anfang des Jahres 1915 genießen die Geschützten bereits die ihnen zugedachten Wohltaten.

Das soziale Wirken der Deutschen in Belgien wird sich verwaltungsmäßig gestalten müssen. Man darf die sehr durchgreifende Organisation der Sittenpolizei hier zitieren, obwohl sie sanitäre Veranlassung gehabt hat. Dann scheint die erst vor kurzem begonnene Ausgestaltung des belgischen Roten Kreuzes ein sehr glücklicher Griff zu sein. Es ging nicht ab ohne einen Bruch mit dem leitenden belgischen Ausschuß, der sich weigerte, die Organisation aus dem Wirkungskreis der engeren Fürsorge für die Heeresangehörigen heraustreten zu lassen. Der Machtspruch des Generalgouverneurs hat dem Widerstande ein Ende gemacht. Das „Rote Kreuz" wurde unter deutsche Leitung gestellt und dehnt seine Tätigkeit nun auf das ganze Gebiet freier sozialer Hilfstätigkeit aus, Kinderfürsorge, Tuberkulosenbekämpfung, Arbeitsvermittlung und Arbeitsgelegenheit für Frauen und Mädchen, Hausbesuche bei den Bedürftigen. Eine Wochenzeitschrift in drei Sprachen „Das rote Kreuz" trägt die Aufklärung in die Weite.

Schule

Durch den Krieg ist Belgien zum Schulzwang gekommen. Sein Net von staatlichen, gemeindlichen und freien Schulen weist zwar viele Anstalten auf, aber durch die Maschen fallen so viele Kinder hindurch, daß zehn Prozent des Volkes ohne Schulbildung bleiben. Die Belgier hatten die Unhaltbarkeit dieser Zustände noch selbst eingesehen und mit einem Gesetz vom 15. Juni 1914 den Schulzwang ausgesprochen. Dieser Zwang kann noch immer leicht durchlöchert werden, aber er ist endlich im Prinzip ausgesprochen. Wie bei dem Schutzgesetz für die Arbeiterinnen und Kinder hat der Generalgouverneur auch hier die strenge Ausführung in die Hand genommen. Seit Mai dieses Jahres sind alle Kinder schulpflichtigen Alters eingeschrieben und die Kontrolle muß dafür sorgen, daß der ausgesprochene Zwang auch Wahrheit wird.

Im übrigen hat sich die deutsche Verwaltung darauf beschränkt, das Schulwesen überall in normalen Gang zu bringen. Die Volksschulen, die mittleren und höheren Schulen aller Art funktionieren wie vor dem Krieg. In einer flämischen Provinz hatten die Französlinge den Versuch gemacht, bei Wiedereröffnung der Schulen der französischen Sprache ein Privileg zu sichern. Aber es bedurfte nur eines deutlichen Winkes, um diesen Anschlag aufs Flamentum zu nichte zu machen.

Die Universitäten sind geschlossen, die freien liberalen Anstalten von Brüssel und die freie katholische von Löwen wie die staatlichen von Gent und Lüttich. In Löwen würde die Anstalt wohl auch ohne die Zerstörung der Gebäude geschlossen bleiben. Es wird schwer sein, vor Kriegsende an einen normalen Lehrbetrieb zu denken. Die rein wissenschaftlichen Institute, die Akademien in Brüssel, die flamische in Gent haben keinen Grund, in Untätigkeit zu verharren. In Brüssel hat sich die „Commission Royale des Monuments“ mit dem Wiederaufbau der zerstörten Städte beschäftigt. Sie will durchsetzen, daß künstlerische Ideen dabei zur Geltung kommen.

Die Belgier

Aus dem Traum, in einem Provisorium zu leben, sind die Belgier in zehn Monaten nicht erwacht. Ihr Patriotismus ist ausdauernd. Er liebt es noch immer, sich in demonstrativ im Knopfloch getragenen schwarz-gelb-roten Schleifchen, Rosetten, Abzeichen mit den Bildern des Königs und der Königin kundzugeben; die deutsche Verwaltung läßt weise geschehen, was so viel Befriedigung zu bereiten scheint. Nur das zu einem Unfug gewordene Tragen der Farben der mit Deutschland im Krieg stehenden Länder wurde unter Strafandrohung verboten. Im übrigen gibt es nicht allzuviel Anlaß zu strenger Behandlung. Die Statistik der deutschen Militärgerichte schwillt nicht an. Die schlimmsten Urteile ergingen gegen

Spione, frühere Eisenbahnbeamte besonders, welche Nachrichten über deutsche Truppentransporte ins feindliche Ausland beförderten. Es kommen auch noch Attentate auf die Telephonleitungen vor. Einflußreiche Damen haben sich unerlaubten Brieftransports schuldig gemacht. Die heimliche Auswanderung junger Belgier, die sich beim Heere stellen wollten, wurde an mehreren Orten begünstigt. Es fehlt also nicht an jenen Vorfällen, die auf den inneren Widerstand der Bevölkerung schließen lassen. Aber das alles hält sich in einem Rahmen, mit dem man zufrieden sein kann.

Die Okkupation ist streng in allem, was das deutsche militärische Interesse betrifft. Doch darüber hinaus entfaltet sich das Leben der Belgier ungehindert. In Brüssel sind die guten Theater geschlossen, aber die Kinos, Cafékonzerts, Tanzlokale machen gute Geschäfte. Das „Bois de la Cambre" entbehrt des eleganten Luxus der Autos, aber es ist voll von Fußgängern. In der Provinz ist das Friedensbild noch nicht überall so lebensvoll.

Diese Oberfläche birgt tiefen Ernst unter dem leichten Treiben. Wir müssen den Belgiern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in ihrer Lage nicht kleinlaut verzweifeln. Sie haben in ihren Gemeinden, ihren Vereinigungen eine ausgedehnte Kriegsfürsorge organisiert, in der etwas von dem uralten Geist der Selbsthilfe und der Selbstverwaltung dieses Landes der Städtestaaten steckt. Die Parteien wahren auch den Burgfrieden, den sie beim Kriegsausbruch geschlossen haben. Im stillen gären die Gegensätze fort, vor allem der das ganze Volk in zwei Massen spaltende Rassengegensatz der Flamen und Wallonen.

Der Klassenkampf und der politische Kampf schweigt, da die Parteipresse fehlt. Die älteren Zeitungen haben sich in Brüssel und im Wallonenlande noch nicht zum Wiedererscheinen entschlossen. Daß die deutsche Zensur nicht schlimm ist, beweist jedenfalls der üppig emporgeschossene Wald neuer Zeitungen. Einzelne davon scheinen einen solchen Vorsprung zu gewinnen, daß die älteren Mühe haben werden, sich nach Friedensschluß wieder durchzusetzen. Diese Zeitungen sind zum größten Teil farblos. Von der Parteipresse waren die katholischen Organe am ersten auf dem Plane erschienen. Sie wußten, was für ihre Partei, welche das Land in den Krieg verwickelt hat, auf dem Spiele steht, und arbeiten jetzt schon für die künftige Abrechnung. In Gent hat der tüchtige Volksmann Anseele seinen „Vooruit" auch sofort erscheinen lassen. Er streitet sich täglich mit dem klerikalen „Bien Public" wie in alter Zeit, ohne freilich in der nationalen Frage den Burgfrieden zu stören. Merkwürdig bleibt es jedenfalls, daß die gesamte ältere flamische Presse sich entschloß, die deutsche Zensur über sich ergehen zu lassen, während die französische nach London und Havre floh oder in der stolzen Pose des Nichterscheinens auf den Frieden wartet.

Der innerliche Protest der Belgier spricht aus jeder Zeile der Zeitungen. Er wird durch eine heimliche Agitation mit Flugschriften genährt. Briefe führender Politiker gehen von Hand zu Hand. Mit der Anfeuerung des reinen Patriotismus soll durch dieses geheime Schüren vor allem das Vertrauen in die geflohene Regierung erhalten werden.

Flamen und Wallonen

Als die Franzosen beim Kriegsausbruch entdeckten, daß das Land in lückenloser Einheit und Einigkeit aufflammte, sprachen sie von einem „Miracle français". Auch die Belgier haben, wie am Ende alle in den Krieg verwickelten Völker, dieses Wunder erlebt. Sie lebten freilich in einem größeren inneren Zwiespalt als die südlichen Nachbarn. Der Nationalitätenkampf zwischen Flamen und Wallonen hatte vor dem Krieg einen gefährlichen Hitzegrad erreicht. Die „Bestuurlijke Scheiding", die Verwaltungstrennung nach Sprachgrenzen wäre zweifellos ernstlich in Angriff genommen worden. Denn die beiden Parteien hatten ihre Vorposten bereits auf diese äußerste Gefechtslinie vorgeschoben. Man hat sich theoretisch über die Existenz eines Nationalbelgiertums gestritten. Der Historiker Pirenne hatte längst die „âme belge" als ein Postulat in die belgische Vergangenheit hineingetragen, und Jules Destrée, der Sozialist und Asthet, hatte diese gemeinsame Seele in einem lärmenden Brief an den König rundweg geleugnet.

Die Wallonen, mehr die Französlinge unter ihnen, hofften, daß der Krieg der große Schmelztiegel werde, in dem sie mit ihren feindlichen flamischen Brüdern in eine homogene nationale Masse zusammengeschmolzen würden. Die Flüchtlinge in Frankreich sprachen es offen aus: „Nach dem Krieg gibt es kein Flämisch mehr!" Sie waren zu rasch bei der Hand. Ihre Eilfertigkeit weckte den flämischen Löwen, der auf den Feldern an der Yser kämpfte, aus dem Rausch der Begeisterung auf. Er sah plötzlich, wohin er geraten könnte, daß das auf Französisch gepredigte Nationalbelgiertum eine Gefahr für das nationale Flamentum war, das er seit Jahrhunderten gegen den von Süden kommenden romanischen Kulturstrom verteidigt hatte. In ihrer Raschheit hatten die Wallonen sich sogar zu ein paar groben Gehässigkeiten hinreißen lassen. Nach dem Fall von Antwerpen wurde die flämische Stadtverwaltung in anonymen Flugschriften beschuldigt, aus heimlicher Liebe zu den Deutschen die Festung zu früh übergeben und damit den Abzug der belgisch-englischen Besatzung gefährdet zu haben. Die Flamen wehrten sich in ihren Zeitungen, mit dem stolzen Hinweis vor allem, daß mehr Flamen im Heere stehen als Wallonen.

Aus diesem Funken ist langsam ein Feuer emporgelodert, das den alten Gegensatz der Rassen hell aufleuchten läßt. Die Flamen mußten sich eine

Politik für den Krieg und für den künftigen Frieden zurechtlegen. Sie sind noch nicht einig darüber, die Polemik geht in der belgischen Presse innerhalb und außerhalb des Landes weiter. Styn Streuvels, der Schilderer Westflanderns, hat daran teilgenommen und in seiner ruhigen Art die Strömungen gezeigt, die sich langsam unter seinen Volksgenossen bilden. Die Flamen stehen vor der Frage, während der deutschen Okkupation sich jene Gleichberechtigung in Schule und Verwaltung zu sichern, die ihnen gesetzlich längst eingeräumt, praktisch aber immer wieder aus den Händen gespielt wurde, oder aus Patriotismus alle diese Forderungen zurückzustellen, bis der Krieg beendet ist. Aber auch jene, die noch die deutsche Niederlage erhoffen und daran glauben, befinden sich in Verlegenheit. Denn mit der Wiederherstellung des frühern Belgiens, mit dem unvermeidlichen Erstarken der französischen Einflüsse würde ihre Stellung noch schwieriger werden, eine Gruppe in Gent sagt sich, wir können den Krieg nicht zur Entscheidung bringen, wir wollen, wie er immer enden mag, vor allem unser flämisches Volkstum retten, und aus der ungeheuren Krisis sollen mindestens Bürgschaften für ein selbständiges Flamland hervorgehen, das kulturell sich an die Holländer anschließt, selbst wenn es im Verbande eines belgischen Staates bleibt. Dieser Lösung streben auch die flamischen Flüchtlinge in Holland zu, mit der Modifikation allerdings, daß zuerst wieder die Freiheit Belgiens erkämpft werden müsse. Die belgische Regierung in Havre hat alle diese Bestrebungen mit dem Bannfluch belegt. Wie immer die Dinge wieder verlaufen werden, das eine steht fest, daß der Krieg den Nationalitätenkampf eher erhitzt als gedämpft hat.

Das Belgien der Diaspora

Sieben- bis achthunderttausend Belgier leben als Flüchtlinge in Holland, England und Frankreich, ein Zehntel des ganzen Volkes. Niemand hindert sie zurückzukehren. Das Beispiel ihrer zu Hause gebliebenen Landsleute beweist jedenfalls, daß der ruhige Bürger unter der deutschen Okkupation ungestört leben kann. Das Exil bleibt also freiwillig. Es hat für viele den Reiz gewonnen, den die émigrés der französischen Revolution schätzten, und es treibt alle Blüten der Untätigkeit. In Frankreich und England sucht die Regierung in Havre jetzt durch eine strenge Kontrolle der Flüchtlinge eine Art exterritorialen Staat aufzurichten, erstens um jedes waffenfähigen jungen Mannes für die Einstellung ins Heer habhaft zu werden, zweitens um ein paar Steuern zu ergattern. Die Abhängigkeit von den reichen Verbündeten scheint der Exilregierung schwer aufs Herz zu fallen. In dem Belgien der Diaspora tobt der alte Zwist schon lebendiger als in der Heimat und kommt in der Flüchtlingspresse

offen zum Ausbruch. Bis jetzt ist der Brand immer rasch gelöscht worden, aber der Zündstoff bleibt. Auf der liberalen Seite empfindet man, daß das klerikale Ministerium in Havre noch immer als Parteiregierung schaltet, trotz der Angliederung zweier Liberaler und eines Sozialisten als „Staatsminister". Diese in erster patriotischer Aufwallung berufenen Politiker sind tatsächlich von den Geschäften ferngehalten worden. Unter dem Ruf nach einem nationalen Ministerium, wie es nun auch in England entstanden ist, möchten die Liberalen eine effektive Vertretung im Kabinett erlangen, mindestens eine Kontrolle. Denn die Regierung in Havre ist jetzt jeder Rechenschaft vor dem Parlament oder selbst einem Rumpfparlament entbunden. Sie ist, nur auf den allgemeinen belgischen Patriotismus gestützt, eine absolute Herrschaft von einem halben Dutzend Männer geworden. Sie haben freilich die Aufrichtigkeit, ihren Gegnern in der Presse offen einzugestehen, daß die Regierung tatsächlich arbeitslos geworden ist und daß ein „nationales" Ministerium auch keine eigentliche Regierungsarbeit beschaffen konnte. Für den einzigen Zweck, die belgische Staatshoheit völkerrechtlich zu wahren und sie darzustellen, genügten die paar Männer, die der Sturm in den Havre de Grâce verschlagen hat.

Der tödliche Mai

Novelle von Kasimir Edschmid

(Dem Doktor E. E. Hoffmann-Zwei)

Als es nun am Ende der Woche kam, daß der Tod ihm (dem Maler und Offizier) die Eingeweide zerriß und er brüllend lag zwei Stunden lang, geschah es, daß die Pflegende erstaunte, denn das Geschrei bog sich langsam um in eine Stille, und aus der plötzlich sanften Ruhe seines Mundes stiegen jauchzende Rufe wie bunte Kugeln mählich in die Höhe und ketteten sich ineinander zu Jodlern, wie sie im Sommer der Schweiz tagelang von Berg zu Berg hinüberschweben.

Sie trat dicht an ihn heran und wusch ihm mit einem getränkten Lappen den Schweiß, der um den Mund herum austrat, aber er sang durch ihre kreisenden Handbewegungen weiter, verdrehte die Augen, streckte sich scharf in die Länge, legte sich dann auf die Seite und schwieg.

Nach einer halben Stunde rief er die Pflegende.

Seine Augen lagen tief in den Deckeln der Lider begraben, ein rötliches Weiß schimmerte heraus und der halbe Abschnitt der Pupille. Der Mund und das Kinn glänzten in leiser Seligkeit, die Stirn war rein und hell trotz der Bräune. Die Schläfen waren eingefallen, die Nase angespannt und an den Nüstern unbewegt wie über eine Pauke gezogenes Pergament.

„Die Bäume" . . . sagte er. „Die Bäume" . . . und jubelte mit der Hand. Die Pflegende schauderte. Sie sah, wie der Tod seinen Leib aufwirbelte und blähte, und empfand zugleich, wie der Raum sich furchtbar unter seiner Heiterkeit anfüllte.

Er sang das Wort „Die Bäume" im wechselnden Umschwung aller Melodien. Er hielt mitten in den Buchstaben ein, ließ den Ton verrollen und schob zwischen den bläulichen Lippen rasch und lachend den Rest nach. Er knickte die Silben wie Weidengerten, warf die schwachen Vokale glitzernd hoch und duckte die saftigen. Manchmal schien das Wort ein explosiver Ton, andersmal eine verwirrende Skala. Oft bog und verengte er die Laute, ließ sie wie Brandblasen aufglühn und zerplatzen und schrie sie plötzlich in gleicher Folge wütend hinaus. Er spielte mit dem Wort wie mit einer Beute, katzenhaft, tückisch, selig, feig, lind und grenzenlos erbost.

Er klomm die letzte Krisis der Krankheit hinauf, das Wort wie einen Säbel zwischen den Lippen.

Manchmal warf sich ein Lächeln über sein Gesicht. Trunken spannte er die Nasenflügel und sog. Die letzten Stunden der Nacht waren höllisch.

Das Fieber kurbelte an die äußerste Grenze. Der Bauch sackte ein und

wand sich in Zuckungen. Das Weiß des Auges war über Gelb zu dickem Grün geworden.

Er brach blutigen Kot, schüttelte die Hand und sang das Wort.

Das Herz war im Brechen. Der Puls lief lächerlich dünn. Seine Zähne stießen kleinen Schaum auf den Lippenrand, der sich unmerklich ründete: es war das Wort.

Er hing an ihm zäh wie ein Affe verbissen an einem Trapez.

Und es riß ihn heraus.

Schlank wie ein Tänzer lief er auf ihm durch die Nacht, das Fieber und den blutigen Auswurf.

Segelte dumpf genesend durch das Aufundabgehen der Gestirne, der tödlichen schweren Sonne und den leichteren Aufflug des glänzenderen Mondes wie durch ein Spiel mit wechselnd bunten Ballonen hin mit unsäglicher und berauschend linder Bewegung.

Schwamm mit beruhigendem Opium in den Adern durch die breite Schwermut der ersten Abende und sehr frühen Morgen und das harte massive Dunkel der Wolkendämmerungen mit einem Weiß auf der Stirn, das alle erstaunte, und einem unmerklichen Flüstern auf den Lippen, die stets bewegt waren gleich der Brust einer weich Schlafenden.

Eines Morgens stieß die Sonne in einem langen und schönen Streifen durch sein Fenster und fiel hart unter sein Kinn. Da lief eine schwache Erregung über ihn, er verdrehte die Augen nach links, warf sie dann nach rechts hinüber, starr, daß die Pupillen, nach oben gestemmt und aus den Höhlen getreten, in das Innere des Kopfs hinein zu bohren drohten, ließ sie dann sanft zurücksinken, schüttelte sich, machte den Mund auf, groß und weit und schloß ihn wieder.

Schloß ihn hart und fest, lag nach diesem Signal noch zwei Tage und war darauf völlig durch die Gefahr hindurch.

Er war mimosenhaft zart und sehr scheu in den Stunden des genesenden Körpers und des kommenden Bewußtseins. Seine Soldaten kamen zu ihm und gratulierten ihm zu dem Sieg gegen den Tod. Er winkte mit der Hand hinauszugehen, erkannte sie kaum. Die Pflegende sagte ihm, sie seien traurig, wo sie unter ihm in tausend überschwemmenden tödlichen Minuten gestanden hätten, nun, wie er krank, nicht von ihm geliebt zu sein. „So . . .“ sagte er. Assistenten, Ärzte kamen. Sie versicherten ihm alle, daß er ihr Kopfschütteln ignoriert und stramm und siegreich über ihren Unglauben in die Gesundung hineingesprungen sei, zweibeinig, und massiv. Er sah sie verwirrt an.

Apathische Wochen folgten. Der Vorsteher des Genesungsheims erzählte ihm. Krieg . . . . ja . . . . gewiß . . . er freue sich. Er legte den Kopf herum.

„Bücher?"

„Danke . . . nein." — —

„Palette . . . Wollen Sie wieder malen . . . Bedenken der Überanstrengung zwar. Allein . . . ich wäre stolz — —"

Er schüttelte langsam den Kopf.

Das Gewicht des Körpers nahm geringfügig nur zu. Wenig Interesse füllte ihn für den Umkreis der Dinge, noch weniger für sich selbst. Lag eine Schwebe zwischen Lebenwollen und Lebenmüssen, der Funktion aller Physis fähig, ein Fragezeichen der Bejahung, jeden Möglichkeiten neuen Lebens ausgesetzt . . . aber ohne Schwung.

Oft trat er abends auf den Balkon des Hauses, der verwachsen und kühl war. Die Ebene betäubte ihn anfangs mit ihrer Grenzenlosigkeit, langsam empfand er sie aber — um ein an das Endliche stoßendes Bild zu haben — als eine riesige Kreisbewegung, die um ihn herum, zuerst stark, dann sich im Silber der Ferne verzehrend, gegen den Horizont schwinge. An einer Seite hingen ein paar Wellenschläge ferner Gebirge, runde Hügel, gleich nach unten gekehrten Wolken, zittrig in der Luft. Diese Gegend aus Fläche, Gras und Steppe, von brüchiger Luft überstanden, gab ihm das Gefühl, Mittelpunkt einer gläsernen Glocke zu sein. Sonne schlief reglos auf Bach und Moos und kleinem Gestrüpp. Die Tage hatten katzenhaften Ablauf, stumpf und aufreizend in dem währenden Gespanntsein dieser Leblosigkeit.

Da warf ihn eine Wagenfahrt, zu der der Arzt ihn zwang, in die unmittelbare Nähe einer wenig entfernten Königsstadt in eine Schloßanlage. Der große Dogcart mit den polierten roten Rädern schaukelte einen Nachmittag lang über geschwungene Wege und über Brücken. Er erlebte dichtes Dunkel des Parks, unendliche Stille um pagodenhafte Pavillons, den raschen Vorbeisprung weißer Nebenschlösser. Dann befanden sie sich mitten im Gewühl weiter Auffahrten, auf die ganz am Ende der Alleen die Kaskaden fesselloser Terrassen herabstürzten. Hier empfand er Weite und Herrlichkeit der Welt an sich vorüberziehn. Der Wagen schwamm an dem langen Wasserspielwerk, das von der Fassade bis in den blauen Horizont hinunterlief, entlang zwischen Hunderten spazierender Menschen, zwischen farbigen Jacken, weichgelben Handschuhen und der Orgie aufgeblasen roter Sonnenschirme.

Er kehrte nachdenklich nach Hause zurück.

Am Morgen erwartete er den Anfang der Sonne von seinem Balkon. Er sah den Aufstieg über die schmalen Hügel und die langsame Belichtung der Ebene, die sich sinnlos und schwer mit dem Rot anfüllte. Da ging eine unfaßbare Sehnsucht nach Glühendem, Rasendem in ihm auf, er bog sich vor Gier nach der Stadt. Der Arzt war dafür, er brach auf,

durchstreifte Straßen, die voll Anmut, Gärten, die voll Jugend waren. Am Abend landete er in ein Lokal, das mit jubelnden Tapeten überzogen war. Es war gefüllt mit schönen weißen Tischen und Stühlen. Viele bunte Laternen glühten darüber. Der Wind bewegte sie leicht. Alle Gesichter waren von schwankendem Rot überströmt. Feine Frauen saßen in den Sesseln, zurückgelehnt, lässig und mit Herren plaudernd. Es gab Musik. Manchmal lief der Wind heftig durch die ausgehängten Fenster und es gab ein Gewoge von Licht, das alle überstürmte. Dann hoben sich die Geigen aus der Musik in die Höhe und übergitterten mit namenlosen Spitzen den Raum.

Da ergriff ihn das Gewühl des Daseins mit einer tobenden Berauschtheit. Er fühlte sich von heißester Erregung in starre Kälte geschleudert und dann von neuem beißender Hitze entgegengeworfen. In seiner Brust wütete ein Orchester, Orgeln brannten auf, und in langen grausamen Voluten hoben sich die Bläser zu einem furchtbaren Stoß.

Es war zuviel: Man sah einen Offizier die Arme dehnen, die Brust herauspressen, einen seltsamen Jodler über das Lokal hinfeuern und die Hände auf den Tisch zurückhauen.

Er zerschlug die Lampe und einiges Geschirr.

Der Kellner tat sehr ruhig. Fernsitzende dachten an Zufall und Mißgeschick. Er gab dem Kellner märchenhaftes Trinkgeld, nahm die Mütze und ging breitspurig, säbelschleifend hinaus.

Draußen begann er sofort zu weinen. Toll tanzten die wunderbaren Frauen, die er wie zum erstenmal wieder sah (wieviele er gemalt hatte, wußte er nicht mehr, denn Dasein dünkte ihm noch neues Leben nach halbem Tod), vor seinen Augen, die Seiden, die Funken der Lichter. Unbegreiflich schluchzend empfand er die Wärme der Nacht, flüsternd . . . „le . . . . . ben . . .“ . . .

Dann ballte er die Fäuste und als er von der kleinen Station zu dem Landhaus fuhr, stand sein Kopf scharf und sehr entschlossen auf seinem Körper.

Es kamen rasche Tage. Er rieb sich den Buckel an der blitzenden Scheibe der Stadt. Freude umgab ihn lind. Trieb und Wonne füllten golden seine Adern. Säfte rannen über seine Haut. Leben umspielte ihn reich. Es war die Rede, daß er zur Front zurückkehre. Er nickte.

Er nickte. Es war gut.

Der Mond kam abends aus der Ebene durchsichtig und schön wie aus dem weichen Munde eines Glasbläsers gebildet und gleichsam von seinem Atem gehoben, so schlank und zart überflog er die stumme und dunkle Festlichkeit des Himmels.

Bald gab es tagelangen Sturm. Böen überschütteten die Steppe.

Wolken schlugen übereinander mit Geheul. Schwere Regen knallten an den Fenstern. Geduckt sprang brüllender Wind in jede Spalte und zersprang dort in Fetzen von niederreißendem Radau. Nachts, wenn die Regenschwaden vom Sturm schräg herabgehauen auf die Ebene knatterten, schien es, Tausende von Eskadronen überritten die Steppe und die Bäuche aller Pferde schlügen langgestreckt zwischen den rasenden Sprüngen in einem Takt gegen die Erde.

Da zog er rocklos durch das Haus, probte die Muskeln, steckte Lichter an und sang mit jubelnd gesteigerter Stimme.

Er sagte (als der Wind eine Pause einschob): „Sehen Sie die Kassiopeia?", zur Pflegenden, zog sie in die Fensternische, hob die Flügel, deutete nach oben und lachte, als der Staunenden ein Nebelstreifen glitzernden Regen ins Haar schmiß.

Später einmal kam, heiß und verstaubt, ein schmaler Zug die Ebene herunter. Er tauchte grau und wie ein Punkt auf und wurde ein dünnes Gerinnsel durch das vergilbte Gras. Sie defilierten am Haus auf die Entfernung von zwanzig Metern.

Zuerst ging ein großer Mann, braun mit Narben von Hieben durch das Gesicht. Sein Kleid war Polichinell. Enganliegend mit Dreiecken gemustert zitronengelb und weiches Blau. Der Hals war unbedeckt und gefurcht. Seine Beine traten wie ein Pferd einen nach vorne ausbiegenden Trab, der stets Silhouetten vor den vergrauten Horizont spannte und von trauriger Müdigkeit war.

Hinter ihm kam ein Elefant, ein Dromedar und ein Wagen voll von farbigen Kindern.

Er trug zwei Stangen über der Schulter, um deren Spitzen ein Netz geknotet war, in dessen Maschen ein kläffender Hund saß und ein perlweißer Fasan. Es war so süß langweilig in diesen Tagen, daß die Insassen des Hauses alle staunend und lachend hinausliefen, die Taschen umwandten, Geld über die Menschen warfen und in Eile Stühle aufschlugen. O Rausch eines unerwarteten Zirkus!

Es gab eine glänzende Vorstellung.

Der lange Führer wirbelte in die heiße Luft, mit Fahnen in der Hand, Sprünge und Verrenkungen, strahlend und bunt.

Alle Soldaten suchten auf dem Dromedar zu reiten. Die farbigen Kinder warteten gespannt, bis ein zufälliger Blick auf ihnen zu ruhen begann, sprangen in die Höhe, überschlugen sich grotesk, setzten sich fest auf die Hintern und streckten bettelnd die Hand vor.

Der Elefant rückte verlegen auf seinen Beinen, verengte den Raum unter sich und ließ sich endlich mit seiner Rückseite auf einem Fünfzigliterfaß nieder und zog die Vorderbeine hoch wie ein Pudel.

Der Führer gab ihm eine Mandoline in den Rüssel und band ihm ein rosa Band an die Spitze des Ohrs. Sein Gesicht blieb unbewegt und verächtlich wie bei seinen Sprüngen.

Indem fuhr auf der anderen Seite des Hauses ein Wagen an. Der Maler sprang heraus mit zwei geschossenen Lapins und die Augen voll Träumerei von Frauen, mit denen ihn die Einsamkeit der Heide überfallen hatte. Er trat in das Haus und schaute durch das Fenster.

Da schwoll sein Gesicht hochrot, er blies die Backen auf vor Zorn, und einen dumpfen Laut ausschreiend sprang er heraus. In seiner Hand lag ein Säbel. Er machte einige Sätze und schlug dann die flache Klinge mit einem sirrenden Ton dem Elefanten ausgestreckten Arms klatschend auf das Blatt.

Das Tier sprang auf. Es stand. Es spreizte langsam die Beine, schob die Ohren zurück und hob den langen Rüssel ganz wagrecht.

Da ließ er, während alle anderen starr gebannt steif zuschauten, den Stahl fallen und strich andächtig und bewundernd den Rüssel mit der Hand entlang und hob ihn hoch, daß das weißliche Rosa des Mauls, das gleich einer fremden von Überreife angefaulten Frucht zwischen der harten Seltsamkeit der elfenbeinernen Hauer lag, aufklaffte. Dahinein legte er die Hand.

Der Polichinell brachte unter Bücklingen Zucker und legte sie in den untersten Rüssel. Der Elefant bog sie mit schlangenhafter Windung in das Maul.

Dann warf er wie einen Springbrunn den Rüssel hoch und schoß überraschend und plötzlich einen so ungeheuer dunklen und wilden Schrei gegen die Menschen, daß sie einen Augenblick alle schwiegen.

„So . . . gefällst du," sagte der Maler und steckte den Säbel ein.

Das Gesicht des Führers blieb über den Verbeugungen unbewegt und verächtlich wie bei seinen Sprüngen.

Es lag den Abend ein gewaltiger Druck auf der Landschaft.

Sie waren, als die Sonne sank, heiß und verstaubt, ein schmaler Zug die Ebene hinuntergezogen. Sie flossen ein dünnes Gerinnsel durch das vergilbte Gras und verschwanden grau und wie ein Punkt.

Am späten Mittag saß die Pflegende bei dem Maler, der auf einem Schaukelstuhl lang lag und rauchte. Sie schwiegen lange Zeit.

„Können Sie sich den Urwald vorstellen?" fragte er.

Sie lächelte: „Nein —"

„. . . den Rand des Urwalds, Schwester. Ein Elefant reißt Lianen auseinander, erscheint. Die Sonne schwingt auf, rot. Er schreit ihr entgegen . . . . . Und hier: o Müdigkeit . . . . . o Müdigkeit . . . . ."

Sie sah nachdenkend auf ihn. Dann stach sie eine Nadel durch ein

Fliederblatt und sagte langsam: „Es ist Ihre Sehnsucht, Wald, ich weiß es. Ich weiß, daß Sie sich stets daran klammerten, als Ihre Krise war. Sie wissen nichts?"

Er wußte es nicht.

Er schüttelte den Kopf, lächelte und verneinte.

Da sagte sie leis: „Die Bäu—me."

Wieder kam das Lächeln über sein Gesicht. Aber ihr war, als ob es Gewalt bekomme über den Inhalt des Gesichts und als ob es sich einforme wie eine fressende Säure. Seine gespannten Muskeln waren einem sekundenhaften Verfall unterworfen. Sie schwanden unter der Haut.

Ganz weiß hob er den Kopf: „Habe ich . . . ha — — — be ich . . ."

Von schwerem Entsetzen geschüttelt, wand er die Arme durch die Luft. Seine Augen wurden rund, kugelhaft und fast wie Glas und starrten über die Ebene. Er keuchte und deutete vor sich: „Geben Sie mir diesen Stein."

Ihm schien die Schwelle eines seltsamen Unterbewußtseins durchstoßen. Er hatte alle die Wochen nur ein Leben gehabt, das seine Wurzeln hatte in seiner letzten Krankheit. Wohl wußte er die Dinge und Vorgänge der Zeit und seines Lebens auch vorher. Aber in diesem Augenblick schien es ihm, daß eine dünne Haut darüber gewesen sei und daß ihm die Erkenntnis nach deren Platzen nun erst neu, groß und unendlich furchtbar wieder zuströme.

Er nahm den Stein, den ihm die Pflegende reichte. Er war sehr schwer und kantig. Er drückte seine Hände hinein, hielt ihn an die Stirn, hob und prüfte ihn und legte ihn fest auf das Knie. Er empfand, wie die Angst vor der plötzlichen Leere um ihn herum schwinde und wie das Gewicht dieses realen Steins ihn wieder an das natürliche Leben und die geliebte Erde (prometheisch) zurückriß.

Dann warf er den Stein weg und sagte:

„Schwester, Sie kennen das nicht. Sie kennen das nicht, daß der Himmel plötzlich ein Abgrund scheint und entflieht und die Erde unter Ihnen sanft entweicht und am Horizont ein Strudel unermeßlich aufgeht und beginnt Sie aufzusaugen, der Sie schon langsam sich zu drehen scheinen. Schwester, bleiben Sie sitzen. Es könnte mich sehr stören, wenn Sie sich bewegten. Hören Sie: ich war niemals feig . . . nie . . ."

Sie bewegte ihr stilles Gesicht hin und her.

„Sie denken an meine Auszeichnungen," schrie er sie an. „Nein. Sagen Sie nichts. Daran sollen Sie nicht denken. Das liegt außerhalb meiner Betrachtung. Bleiben Sie sitzen. Sie sollen an meine Seele und ihren Mut denken. Können Sie das. He — — —"

Sie sagte, ihr sei das Leben keine so besondere Sache, daß sie nicht auch dies vermöge.

Da fing er an zu weinen, wurde sehr still und flüsterte: „Sie haben unrecht, Schwester . . . es ist alles . . . al . . . les — —"

Er schluchzte mit einem zerreißend stillen Laut.

Darauf begann er wieder zu sprechen kalt und hart.

Seine Stimme flog aus seinem Munde, als sei sie durch ihn, beziehungslos zu den Lippen, die sie formten, aus irgendeiner dunklen Ferne geflossen. Sein Kopf hob sich bleich und edel über der Kante des Stuhls, und die Haut der Schläfen zitterte über dem blauen Geäder.

„Mitteldeutschland . . . Schwester, beim zweiten Rücktransport von der Front nach der Passion von fünf durchlegenen Lazaretten . . . Mitteldeutschland im Westen . . . und es war Mai . . . das ist fabelhaft. Der Rhein war nicht fern. Himmel seidig und bebte vor Blau.

Wir waren da fast alles Offiziere im letzten Stadium des Genesens aus böser Erkrankung wie hier fast . . . nur anders, süßer — unbeschreiblicher. Es war ein modernes Schloß mit säuligen Bögen und Wiener Keramik, mein Gott. Dahinter Wälder und überall herum schweifige Hügel und Täler, leicht gesenkt. Es gab eine phantastische Hygiene. Marmor, weißes Gemöbel, Staubsektoren, Sonnenfenster, Duschen von oben, Duschen von unten. Es gab einen unendlichen von Weite ausgedehnten blauen Tanzsaal mit einem großen glänzenden Flügel. Pariser Millionäre hatten diesen strenglinigen Tempel gebaut und ihn einer südamerikanischen Tänzerin gegeben, die da die schönsten Mädchen Europas in die gleitende Form körperlicher Musik hinein erzog. Die Mädchen waren in einer nahen Stadt damals.

Die Kirschblüte kam. Die unzähligen Bäume beschwebten sich weiß, es flaggte drei Tage. Dann ging das flaumige Strahlen in einem wahnsinnigen Wind zum Teufel. Ich liebe diese Blüte nicht. Sie ist zu weich. Kennen Sie worpswedische Maler? Nein, — ja, Schwester, was soll Ihnen Kunst, was soll Ihnen Bildnis. O Nebensache, o Nebensache! Leben ist hundsföttisch mehr, ich weiß.

Nun eben so schwach, so zag, ekelhaft überfein ist diese Blüte wie Zweige gemalt von diesen Menschen, hypertrophierte Empfindungsdestillatoren des Seins. Leben ist breiter, saftiger, spritzender, Schwester: Weinernte am Rhein, Heringsfang in Holland, bürgerliches Schmausen im Elsaß . . .

Dann brachen alle Apfelbäume aus. Unten die Blüten ein wenig rot, oben kräftig weiß. Die Hügelkette war zum Platzen voll von ihnen. Manchmal standen sie wie Haine zusammen. — — — Ich liebe sie.

Es roch, Schwester — — —"

Er warf das Gesicht zurück in einer wahnsinnigen Spannung: „Ich fürchte mich," flüsterte er.

Sie legte ihre Hand auf seine.

Aber er schüttelte sie ab: „Lassen Sie das —."

Sie ließ es. Sie setzte sich näher zu ihm. Seine Stimme fing wieder an: „Abends sanken Herden von Nachtigallen in die Bäume und verwüsteten die Nacht mit Süßigkeit — —.

Niemand weiß das, der es nicht sah: Sie werfen ihren Hals hoch, daß er plötzlich mit Gesang (der noch nicht Ton wurde) rasend gefüllt steht gleich einer runden Trommel, eine glühende Blase größer schier als ihr Leib, an der sie wie an Mongolfieren in die weiche Unendlichkeit verschweben könnten — — — und dann werfen sie die stählerne Wärme der langen aufblitzenden Laute ergreifendsten Verzücktseins in die entzündete Dunkelheit.

Wir hatten einen blonden Kameraden aus Bornholm. Er wurde verrückt, als nach einem Gewitter aus einem nassen Fliederbusch ein Dutzend Nachtigallen plötzlich mit Gesang aufklirrend sein Gleichgewicht zu schwer erschütterten.

Ja daß Schönheit tausendfach mehr tötet als Haß und Wut, Sie sollen es wissen. Was sage ich Ihnen, Schwester. Wo will ich hin . . . hören — hören Sie mich? . . ."

„Sie erzählen die Verzücktheit des Lebens . . ." sagte die Schwester innig und unbewegt.

„Ich erzähle die Verzücktheit des Lebens. Ja. O Rausch, o Sonne, o Ruhm, o Süßigkeit . . ." Er stemmte die Fäuste im äußersten Schmerz und schwärmerisch gegen die Brust.

„An einem Abend kamen dreißig Damen, ein Fürst und viele Herren. Es hatte eine märchenhafte Art. Sie trugen seidige Kleider, Schwester, o von so feinen Firmen, die Sie nicht kennen. Und es gab wie Glas schimmernde Namen und schwermütige Profile.

Es gab Lampione.

Es gab Mond.

Unter den Apfelbäumen war eine Lichtung. Der Hügel schob sich leicht und schräg gegen den Horizont.

Wir saßen alle auf Stühlen, die auf der Wiese standen. Der Fürst hatte einen Säbel in einer Hand, in der anderen Blüten.

Da kamen die Mädchen, Jungfrauen bis gegen Zwanzig, die kein Mann berührt hatte und die nur wenige sahen, die sich, weibliche Narzisse, nur in der entrollten Geschmeidigkeit sälelang ins Uferlose gestellter Spiegel in ihren Körpern empfanden. Sie trugen kleine Tuniken, die wie nichts waren, und tanzten auf dieser schrägen Ebene uns gegenüber zwischen den Bäumen, tanzten mit Hüften, fließend wie die glatten Sprünge der Leoparden, Beinen . . . stumm vor Berauschtheit, und Armen, die sie im wilden Entsetzen der Schönheit in den Mond hinein schwangen.

Alle gingen dann zurück zum Schloß, ich stieg zum höchsten Hügel . . ." Er hielt ein. Sein Blick tauchte verschleiert in die Tiefe des späten Mittags. Seine Worte fielen dann, als er wieder anhub, heftig, immer schärfer und in monotoner Geschwindigkeit. Sie fielen, als stünde einer (im Licht in voller Rüstung) und schlüge im riesigen Kreisschwung beider Arme zwei Schwerter pfeifend immer rascher durch die Luft.

Er sagte:

„Es war still geworden, fast tonlos. Manchmal allein in langen brausenden Linien stürzten schwere Hummeln auf die weiße Ebene der Bäume. Es war lau, weich. Wasserdampf schwebte in der Luft. Das ließ die Ferne vibrieren und die Sterne hatten davon etwas feuchten Schimmer. Hügel schob glatt über Hügel, Linie über Linie schwingend, in die Rheinebene. Bäume sprangen Abhänge hinauf, in der Nacht hin und her, und standen, näher, tänzerisch zueinander geneigt. Oben hing der Mond.

Diese Nacht war ungeheuerlich in ihrer Üppigkeit. In ihrer nassen Glut. In ihrem unheimlich gesteigerten stummen Gebrüll nach Dasein und trunkenster Fülle des Lebens.

Schwester: ich dachte da mit einemmal blitzhaft an die wüstesten und größten Dinge meines Lebens.

Ich wußte um Grate im bayrischen Gebirg, die ich spielerisch als Knabe überrannt hatte. Ich sah den schweren Wahnsinn der afrikanischen Hetzen. Sah den zerschlagenen beuligen Kopf im Dirnenhaus des genuesischen Hafenviertels im Augenblick des Erwachens verzerrt in schmutzigen Kissen. Ich wußte um das aufschreiende Werben fetzender Granaten, die trunkene Explosion der Abendschlacht. Ich sah ein Segelboot kentern im Starnberger See, sah den großen Verzicht eines feinen Mädchenauges (o weinen, weinen), sah den verwesten Leichnam des Freundes aus der Konfirmation im Park erhängt, sah das Sterben Maria Andersſons, die ich geliebt habe, die Schöne und Tanzende, wie einen bunten Vogel. Ich wußte um den Augenblick, der bewegungslos in der Pupille des Persers hing, als er in einer Pariser Spielspelunke den Dolch mir über die Achsel in den Rücken schlug. — — —

Was wissen Sie, Schwester, was einem Mann schwer und Gefahr ist . . .

Aber ich wußte in dieser Minute: daß ich lächelnd dies alles wiederholen würde, daß ich singend wie ein Engel van Dycks gegen tausend Mündungen Kanonen gehen könne . . . statt dieser Minute . . . daß dies alles Erlebte eine kleine Prüfung, ein verächtlicher Vergleich und ein Geringes und Unwirkliches an Schwere sei gegen diesen einen Augenblick des Lebens.

Denn es kam, daß ich vor der tobenden Süßigkeit der Nacht, in der das Leben dunkel rauschte wie ein verschlossener Schwarm von Bienen,

daß ich vor der ungeheuerlichen Berauschtheit des Daseins mich hinwarf und weinte und grenzenlos den Tod zu fürchten begann.

Den Tod, der mir eine gemeine Sache, Oberfläche und sehr gering zu schätzen erschien, wo er mir nahe war wie eine Kugel, ein Gift oder ein Dolch ... und es mir blieb ... in dieser Form ... auch späterhin. In dieser Form ... in dieser Form. Ich weinte.

Und da schwamm aus dem Schloß das hungrige Begehren einer Geige, hob sich, klirrte wie ein scharfer Käfer, raste um die Hügel, hieb sich verzweifelt sehnsuchtsvoll in die starke Brunst der weißen Bäume und kreiste den Horizont ein in zuckende Tiraden.

Und ich spürte die Hand, welche sie führte, fühlte mit einem Gefühl das weiche Fleisch des jungen Mädchens, das sie spielte, die rasche Berührung ihrer Brust, ihres streifenden Beines, das erzitternde weiche Fleisch mit dem silbernen Flaum, die mädchenhafte Weise des wiegenden Gangs, die königliche Süßigkeit ...

und ich brüllte, Schwester. Ich lief in den Hain und brüllte: — nicht sterben — brüllte ich. Riß kleine Zweige und zerkaute sie, bohrte das Gesicht in überschäumte Äste, betete, fluchte, weinte ... es gab keinen Gott, der dies löste.

Ich begriff es nicht: den Tod belächeln, das Leben fürchten ... —

Aber überall war Tod. Die Blüten brannten furchtbar an den unteren Flächen. Tausendfach schwoll Blut in der Luft. Eine riesige Spinne krampfte schnürend das Getanz der Apfelbäume zusammen, sie zitterten unter entsetztem Schrecken. Regenbogen schnellten durch die Nacht. Mord saß dunkel im Geäst. Ich ängstigte auf der Stirn. Der Mond war mild. Aber die Sterne bogen sich herum und blitzten kalt wie die Spitzen unzähliger hingehaltener Schwerter.

Und das Schweigen dehnte sich, als ob es zerreißen müsse und die Stummheit, die volle maßlose Trunkenheit der Nacht kam in Bewegung, drehte einmal um und begann zu kreisen und ward ganz fern am Himmel ein dunkler Strudel, der sog und sog.

Ich schrie. Hell. Entsetzt und außer mir ... Ich wollte nicht sterben. Wollte nicht sterben. Nein ... schrie. —

Schwester, ich habe nachher noch, eh ich herkam, vor meinem Typhus, den Tod gekannt in vielen Phasen, nahe an mir vorbei oder sich zurückwerfend vor mir im letzten Moment des Anlaufs. Ich stand in ihm wie der Mittelpunkt einer Explosion zahlloser Schrapnells.

Ich lüge nicht. Ich hob die Hand, ihn zu zerdrücken.

Ich hob die Hand, verächtlich, und schlug nach seinem Gesicht.

Aber in jener Nacht, da ... da erkannte ich tiefer den Tod in der ungeheuerlichsten Schwellung des Lebens.

Ich lief ins Schloß, kroch in eine Ecke und fürchtete mich.

Ich wurde verachtet, geschmäht, verlacht. Man tat das Äußerste zur Erklärung des Unbegreiflichen im zivilen Dasein: man zweifelte an meiner Zurechnungsfähigkeit. Man hätte mich anspeien können.

Ich hätte gebettelt: Leben . . . leben . . .

So ist es.

Schwester – aber ich weiß, ich weiß nun mehr, unerträglich mehr wie alle anderen Menschen. Ich weiß: ungeheuere Taten mögen geschehen, endloser Ruhm errafft werden von Dichtern, Feldherrn und Musikanten und Malern . . . im letzten Ziel ist Tod. Andere wissen das nicht, ahnen es, aber haben nicht die Schärfe ewigsekündlichen Wissens und Umsichfühlens.

Wie ist die Welt bunt: Leichte Karussels laufen über die Jahrmärkte. Flieger erschwimmen die betäubende Höhe der Gestirne, gewiegt vom Nichts. Kapellen spielen in Theatern und Gärten. Mädchen tragen Schürzen im Hause und Bänder zum Ball. Und die Pferde . . . auch die Hunde sind schön und voll Andacht . . . Städte erleuchten sich abends mit sanftem Gas.

Wie kann ich dieses Beschwingte fürder noch spüren, den feinen Reiz und die breite Schönheit, wenn ich den Tod darin sehe jederzeit? Und muß sie doch lieben grenzenloser als immer und brennender wie jeder, weil ich weiß, daß das Leben so schwer und so gewaltig hoch das Letzte ist. Aber meine glühende Liebe wird stets auf den Tod stoßen und so werde ich hin und her geschleudert sein, ahasverisch und in einem verzehrenden Tosen, zwischen ungeheuerer Anbetung und tödlicher Erkenntnis.

Ich werde in unmenschlichen Spannungen leben müssen (denn das Spannungslose saugt mich auf). Ich werde lächeln und von Gefahr und höchstem Erleben zu anderen springend mich bewegen wie aus dem Arm von unzähligen Frauen in den von neuen Namenlosen. Es ist eine tolle übersinnliche Liebe zum Leben dies, Schwester.

Ich werde nicht mehr ruhen können.

Denn Gefahr ist ein kleiner Augenblick und Sterben darin eine strahlende Sekunde. Schönheit der Welt aber dem Wissenden eine unendliche Qual und Bedrohung und ewige Leere.

Ich möchte nicht, daß Sie an diese Erkenntnis streiften, Schwester, weil Sie ein ruhiges und schönes Gesicht haben.

Ich bin von Freude geschwellt für den Augenblick, wo ich hier abziehe. Denn alles da ist trostlos und müd und ohne Heroischkeit.

Sehen Sie, es ist furchtbar, wenn ich müßig in die Ferne schaue . . . Schwester, liebe Schwester . . . wie der Horizont sich dann zusammenzieht, wie Hügel hineinschwanken und gleichsam in einem Rachen verschwinden.

Manchmal blinkt es silbern. Nun hebt sich die Ebene. Taumelnd gurgelt die Welt in den Strudel. Die Leere ... die Leere — —

Glauben Sie nichts. Ich weiß, daß das eine Vision ist, daß wir fest stehen und unerschütterlich, wie wir es glauben. Aber ich empfinde alles im Gleichnis, und oft ist Gleichnis uns die nächste und verwirrend deutlichste Realität. Ich sehe vieles im Bilde, weil ich in einer übersteigerten Sekunde über das Leben und gewöhnte Maß hinaus erkannt habe."

Er schwieg und schloß die Augen.

Er sagte noch: „Wo ich das Grauen vor dem Tod am zerschmetterndsten empfunden habe, an dieser Stelle, meine ich, muß die ungeheuerlichste Kraft des Lebens sitzen.

Darum rief ich, wie ich sterben sollte, nach diesen Bäumen."

Er sann nach und plötzlich schien Furchtbares auf ihn zu stürzen.

Aber bald formte sich sein verzerrter Mund in lächelnde Ruhe und er flüsterte halb singend, somnambul: „Die Bäu ... me —."

Dann schüttelte er kurz den Kopf, lächelte rasch und sagte „... Liebe Schwester — müssen Sie nicht bei all diesem auch dem Tode näher sein als dem Leben?"

„Nein," sagte die Pflegende unendlich mild und fest, „es ist das Gegenteil." Er sah sie staunend an.

Dann aber war es, als rase das entsetzliche Erleben in einer letzten grauenhaften Spannung noch einmal in ihm hoch.

Er warf die Hände in die Luft und rannte hinaus.

Die Pflegende ging ans Fenster und lehnte sich ruhig hinaus. Sie sah ihn eilig hinauslaufen und in den Hof einbiegen.

Dort stolperte er über eine Gießkanne, schwebte kurz in der Luft und taumelte dann zur Seite. Er fiel, die Hände vorgestreckt, in einen Hügel und bohrte auch sein Gesicht hinein.

Es war Kuhdünger aus den Ställen vom Morgen her.

Der Hügel dampfte in einer weißen Wolke warm und schön.

Er aber tat den Kopf nicht gleich zurück, sondern ließ ihn wenige Herzschläge lang da noch liegen, denn er fühlte in einem wunderbaren Gefühl, daß diese Lage unschön sei und schmutzig vielleicht und auch wohl Manchem großen Ekel machend, aber (was vieles größer sei) tief und warm und so unendlich voll Dasein.

Die Pflegende am Fenster hob ihr Gesicht ein wenig höher und dachte: O diese Hölle in einer Brust. Er wird das Leben furchtbar packen wie eine unendliche Geliebte. Wie ich ihn lieben muß.

Wilhelm von Humboldts Reisetagebücher 1788/89

mitgeteilt von Albert Leitzmann

5

Die berühmteste Persönlichkeit des damaligen Zürich war der Physiognomiker Lavater, und kein irgendwie geistig interessierter Reisender verließ die Stadt, ohne ihn aufgesucht zu haben. Humboldt konnte sich bei ihm durch warme Empfehlungsschreiben seiner Freunde Campe und Jacobi einführen. Der letztere schrieb: „Nimm, lieber Lavater, den Überbringer dieses Blattes, Freiherrn von Humboldt aus Berlin, als einen Freund auf, denn er ist der meinige. Sein spekulativer Geist, sein außerordentlicher Scharfsinn wird dich freuen. Ich halte ihn für einen Mann von edler Denkungsart, ob er gleich behauptet, Biester sei kein Schurke, welches ich von einem Manne von edler Denkungsart nicht begreife." Humboldts Eindrücke kristallisieren sich im Tagebuche vom 3. bis 5. Oktober 1789 folgendermaßen:

„Lavater. Dreimal war ich nun bei ihm und nie fand ich ihn allein. Man sieht es ihm aber auch bald an, daß er gewohnt ist, mit einer Menge von Fremden umzugehen. Er spricht mit jedem einige Worte, geniert sich nicht in seinen Geschäften, geht zwischendurch aus und überläßt die Fremden indes seiner Sammlung von Zeichnungen, Kupferstichen und Gemälden. Da die Gegenstände der Unterredung immer in den Händen der Menschen waren, die ich bei ihm fand, und unglücklicherweise diese Menschen nicht die interessantesten scheinen, so hört' ich auch noch bis jetzt wenig Wichtiges von Lavater. Über die französische Revolution halbichte, gar nicht durchdachte Dinge. Über Physiognomik allein manches Gute. Er beklagte sich sehr, daß er noch keinen einzigen Fremden gefunden, der sein Buch eigentlich studiert hätte, in sein System eingegangen wäre, vorzüglich aber, daß es in Deutschland so wenig Eingang gefunden habe. So vieles in der Physiognomik beruhe auf unmittelbarem Takt, und dieser Takt selbst fehle nicht bloß in Deutschland, sondern es fehle auch die Achtung dafür. (Wahrheit liegt wohl unstreitig in dieser Behauptung: Wolfische Metaphysik vorzüglich hat die Köpfe einseitig gemacht. Man sucht überall logische Form, man verachtet alles, wo man sie nicht findet.) Indes, behauptet er doch, würden sich einst alle physiognomische Regeln mathematisch erweisen lassen. In allen Gesichtern sei die strengste Analogie. Gewisse Züge seien allemal mit anderen verbunden. Eine Stirn, wie die meinige, sei nie ohne ein blaues, sehr heitres Auge. Eine gebogene Stirn nie ohne eine gebogene, höckrichte Nase. Aus einem einzigen Teile eines Gesichts werde der künftige Physiognomist das ganze Gesicht konstruieren

können. Aber nicht bloß die Form der Gesichter selbst, sondern auch die Bedeutung der Züge lasse mathematische Demonstration zu. So bewies er nun, wie der Löwe und das Pferd und der Belvederische Apoll nur durch die Lage der Züge in anderen Winkeln verschieden wären, und wie die kleinste Änderung dieser Lage auch die feinsten Grade der Brutalität und der Vernunft anders und anders nuanciere. Mich dünkt, alle diese Untersuchungen — sie mögen Wahrheit enthalten oder Schwärmerei — können keinen Grad der Vollkommenheit erhalten, solange unsere Charakterkenntnis noch so unvollständig ist. Man spricht von Geist, Verstand, Fassungskraft, von Güte, Größe, Edelmut, aber was sind diese abgerissenen Züge, welche Bedeutung nur haben diese Worte, wenn der Charakter nicht so vor uns dasteht, so ein Ganzes, wie eine Statue und ein Gemälde, und wie tausend Schwierigkeiten ist das unterworfen, da unsere Sprache gar keine Ausdrücke für die feineren Nüancen hat, vorzüglich keine Ausdrücke für die feineren Grade, für die Elemente der Empfindungen. Bei jedem Gespräch, wo man entweder Empfindungen ausdrücken oder auch nur über diese feineren Gegenstände räsonieren will, fühlt man diesen Mangel. Dann weiß ich auch noch in der Tat nicht genau, auf welchen ersten Gründen Lavaters Physiognomik beruht. Ich habe sein Werk nie gelesen. Das gewöhnliche Räsonnement — Leidenschaften, Neigungen, der Charakter überhaupt bilden die Züge — kann, da er soviel auch in den ganz unveränderlichen, unbildsamen Zügen sucht, da er ferner die Physiognomik auch auf leblose Gegenstände ausdehnt, und endlich jene Hypothese Einwürfe leidet, die ein so guter Kopf als Lavater unmöglich übersehen kann, Lavaters seins kaum sein. Woher also die Übereinstimmung der Sinnenwelt mit der außersinnlichen? In absichtsvoller Einrichtung der Natur oder eines Schöpfers? Auch das würde mich nicht befriedigen. Mir — wenn ich mich mehr Eingebungen augenblicklichen Gefühls überlassen als Vernunfträsonnements folgen soll — wars oft, als sei die Sinnenwelt nur eine Art, wie die außersinnliche dem sterblichen Blicke erscheint, nur Ausdruck, nur Sprache, nur Chiffre dessen, was unmittelbar uns nicht sichtbar ist. Manchmal kommt mirs bei Gesichtern, bei Gegenden, bei sinnlichen Gegenständen überhaupt vor, als schaut' ich durch den Chiffre hindurch unmittelbar in den Ursinn. Allein ist das nur bei Gegenständen, die mein Herz stark interessieren, und nur in Momenten, wo nichts dies Interesse stört. Also mag wohl viel Täuschung dabei sein. Interessant aber bleibt mir die Idee immer, schön die Hoffnung, immer mehr zu entziffern von dieser Sprache der Natur, dadurch — da das Zeichen der Natur mehr Freude gewährt als das Zeichen der Konvention, der Blick mehr als die Sprache — den Genuß zu erhöhen, zu veredeln, zu verfeinern, die grobe Sinnlichkeit, deren eigentlicher Charakter es ist, in

dem Sinnlichen nur das Sinnliche zu finden, zu vernichten und immer mehr auszubilden den ästhetischen Sinn als den wahren Mittler zwischen dem sterblichen Blick und der unsterblichen Uridee. Platos Vorstellungsart müßte, dünkt mich, an diese nah grenzen. Nicht uninteressant war mir und also auch vielleicht denen nicht, die dies lesen, Lavaters Erklärung meines Gesichts oder vielmehr der Gesichter wie das meinige. Er streute häufige Versicherungen unter, daß er nicht schmeichle. An ihre Stelle will ich Rettungen meiner Bescheidenheit setzen. ‚Solche Physiognomien,' sagte er, ‚verraten eine sehr große Gabe zu fassen und zu sehen, unmittelbar zu sehen und zu beobachten; ich nenne dergleichen Leute meine Mikroskope; aber weil sie jede Sache in einem so klaren hellen Lichte und so ganz sehen, so ist ihr Charakter Veränderlichkeit, mit der sich auf eine doch zu erklärende Art sehr viel Eigensinn (den lasen schon andere in meiner knöchernen Stirn) verbindet. Mit der Leichtigkeit zu fassen vereinen sie eine ebenso große, sich auf die mannigfaltigste, nuancierteste, feinste Art auszudrücken, obgleich Stärke und Energie ihrem Ausdruck mangeln mag. Überhaupt haben sie eine sehr große Empfindlichkeit für alles Feine und Delikate und folglich sehr viel Schönheitssinn, wodurch auch ihr Charakter edel, nicht bloß gut wird. Nur müßten sie immer einen kälteren Menschen zur Seite haben, der jedoch nicht zu weit von ihrer Vorstellungsart abginge. Sonst würden sie sich an ihm reiben, und folgen tun sie nicht.' Wie nun die Wahrheit der Physiognomik bei meinem durchaus für phlegmatisch und kalt gehaltenen Charakter, bei der Langsamkeit und Ungewandtheit meines Kopfs, der schwerfälligen Wendungen und der Ungelenkigkeit meines Ausdrucks, endlich der entsetzlichen Schwäche, mit der ich oft die absurdesten Meinungen, bloß weil es Meinungen anderer sind, für besser und richtiger halte als meine eigenen — wie diese bei dem allen zu retten sei, mögen andere entscheiden. Von Lavaters Charakter glaubt' ich in diesen Tagen viel Gutmütigkeit zu erkennen, aber auch große Eitelkeit (er hat einmal jemanden an sein Pult geführt und gesagt: ‚Hier kommen die großen Dinge zur Welt!') und vorzüglich Begierde, gut, sanft, versöhnend, natürlich, anspruchlos und in jedem Verstande wahr zu erscheinen. Hingerissen, wie andere sagen, wurd' ich gar nicht von ihm. Ich war wenig gegen ihn eingenommen, ich bin es noch weder mehr noch minder. Vielleicht weil ich ihn noch nicht allein sah. Auch sprach er jetzt wegen der Fremden immer französisch, und Coxe ist wenigstens nur indiskret, nicht unwahr, wenn er erzählt, daß er schlecht französisch spricht. In seiner Stube sieht man allerlei Lavaterisches. Er scheint sehr viel auf die Form der Dinge zu halten. Ich sah bei ihm kleine Täfelchen unter Glas hängen, worauf Sprüche standen, wie im Lesebüchlein für Weise. Dann eine pergamentne Tafel liegen mit der Überschrift ‚Nötigste Ge-

schäfte', viel kleine Papiere mit in Kupfer gestochenem Rand und so fort. Zwei Repositoria voll Briefe in Pappdeckel rangiert mit Überschriften: ‚Briefe von anderen', ‚Wichtige Briefe', ‚Briefe an Jünglinge', ‚Philosophische Briefe' und so fort. Ein ganzer Band von Briefen aus oder nach Bremen. Sonntags hörte ich ihn predigen. Er hatte eine Epistel zum Text: ‚Freuet euch mit den Fröhlichen' et cet. Teilnahme, Bescheidenheit, Ehrbarkeit, Achtung fremden Urteils werden in derselben Epistel empfohlen. Alle diese Tugenden handelte er denn auch in derselben sehr kurzen Predigt ab. Nichts als phraseologische Umschreibungen der Worte des Texts, der Ausdruck nicht gemein, aber auch nicht vorzüglich, kurz das Ganze höchst nachlässig."

Am 9. Oktober unternahm Humboldt von Zürich aus einen dreitägigen Ausflug nach Zug und Luzern, nach dessen Beendigung er noch einmal nach Zürich zurückkam, um dann ins Berner Oberland zu gehen.

9. Oktober. „Reise zu Fuß nach Zug, sechs Stunden von Zürich. Der Weg geht über den Albis und Kappel. Bis zum Albis, zwei Stunden weit, steigt man fast immer bergan. Das Land zu beiden Seiten des Weges ist vortrefflich angebaut. Wiesen, Gärten und Weinberge wechseln miteinander ab. Überall stehen einzelne Häuser, und auch die Dörfer haben eine beträchtliche Größe. Dieser Anblick macht es denn freilich begreiflich, wie im Kanton Zürich über 4500 Menschen auf der Quadratmeile wohnen können. So beschwerlich dieser Weg auch wegen des Steigens der fast immer fortlaufenden Anhöhe ist, so angenehm ist er doch auf der andern Seite. Überall, wo man nur frei um sich blicken kann, findet man die vortrefflichste Aussicht, und in den Wäldern, durch die man kommt, stößt man beinah jeden Augenblick auf Plätze, die man bei uns gewiß nicht ohne Lauben oder Tempel ließ. Die schönsten, klarsten Quellen, die von den hohen Bergen herabströmen und sich dann oft in kleine, von dichten Bäumen beschattete Becken ergießen. Vom Albisberg bestieg ich ein wenig abwärts vom Wege den Schnabelberg, auf dem eine Hochwach ist. Hochwachen nennt man nämlich in der Schweiz die Häuser auf den Gipfeln der Berge, die bestimmt sind, durch Anzündung eines großen Strohfeuers in Kriegszeiten das Anrücken eines Feindes anzuzeigen. Die Aussicht von da ist unbeschreiblich schön. Man übersieht den ganzen Züricher See, seine schön bebauten, überall mit Häusern besetzten Ufer, Zürich und Rapperswyl an seinen beiden Enden und hinter Rapperswyl die Kette der Urner, Unterwaldner und Glarner Schneegebirge. Dreht man dem Züricher See den Rücken zu, so hat man erst ein fruchtbares Tal mit vielen Dörfern vor sich und dann hinten einen Teil des Zuger Sees und der an ihn stoßenden Gebirge. Von der Hochwach ging ich auf Kappel. Man steigt nun wieder herab, aber der Weg ist auch bei weitem nicht so

angenehm als der erste. Indes hat man auch hier noch immer schöne Gesichtspunkte, vorzüglich wenn man hinter sich blickt, wo die hohen, ziemlich einzeln stehenden und dicht mit schwarzen Tannen bewachsenen Schnabelberge einen schönen Anblick gewähren. In Kappel ging ich gleich zum Dekan Meyer, einem Oheim von Hottinger, von dem ich einen Brief an ihn hatte. Diese Bekanntschaft machte mir viel Freude. Ich fand einen überaus lebhaften, munteren und über alle Beschreibung gutherzigen Landpfarrer, der mit allen kleinen Merkwürdigkeiten seiner Gegend bekannt war, aber noch nie etwas anderes als die Schweiz gesehen hatte. Er, seine Frau und Tochter nahmen mich mit der größesten Freundschaftlichkeit auf und bewirteten mich mit eben der Treuherzigkeit. Was mich aber noch mehr wunderte, so waren sie bei weitem nicht so komplimentenreich, als viele Leute in Zürich selbst und sogar Hottingers sind. Der Alte ging vielmehr völlig gerade und vertraut mit mir um, ich wurde gar nicht so übermäßig genötigt und — was mir selten begegnet — ich konnte mit ihnen essen, ohne Wein trinken zu müssen. So eingeschlossen der alte Mann auf seinem Dorfe lebte, so ein lebhaftes Interesse nahm er doch an allem, was auch in der Literatur in der Schweiz und Deutschland vorgeht. Er erkundigte sich nach allem, nach Gelehrten, neuen Büchern, sogar der Kantischen Philosophie. Und überall wußte er wenigstens Bescheid, und das nicht bloß in seinem Fach, sondern auch in andern."

10. Oktober. „Reise von Zug nach Luzern. Wenn man sich über die Seen setzen läßt, braucht man auf diesem Wege nur eine halbe Stunde zu Fuß zu machen, nämlich von Immensee am Zugersee bis Küßnach am Vierwaldstädtensee. Da es aber windig war und der Vierwaldstädtensee alsdann sehr gefährlich ist, so riet man mir, mich über den Zugersee bis Bohnhausen setzen zu lassen und dann die noch übrigen drei Stunden zu Fuß zu gehen. Es war das abscheulichste Wetter von der Welt, immerfort Wind und Regen. Ich sah daher nichts von den Ufern des Zugersees. Indes hatte ich ihren Anblick in ihrer ganzen Schönheit gestern genossen. Der See selbst ist drei Stunden lang und eine breit, und wo er am tiefsten ist, am Fuß des Rigi und der anderen hohen Gebirge, hundert und etliche achtzig Klafter tief. Er ist äußerst selten so stürmisch, daß es gefährlich wäre, darauf zu fahren. Der Weg von Bohnhausen bis Luzern hat keine vorzüglichen Schönheiten. Nur etwa eine Stunde von Luzern ab ist ein herrlicher, dicker Wald, teils von Laubholz, teils von Tannen. Ich verfolgte einen Fußsteig ein wenig abwärts von der Straße und kam an sehr romantische Plätze, vorzüglich am Ufer des Vierwaldstädtensees, der da sehr enge ist und zu beiden Seiten hohe Berge hat. Besonders schön war eine Stelle, wo ein ziemlich beträchtlicher Bach sich mit großer Gewalt den Berg hinab in den See stürzte. Um Luzern

herum wird viel Getreide gebaut. Sonst ging ich gestern und heute beinah bloß durch Wiesen. Die Weiden sind sehr häufig eingezäunt und dann stehen einzelne Ställe für das Vieh darauf. Anfangs machten mir diese Häuser oft eine große Freude, wenn ich – da ich keinen Führer mitgenommen habe – des Wegs ungewiß war und Leute zu finden hoffte; allein ich sah mich fast immer betrogen. Denn sie sind bloß zu Ställen bestimmt. Dicht hinter Bohnhausen fand ich nah an einem kleinen Wäldchen das herrlichste Echo, dessen ich mich erinnere. Sogar dreisilbige Wörter wiederholte es noch sehr deutlich. Der Weg von Zug bis Luzern ist zwar sehr gut, meistenteils Chaussee. Da aber so unzählig viel kleine Quellen von den Bergen herabkommen, so tat ich doch beinah auf den ganzen drei Stunden keinen trocknen Tritt und kam also von unten und oben triefend und weit ermüdeter, als ich bei schönem Wetter von dem doppelten Wege gewesen wäre, in Luzern an. Der Wirt im ‚Adler' hat eine gar nicht ungewöhnliche Wirtstugend, die ich auch gewiß morgen teuer bezahlen muß, eine unerträgliche Geschwätzigkeit. Indes hab ich doch auch ihn durch meine bekannte, nun schon sieggewohnte Manier, die ich von Herrn Natterbusch an bis auf den kleinen Friedländer in Göttingen immer bewährt gefunden habe und der unter allen niemand als der junge Berlepsch widerstand, zum Schweigen gebracht, ob er sich gleich ganz ordentlich zu mir setzte, als ich aß, um recht bequem eine Konversation anzufangen. Der Lohnbediente ist nicht weniger komisch. Er hat die Wut, mich für einen Franzosen zu halten, und radbrecht mir ewig französisch vor, und wenn ich einmal ein Wort deutsch sage, so wundert er sich, daß ich so gut deutsch spreche, ob ich ihm gleich schon mehrere Male versichert habe, daß ich ein Deutscher sei ... Das Wetter hatte sich den Nachmittag aufgeheitert und die Abendsonne warf ihre Strahlen auf die beschneiten Gipfel. Nachdem ich das Äußere der Stadt besehen hatte, machte ich ein paar Besuche. Zuerst beim General Pfeifer. Er hat einen Teil der Schweiz – etwa 280 Quadratstunden vom Baarerboden und dem Sempachersee bis zur obersten Spitze des Gotthards – in erhobener Arbeit dargestellt. Alle Gegenden und Höhen hat er selbst trigonometrisch gemessen und das Werk ahmt in Gestalt und Farben die Natur völlig genau nach. Berge, Seen, Wälder, Flüsse, Wasserfälle, Städte, Dörfer, einzelne Schlösser, Wege, alles ist angedeutet. Die Seen sind nicht von Glas, sondern es ist bloßes angestrichenes Holz. Die erhabenen Gegenden sind aus einer Mischung von gebrannten Ziegelstücken, gekochtem Leim, Taugstein und Kohlen – eine Masse, die so hart ist, daß man darauf gehn könnte. Die Figuren der Berggipfel und Gletscher hat er selbst beim Anblick der Natur durch Reiben und Schnitzeln der Ziegelstücke nachgeformt. Der Stoff der Wälder ist das Innere einer zottigten Tirolermütze,

mit Wachs übergossen. Die Grundlage des ganzen Werks besteht aus 140 kleinen numerierten Brettern, die auseinandergenommen und leicht von einem Ort zum andern getragen werden können. Was mir am meisten dabei gefiel, war, das Verhältnis der Berghöhen so leicht übersehen zu können. Ich sah, wie sehr klein die höchsten Berge, die ich nun gesehen habe, der Pilatus, der Rigi, nur gegen den Titlis sind, der doch noch lange nicht an die Jungfrau, das Schreckhorn und Finsteraahorn reicht. Der Titlis ist der höchste auf dem Pfeiferschen Werk. Pfeifer macht noch alle Sommer Reisen zum Behuf seiner Arbeit und so erhält sie noch immer Erweiterungen. Er hat die Schweiz von Tirol bis nach dem Gotthard gemessen und fand vier gleiche Kontignationen, und eben so viele auf der italienischen Seite. Er erklärt die Entstehung dieser Bergstufen, wie Saussure, durch Überschwemmungen. In derselben Stube, wo dies Werk steht, hängt sein Bild, wie er auf einem Berge in Wandrerskleidung zeichnet, von einem Bauerknaben in Öl gemalt, der nie eigentliche Anleitung gehabt hat. Von solchen Autodidaktis scheint die Schweiz mehr als irgendein andres Land zu haben. Ich hörte schon von sehr vielen. Vielleicht trägt die reinere, heitrere Luft, die Freiheit von drückenden Nahrungssorgen und selbst die Muße beim Viehweiden in vielen Kantons, warum nicht auch endlich der Anblick der großen und schönen Natur dazu bei. Wenn ich mich nicht irre, so sagt auch Meiners, den ich jetzt nicht zur Hand habe, etwas über diesen Punkt. Der alte General ist ein höflicher, gefälliger, höchst schlichter und einfacher Mann, der gewiß für seinen Charakter ebenso sehr als für sein Kunsttalent einnimmt. Man kann lange mit ihm reden und wird durch nichts erinnert, daß er das Werk, vor dem man steht, gemacht hat."

Der erneute Aufenthalt in Zürich vom 12.–16. Oktober gab Gelegenheit zu noch einigen Bekanntschaften mit interessanteren Gliedern der dortigen Gelehrtenwelt, nachdem Humboldt schon beim ersten Aufenthalt Hottinger, Meister, Steinbrüchel, Tobler, Heß, Usteri kennen gelernt hatte. Das Tagebuch berichtet: „Ich brachte wieder einen sehr vergnügten Abend bei Hottingers zu. Er gehört in der Tat zu den Männern, die man immer mehr lieb gewinnt, je mehr man sie sieht. Sein Charakter gefällt mir außerordentlich. So gerade, anspruchlos, gutmütig, mit seinem Wirkungskreise zufrieden. Schriftstellerische Eitelkeit bemerkt' ich gar nicht an ihm, aber wohl schriftstellerischen Ehrgeiz. Die Übersetzung des Virgil hat er aufgegeben, weil er nicht genug Subskribenten gefunden. Eine Übersetzung der Bücher de divinatione ist unter der Presse, und eine kritische Ausgabe eben dieser Bücher denkt er in einem Jahr zu liefern. Seine Beschäftigungen beim Gymnasium sind bloß philologisch. Noch mehr aber als er gefällt die Frau. Bei sehr wenig Weibern hatte ich so ganz das

Gefühl, daß sie in sich völlig heiter, glücklich und eins mit sich ist und alles, was sie umgibt, in eben diese Stimmung versetzt als bei ihr. Was mich ein wenig im Umgang mit ihnen hindert, ist, daß sie einen Baron für ein sehr vornehmes und einen Berliner für ein sehr ekles Ding halten und sich nun einmal in den Kopf gesetzt haben, daß ich der vornehme Baron sei. Wie die Baronsideen auf die Kinder wirken, ist überaus komisch. Neulich hat der älteste die Mutter gefragt, wie weit ich wohl vom Kaiser abstände.

Professor Corrodi beschäftigt sich vorzüglich mit Philosophie und besonders mit Metaphysik. Er ist ein kleiner verwachsener Mann. Vielleicht ist diese Leibeskonstitution mit Ursache seiner großen Schüchternheit und des nicht angenehmen Eindrucks, den auch sein Benehmen anfangs macht. Weit mehr aber rührt dies doch wohl aus den widerwärtigen Schicksalen her, womit der unglückliche Mann sehr lange hat kämpfen müssen, und von dem Elend und dem Druck, in dem er in seiner Kindheit und ersten Jugend gelebt hat. Sein Vater war ein wundersüchtiger Schwärmer, der über seinen Torheiten sein ganzes Hauswesen vernachlässigte und Weib und Kinder beinah im Elend verschmachten ließ. Diese Vernachlässigung war bei ihm sogar Religionsgrundsatz und notwendiger Beweis des schuldigen Vertrauens gegen Gottes Fürsorge. Sehr oft deckte er den Tisch und wartete nun auf Speisen vom Himmel, in welcher Narrheit er denn unglücklicherweise noch durch unvorsichtig mitleidige Nachbarn bestätigt wurde, die ihm aus Erbarmen Essen schickten. Es scheint beinah unmöglich, wie sich Corrodi unter diesen Umständen doch noch habe hervorarbeiten können; allein auf der anderen Seite mag auch gerade die Schwärmerei des Vaters und das unmittelbare Gefühl ihrer schrecklichen Folgen ihn zu reiferem Nachdenken veranlaßt und zu größerer Aufgeklärtheit geführt haben. Ich sah ihn nur einmal. Das Gespräch fiel bald auf die Kantische Philosophie. Überall sah man, daß er alles, was dahin einschlägt, gelesen hat, auch machte er hie und da sehr richtige Bemerkungen; doch großer Scharfsinn oder auch nur tiefes Eingehen in fremde Ideen fehlte, dünkt mich, ganz. Er hat mir eins seiner metaphysischen Werke geschenkt (ich erinnere mich jetzt nicht des Titels), worin er, wie es scheint, ein neues, wenigstens eigenes System vorträgt, auch in einem Anhang Kants ‚Kritik' angreift. Ich las nur das letztere. Allein er hat Kant fast nirgends verstanden, und selbst wo er ihn versteht, fehlt es doch seinen Angriffen an auch nur scheinbaren Gründen. So bestreitet er den Satz, daß die mathematischen Sätze synthetisch seien: so behauptet er, daß die Wolfische analytische Methode auch auf das wahre Sein der Dinge führe usw., ohne daß man doch recht einsieht, worauf eins oder das andre sich gründe. Kurz, nirgend sah ich nur einen Funken wahren metaphysischen

Geistes und nicht einmal logischen Scharfsinn. Dazu kommt nun noch, daß der Stil des Mannes so sehr ungebildet, steif und höchstens grammatisch korrekt ist, ein Fehler, der freilich in seiner Erziehung liegt. Wie unbekannt er mit allen Dingen der Welt und wie gewöhnt er ist, sich alle Menschen weit über ihm zu denken, beweist, was er mir in das Buch schrieb: ‚Sr. hochfreiherrlichen Excellenz usw.‘ ... Man heiratet hier erstaunlich früh. Füßli ist nicht älter als ich. Ebenso der junge Lavater. Beide sind in einem paar Monaten Ehemänner und in einem Jahr wahrscheinlich Väter. Wenn der Verstand und die Erfahrung der jungen Leute nur so aufs höchste ihrem Alter gleich ist, als es doch meistens der Fall sein mag, so seh' ich nicht ab, wie das gute Ehen hervorbringen kann. Eine andre Unbequemlichkeit ist die — die man doch, wenn man einmal im allgemeinen spricht, nicht übersehen darf — daß das Alter der Eheleute nie in dem richtigen Verhältnisse stehen kann. Denn wenn der Mann so jung heiratet, so muß das Mädchen meistenteils wenigstens beinah gleich alt sein. Außerdem aber ist für den männlichen Charakter frühes Heiraten allemal schädlich. Die Bildung des Mannes erfordert Erfahrung, mannigfaltige Verbindungen, vielfaches Interesse; dadurch allein erhält er Vielseitigkeit. Dies aber erfordert, daß nur er selbst, nur sein Charakter Zweck aller seiner Handlungen und Schritte sei. Ist er verheiratet, so hört das auf. Er lebt dann nicht mehr für seine Bildung, höchstens für sein Glück. Statt sonst nur zu überlegen: wie wird dies oder jenes auf deinen Charakter wirken? muß er jetzt fragen: was wird es auf dein Weib, auf deine Kinder, auf deine äußere Lagen für Folgen haben? Er ist nicht mehr frei, ist fixiert."

Nach einem kurzen Aufenthalt in Bern und etlichen vergeblichen Besuchen bei namhaften Gelehrten, die sich fast sämtlich auf ihren Landgütern befanden, trat Humboldt dann am 19. Oktober die Reise ins Berner Oberland an. Die schon im vorigen mehrfach erwähnten „Briefe über die Schweiz" von dem Göttinger Philosophen Meiners, erschienen 1784—85, sind auch im folgenden vielfach die Zielscheibe ironischen Spotts.

20. Oktober. „Von Thun nach Lauterbrunn, neuneinhalb Stunde. — Thun ist wie die meisten Schweizer Städte gebaut: enge, finstere Straßen, ziemlich hohe, aber häßliche Häuser. In den größeren Straßen und auf den Plätzen sind Lauben (Arkaden) unter den Häusern wie in Bern, aber mit noch unförmlicheren Bogen und Pfeilern. Der Kirchhof soll eine sehenswürdige Lage und Aussicht haben. Aber ich besuchte ihn nicht, teils weil Meiners versichert, daß die Aussicht von den Berner Spaziergängen und dem Thuner See nicht viel weniger reizend ist, und teils weil ich noch ungewiß bin, ob ich nicht wieder über Thun zurückkehre und ihn alsdann nachholen kann. Ich schiffte mich um acht Uhr auf dem See ein. Es war der herrlichste Herbsttag, dessen ich mich seit langer Zeit erinnere.

Der Himmel war völlig heiter und selbst die Gipfel der höchsten Berge bedeckte kein Wölkchen. Die Ufer des Sees sind außerordentlich mannigfaltig und schön. Der See wird an mehreren Stellen durch Vorgebirge eingeengt, hinter welchen er kleine Beugungen macht. So entstehen immer neue Aussichten und immer wechselnde Gesichtspunkte. Auf der ersten Hälfte des Wegs blieben mir das Niese- und Stockhorn die merkwürdigsten Gegenstände. Ich weiß nicht, ob es jedem so geht, aber wie sehr mein Auge hier in Absicht der Entfernungen getäuscht wird, ist unglaublich. Nie gewohnt, so hohe Bergmassen zu sehen, setzt mein Auge sie noch immer um vier-, fünf- und mehrmal näher, als sie sind. So dachte ich heut, daß das Niesehorn nur eine halbe Stunde vom Ufer des Sees entfernt sei, und es liegt zwischen den nächsten Anhöhen am See und dem Fuß des Niesehorns noch ein drei Stunden breites Tal. Diese Täuschung schwächt den Eindruck sehr, den die Höhe der Berge ohne sie machen würde. Dazu kommt nun noch, daß große Strecken der Berge kahl, dann oft mehr als ein Drittel mit Schnee bedeckt ist — beides Umstände, welche ihre scheinbare Höhe vermindern — und dem allem ohngeachtet machen sie einen so erstaunlichen Eindruck. Bei Merlige, der Hälfte des Wegs, fängt der Beatenberg auf der linken Seite des Sees an, und nun wird der Anblick unbeschreiblich malerisch. Hohe, steile Felsen mit oft achtzig bis hundert Schuh hohen senkrechten Wänden laufen ununterbrochen fort und man erblickt auf ihnen nichts als Wald, einsame Fußsteige und einzelne Hütten. Der Fußsteig dem See entlang am Abhange des Bergs muß freilich beschwerlich, aber äußerst romantisch sein, und ich werde nicht versäumen, ihn zu nehmen, wenn ich auf demselben Wege zurückkomme. Gegen die Mitte des Beatenbergs etwa geht ein Vorgebirge in den See heraus, das die Nase heißt und an das Wieland bei seinem ‚Vorgebirg der Nasen' in der ‚Ersten Liebe' an Psyche wohl schwerlich dachte. Wahrscheinlich ist diese Benennung ein Schifferwitz. Wenigstens dehnen sie noch jetzt die Vergleichung bis auf den See als den Tropfen der Nase aus. So unmöglich es auch wäre, an den meisten Stellen des linken Ufers zu landen, so ist doch der Thuner See gar nicht gefährlich. Denn einmal ist das Ufer auf der rechten Seite durchaus flach und dann versicherten mich auch die Schiffer, daß man auch bei großem Sturm sicher dicht an den Felsen hin rudern könne. Nur eine Ecke dicht hinter der Nase soll bei Stürmen äußerst gefährlich sein. Darum haben meine gnädigen Herren in Bern — ich folge dem ehrfurchtsvollen, aber hier ganz gewöhnlichen Ausdruck des Schiffers — ein steinernes Häuschen weiter nach Unterseen hinunter erbauen lassen, wo die Schiffer anlanden und übernachten können. Der Beatenberg hat seinen Namen — so sagten meine Schiffer, ob ich gleich keinen Beatus kenne — vom

heiligen Beatus, der als Einsiedler da lebte. Man zeigte mir seine Höhle. Sie ist ohngefähr auf der mittleren Höhe des Bergs unter einer hohen weißen Flühe (Felswand). Neben ihr entspringt ein kleiner Bach, der sich in niedlichen Wasserfällen in den See stürzt. Gegenüber am andern Ufer des Sees liegt das Dorf Leißig, dessen Kirche der Heilige quer über den See hin auf seinem ausgebreiteten Mantel trocknen Fußes besuchte. Beinah auf dem Gipfel des Beatenbergs liegt eine kleine Kirche für die umliegenden Dörfer und die auf dem Berg zerstreuten einzelnen Häuser. Vor sich hat man auf dem ganzen See Schneegebirge, doch nicht von den höchsten. Denn daß man die Eiger, die Jungfrau und den Gemmi sehen sollte, wie Meiners erzählt, ist wenigstens gewiß nicht von der ganzen Fahrt wahr und ich, ich gesteh' es, sah sie gar nicht. Indes will ich nicht streiten, daß man mit einem schärferen Auge als das meinige und gar mit einem Teleskop, wie Meiners hatte, ihre äußersten Gipfel mag entdecken können. Denn ihr übriger Körper wird von den vorderen Bergen bedeckt. Beim neuen Hause stieg ich aus und ging nach Unterseen, eine halbe Stunde weit. Ich fand, wie ich durch Meiners darauf vorbereitet war, die Natur ganz verändert, nicht weniger aber die Kunst. Die Häuser sind äußerst elend, und von fern gleichen sie bloßen Holzschuppen. Sie sind sehr niedrig, mit sehr kleinen Fenstern und weit hervorragenden, mit Holz belegten und dann noch mit unregelmäßig hingeworfenen Steinen belasteten Dächern. Unterseen ist zum Teil ebenso gebaut, zum Teil aber findet man auch recht gute Häuser. Es liegt dicht an einem hohen Berge, dem Harder, der doch aber noch keinen Schnee hatte. Da die Seite nach der Stadt zu gerade sehr steil ist, so gibt das dem Ganzen ein furchtbares Ansehen. Die Aar fließt in mehreren Armen durch die Stadt. Ich nahm mir in Unterseen einen Führer und so ging ich nach Lauterbrunn, drei mäßige Stunden. Dieser ganze Weg machte einen sehr großen Eindruck auf mich. Durch den Bennik- und Suhlberg hindurch, zwischen deren schwarzen Tannen die beschneite Jungfrau hervorglänzte, geht man in ein enges Tal ein und in diesem Tale auf einem schmalen Wege immer am Ufer der brausenden, zwischen unzähligen Felsstücken hinstürzenden Lütschine fort, unaufhörlich von hohen, mit Tannen bewachsenen Felsen und unfruchtbaren Flühen umgeben. Von den Felsen stürzen sich kleine Bäche herab, deren Fälle oft nur wie schmale weiße Tücher aussehen; oft kommt man auch an Stellen, wo zusammengeflossenes Wasser ein jetzt leeres Bett ausgehöhlt und Graus und Felsstücke herabgeschleudert hat. Kurz, jeder Schritt gibt Bilder unwiderstehlicher, alles zerschmetternder Gewalt und widerstrebender, trotzender Stärke. Bei den Spuren von Verwüstungen, die man in jedem Augenblick wahrnimmt, bei dem Gefühl einer zahllosen Reihe verflossener Jahrhunderte, das sich mir nie in dem Grade

aufdrängte, dämmert in der Seele ein Ahnden unabsehbar ferner, wieder zertrümmernder und wieder schaffender Zukunft auf. Vergangenheit und Zukunft, Schöpfung und Untergang waren überhaupt die Ideen, die sich meiner Seele am heftigsten bemeisterten; alles stellte mir den Strom des ewig umwandelnden Schicksals dar und nie erschienen mir menschliche Schicksale, menschliche Plane in einer verächtlicheren Kleinheit. Die einzelnen Gegenstände auf diesem Wege, die Rotheeisen- und Hunnenflühe, den Sausbach, beide Lütschinen usw. beschreibt Meiners sehr richtig; nur muß man nie vergessen, daß er alle nur im mindsten gefährlich scheinende Dinge mit vergrößernden Augen ansieht. So ist denn weder der Weg am Ufer der Lütschine noch so eng noch der Abgrund, in dem sie fließt, so grausenvoll. Ich kann mich nicht enthalten, ihn mir, so oft ich dies lese, zitternd auf seinem Leiterwagen zu denken. Und wirklich muß von einem Leiterwagen alles weit gefährlicher aussehen. Denn ich, der ich zu Fuß ging, sah den grausenvollen Abgrund an den meisten Stellen nicht über — sehr viel gerechnet — dreißig Fuß tief, und wo er nun auch wohl hundert tief sein möchte, nicht jäh und felsicht, sondern mit Rasen bewachsen und noch ziemlich abhängig. Mehrere hundert Schritt vor Lauterbrunn sah ich den Staubbach, und im ersten Augenblick war ich gegen alle seine Verächter unwillig. Das sanfte Herabwallen einer weißen und doch nicht blendenden Fläche von einer entsetzlich hohen und langen, senkrechten Felswand tat meinem Auge unbeschreiblich wohl. Aber wie ich näher herzukam und ihn länger betrachtete, verlor er unendlich und ich stimme gern denen bei, die ihn des vielen Aufhebens, das man davon gemacht hat, unwert halten. Bei der geringen Menge von Wasser, von der noch ein so großer Teil in Staub verfliegt, kann er als eigentlicher Fall weder auf Auge noch Ohr einen tieferen Eindruck machen und nie hat man vielleicht unähnlichere Dinge verglichen als den Staubbach und den Rheinfall. Das einzige, wodurch er gefallen kann, ist das sanfte, ruhige, mit der rauhen Felswand schön kontrastierende der Wallungen, das Schimmernde der Farben, aber eben darum geht es ihm, wie es wahrscheinlich — einem Farbenklavier gehen würde. Der Anblick ist zu einförmig, als daß er lange beschäftigen könnte. Auch wird er nie die Seele an sich ziehen, fesseln können, höchstens sie, wenn sie einmal sympathetisch gestimmt ist, in sanfte Träume einwiegen und durch sein murmelndes Geräusch darin erhalten. Darin muß er in einer schönen Mondnacht eine unbeschreibliche Zauberkraft besitzen. Auch die Regenbogen, die mir beim Rheinfall lächerlich schienen, müßten, dächt' ich, bei dem Staubbach eine vorteilhafte Wirkung machen. Immer aber muß man meinem Gefühl nach den Staubbach in einiger Entfernung sehen. Nah erscheint sein Fall zu schnell, zu heftig und dann beides doch nicht in dem Grade,

um die Erwartung zu befriedigen. Ganz nah ist es nicht anders, als wenn man bei einem starken Regen gegen den Wind geht. Wirklich weht auch in seiner Nähe ein — ich schreibe den 20. Oktober — schneidender und kalter Wind. Den kleineren Arm des Staubbachs sieht man nur bis auf die Hälfte des Bergs etwa. Dann verschwindet er, wenn man nicht völlig nah steht, ganz. Am Fuß des Bergs fand ich große Steine und Bäume, die er bei Ungewittern herabschleudert. Als ich den Staubbach besehen hatte, legt' ich mich unter einen Baum im Angesichte der Jungfrau, wie Meiners, und wollte nun wie er alle die Gefühle in mir hervorgebracht sehen, die er der Wunderkraft der Jungfrau zuschreibt. Denn ich wollte doch gern ein ‚nicht ganz gefühlloser Mensch' sein. Ich wandte auch alle meine Kräfte an, meine Seele jedem Eindruck empfänglich zu machen. Aber ich musterte mich umsonst. Freilich wirkte die Jungfrau, vorzüglich als die scheidende Abendsonne sie rötete, da schon alle anderen Gipfel in Schatten verhüllt standen, eben das in mir, was hohe und vorzüglich mit Schnee bedeckte Berge, aus einem engen Tale gesehen, immer wirken. Ideen der Einöde, der Einsamkeit, des Blicks in weite Fernen von der schwindelnden Höhe, rege Erwartungen des, was hinter jenen Bergen, über jenen Gipfeln hinaus ist. Dadurch verschwindet in der Seele alles Gegenwärtige, Nahe, Gewisse, und das Vergangene, Zukünftige, Entfernte, Ungewisse schwebt allein vor der träumenden Phantasie. Auch leugne ich nicht, daß die Jungfrau, auch ihre Höhe abgerechnet, schöner ist als alle andre Schneeberge, die ich sah, da der Schnee auf ihren höchsten Gipfeln blendender, gleicher, ebener als jeder andre ist. Aber daß diese alte Jungfer — und daß sie das ist, vergißt doch Meiners selbst in den glühendsten Ergießungen seiner Gefühle nicht, da er ihres ‚ehrwürdigen Scheitels' erwähnt — mich so bezaubert und begeistert hätte als den ‚verheirateten Philosophen', wie er sich selbst einmal nennt, kann ich nicht sagen, und wenn ich von ihrem ‚blendendweißen, nie entweihten Busen', ihrem ‚jungfräulichen Antlitz', ihren ‚Bräutigammen, den Sonnenstrahlen und den Sturmwinden', welche letztere — wahrscheinlich aus Ärger, weil sie nicht auch wie die Sonnenstrahlen ihr Antlitz ‚küssen' können — ‚den Saum ihres Gewandes schütteln', höre, so bedaure ich recht herzlich den armen Berg, daß er alle diese Lobsprüche wahrscheinlich würde haben entbehren müssen, wenn er nicht einen so schönen, zu so manchen Bildern veranlassenden Namen hätte. Mein Nachtlager nahm ich im Wirtshaus, nicht bei dem Pfarrer, teils weil man bei dem letzteren, der nicht als Gastwirt anzusehen ist, mehr geniert ist, teils weil mir das Wirtshaus reizender zu liegen schien. Zwar ist es nicht dem Staubbach gerade gegenüber, aber da es nicht fern vom Eingange des Tals liegt, so übersieht man von der Seite, wo ich wohne, den größten Teil des Tals

auf einmal, da man hingegen im Pfarrhause in der Mitte des Tals nur immer Teile sieht. Die Aussicht aus meinen Fenstern ist vielleicht einzig. Links der Schildwald und der Mönch und über ihnen hervor die hellglänzenden Gipfel der Jungfrau, im Angesicht hinter dem schmalen Tal in weiter Entfernung das Groß- und Breithorn, ganz mit Schnee überdeckt, und endlich rechts die ganze lange steile Felswand vom Wintereck am Eingang bis zum Schnepf dem Mönch gegenüber, an welcher außer dem Staubbach noch drei bis vier kleinere Bäche herabfallen. Steht man nun draußen mitten im Tal, so blickt man noch bis auf die Hunnen- und Eisenflühe zurück. Etwas Romantischeres läßt sich kaum denken. Nichts bedauere ich so sehr, als daß wir jetzt keinen Mondschein haben. Dann fehlte meiner Wanderung hieher nichts. Aber so bei bloß sternenhellem Himmel ist der Anblick der vielen, eng beieinanderstehenden Felsen bloß grausenvoll, um so mehr da das Tosen der Lütschine das Furchtbare des Ganzen noch vermehrt. Das Wirtshaus ist ganz gut und muß sich also seit Meiners' Reise gebessert haben. Die Leute jenseits des Thuner Sees (von Bern aus gerechnet) gefallen mir noch mehr als diesseits. Noch mehr Naivität, Offenheit, Gutmütigkeit, Fröhlichkeit."

21. Oktober. „Von Lauterbrunn bis Grindelwald, vier starke Stunden. Ich wollte noch in Lauterbrunn die Zeit abwarten, wo die Sonne völlig ins Tal scheint, um die Regenbogen im Staubbach zu sehen. Dies geschieht im Sommer etwa um sieben, jetzt um zehn Uhr des Morgens. Der Himmel war noch heiterer als gestern und wir haben kaum den ganzen Sommer hindurch so überaus schöne Tage gehabt als jetzt. Ich ging, eh es Zeit war zum Staubbach zurückzukehren, noch etwas weiter ins Tal hinein. Verfolgt man den Weg, den ich nahm, noch etwa zwei Stunden weiter, so kommt man an ein Bergwerk, wo Eisen, Blei und etwas weniges Silber gegraben wird. Nach der Beschreibung müssen die Gruben nicht tief und nicht sehr ergiebig sein. Nach eben dieser Seite hin liegt auch die Steinbergalp und der Anfang der Lauterbrunner Gletscher. Alle diese Gegenden aber sind jetzt wegen des Schnees unzugänglich. Eine Stunde von Lauterbrunn ist an derselben Felswand, von der der Staubbach herabfällt, der Fall des Mürrinbachs, der den Staubbach, die einzigen Regenbogen ausgenommen, noch übertreffen soll. Er teilt sich mitten am Berge in drei verschiedene Kaskaden, die sich tiefer wieder vereinigen. Allein dieser kleinen Wasserfälle sieht man hier so viele, daß ichs nicht der Mühe wert hielt, den Weg darum zu machen. Wenn man das ganze Lauterbrunner Tal aufmerksam betrachtet, so dringt sich einem unwillkürlich die Idee auf, daß es durch ein Zerspalten der jetzt zu beiden Seiten stehenden Gebirge entstanden sei. Das Tal ist so eng, die Felswände so steil und mit so vielen Spuren gewaltsamer Risse. Zwar sah ich nicht, wie man

es vom Münstertal versichert, an den beiden Wänden ineinander passende Höhen und Vertiefungen. Allein dies allein würde doch noch nicht jene Meinung ganz umstoßen. Die Felswand zwischen dem Schnepf und dem Wintereck ist weit ebener als die entgegengesetzte am Schildwald und dem Mönch. In der letzten sieht man häufig Risse, Löcher und Spalten. Man hat in dieser auch nach Erz geschurft, aber nichts gefunden, wovon die Ausbeute die Kosten belohnen würde. Nach neun Uhr kehrte ich zum Staubbach zurück. Ich ging jetzt ganz nah an der rechten Seite an die Felswand hinan und da sah ich ganz deutlich, daß der Bach frei und ziemlich weit vom Felsen herabfällt. Nur unten, vielleicht hundert Fuß hoch, wo der Fels stark hervortritt, fällt er wieder auf. Auch an dem Schatten des Staubbachs ist dies ganz offenbar. Noch mehr aber als der große Staubbach entfernt sich der kleine vom Fels. Er scheint aber kaum bis auf das Drittel der Höhe eine zusammenhängende Masse. Hernach fällt er in einzelnen Tropfen herab. Da der Wind das Wasser des Bachs nicht gegen den Fels warf, so konnte ich zwischen dem Fuß und dem kleinen Staubbach durchgehen, ohne sehr naß zu werden. Sehr sonderbar ist dann sein Anblick, wenn man dicht am Fels stehend in die Höhe sieht. Er gleicht bloß einer kleinen, am Rande des Abgrunds schwebenden Wolke. Während aller dieser Beobachtungen kam denn endlich die Sonne hinter den Tannen des Schildwalds empor. Es war ein überaus schöner Anblick. Die schwarzen Tannen fingen die ersten ins Tal brechenden Strahlen so auf, daß ihre hell erleuchteten Spitzen wie Wolken aussahen, in die die Sonne verhüllt wäre. Mein Führer selbst hielt es dafür und verkündete keinen ganz schönen Tag. Da die Gipfel der Tannen die ersten Strahlen abhielten, so konnte man gerade in die Sonnenscheibe sehen, und ich hielt sie in der Tat anfangs für einen hell erleuchteten Gipfel der Jungfrau. Wenige Minuten drauf erreichten nun die Strahlen das Becken des Staubbachs und der schönfarbichte Regenbogen spielte um unsre Füße. Unleugbar sind diese Regenbogen als Regenbogen schön und ihre Farben sind ungleich lebhafter als von den Regenbogen am Himmel. Es ist auch ein recht artiges Spielwerk, sie immer mit sich drehen und sich bewegen zu sehen. Aber immer ist es doch nur ein Spielwerk, dessen man bald überdrüssig wird und das sich nur darum zum Staubbach paßt, weil der ganze Staubbach ein nicht viel schöneres Spielwerk ist. Indes ist er doch, von der Sonne erleuchtet, glänzender und schöner. — Wir traten nun unsre Reise nach Grindelwald an. Es gibt zwei Wege, der eine am Fuß der Jungfrau über die Wengenalp, der andre wieder bis Zwei Lütschinen zurück und dann das Tal durch. Der erstere muß ungleich romantischer sein und auch darum vorzüglich, weil man die Jungfrau von ihrer andern, schrecklicheren Seite sieht. Ich erzählte meinem Führer, daß

ich von diesem Wege in Meiners gelesen hätte, daß er ihn aber auch nicht genommen. ‚Ja,‘ sagte er, ‚ich habe wohl auch von dem Herrn Hofrat gehört, aber der ist nicht gegangen, wo es nur ein bißchen gefährlich ist, er ist immer auf der großen Landstraße geblieben und doch hat er sich unterstanden ein Reisebuch zu machen.‘ Indes mußte ich doch dem Beispiel des Herrn Hofrat folgen. Denn, wie mir mein Führer sagte, so ist die Wengenalp jetzt wegen des Schnees unzugänglich. Allein wie ich in Grindelwald sah, so ist diesen Berichten meines Herrn Führers nicht immer zu trauen. Ich ging also wieder den gestrigen Weg bis Zwei Lütschinen zurück. Es vereinigen sich da die beiden Lütschinen, die schwarze, die aus dem Grindelwalder, und die weiße, die aus dem Lauterbrunner Tal kommt. Die schwarze hat ihren Namen daher, weil sie schwarze Erde aufwühlt und mit sich führt. Da sie aber jetzt, wie alle Wald- und Gletscherströme um diese Zeit, sehr klein ist, so war ihre Farbe nur in Vergleichung mit der andern Lütschine schwarz. Der Weg nach Grindelwald ist grausenvoller und schrecklicher als der nach Lauterbrunn. Die Felsen sind eckichter, gebogner, rauher, das Tal bald mit ungeheuren Felsstücken, bald mit Schutt, Graus und kleinen Steinen bestreut. Nur daß das Tal bei weitem breiter ist, man auch auf dem ganzen Wege eine Menge von Häusern findet, schwächt den Eindruck der wilden Natur. Ich würde das Lauterbrunner bei weitem vorziehen. Nirgend auf dem ganzen Weg nach Grindelwald habe ich so senkrechte, ebene, im eigentlichsten Verstande schöne — zwar nicht in Meiners' Sinn dieses Worts; denn er steht an, selbst seine geliebte Jungfrau schön zu nennen, weil er nicht weiß, ob sie ‚ihrer Bestimmung vollkommen entspricht‘ — Flühen gesehen, als die Eisen- und Hunnenflühe es ist. Doch ist der Schild und die Hohe Burg auch schön. Der erstere besteht aus drei beinah gleichen, schräg hintereinander fortlaufenden Spitzen auf einem sehr hohen Berge, und die letztere dicht neben den ersten ruht völlig in Gestalt einer ägyptischen Pyramide auf eben dieser Höhe. Bei Ungewittern fallen von beiden Bergketten häufig Felsstücke herab, die alsdann den unten stehenden Häusern äußerst gefährlich werden. Eins von diesen fiel, wenn anders die Geschichte nicht ein Märchen ist, gegen ein Haus, das man mir zeigte, schlug die Wand ein und stürzte zur entgegengesetzten Wand wieder heraus, ohne die drei Menschen, ein Bauer mit seinem Weibe und kleinen Kinde in der Wiege, die in derselben Stube schliefen, zu beschädigen. Über die Wiege soll der Stein sogar gesprungen sein. Nah an einem Hause fand ich eine Menge Geflechte von jungen Tannenstämmen. Ich erkundigte mich nach dem Zweck und erfuhr, daß man auf diesen schlittenähnlichen Fahrzeugen den im Sommer auf den hohen Bergen verfertigten Käse heunterschleift. Man bindet auf ein solches Fahrzeug fünf bis sechs Zentner.

Aber unbegreiflich beinah ists, wie die Hirten diese schweren Lasten die steilen Berge hinunter lenken und regieren können. Nahe vor Grindelwald öffnete sich die Aussicht plötzlich. Ich sah vor mir das breite Wetterhorn, weiter zur rechten den Mettenberg und noch weiter den großen Eiger. Zwischen den beiden letzteren starrt der vordere oder untere Gletscher hervor. Auf dem Rücken des Mettenbergs steigt das Schreckhorn, eine von der Seite, die ich jetzt sah, so steile Pyramide empor, daß auch nicht ein einziger Flocken Schnee daran haftete, obgleich viel tiefer der Mettenberg völlig bedeckt ist. Das Grindelwaldtal selbst ist von ganz anderer Natur als das Lauterbrunner: Es ist größer, weiter, fruchtbarer, mehr mit Häusern besetzt. Die nah daran stoßenden Berge sind ungleich höher, wilder, furchtbarer, aber sie stehen nicht so nah aneinander gedrängt. Darum, weil man sich mehr eingeschlossen sieht, scheint das Lauterbrunner ängstlicher. Schrecklicher in einzelnen Teilen ist das Grindelwalder gewiß. Doch ist in dem Anblick des letzteren nicht genug Einheit und darum scheint das erstere ungleich schöner. Auf der anderen Seite aber ist es auch zugleich einförmiger und so gewinnt wieder jenes. Wenn man vom Wetterhorn anfängt, das dem Eingange ins Tal beinah gegenübersteht und das man ganz übersieht, und nun mit dem Gesicht gegen das Wetterhorn gekehrt rechts fortgeht, so sieht man nebeneinander im Zirkel herum den Mettenberg, den großen Eiger, das Grätli, den Thuner Socken, den Ritrammenberg, eine andere Seite des Spatibergs, den Holzmattenberg, den Grindel, den Gemsberg und die Scheideck, die sich wieder ans Wetterhorn anschließt, kleinere, noch nicht mit Schnee bedeckte Berge ungerechnet. Das Wetterhorn, den Mettenberg und den großen Eiger übersieht man ganz mit allen ihren einzelnen gräßlichen Schlünden, Felsen und Spitzen. Nur muß man sich ihnen nicht zu sehr nahen, sonst verdeckt ihr breiter Fuß die Gipfel. Das Schreckhorn ist hinter dem vorderen Gipfel des Mettenbergs versteckt. Am schönsten ist meinem Gefühl nach der große Eiger. Auf dem überaus breiten senkrechten Fuß erhebt sich eine nur sehr allmählich sich zuspitzende, sehr breite Pyramide und zur Rechten eine oben runde Höhe. Zwischen dem Wetterhorn und dem Mettenberg ist der obere oder hintere und zwischen dem Mettenberg und dem großen Eiger der untere oder vordere Gletscher, hinter welchem letzteren man, aber von unten nur äußerst unvollkommen, das Eistal seiner Breite nach und am Ende desselben das Walliser Viescherhorn sieht. Mit den Gletschern hatte ich ganz eigene Abenteuer. Ich ging zu dem vorderen, der der nächste ist, und besah zuerst den Ursprung der weißen Lütschine (die man aber nicht mit der Lauterbrunner verwechseln muß), die sich wenige hundert Schritt weiter mit der aus dem oberen Gletscher kommenden schwarzen vereinigt. Darauf stieg ich ein wenig weiter hinauf, um einen einzeln

liegenden, sehr großen Eisklumpen näher zu betrachten. Hier hatte ich das Vergnügen, ein Stück Eis losbrechen und bis etwa dreißig Schritt vor meine Füße rollen zu sehen. Dies Losbrechen, das wegen seines Krachens immer merkwürdig bleibt, ist in dieser Jahrszeit selten. Ich hatte in Meiners gelesen, daß zur Linken ein Fußsteig über den Rücken des Mettenbergs auf das Eistal führt. Zwar beschreibt ihn Meiners gefährlich, allein ich weiß schon, daß er immer ins Gräßliche schildert, so wie er Bourrit vorwirft, daß er ins Schöne malt. Ich fragte meinen Führer, ob wir da nicht hinkönnten. Allein er versicherte mir die Unmöglichkeit. Ich zeigte ihm, daß noch kein Schnee da sei. Aber er sagte, bei dem frischgefallenen, lockeren Schnee könnten leicht Lauinen herabfallen und dann wären wir ohne Rettung verloren, und beteuerte zugleich, er ginge für kein Geld dahin — wahrscheinlich weil er mir schon angemerkt hatte, daß ich in meinen sehr knappen Vermögensumständen nicht sehr geberig war. Alles, wohin ich ihn bringen konnte, war, daß er auf dem Graus und den Steinen, die am Rande des Gletschers liegen, bis zur Hälfte hinaufstieg und mir von da die Spalten und Klüfte im Gletscher zeigte. Drauf kehrten wir wieder zurück. Was wollte ich machen? Auf dem Rückwege hörten wir oben auf dem Mettenberg das Krachen einer Lauine, die aber nicht an dem steilen Rande herunterfiel. So berief er sich auf diese Erfahrung, die seine Behauptung bestätigte, und schloß mit schrecklichen Geschichten, wie noch vor vier Wochen mehrere hundert Schafe durch Lauinen herabgestürzt worden wären. Verdrießlich über alle diese Unmöglichkeiten, ließ ich ihn nach Hause gehen, legte mich unter einen Strauch und schlief ein. Nach einer halben Stunde wachte ich auf und fand einen jungen, munteren Hirten neben mir. Er bat sehr um Verzeihung wegen der Freiheit, sagte aber, er hätte geglaubt, ich sei unpäßlich, und hätte mich doch nicht aufwecken wollen. Ich klagte ihm mein Unglück, er lachte über die Furchtsamkeit oder über die Betrügerei meines Führers und erbot sich mit mir hinaufzugehen. Ich stellte ihm alle Gründe meines Führers entgegen, er widerlegte sie aber so gründlich, daß er mich vollkommen überzeugte und daß wir uns auf den Weg machten. Der Mettenberg besteht erst aus einem sehr breiten Fuß, auf dem hernach der eigentliche Berg in mehreren Spitzen steht, denn wirklich ist es sehr uneigentlich gesagt, wenn Meiners behauptet, jener Weg ginge auf dem Rücken des Berges. Genau genommen ists nur oben auf dem Fuße. Der Fuß selbst ist unten mit Tannenwäldern bewachsen und dann erhebt sich gegen die Gletscher zu nach dem Ausgang aus den Tannenwäldern noch eine sehr hohe, vielleicht an einigen Orten zweihundert Fuß hohe Flühe. Der Weg durch die Tannen ist unbequem, denn es geht steil, nah am Abhange, der jedoch nicht sehr jäh ist, und ist von den Tannennadeln sehr glatt. Bei dem Ausgange aus dem Tannen-

walde geht ein minder beschwerlicher und gefährlicher Weg oben auf der Flühe, ein andrer unten an ihrem Fuße. Mein Hirt wählte, ich weiß nicht warum, den letzteren. Größtenteils ist auch dieser Weg ziemlich gut. Zwar ist der Steig enge und der Abhang dicht daneben entsetzlich tief. Allein er ist doch bei weitem nicht ganz senkrecht, noch mit Gebüschen bewachsen und man geht noch auf Erde und Rasen. Nur freilich ist der Weg hie und da mit herabgerollten Steinen bedeckt, die los liegen und den Fußtritt unsicher machen. Allein an einigen und besonders an einer Stelle ist der Boden bloß nackter Fels; man muß von Felsstück auf Felsstück steigen, bald höher, bald tiefer, und hat selten mehr Platz für den Tritt als die Größe des Fußes. Dabei ist dicht daneben der Abgrund beinah senkrecht und ganz kahl. An Rettung wäre, wenn man fiele, nicht zu denken, denn bis auf die Gletscher sind wenigstens einige tausend Fuß und nun noch die Spalten der Gletscher. Bei dieser Stelle fragte mich mein Führer, ob ich hinüber wollte. Ich sah es seiner Miene an und er sagte es mir auch, soviel er sich mir verständlich machen konnte, daß er es sei — um so mehr, da er mich gleichsam beredet hätte. Überhaupt bot er mir mit der gutherzigsten Besorgnis alle Augenblick an, mich zu führen und zu tragen, und einmal stellte er sich in einer der schlimmsten Stellen schon in die Positur dazu, so daß er mich herzlich zu lachen machte. Ich sah indes, daß, sobald man nur nicht schwindelicht wäre und vorsichtig träte, keine Möglichkeit zu fallen da sei, daß ich meinen Stock und den Berg selbst an der linken Seite zum halten hätte und daß im Notfall mir auch der Hirt gewiß zu Hülfe kommen würde. Wir gingen also fort. Allein dem allem ohngeachtet erreichte ich meine Absicht wenigstens nicht ganz. Die Sonne war schon hinter den Bergen, es wurde finster und ich sah noch eine halbe Stunde Wegs und mehr vor mir. Zwar war der Weg nun eben, allein wir waren bis dahin äußerst schnell beinah anderthalb Stunden gegangen und ich konnte also berechnen, daß wir in der Nacht zurückkommen würden. Das war in dem Wege nicht ratsam und so kehrten wir um. Freilich hatte ich nun weder die ganze Länge des Eistals noch die nach Wallis gekehrte Seite des Schreckhorns gesehen. Aber doch reute mich der Weg nicht. Man erhält von oben einen viel richtigeren Begriff von den Gletschern und ihrer spitzen, pyramidalförmigen Figur. In der Tat weiß ich nicht, wie man sie mit einem stürmischen, plötzlich gefrierenden Meere vergleichen kann. Das Meer hat doch wohl unmöglich pyramidalisch spitze Wellen. Dann sah ich doch auch nicht bloß die ganze Breite, sondern auch ein Stück der Länge des Eistals und das in der Nähe, da man es von unten gar nicht genau genug unterscheidet. Vorzüglich lieb aber war es mir, einmal auf einer so beträchtlichen Höhe zu stehen, um die Höhe der nächsten Schneeberge, besonders

des ganz nahen Eigers richtiger zu beurteilen. Mitten in dem Gletscher, beinah auf seiner obersten Höhe ist ein dreißig Schuh etwa großer, völlig glatter Stein, der nie mit Schnee oder Eis bedeckt ist. Man nennt ihn darum die heiße Platte. Die Ursach ist mir unbegreiflich, denn er liegt nur so wenig schräg, daß der Schnee recht gut haften könnte. Das Eistal ist, soweit ich es sah, ganz eben. Die Spalten konnte ich nicht bemerken, da sie jetzt mit Schnee bedeckt sind. Der Anblick auf dem rauhesten Teile des Felsens ist kaum einer Beschreibung fähig. Um sich und vor sich hat man lauter wilde, ungeheure Massen, eine völlig tote und erstarrte Natur, zu seinen Füßen in den herabgerollten Steinen, in den vom Schnee so gebeugten Tannen, daß sie im eigentlichsten Verstande bergunter wachsen, Spuren der schrecklichsten Zerstörung und eine stille Einöde, die nur hie und da das Rufen meines Hirten, wenn er mir das zehnfach wiederhallende Echo zeigen wollte, oder der dumpfe Klang eines in die Eisklüfte herabstürzenden Steines unterbrach. Dieser ganze Anblick wirkte so stark auf mich, daß ich, um mein ermüdetes Auge zu erholen, manchmal auf das bewohnte Tal zurückblicken mußte. Der Rückweg durch den Tannenwald war unbeschreiblich schön. Die großen Massen erschienen im Dunkel doppelt furchtbar und in dem Tal sah man die Lichter in den einzeln verstreuten Häusern. (Der Hirt hieß Bartholomäus Gladthardt. Vielleicht komm' ich doch einmal wieder hierher)."

22. Oktober. „Von Grindelwald über Meiringen nach Gutannen. — Wir gingen über die Scheideck, einen nicht sehr hohen Berg zwischen dem Gemsberg und dem Wetterhorn. Ich fand die Gegend ganz so, als Meiners sie beschreibt, nur da der obere Gipfel und die nach dem Haßlital gekehrte Seite schon ganz mit Schnee bedeckt war, noch öder, wilder und furchtbarer. Auf den Brückmösern und der Grindel fanden wir noch Schafe und Hornvieh. Aber auch sie schienen die Armut und Einsamkeit der Natur um sie her zu fühlen. Ängstlich drängten sie sich um uns und folgten und blökten uns noch lang nach . . . Der Anblick auf der Spitze der Scheideck war mir nicht überraschend. Denn man sieht, nur in größeren Massen, was man immer schon um sich gehabt hat, nackte Felsen und Schneeberge; aber er ist sehr schön und, um sich eine richtige Idee von der Lage der ganzen Schneegebirgskette zu machen, vortrefflich. Den Schwarzwaldgletscher zwischen dem Wetter- und Wellhorn sieht man nur wenig und in beträchtlicher Höhe, desto schöner aber den großen und hellen Rosenlauinengletscher. Da indes alle Gletscher jetzt mit Schnee bedeckt sind, so sieht man die blaue Kristallhelle des Eises nicht und verliert viel von ihrer Schönheit. Der romantischste Teil des Wegs fängt an den Ufern des Reichenbaches an. Vorher hat man rechts nur nackte Felsen, links kahle, aber weniger hohe Berge; nur einzeln sah ich Gruppen von

Tannen und hie und da einen einzelnen verwaisten Ahorn, von dem der Wind die letzten falben Blätter herabschüttelte. Aber am Ufer des Reichenbaches erheben sich zu beiden Seiten schroffe, hohe, aber doch bewachsene Felsen, und tief unter dem Wege braust der schäumende Bach zwischen lauter Felsstücken fort. Auf den Wasserfall des Reichenbachs war ich nach Meiners' Beschreibung mehr wie auf alles andere gespannt. Wenn ich aber seine Schilderung mit dem, was ich vor mir sah, verglich, so wars, als sähe ich nicht denselben Gegenstand, sondern einen völlig verschiedenen. Und wirklich mochte das auch der Fall sein. Alle Wasserfälle in den Gebirgen sind jetzt sehr klein und müssen daher einen weit schwächeren Eindruck machen als im Sommer. Dennoch leugne ich nicht, daß mich die Schönheit des Reichenbachs bezauberte; nur die mächtigen, hohen Gefühle brachte er nicht in mir hervor, die mich an den Rheinfall so fesselten, daß ich mich wie mit Gewalt losreißen mußte . . . Das Getöse kommt, wenn ich abrechne, daß ich dem Reichenbach nicht so nah stand als dem Rheinfall auf der Galerie, dem des Rheinfalls gewiß gleich. Aber sehr unrichtig vergleicht man es mit dem Rollen eines Donners. Es ist, als würden Felsen gegen Felsen zerschmettert. Meiringen, der Hauptflecken des Haßlitals, hat eine reizende Lage am Fuß hoher Felsen, von denen der Dorf-, der Mülli- und der Alpbach, alle in schönen Wasserfällen herabstürzen. Es war gerade Markt und so sah ich eine Menge Menschen versammelt. Es ist unbeschreiblich, wie schön Männer und Weiber hier sind. Kaum sah ich nur ein paar häßliche Gesichter. Auch sind die weiblichen Schönheiten nicht in dem grotesken Schweizergeschmack, wie man sie in Lauterbrunn und Grindelwald findet. Meistenteils feine Züge, eine freie, edle Physiognomie, der schlankste Wuchs und lang in Flechten herabhängendes schwarzes Haar. Ihre Tracht mit den beinah bis unter die Arme gehenden Röcken ist abscheulich. Aber man wird durch ihre Reinlichkeit und den Anschein von Wohlhabenheit entschädigt, der aus ihrer ganzen Kleidung blickt . . . Von Meiringen aus stieg ich zuerst durch einen sich schlängelnden Weg auf einen hohen Berg. Von da übersah ich auf einmal den Grund, eine Zahl Häuser in einem reizenden, völlig ebenen Tal. Zu beiden Seiten des Tals erheben sich Gebirge mit senkrechten, zum Teil sehr schönen Flühen. Mittendurch strömt die Aar; mit großem Getöse drängt sie sich durch Felsstücke und Klippen fort und an beiden Ufern hat sie wohl dreißig Schritt breite Lager von Schutt und Steinen, die sie, wenn das hohe Wasser fällt, zurückläßt. Zwischen der Aar und den Mauern des Tals sind Wiesen und Häuser, hie und da auch ein kleineres Stück Gartenland. Nach und nach wird das Tal enger, Wiesen und Häuser verschwinden, ungeheure, mit Moos und Tannen bewachsene Felsstücke treten an ihre Stelle und der Weg schlängelt sich einen schroffen, eckichten Felsen hinan,

an dessen Fuß die Aar hinbraust. Der Abhang ist so steil, daß die senkrechten Tannen daran beinah mit ihm parallel stehen. Dennoch ist der Weg sicher. Er ist mit großen Steinen gepflastert und an den Seiten liegen Stämme oder Steine, die gegen das Herabfallen warnen. Der Fels, an dem der Weg hingeht, ist so wild, daß von allen Seiten nach allen Richtungen hin Spitzen hervorstehen. An einigen Orten drohte er über unsern Köpfen herüber und an einer Stelle stand ich noch über acht Schritt von seinem Fuße ab unter seiner herüberhangenden Spitze. Hat man den höchsten Teil des Weges erreicht, so sieht man von dem Gipfel des Bergs einen kleinen Bach in schönen Kaskaden herabstürzen. Man sieht, da man selbst auf der halben Höhe des Berges steht, nur seine Hälfte, dennoch ist er unter den kleineren Wasserfällen immer bemerkenswert. Von da steigt man wieder herab in einen andern Haufen Häuser, den Boden. Doch ist das Tal da minder breit als im Grunde. Beim Ausgange aus dem Boden blickte ich vor mich auf die Felswände und erstaunte, als ich an einer ganz senkrechten auf einem ziemlich breiten Wege eine Menge Saumrosse sah. Noch mehr erstaunte ich, als ich selbst den Weg erstieg. Er ist in den Felsen, den man an mehreren Orten gesprengt hat, gearbeitet und wegen des fürchterlichen Abgrunds mit einem Geländer versehen. Die Aussicht von der größten Höhe ist eine der wildesten, die ich sah. Das Tal ist so eng, daß nur die durchströmende Aar und ihre Steinlager Raum haben. Von einer großen Höhe blickt man auf ihre grünen Wellen und ihren Schaum herab. Gegenüber ist eine lange, ungeheure Felswand, und zur Rechten sieht man die Schneeberge, die man den ganzen Weg über nicht aus den Augen verliert, das Steinhaushorn und das Ritzli. Allein dies ist auch der romantischste Teil des Wegs. Der andere ist freilich auch noch wild und schön, aber doch nicht in gleichem Grade. Das Tal ist breiter, die Felsen regelmäßiger und weniger nackt. In Gutannen kehrte ich bei einem Bauer ein, weil das Wirtshaus von Leuten, die vom Markte kommen, zu voll war. Es ist eine sehr gutherzige Familie und ich brachte den Abend sehr vergnügt mit ihnen zu. Die Tochter, ein achtzehnjähriges Mädchen, ist eine der schönsten Haßlerinnen, die ich sah. Der Vater fragte mich, wo ich her sei. Diese Frage tun fast alle Bauern an mich. Wenn ich dann sage, daß ich aus Berlin bin, so wissen sie gewöhnlich nicht, wo das ist. Erinnere ich sie aber nur an unsern vorigen König, so fand ich noch keinen, der nicht Bescheid gewußt hätte. Mein Wirt erkundigte sich, was denn der jetzige König machte. ‚Aber,‘ setzte er hinzu, ‚von dem hört man nichts, der vorige wird wohl der erste und der letzte gewesen sein.‘ Als ich ihm nun begreiflich gemacht hatte, daß ich ein Deutscher wäre, so suchte er ganz entsetzlich nach einer deutschen Karte, und das warum? ich sollte ihm

Solingen zeigen, weil er ein Buch von einem Pfarrer aus Solingen hätte, das das Buch aller Bücher wäre. Er unterließ auch nicht, mir das Buch zu bringen, und verlangte schlechterdings, ich sollte morgen hier bleiben, um das zu lesen, beruhigte sich auch nicht eher, als bis ich ihm versprach, es mit auf mein Zimmer zu nehmen und da noch die Nacht zu lesen. Bei Gelegenheit des Türkenkriegs und der Belagerung von Belgrad fing er plötzlich ein Lied von Prinz Eugenius an und auf ihn folgte die Tochter, die ein Lied sang, worin ein Hase es sehr sonderbar fand, daß ihn die Jäger totschössen, da ihm doch sein Gott so gut als ihnen sein Leben gegeben hätte. Ich sprach mit der Frau und Tochter von ihrer Tracht. Die Tochter gestand ein, daß sie häßlich sei, meinte aber, es sei nun einmal so Landessitte. Bei der Mutter aber hatte die Gewohnheit schon so mächtig gewirkt, daß sie mit aller Gewalt verteidigte, wieviel der Wuchs dadurch gewönne. Das Mädchen war sehr naiv. Nach mancherlei Fragen redete sie auf einmal von meiner Frau. Ich versicherte ihr, ich hätte keine, aber sie, die wahrscheinlich nach der Erfahrung auf ihrem Dorf urteilte, meinte, das wäre ganz unmöglich, und, setzte sie hinzu, ‚wenn Ihr jetzt keine habt, so macht nur bald, sonst nimmt Euch keine mehr.' So rauh die Gegenden hier sind, so einfach in mancher Rücksicht wenigstens (denn freilich sind Ausschweifungen auch hier sehr häufig) die Sitten, so einsam das Hirtenleben, so find' ich doch hier weit mehr Höflichkeit und natürliches Gefühl für das Schickliche als bei uns. Gewiß liegt doch der Fehler bei uns in dem Druck und der Armut. Die Sprache ist hier weit unverständlicher als um Bern herum. Doch können beinah alle ein paar französische Worte, die sie mit Fremden immer anbringen, doch freilich manchmal sonderbar genug. Heute rühmte mir eine Frau ihre Kuh, die sie auf dem Markte gekauft hatte, und nachdem sie alle Lobsprüche durchgegangen war, schloß sie: ‚Kurz es ist eine galante Kuh'. Ein anderer Mensch, der mir begegnete, machte mich sehr zu lachen. Er war halb betrunken und die Idee des Schlafs mochte unter allen die lebhafteste in ihm sein. Daher nannte er alle Berge, nach deren Namen ich ihn fragte, die Schlafplatte."

23. Oktober. „Von Gutannen nach Spital, vier starke Stunden. — Ich frühstückte wieder mit meinem freundlichen Wirt. Seine erste Frage war, wie mir die Predigten des Herrn Pfarrers aus Solingen gefallen hätten. Dann zeigte er mir seine übrige Bibliothek, worin denn der Bernische Kalender das vorzüglichste Stück war. Er enthielt einen Auszug aus Trencks Leben und ihn selbst im Gefängnis in einem vortrefflichen Holzschnitt. Sehr oft hörte ich schon Bauern und ganz gemeine Leute von ihm sprechen. Verbreitet man nun seine Abenteuer gar noch durch solche Volksschriften, so wird er bald das Märchen der Spinnstuben werden und gewiß ist das auch die wahre Sphäre seines Ruhms. So-

bald nur Trencks Erwähnung geschah, versammelten sich alle um mich und nun gings an ein unzähliges Fragen. Den wärmsten Anteil an seinen Schicksalen schien das Mädchen zu nehmen. Sie erzählte sehr naiv, wie sie bei der Geschichte seiner Unglücksfälle geweint hätte. Nach acht Uhr machte ich mich wieder auf den Weg. Ehe mich aber mein Wirt fortließ, wollte er mich doch wissen lassen, bei wem ich gewesen wäre. Er holte mir also sein Hauptmannspatent her, worauf er sich nicht wenig zugute tat. (Peter Nägeli.) Der Weg nach Spital geht immer an der Aar fort, bald an dem einen, bald an dem andern Ufer. Wir trafen wieder eine Menge Saumrosse an. Sie waren aus dem Wallis. Sie pflegen nach Meiringen und die benachbarten Orte Wein, Reis usw. aus Italien zu bringen und dann wieder für Italien Käse zurückzunehmen. Ein Pferd trägt bis auf drei Zentner und es war bewundernswürdig, mit welcher Vorsicht sie mit dieser schweren Last auf einem gar nicht breiten und heute noch dazu vom Schnee glatten Wege sehr hohe Berge hinan- und hinabkletterten. Eine wildere Gegend als die heutige sah ich nie. Das Tal war sehr eng, mittendurch strömt die Aar und zu beiden Seiten liegt Felsstück an Felsstück bis auf die Hälfte der hohen Berge zur Seite. Einige dieser Stücke sind von ungeheurer Größe und ganz sonderbarer Gestalt. Eins sah ich, das pyramidenförmig war und auf der Spitze die breite Seite nach oben hin stand und auf der Seite durch ein andres, das der Zufall zugleich mit herabgestürzt haben mußte, so künstlich unterstützt, als Menschenhände es kaum hätten machen können. Die Berge zur Seite waren, aber schon dünner, mit Tannen und einzelnen Lärchenbäumen besetzt; doch waren die höchsten Gipfel meistenteils nackt. Eine Stunde weit von Gutannen kamen wir an den Aarfall. Er liegt zur Linken des Wegs und man hört nur sein Getöse. Da er in Felsen versteckt ist, so sieht man ihn nicht eher, als bis man am Abhange des Bergs sich ihm nähert . . . Überhaupt gibt die Aar auf diesem ganzen Wege tausend verschiedene und immer gleich wilde Aussichten . . . Es gehen drei steinerne Brücken über die Aar, alle aus einem Bogen. Die Aussicht von dem sogenannten kleinen Schnittbogen ist die interessanteste. Der ganze Fluß ist mit großen Steinen angefüllt, die die Flut gebleicht und zum Teil wie Bassins ausgehöhlt hat, und zwischen diesen sieht man ihn von einer ganz öden Höhe herabströmen. Denn die letzte Hälfte des Wegs ist grausenvoll einsam. Die hohen Tannen- und Lärchenbäume verschwinden, man sieht nur hie und da niedriges Gesträuch, alle Felsen und Berge, die man sieht, sind nackt und das weit sich öffnende Tal mit Steinen übersät . . . Vögel sah ich gar nicht, ein paar Raben ausgenommen. Je näher man an Spital kommt, desto stiller wird die Einöde und dicht davor sieht man, soweit man um sich blicken kann, auch nicht das mindeste Gesträuch, bloß Fels

und Schnee, und doch liegt der Schnee in den nicht gar zu hohen Gegenden kaum zwei Fuß tief. Nicht weit vor Spital verläßt man die Aar. Aber man kann weit hinein in das Tal sehen, aus dem sie kommt. Ganz im Hintergrunde steht der Zinkenstock. Auch zeigt sich noch ein Teil des Lauteraargletschers, aus dem sie entspringt. Denn sie heißt hier die Lauteraar. Spital, wo ich übernachte, ist ein einzelnes Haus, das der Staat zur Beherbergung von Reisenden hat bauen lassen und nun mit der Hut für einige zwanzig Kühe, die dabei ist, verpachtet. Der sogenannte Spitler muß bis Andreastag (30. November), wo oft schon vierzig Fuß hoher Schnee liegt, hier bleiben, jeden Reisenden beherbergen, armen auch umsonst Käse und Brot geben und, wenn er weggeht, eine Stube offen und darin Holz, Feuerzeug, ein Maß Wein, Brot und Käse zurücklassen, wenn etwa noch später jemand käme. Allein wenn der Schnee nicht ungeheuer tief ist, so holen die bettelarmen Walliser diesen kleinen Vorrat gleich den andern Tag weg. Schon hier merke ich, daß ich mich der italienischen Grenze nähere. Ich finde immer mehrere, die etwas Italienisch sprechen, auch wurde mir als gewöhnlicher Tischwein italienischer vorgesetzt. Sonst stehen die Italiener hier nicht in gutem Ruf. Mein Wirt erzählte mir von mehreren, in dieser einsamen Gegend nicht seltenen Mordtaten, aber immer setzte er hinzu: ‚das tat ein Italiener'. Unter den Gerichten, die man mir vorsetzte, war mir nichts neu als die Arvennüsse. Sie wachsen in ordentlichen Tannzapfen, haben eine etwas weichere Schale als die Haselnüsse, sind aber bei weitem kleiner und länglicher. Ihr Geschmack ist ein wenig süßlich und recht angenehm. Ich blätterte heute abend in dem Buch, worin die meisten Reisenden sich einschreiben. Ich fand hie und da ganz sonderbare Sachen. Am meisten aber glänzte Karl Spazier aus Berlin. Fast alle hatten die Freundlichkeit und Gutherzigkeit des Wirts gelobt. Das hat denn Karln Spazier bewogen, im Namen der Menschheit alle Reisende zu bitten, die unverdorbenen Menschen hier nicht durch Lob zu verderben. Die reisende Menschheit aber ist ihm nicht gefolgt, einer hatte sich sogar weidlich über ihn lustig gemacht. Überhaupt muß Karl Spazier einen großen Hang haben, seinen Namen und besonders sein Karl zu verewigen. Denn beinah auf allen Wänden fand ich ihn."

Über Meiringen und Thun kehrte Humboldt nach Bern zurück, wo er noch vom 27.—30. Oktober sich aufhielt, um die früher versäumten Bekanntschaften zu machen. Anfang November ging er nach Lausanne und Genf, wo das Tagebuch leider beim Beginn der Heimreise abbricht; über sie sind keinerlei Berichte vorhanden. Ich gebe noch die Notizen aus dem Genfer Aufenthalt: neben Jacobis altem Lehrer Professor Georges Louis Lesage und dem Naturforscher Jean Senebier lernte er hier den später

als Erzieher Friedrich Wilhelms IV. und preußischer Minister des Auswärtigen bekannt gewordenen jungen Prediger Ancillon sowie eine Reihe prinzlicher Charaktere kennen.

4.–11. November. „Genf. Genf hat außer den Naturmerkwürdigkeiten so gut als nichts, was Aufmerksamkeit verdiente, und da nun das Wetter, die beiden letzten Tage ausgenommen, entsetzlich schlecht war, so mußte ich mich bloß auf Bekanntschaften und Gesellschaften einschränken. Der merkwürdigste Mann, den ich kennen lernte, war unstreitig Lesage. Nur schade, daß die Prinzessin Czartoriska, die an ihn adressiert war, und eine Unpäßlichkeit ihn hinderten, meinen Besuch öfters anzunehmen. Ich sprach ihn nur zweimal, aber beide Male sehr interessant. Vorzüglich redeten wir über sein Atomensystem und die großen allgemeinen Ideen, die er bald als Resultate aus der ganzen Naturlehre zieht, bald als Hypothesen ihr zu ersten Grundsätzen unterlegt. Sein wahrhaft großer und tiefer Geist verrät sich, dünkte mich, daran vorzüglich, daß er so auf die ersten, allgemeinsten Gründe zurückgeht, und dann, daß er dabei so ganz von allem abstrahiert, was nur bloß dem System oder unsrer Behandlungsweise als Form anklebt. Alles, was er mir hierüber und über den Schaden, sich zu viel algebraischer Formeln zu bedienen, sagte, war im höchsten Grade vortrefflich. Zur Auflösung auch der schwierigsten algebraischen Formeln gehört in der Tat nur Scharfsinn, aber eben weil soviel Scharfsinn dazu gehört, so zieht diese Beschäftigung gerade die besten Köpfe am meisten an und nur das wahre, tiefe Genie läßt sich auf der einen Seite durch diesen Reiz nicht verführen, auf der andern durch die Schwierigkeit, statt des einfachen, abgezogenen Zeichens die vielseitige, wirkliche Sache zu setzen, nicht abschrecken, den Gegenstand unmittelbar selbst zu umfassen und zu behandeln. In seinem häuslichen Leben scheint Lesage sehr einfach zu sein. Er empfing mich in der Küche, wo er schrieb, weil sein Zimmer reingemacht wurde. Mit andrer als französischer Literatur und Philosophie ist er ganz unbekannt. Selbst von Jacobis Schriften, der doch noch sein Schüler und vertrauter Freund ist, wußte er fast nichts. – Monsieur Senebier, Professor und Bibliothekar. Ein Mann, der sehr viel und sehr oberflächlich spricht und in seinem ganzen Äußern so viel Eitelkeit verrät, daß man sie schon auf seinem Gesichte liest. Von Villoisons Homer sagte er: c'est pitoyable; und solcher Urteile kamen in einem nur etwa zweistundenlangen Gespräch viele vor. Übrigens aber hat er doch gewiß mancherlei Kenntnisse und ist selbst mit deutscher Literatur nicht unbekannt. Bei Gelegenheit der Verbrennung Servets sagte er, Melanchthon selbst habe sie gebilligt. Er führt auch in seiner Literärgeschichte von Genf, Artikel Calvin, die Stelle aus Melanchthons Briefen an. Allein diese Stelle, so aus dem Zusammenhange gerissen, läßt noch manche Zweifel

übrig, und in einer andern Reformationsgeschichte erinnere ich mich nie diese doch immer nicht unmerkwürdige Anekdote gelesen zu haben. Wenn man Melanchthons Sanftmut gegen die Intoleranz und Grausamkeit jener Hinrichtung hält, so hat das Faktum auch eine nicht geringe innere Unwahrscheinlichkeit. Die Bibliothek ist nicht sehr groß und schien mir, einige Manuskripte ausgenommen, wovon viele vorzüglich für die Bearbeitung der Reformationsgeschichte wichtig sein würden, in keiner Rücksicht merkwürdig. Senebiers Catalogus der Manuskripte ist wohl ziemlich flüchtig zusammengetragen; wenigstens findet man selten angemerkt, ob und bei welchen Ausgaben ein Manuskript vorzüglich gebraucht ist. Was er selbst von sich sagte: ‚je commence à être le disciple de mes ouvrages', ist sehr wahr. Denn er stritt mir ab, daß ein paar Manuskripte auf der Bibliothek wären, die er doch in seinem Catalogus selbst beschrieben hat. — Monsieur Ancillon, Sohn des Predigers aus Berlin, der sich eine Zeitlang in Zürich aufgehalten und bei Hottingers im Hause gewohnt hat. Hottinger hatte ihn mir gelobt und in Genf hörte ich ihn wie ein Wunder als le meilleur prédicateur und sogar als le plus profond métaphysicien ausschreien. Wahrscheinlich aber rührte dies Lob aus dem Munde von Damen oder Predigern her. Denn Lesage sagte mir: ‚Il est trop recherché par les dames et les ministres pour aller trouver la philosophie.' Ich sprach ihn nur etwa eine Stunde und kann also selbst nicht urteilen. Aber ein Probestück aus einer Unterredung über Kant: „Il me semble que Monsieur Kant s'est enveloppé lui-même dans un nuage de termes nouveaux et embarassans. Je me suis amusé à faire de ses ouvrages un extrait en français, et j'ai trouvé qu'on aurait pû dire la même chose d'une manière bien plus claire et plus nette. Mais il est vrai que les idées alors n'auraient pas parû aussi neuves. J'ai souvent parlé là-dessus à des disciples de Kant même, comme p. e. à Monsieur Jenisch et Monsieur Herz, qui sont du même avis. Je tâche maintenant à expliquer la philosophie de Monsieur Kant à Monsieur Bonnet, mais il ne la trouve pas de son gout.' Ob das an der Ancillonisation liegt?" Die jungen Prinze von Schwarzburg-Rudolstadt, die Söhne des Erbprinzen, mit ihren Begleitern, Herr von Beulwitz und Herr von Kettelhodt. Ich sah sie mehrere Male. Sie sind unstreitig die best erzogenen, am wenigsten stolzen Prinzen, die ich kenne. Der älteste gefällt beim ersten Anblick weniger, wozu seine Figur, eine gewisse Schüchternheit, selbst eine Art Linkheit viel beiträgt. Aber er spricht sehr vernünftig, oft durchdacht, hat gewiß Kenntnisse und in seinem ganzen Betragen verrät er überaus viel Güte des Charakters und besonders viel Bescheidenheit. Der jüngste scheint von ganz verschiedenem Charakter, gar nicht so solide, eitler, oberflächlicher, aber einnehmender von Figur und Anstand und auch sehr gutmütig. Kettelhodt ist

ein kenntnisvoller junger Mann. Nur daß er sich vielleicht zu viel auf Jurisprudenz gelegt hat, macht seine Urteile oft einseitig, und daß er höchst ungern unrecht hat, seinen Umgang manchmal weniger angenehm. — Die Prinze von Gotha und ihr Begleiter, Herr von der Lühe mit seiner Frau. Die Prinze und Herrn von der Lühe sah ich nur eine halbe Stunde. Die Prinze schon weit prinzlicher, weit fragender als die schwarzburgischen, aber doch auch sonst nicht übel. Ihr Äußeres ist auffallend. Sie sind im eigentlichsten Verstande Kakerlaken mit schneeweißen Haaren und roten Augen. Bei Frau von der Lühe war ich einen Abend in ziemlich großer Gesellschaft. Sie spricht vortrefflich und in ihrer Miene, in ihrem Auge liegt etwas, das den Wunsch ihrer näheren Bekanntschaft zu einem hohen Grade hinaufspannt. Man zeigte mir ein Gedicht von ihr, das mir überaus gefiel, nicht die kalte Korrektheit der Berlepsch, vielmehr wohl hie und da ein kleiner Fehler, aber so ein naiver Ausdruck einer schönen, einfachen Empfindung. — Prinz Eduard [Herzog von Kent, Vater der Königin Viktoria] mit seinen Begleitern, dem Obrist Wangenheim, dem Hauptmann Plato und dem Hauptmann Green. Eh ich den Prinzen sah, beschrieb ihn mir Plato sehr genau. Das Resultat seiner überaus detaillierten Beschreibung war ungefähr, daß der Prinz ein völlig leerer Mensch ist, der sich den ganzen Tag mit nichts als Reiten, Fahren, Putzen (seine Toilette dauert zwei bis drei Stunden), Besuchen bei Komödiantinnen usw. beschäftigt. Sein Hauptzug soll Eitelkeit sein. Er bildet sich ein, alle möglichen Talente zu besitzen, sogar sehr schön zu singen, und selbst zu seinen Ausschweifungen soll ihn allein Eitelkeit treiben. Er hält sich einige zwanzig Pferde, zwölf Wagen und zu allem diesem gibt der König keinen Pfennig. Man kann sich also seine Schulden denken. Mehr aber als über alles dies klagte Plato über das Tückische und Hämische seines Charakters, das auch ein Zug in seinen Augenbraunen nicht undeutlich verrät. Er geht in keine Gesellschaft mehr. Man hat ihn seiner Unbesonnenheiten und Ungesittetheiten wegen aus allen auf eine höfliche Weise entfernt. Ich sah ihn nur bei Tische den Mittag und einen Augenblick vorher. Ich war der einzige Fremde. Sein gewöhnliches Vergnügen ist, seine Gäste aufzuziehen und betrunken zu machen. Dazu ist vorzüglich ein alter Stallmeister bestimmt, der so eine Art Hofnarr bei ihm zu sein scheint. Den Mittag, als ich da aß, war er überaus anständig und in der Tat mehr, als seine Brüder in Göttingen gewöhnlich sind. Plato versicherte mich aber nach Tische, daß das seit mehreren Monaten der erste Tag so wäre und daß ers gewiß nur getan habe, damit ich ihn mit seinen Brüdern vergleichen möchte. Nur über die armen gothaischen Prinzen fiel er ziemlich grob her und sagte, daß es elendes Zeug wäre, die zerfallen würden, wenn sie einmal im Winter ausgingen, andrer Ehrentitel, die sie erhielten, nicht

zu gedenken. Plato ist einer der sonderbarsten Menschen, die mir je aufstießen. Anfangs hielt ich ihn bloß für einen plumpen hannöverischen Offizier. So war seine Miene, seine Figur, sein Anstand, so alles, was er sagte. Nur zum Beispiel etwas aus vielem andern, was er vom Prinzen erzählte: ‚Er bildet sich auch ein zu singen, aber er blökt wie ein Ochse.‘ Andre Feinheiten über die Liebschaften des Prinzen erlauben gar kein Nacherzählen. Indes war ich doch gern bei ihm. Denn große Güte und Offenheit blickten überall durch. Bei längerer Bekanntschaft bemerkt' ich Lektüre, Kenntnisse und sogar viel, nur unausgebildete Anlage. Er las mir einen scherzhaften Brief an eine Dame vor und er war wirklich sehr gut geschrieben und hie und da recht witzig. Allein zuletzt lernt' ich ihn noch von einer Seite kennen, die ich nun schlechterdings nie in ihm gesucht hätte, von der Seite der Empfindsamkeit und des Dichters. Er sagte mir ein paar Gedichte her, wovon das eine freilich ziemlich hölzern, aber das andre desto leichter und hübscher war, und die Gelegenheit, die das eine betraf, war wirklich ein Augenblick, den nur feiner empfindende Menschen aufzufassen vermögen. Wangenheim hat meinen Vater genau gekannt und sprach mir beinah einen ganzen Abend davon vor, daß mein Vater Laudon sehr ähnlich gesehen hätte. Green, ein Engländer. Er machte einen Spazierritt mit mir auf den Saleve. Ich habe wenig Menschen gefunden, die so eine Begierde nach Kenntnissen haben und so eifrig arbeiten, nachzuholen, was man in ihrer Kindheit versäumt hat, als er. In der Tat mußte ich das an ihm bewundern, so sehr ich auch dadurch litt. Denn unglücklicherweise treibt er Botanik und Mineralogie. Nun hatte ich mir einmal von ohngefähr verlauten lassen, daß ich etwas von den Linnéischen Klassen wüßte. Noch nie ist meine Eitelkeit so grausam bestraft worden. Denn nun blieb er auf dem fußtiefbeschneiten Saleve viertelstundenlang stehen, kratzte mir unter dem Schnee Pflanzen hervor und zergliederte und klassifizierte sie mir in der grimmigsten Kälte. Dabei sprach er alles meines Protestierens ungeachtet immer englisch. Nun hätte man mich englisch über Botanik reden hören sollen. Aber das war ihm nicht genug. Da in der Botanik allerlei griechische Wörter vorkommen, so wars ihm eingefallen, Griechisch zu lernen. Ohne Meister hatte er nun einen großen Teil der Grammatik auswendig gelernt, und wie er mir sagte, wollte er gerade zum Neuen Testament schreiten. So füllte er also die Viertelstunden, wo er mir nicht etwas Botanisches erklärte, mit Wiederholungen seiner Grammatik aus. Wahrscheinlich sind wir die ersten Menschen, die auf dem Salève im tiefen Schnee den griechischen Artikel dekliniert haben.

Der Entkreuzigte

Ein Bild aus dem Weltkrieg von Richard Dehmel

Auf einem Schlachtfeld sah ich ein wundersames Bild:
in dem fast geräumten, noch rauchenden Gefild,
zwischen letzten Leichen und Trümmern, weit sichtbar, weit,
des entkreuzigten Heilands Erhabenheit.
Das Kreuz war von Granaten gefällt,
auch der riesenhafte Sockel an den Kanten zerschellt,
wie ein zackiger Felsblock stand er am Straßenrand steil;
und darüber nun, unversehrt, gänzlich heil,
auf den festgenagelten Fußspitzen schwebend,
in den Abendhimmel sich erhebend,
lebensgroß, Jahrhunderte alt,
des Gottessohns bleiche Menschengestalt.
An dem hagern Leib die Wundmalfarben
waren verblaßt wie längst geschlossene Narben;
auf dem erzgetriebnen Dornenkranz
perlten Sonnenlichter wie Frühlingsknospenglanz.
Die Augen ins Weite, unbegreiflich gespannt,
von keiner Erinnerung mehr gebannt,
allem Erdenweh schon entrückt,
um die Lippen ein Lächeln, paradiesisch entzückt,
nur die Stirn geneigt in tiefem Erbarmen,
so stand er entschwebend mit ausgebreiteten Armen,
mit so sehnlich langenden, empfangenden Händen,
als möcht er noch einmal rings Segen spenden,
als winkte er jeglicher Kreatur:
steigt auf mit mir zur Friedensflur!
Plötzlich ist mir, als erbebe das dornige Erz:
ein Schrei stoßgeiert durch mein Herz:
hinter mir liegt mit aufgekrampftem Maul
ein von Geschützrädern halbzermalmter Gaul,
darmfetzenblutig, schmeißfliegenbedeckt,
und schreit empor und verreckt.
Und immer noch seh ich das Heilandsbild erbeben
und schweben.

Rundschau

Der polnische Rausch

Eine Warnung von Samuel Saenger

Noch wird in Polen und um Polen gekämpft. Um Polen? Ich weiß es nicht. Niemand weiß es, da in Ost und West um nichts im einzelnen und um alles zugleich gekämpft wird. Die strategischen Ziele sind uns noch verschleiert; und kein Mensch weiß, welche Aufgaben die Politik dem Kriegsmittel gestellt hat, und wie sich schließlich das Verhältnis zwischen politischen und strategischen Motiven gestalten wird. Aus der Geschichte Bismarcks kann jeder über den Kampf dieser zwei Motivreihen um die Vorherrschaft sehr Lehrreiches erfahren.

Aber es hagelt Manifeste. Unsere preußischen Polen schweigen zumeist. Von ihrer heutigen Staatsgesinnung darf man annehmen, daß sie über das Korrekte nicht hinausgeht; niemand durfte es, leider, anders erwarten. Geschichtlich fest steht nur, daß die Hilfe, die Preußen 1863 Rußland leistete, als es den polnischen Aufstand ersticken half, nicht uns sondern — Rußland genutzt hat; und daß unsere ganze Ostmarkenpolitik, mit und ohne Bismarck, schwankend und von sehr unsicheren Erfolgen begleitet war. Die preußische Bodenpolitik hat sogar wahrhafte Patrioten im Herrenhaus als eine bedenkliche Verwirrung tief bekümmert, auch um der außenpolitischen Nebenwirkungen willen. Darum empfinden unsre Polen, gegen ihren Willen, durch die bloße Zugehörigkeit zu einem Staate höchster Zucht und Ordnung wirtschaftlich und kulturell ungemein gehoben, nichts weniger denn Liebe zu dem strengen Erzieher. Und darum schweigen sie. Wir wissen nur, daß ihre Politiker mit denen jenseits der Grenzen stets in Beziehung gestanden haben und wohl die letzten nationalen und kulturellen Ideale teilen.

Um so redseliger sind die österreichischen Polen. Sie fordern im Rahmen der habsburgischen Monarchie ein autonomes Königreich unter Angliederung von ganz Galizien: als ob dieses österreichische Kronland geschichtlich und ethnographisch je reines Polengebiet gewesen wäre. Sie übergehen scheinbar auch den deutschen Anteil am bisherigen Waffenerfolg — eine

gar nicht kleine Übergehung — und das deutsche Lebensbedürfnis nach Sicherung der deutschen Ostgrenze. Ein autonomer Polenstaat an unsrer Ostflanke wäre nur dann für uns keine Gefahr, wenn Preußen auf Posen, Westpreußen und Oberschlesien verzichtete. Man erinnert sich eines Bismärckischen Wortes, dem man schnell allgemeinste Beachtung wünschen muß: „Jeder siegreiche Krieg gegen Rußland unter unserer nachbarlichen Beteiligung belastet uns nicht nur mit dem dauernden Revanchegefühl Rußlands, sondern zugleich mit einer sehr bedenklichen Aufgabe, nämlich: die Polnische Frage in einer für Preußen erträglichen Form zu lösen!" Überdies: der Adel in Kongreßpolen ist russophil; und sicher mehr als der Adel, nämlich ein ansehnlicher und einflußreicher Teil der bürgerlichen Oberschicht, der Fabrikanten und Großkaufleute, die sich durch das Reservat des ungeheuren russischen Binnenmarktes an das Zarenreich gebunden fühlt und eine Unterjochung unter die deutsche Überlegenheit fürchtet. Ja, das Paradoxe ist hier Ereignis geworden: so mancher reiche Jude sogar, durch Händlergier um das Gefühl für Menschenwürde gebracht, stellt sich auf die russophile Seite. Von der antisemitischen polnischen Nationaldemokratie, der fast die gesamte Intelligenz und Stadtmenschheit dienstbar ist, sind zwar nicht die gleichen politischen Sympathien und Antipathien anzunehmen. Sie wollen den Nationalstaat. Aber unter österreichischer oder preußisch-deutscher Vormundschaft? Ziel der unmittelbaren Wünsche war vor dem Kriege: die russische Regierung gebe den Polen die liberale Verfassung von 1815 zurück und gewähre die volle nationale Entwicklungsfreiheit und Selbständigkeit innerhalb des russischen Gesamtbezirkes; modernisiert etwa das, was einer der größten polnischen Politiker am Zarenhofe, der Marquis Wielopolski, vor sechzig Jahren für seine Volksgenossen erstrebte. Wir hätten keinen Anlaß, anzunehmen, der Krieg habe die russophilen oder die auf Autonomie zielenden Stimmungen und Strebungen dieser wichtigen Volksteile geändert, auch wenn wir nichts von den Loyalitätsbekundungen des russisch-polnischen Adels und ähnlichen Dinge gehört hätten.

Klar und eindeutig ist nur das Wollen der polnischen Irredenta. Ihre dreißigtausend Legionäre haben mit der überlieferten polnischen Tapferkeit unter Josef von Pilsudsky auf unserer Seite gegen Rußland gefochten. Sie kämpft mit unversöhnlichem Haß gegen das zarische Regime, dessen vom Krampf der Not erpreßte Freiheitsgrimasse sie verachtet, solange sie mit Knute und Galgen gegen den innern Feind wütet. Sie verhöhnt als Versöhnungsfarce die Politik der polnisch-russischen Ausschüsse und bestreitet diesen das Recht, für das polnische Volk zu sprechen. Das klingt überzeugend; und wenn wir nicht wüßten, wie sehr der Kulturliberalismus der demokratischen Westler, in Händen derer, die bei ihnen Geschichte

machen, eine Feigheit und Verlogenheit geworden ist, würden wir uns von den Aufrufen Wirkung versprechen, die sie nach der Eroberung Warschaus durch die verbündeten Heere der Zentralmächte und nach der planmäßigen Verwüstung ihres Landes durch ihre russischen Befreier in alle Lande versenden. Aber sie nennen die Autonomie, die wirkliche, innere Selbständigkeit mit ihren tausend Hoffnungen und Möglichkeiten, geringschätzig eine halbe Freiheit: l'autonomie et cette demi-liberté qu'on nous offre ne pourrait satisfaire qu' un peuple barbare ou dépravé, sie wollen den törichten Dilettantismus der polnischen Teilungen aus der Geschichte streichen, — indem sie ihn durch den noch gefährlicheren eines zu schaffenden Pufferstaates ersetzen. So wenig haben sie den Sinn dieses Krieges und der modernen Großstaatentwicklung verstanden: der auf Vereinfachung, nicht auf Vervielfältigung geht. An dem trüben Schein des schielenden belgischen Puffers hat Deutschland genug. Lieber, wenn es das deutsche Bedürfnis nach der Freiheit der Meere verlangt, die Fortsetzung der tragischen Dreiteilung, als ein polnischer Zwitter an unserer östlichen Flanke. Die Geschichte ist der unbarmherzigste aller Realisten: der Zwang, zu dem trotz allem zukunftsmächtigen Rußland ein mögliches und sicheres Verhältnis zu gewinnen, ist ihr offenbar wichtiger als die Sympathien mit Polen.

Wenn also Deutschland vom preußischen Posen aus die polnische Frage aufrollen und lösen wollte, wie die österreichischen Polen es von Galizien aus unternehmen? Das ist mehr als voreilig: es ist schädlich, da über der Zukunftsgestaltung des Zentralverbandes das Geheimnis schwebt und selbst die ersten Schritte in die unumgängliche Wirtschaftsgemeinschaft — die nicht Wirtschaftseinheit zu sein braucht — in Dorngestrüpp zu führen scheinen.

Zudem ist die polnische Frage heute mit der ukrainischen beschwert: das macht Galizien zu einem mehr als polnischen Problem. An aufklärenden Schriften darüber fehlt es heute nicht, Schriften, die man studieren muß, um die Haltung des Wiener Polenklubs richtig einzuschätzen. Ich verweise auf die Abhandlung von Stephan Tomaschiwskyi, Dozenten an der Universität Lemberg, die mit leidenschaftlicher Parteinahme Galiziens „weltpolitische Bedeutung" verficht und in Ernst Jäckhs „Weltkultur und Weltpolitik" veröffentlicht wurde (bei Bruckmann, München 1915). Das Land der Westukraine ist in Wirklichkeit weit eher ruthenisch als polnisch, und die blutige Geschichte dieses Bollwerks nicht nur Österreichs sondern von ganz Mitteleuropa gegen den Osten beweist es. Der Verfasser nennt es, um seiner politisch-geographischen Lage willen, das Tor zwischen den beiden Hälften Europas und versucht nachzuweisen, daß dieser Lage auch der ethnographische Charakter entspricht. Die Bewohner Galiziens, über-

wiegend die Ukrainer, bilden sprachlich eine typische slawische Übergangsgruppe, die Elemente des östlichen und westlichen, nördlichen und südlichen Slawentums in sich vereinigt; ihr wird in der slawischen Familie Selbständigkeit zugesprochen. Hier sind vier verschiedene Konfessionen gemischt, hier ist in der herrschenden, der griechisch-katholischen, der orientalische Ritus mit abendländischen Dogmen, der byzantische Kirchenstil mit westlichen Formen in Stein und Ton vereinigt. Darum gierten die Panslawisten eben, bei ihrem 'Sammeln russischer Völker', nach diesem 'urrussischen' Lande, einem von Natur durch Boden, Wälder, Öle, Salze, Erze reich gesegneten, von Menschenhand arg mißhandelten: von dessen Bewohnern aber acht Zehntel außerhalb der Monarchie wohnen. Here's the rub. Der Unterschied, sagt der Verfasser, in der national-politischen Stellung der Ukrainer diesseits und jenseits der österreichisch-russischen Reichsgrenze ist so groß, daß dem höher entwickelten obwohl kleineren Teile des Volkes in Galizien die Rolle zufiel, für den ganzen übrigen Teil des Volksstammes, eines der größten in Europa, Träger und Verbreiter des politischen Gedankens und nationalen Bewußtseins zu sein. Und diese Gedanken hängen mit dem Wunsche zusammen, Rußland zu zerschlagen. Mir fehlt zu der Durchführbarkeit dieses nationalen Ideals der österreichischen Ukrainer jeder Glaube: weil, scheint mir, dieser Krieg die Geburt eines gesamtrussischen Nationalbewußtseins bezeugt hat. An dieser Tatsache scheitert die üppige Konjekturalpolitik, mit der wir zu Anfang des Krieges überschüttet wurden. Aber kennen muß man sie, diese polnisch-ukrainische Spezialität, die die westslawische Frage innerhalb der Doppelmonarchie vielleicht nicht weniger schwer und nicht minder gefährlich belastet wie die südslawische, deren spitze Dornen die europäische Menschheit bluten macht.

Organisation der deutschen Erziehung

von Ernst Hierl

Der freikonservative Führer v. Zedlitz hat sich kürzlich in der „Post" zu der alten freiheitlichen Forderung bekannt, die höheren Schulen müßten allen Begabten zugänglich sein. Ich habe vor dem Krieg in meinem Buch „Die Entstehung der neuen Schule" (B. G. Teubner) auf die Vergeudung menschlicher Kräfte hingewiesen, die wir treiben. Jeder Geschäftsmann dritten Ranges würde ein gleiches Umgehen mit den toten Gütern himmelschreiend finden. England wird sich (ähnlich wie Preußen vor hundert Jahren) aufzuraffen suchen: so einflußreiche Leute wie Haldane nehmen

Erziehungsfragen ernst, eben vor dem Krieg hat man angefangen, begabten Unbemittelten systematisch in die Höhe zu helfen. Wir dürfen uns nicht schlagen lassen und hoffen, daß die Organisation bei uns gemacht werden wird.

Die Sache hat aber noch eine andere Seite, und diese bedarf nicht nur der Tat, sondern auch noch der Aufklärung durch das Wort. Es genügt nicht, daß man aus Staatsmitteln Begabte fördert, man muß auch merken, wer begabt ist. Lebensbegabt, nicht schulbegabt. Gewiß, Leben und Schule werden nie in voller Übereinstimmung stehen, aber die Schule braucht auch nicht in dem Grade lebensfremd zu sein, in dem sie es immer noch ist. Ich lege dem Leser den positiven Entwurf einer besseren Organisation vor.

Die nächste Frage, die wir dabei angesichts des großen Krieges zu stellen haben, ist die nach dem nationalen Charakter unserer Erziehung. Deutsche Schulen müssen deutsche Art haben, das versteht sich von selbst. Daß Lessing gesagt hat, der Charakter der Deutschen als Nation sei es, keinen zu haben, ist heute für uns eine geschichtliche Kuriosität. Aber wenn Fichte dem entgegengesetzt hat, Charakter haben und deutsch sein, sei ohne Zweifel gleichbedeutend, so ist auch damit nichts gesagt. Ähnliche Widersprüche finden sich zahlreich. Ein Mann wie der „Rembrandtdeutsche", der das nationale Gewissen schärfte, kommt zu dem Schluß: „Der deutsche Charakter hat mehrfach überraschende Wandlungen durchgemacht". Ist es Mozart, Goethe, Kant oder ist es Krupp und die Farbwerke am Rhein und Main? Wir haben „deutschen Individualismus" als unser festes Besitztum betrachtet: macht er neuerdings der „deutschen Organisation" immer mehr Platz oder dürfen wir beides unser nennen, einen unerhörten Reichtum, eine ganze, große Menschlichkeit? Hier läßt sich überall leichter mit Sinn und Grund fragen als antworten und die brauchbarste Antwort, die man geben kann, lautet: Ja, wir Deutsche sind fähig, in Kunst, Wissenschaft und Tat alle Völker zu übertreffen, und wir sind in beständiger Gefahr in allem unter alle zu sinken.

Das ist menschlich.

Das Deutschland eines unerhörten praktischen Aufstiegs hat in den Jahren etwa von 1860—1890 ohne Frage einen ebenso unerhörten Verlust an Geschmack, Schönheit und sittlichem Stolz durchgemacht. Dieser Emporkömmlingscharakter hat uns überall auf der Erde verrufen gemacht. Der deutsche Handlungs- wie Vergnügungsreisende verbreitete Häßlichkeit, und daß es inzwischen wieder anders geworden ist, daß das Berlin von 1880 nicht deutsche Form geworden ist, das ist noch nicht ins Ausland gedrungen. Volksmeinungen brauchen Zeit und halten sich zäh, und unter der Kriegspsychose nahmen dann Abscheu und Furcht, die man den „Barbaren" gegenüber empfand, die bekannten wahnwitzigen Formen an.

Sache des Auslands ist es, zu merken, daß wir menschliche Menschen

sind; unsere Sache ist es, an uns zu arbeiten. Gerade weil Deutschland noch unendlich mehr Zukunft hat als Vergangenheit, müssen wir auf jede Formel für reines Deutschtum verzichten: das Leben gedeiht nicht in restloser Klarheit über sich selbst. Wo wir abschließend charakterisieren, uns selbst, einen Freund, ein Liebesverhältnis, ist damit eben der Verzicht auf weiteres Hoffen, Planen, Unternehmen ausgesprochen, die Vergangenheit hat über die Zukunft gesiegt.

Welche Folgerungen muß nun unser eigentliches Erziehungswesen daraus ziehen, daß wir keinem so klaren und sicheren, aber dafür auch keinem so rasch erschöpften Ideal nachzufolgen haben wie vielleicht andere Völker, sondern menschlicher „Universalität"? Wir haben diese Frage mit dem Ideal der „allgemeinen Bildung" beantwortet — sehr gut: aber wir haben die Ungeheuerlichkeit begangen, nun dieses Ideal, das allerdings die Lebensluft eines großen Volkes sein kann, in ein Wissen um den Inhalt von Handbüchern zu verwandeln. Die Wurzeln dieses Übels reichen zweitausend Jahre in die Tiefe. Die Barbaren, die das römische Mittelmeerreich mit ihrer kriegerischen Kraft zerstörten, konnten nicht anders als von jener überlegenen Kultur lernen: es gilt aber bekanntlich auch geistig, daß auch die beste Nahrung krank macht, wenn die aneignende Kraft des Organismus nicht mit kommt. Außer unter der Nachwirkung dieses ältesten Schicksals stehen wir sodann unter dem Einfluß der vorhin erwähnten kulturlosen Jahrzehnte in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts: es hat wohl niemals abgestandenere Begriffe von Bildung gegeben als sie nach dem Krieg von 1870 durch Staatsgewalt verbreitet wurden. Ein glühender Patriot wie Lagarde sah in der „ekelhaften" „Bildungsbarbarei", die es zu einer „Strafe mache, in Deutschland zu leben", Deutschlands Ende — es war mit der Anfang der Besserung, daß Männer, die jahrelang im Schulwesen und darüber standen wie Nietzsche und Lagarde, den Kampf gegen den Schulmeister aufnahmen, der mit einem Kanon dem Leben die Entwicklung abschneidet. War in der Zeit des Gymnasiums eine immer karikiertere Humanität das Gift, drohte seither eine kurzsichtige naturwissenschaftlich-technische Orthodoxie, so möchte der Schulmeister jetzt gerne uns und unserer Jugend stundenplanmäßig verordnen, was deutsch ist. Nationale Selbstbesinnung, meint er, müsse die Frucht des Krieges sein. Das meinen wir auch — darum wollen wir den Reichtum der vaterländischen Wirklichkeit ihm nicht mehr ausgeliefert wissen.

Die wunderbare *Mechanik*, die wir in unserm allgemeinen, öffentlichen Schulwesen besitzen, muß zu einer *Organisation* werden. Der Unterschied zwischen Mechanik und Organisation besteht darin, daß letztere allem Lebendigen und Produktiven, das immer *persönlich* ist, Spielraum läßt. In der Organisation ist die Freiheit, die Entwicklungsmöglichkeit vorgesehen,

in der Mechanik nicht. Man hat mit Recht das Klappen unseres Aufmarsches, die deutsche Kriegsmaschine gerühmt. Es ist aber ein einseitiges Lob, das man unserm Heer damit spendet. Nach Clausewitz „Vom Kriege" sind von den „vier Bestandteilen, aus denen sich die Atmosphäre zusammensetzt, in der sich der Krieg bewegt", zwei die „Ungewißheit" und „der Zufall" und im Lebenskampf ist es nicht anders: immer wird derjenige siegen, der sowohl durch sachliche Ordnung und menschliche Verlässigkeit — entschieden deutsche Vorzüge — den Spielraum des Zufalls einschränkt als auch den Zufällen in dem ungeheueren Spielraum, der bleibt, mit Einfällen zu begegnen weiß. Einfälle sind immer außer der Ordnung. Einer Maschine, auch der wundervollsten, fällt nichts ein. Organisation heißt lebendige Bildung und nicht Maschine. Die schöpferische Entwicklung, ohne die ein Volk auch mit der schönsten Staatsmaschine verloren ist, hat aber zwei Formen: ihre ungewöhnliche Form ist das Genie und ihre alltägliche Erscheinung ist die Jugend. Halten wir uns damit allen anmaßenden Gamaschendienst in der Erziehung vom Leibe. Es war eine Erquickung zu lesen, daß der während des Krieges erfolgte Erlaß über die soldatische Ausbildung der Jugend vom sechzehnten Jahr ab wiederholt „Frische und Munterkeit" gelten läßt, ohne daß „auf exerziermäßige Genauigkeit" gehalten wird.

Wie sieht nun eine Organisation aus, die erstens gestattet, daß gemeinsame bindende geistige Interessen der Volksgenossen entstehen und überliefert werden und die zweitens der schöpferischen Entwicklung die Freiheit wahrt? Ich schlage folgendes vor:

Der Zutritt zu diesen oder jenen Berufen hängt nicht mehr davon ab, daß man sich über ein Wissen in Fächern ausweist, zu denen man gezwungen wird. Jeder wählt nach seinem Instinkt und den Anregungen seiner Umgebung, was er treiben will. Es mag vorgeschrieben werden, daß er dann je nach der Zahl der gewählten Fächer strenger oder leichter geprüft wird, man mag die Zahl der Fächer auch nach oben und unten begrenzen, man mag vorschreiben, daß eine Kunst, eine Wissenschaft, eine Leibesübung unter den gewählten Fächern sein muß. Wir verkennen nicht, daß dem Berechtigungswesen, wie dem Schulzwang überhaupt, deutsche Lernfreude und der Wille zugrunde liegt, durch eine großartige Organisation den trägen Elementen im Volkskörper jede verderbliche Ausbreitung zu verbauen — aber gerade an unsern Gymnasial- und Realanstalten hat der ungeheure Abfall ins Mechanische, der uns organisierende Deutsche jederzeit bedroht, uns erreicht: hier sind Lust und Liebe vergessen, hier wird Homer und Plato, wird Shakespeare wie Goethe, hier werden alle großen Dinge, die die Seele der Menschheit ausmachen, behandelt wie Rizinusöl, das man zwangsweise eingibt, es wird schon wirken — die

Sache ist noch viel gemeiner als jedes Wort. Und nun vergleiche man damit zum Beispiel, daß die Musik immer wahlfrei war und dabei eine große deutsche Sache geworden ist: es wird nicht leicht in irgendeiner Streitfrage eine überzeugendere Sprache der Tatsachen geben. Und wenn die äußeren Schwierigkeiten der Wahlfreiheit nicht geringe sein werden, so ist dies kein Grund, einen Bildungsweg einzuschlagen, der von vornherein von der Bildung entfernt.

Die schöne Begeisterung, die sich – noch vor dem Krieg – für „Deutsch" als allgemein verbindliches, stundenstärkstes Fach kundgegeben hat, wird wie jede echte Begeisterung unter der Jugend ansteckend wirken und dazu führen, daß diese Gegenstände recht oft gewählt werden. Es gibt ausgesprochen vaterländische Stoffe: der Zwang zu andern Stoffen, der die Jugend hinderte, sich Herzenssachen zu widmen, muß fallen. Wer aber aus der Vaterlandsliebe ein Zwangsfach machen will, der soll sich lieber dem Steuerwesen widmen, denn von Gefühlen versteht er nichts, die kann er nur verderben.

Ob man die Kurse der wahlfreien „Allgemeinbildung" wie bisher der Berufsbildung voraus oder dieser als gleichzeitiges Gegengewicht beiordnen will, ist erst in zweiter Linie von Wichtigkeit. In der Regel wird die Berufswahl mit der vollendeten Geschlechtsreife an der Zeit sein.

Wir wenden uns der Berufsschule und damit auch unseren Hochschulen zu. Sie sind weitaus das Beste, was wir haben, und der Respekt vor ihnen, den wir haben, gebietet scharfe Kritik. Müssen wir tatsächlich, weil England die Theorie unterschätzt und sich dadurch schwer geschadet hat, den entgegengesetzten Fehler hätscheln? Alle Spitzfindigkeiten beiseite, ist es nicht unglaublich, daß zum Beispiel unsere Juristen nach neun theoretischen Mittelschuljahren noch einmal jahrelang, die ganze Jugend lang, von Gelehrten und Forschern unterrichtet werden? Jeder lehrt das, was er selbst kann und ist, und so lehren Forscher das Forschen: es kommt aber für Menschen, die nicht eigentliche Theoretiker sein können und wollen, darauf an, die Wechselwirkung von Theorie und Praxis zu lernen. Wir empfehlen nicht die militärische Einrichtung, die einen großen Teil des Offizierkorps außerhalb der hohen Theorie (Kriegsakademie, Generalstab) läßt, sie hat ihren Grund in der von Clausewitz betonten Tatsache, daß in dem Beruf, der besonders mit Tat und Tätlichkeit zu tun hat, eine Überfütterung mit Wissen am giftigsten wirkt. Wir wollen von der Offiziersbildung nicht das übernehmen, was ihr eigentümlich ist und als ihre Stärke oder Schwäche ihr überlassen bleiben muß. Wohl aber können wir von ihr so viel Schätzung der Tat lernen als zum Menschen gehört, wenn er nicht Gelehrter von Profession ist oder werden will. Wenn unsere Juristen sehr gut sind,

trotzdem ihre Erziehung sehr schlecht ist, nun, so werden sie nach dieser Erziehungsreform vorzüglich sein; es bezeichnet auch auf hohen Stufen des Erreichten den Verfall, wenn neue Zielsetzung und Arbeit aufhören. Es hilft nichts, daß von akademischen Respektspersonen, seit Wilhelm von Humboldt, die Sache ausgeleiert immer wieder so formuliert wird: Es sei „eine der segensreichsten Einrichtungen unseres Universitätswesens, daß sie auch denjenigen, dessen Zukunft ausschließlich der Praxis gewidmet sein wird, prinzipiell an die Quellen der Wissenschaft heranzieht(!) und ihn so nötigt(!), sich in entscheidenden Jahren seines Lebens einmal mit dem Geiste der freien Wahrheitsforschung zu erfüllen". (Spranger, Ordinarius für Pädagogik in Leipzig.) Das bleibt sonderbar, ja ganz unbegreiflich. Im leiblichen Leben wäre es ein Tollhausgedanke, jahrelang ganz einseitig etwa Eiweiß zu füttern oder sonst eine Hypertrophie irgendeiner Lebensfunktion herbeizuführen; auch im Geistesleben ist das nur eine (vielleicht ehrwürdige) Verirrung. — Auf das besonders peinliche Verhältnis der Hochschule zur Kunst weise ich nur hin. Empfindung, Gefühl, Einbildungskraft, die Mächte, die den Menschen mit ursprünglicher Gewalt im Leben orientieren, werden hier als etwas behandelt, was erst durch Zusatz von Wissenschaft legitim, fertig, beachtenswert wird. Wohlgemerkt: kein Mensch wird bestreiten, daß im Haushalt des Lebens Verstand und Wissenschaft überwiegen müssen, aber wenn die künstlerischen Kräfte sogar im Bereich der Kunst selbst (das ist der Punkt!) sich nicht selbständig, sondern nur im Rahmen der Wissenschaft geben dürfen, so verbilden sie sich und damit der Mensch. Wer nicht an der Verwirrung der Begriffe ein Interesse hat, für den ist der Fall klar. Ein Mann, der 1870 seine deutsche Gesinnung bewährt hat und der das Ausland kannte wie selten jemand, K. Hillebrand, hat, wie Goethe, ausdrücklich die Deutschen gewarnt, über dem Nachdenken (der Wissenschaft) das unmittelbare anschauende Gefühlsverhältnis zu den Dingen, die glücklichste Form für Lust und Leid des Daseins (die Kunst), zu verlieren. Warum haben wir Friedrich den Großen an die französische Kultur verloren? Auch der Marschall von der Goltz, der Begründer des Jungdeutschlandbundes, nennt die Phantasie das „Stiefkind der heutigen Bildungsmethode". Mittel- und Volksschule treten nur mit gröberm Stiefel in die Spur der Hochschule.

Wir wenden uns dem Bereich der Volksschule zu. Daß es eine Zeit- und Nervenvergeudung ist, vor dem neunten Jahr Lesen und Schreiben zu lernen, und daß die frühen Jahre vor allem dem Springen und Tanzen, dem Singen und Malen und sinnlicher Hantierung aller Art gehören, darüber herrscht nachgerade Einigkeit: Der wachsende Körper ist leichter zu bessern als der ausgewachsene, jede Stunde, die das Kind im

Freien zubringt, statt in der Schulbank, spart eine Woche späterer Halbinvalidität. Wir können uns den alten gedankenlosen Raubbau nicht mehr leisten, wir brauchen Organisation.

Überall übersieht unser Schulwesen die großen Gedanken, weil sie zu einfach und zu groß sind. Wie für die Zeit nach der Geschlechtsreife und Berufswahl der Ausgleich zwischen Berufsschulung und allgemeiner Bildung sowie zwischen Theorie und Praxis das Entscheidende ist, so bietet sich für die Volksschulzeit die Aufgabe, zur Berufswahl zu führen, den rechten Menschen an den rechten Platz zu bringen. Das Unruhige, Schweifende, oft so seltsam Wechselnde, das wir an Aufmerksamkeit und Interesse der Jugend bemerken, kommt uns hier vortrefflich entgegen. Wir sollen es nicht bekämpfen und uns dabei als ernste Menschen vorkommen, während wir nur gedankenlose Erwachsene sind, und sollen es [sich auch nicht verpuffen lassen, sondern es ist der gegebene Ausgangspunkt einer ebenso klar bestimmten als beweglichen Organisation. „Geprüft werden die Zöglinge auf jeden Schritt, dabei erkennt man, wo seine Natur eigentlich hinstrebt, ob er sich gleich mit zerstreuten Wünschen bald da-, bald dorthin wendet. Weise Männer lassen den Knaben unter der Hand dasjenige finden, was ihm gemäß ist, sie verkürzen die Umwege, durch welche der Mensch von seiner Bestimmung nur allzu gefällig abirren mag." So die Formulierung Goethes in der „Pädagogischen Provinz". Also Unterlage für die Tätigkeit [die die weisen Männer, die Pädagogen, unter der Hand(!) ausüben, sind, wenn nicht die zerstreuten Wünsche, so doch die Schritte des Zöglings: am aufschlußreichsten für seine künftige Bestimmung werden diese Schritte ausfallen, wenn wir ihm vorurteilslos Gelegenheit schaffen, menschliche Bestimmungen kennen zu lernen, ehe er sich für eine als die seine entscheiden [muß. In kleinen persönlichen Tätigkeiten, die aber für den Jugendlichen etwas bedeuten, wird sich diese Einfühlung in die Berufe vollziehen und alles das Nötige und noch Nötigere, was man schon bisher in der Schule lernen konnte, wird viel besser haften, wenn es in lebendiger Verbindung mit Dingen steht, denen jeder frische Junge schon jetzt instinktiv nachgeht, weil sie ihm mehr geben als der schale Leitfaden, den ihm die Schule bietet, und als der Lehrer, der selber nichts sein will als ein „Paragraph in Hosen".

Wir werden auch bei der Durchführung dieses Teiles der neuen Organisation oft genug in Verlegenheit kommen, besonders an Orten, an denen nur wenige Berufe getrieben werden, aber ein lebendiger Organisationspunkt und Bildungskeim erweist sich auch unter ungünstigen Verhältnissen noch fruchtbarer als die von vornherein tote Zusammenhäufung von Bildungsstoffen in den alten Lehrplänen. Der Übergang wird natür-

lich das Schwerste sein. Sobald aber einmal der Lehrerberuf nicht mehr vor allem auf bloße reflektierende Büchermenschen Anziehungskraft ausübt, ist auch das Schwerste gewonnen. Die neuen Lehrer erhalten ihre Berufsschulung dann bei den freiwilligen Pionieren der Reform, im wirklichen Zusammenleben mit Kindern (an Waisenhäusern). Ihre zweite Aufgabe, Berufskunde, wird uns auch nicht mehr lange seltsam erscheinen, nachdem die Sache nötig geworden ist und eines Tages einfach da sein wird, wie das mit mancher Wissenschaft, zum Beispiel in der jüngsten Vergangenheit mit der Pädagogik selbst, so gegangen ist. Dann also werden wir Lehrer haben, die alles Menschliche – wenigstens sehr viel Menschliches – verstehen und zugleich den ganz bestimmten Punkt zu erfassen wissen, der bei diesem Menschen und auf dieser Entwicklungsstufe gerade einzig fruchtbar werden kann. Ihre eigenen Sympathien und Ideale lassen sie also zurücktreten. Der alte Schulmeisterglaube, daß Alter, Wissen und Erfahrung besser seien als Ursprünglichkeit und Frische der Jugend liegt ihnen so fern wie die effektvolle Umkehrung davon. Die vorurteilslosesten Vermittler zwischen allen Menschen und allen Dingen, die Organisatoren und Diener dieser Vermittlung, das sind Pädagogen – das genaue Gegenteil von Pedanten.

Nun hätte ich noch zu zeigen, daß der größere Stil in der Erziehung, für den ich kämpfe, nicht ein schöner Traum ist, sondern daß schon zahlreiche wirkliche, nur im ganzen deutschen Kulturgebiet zerstreute Ansätze in der merkwürdigsten und glücklichsten Weise sich zusammenfügen. Ich habe das genau und ausführlich in meinem Buch nachgewiesen. Jetzt darf man auf die Bundesgenossenschaft aller derer hoffen, die im Kriege mehr Sinn für einfache Wahrheit bekommen haben und auch auf die, die nicht im Feld waren. Alle Nichtkämpfer mögen sich jedes bedauernde Wort darüber sparen: sie können sogar im Schulfach jederzeit die „Zivilkurage" beweisen, die Bismarck für seltener erklärt hat als den Mut im Schlachtenfeuer. Sie können im nüchternen Licht des Alltags ihre Existenz daransetzen. Persönlich und in Organisationen. Der große „Bund für Schulreform" muß seinen gelehrten Charakter, den ihm Persönlichkeiten, wie (der im Theoretischen hochverdiente) Meumann, aufgeprägt haben, ablegen. Zwar die Detaileinrichtung des Schulwesens wird immer auf den gründlichsten Forschungen beruhen und diese abwarten müssen, aber wir brauchen vorerst dringend etwas noch Notwendigeres als eine solche Technik – das Leben.

Dörfliches

von Moritz Heimann

Unter den Typen märkischer Wanderung bei Fontane gibt es auch die stundenlange Wagenfahrt durch den Wald; lichträumiger Kiefernwald, mit Unterholz von Wacholder und Farn, da er königlicher Forst ist und nicht ausgescharrt wird; unversehens hört er in das sandige Feld auf, und ein Dorf liegt vor den Füßen der Pferde, nüchtern, klar von unendlicher Stille, so wirklich wie der Traum des Halbschlafs, ein Anblick, dessen erstes und tiefstes Gefühl Frieden ist. Zufällig kannte ich dieses Dorf; ich wußte von seinen Wilddiebereien, Brandstiftungen, Steuerhinterziehungen und Prozessen; allerlei Unterirdisches hatte sich mir im Laufe der Zeit verraten: Unrat in schweigsamen Ehen mit Selbstmord des einen Teils als schließlicher Kur; Tötung keimenden Lebens, eine Weile hindurch gewerbsmäßig von einer weisen Frau getrieben, die wöchentlich wie ein Nachtvogel ankam und betörte Weiber hexenmäßig versah; Behandlung von Ausgedingern, die an Mord streifte; Betrug und Meineid; und dazu, neben dem Verbrecherischen, die Härte, Tücke und Unversöhnlichkeit mannigfacher Art im rechtmäßigen Streit der Interessen. Wo ist der Friede? Es ist nirgends viel davon hinter der Schwelle menschlicher Behausung, und im Dorfe eher weniger als wo anders.

Dennoch, wie sehr man es auch anders weiß, ist Friede unwiderstehlich der Eindruck, den das Dorf auf jeden sich Nähernden macht. Beschwichtigung liegt auf den Feldern und scheint sich über den Dächern in Zuversicht und Vertrauen zu sammeln. Es verschlägt nichts, daß diese Dächer später von einem hinkenden Teufel abgedeckt werden; das Dorf, eine Stätte auf seine Weise, wie jede andre, für Neid, Haß und Trug, für groben Sinn und Verstand, für Un- und Aberglauben, es ist und bleibt auch — die zarte Glockenwolke von Mohn über dem schmalen Beet, reiner und lieblicher als die schönste Qualle des Meeres, und Ritterspor, Flox- und Stockrose im Garten, Myrte am Fenster und Oleander auf dem Hof, das heidnische Pferd auf der Scheune gegen den Wind springend und der nicht minder heidnische Hahn auf dem Kirchturm gegen den Wind krähend, Abendschall und Mittagszeichen aus dem Turm, und jeder Tages- und jeder Jahreszeit unverstellter, ungekränkter Dämon.

Wer dieses Idyll verwerfen wollte, dürfte sich eines unbestocheneren Blickes in das Leben ganz und gar nicht rühmen. Denn er wäre — wie ein umgekehrter Gemeinplatz auch nur ein Gemeinplatz ist — selber

ein umgekehrter Sentimentaler, indem er den Irrtum beginge, aus dem Idyll Folgerungen und Forderungen auch der moralischen Idyllität herzuleiten. Die Menschen sind nirgends dazu da, einem für gewöhnlich immer noch mehr selbstgefälligen, als gottgefälligen Anspruch etwas Erfreuliches vorzuleben; sie werden durch die Filter getrieben; wer zusieht, muß die Ungeduld abtun. Und eine bloße Augenweide ist das Idyll am Ende doch nicht; sondern es prägt, wie jede Daseinsform, die ihm anheimgegebenen Menschen mit unverwechselbaren Zügen aus, durch allen Widerstand, sei es der Stumpfheit, sei es der Leidenschaft, hindurch. Das Leben im Dorf ist wirklich von dem in der Stadt nicht nur in den hundert einzelnen, augenscheinlichen Dingen, sondern im Grundzug verschieden. Die Stadt, selbst wenn sie vom Arbeitsfieber innerlich durchschüttelt ist, verbirgt nach außen hin ihre Arbeit, und zwar so gut, daß es Tausende gibt, die sie nie zu sehen bekommen, ja daß man sie, wie ein fremdes Land, studienhalber suchen muß. Was sie nach außen kehrt, ist vielmehr Verbrauch von Arbeit, Pause zwischen der Arbeit, Muße, Erholung und Vergnügen. Außer den mächtigen Pulsen morgens, mittags und abends, scheint der Zufall das Leben durch die Straßen zu jagen; und um es zu ordnen, bedarf es statistischer Zählungen, in denen das Individuelle nichts wiegt. Anders auf dem Lande. Dort ist gerade die Arbeit offenbar; Arbeit ist das zuerst und unmittelbar spürbare Leben; sie ist das Dorf selbst und nicht bloß eine seiner Bekundungen; die Muße heißt Schlaf, und soweit sie erwacht, ist sie der Zufall im Tages- und Wochenverlauf. Jede Arbeit aber hat ihren, von der Ökonomie der Kräfte aufgezwungenen Rhythmus; er ist langsamer, als derjenige vermutet, welcher vergißt, daß dieser Rhythmus Jahr für Jahr aushalten muß, und er ist stetiger, als ein leidenschaftlich, doch anfallsweise Arbeitender ertragen möchte. Das gilt für die städtische Werkstatt so gut, wie für die dörfliche Tenne; indem jedoch der Dorfbewohner in höherem Grade mit seiner Arbeit identisch ist und außerhalb ihrer nichts sucht und findet, was ihn sie vergessen oder nur notgedrungen ertragen ließe, nimmt er ihren Rhythmus, den langsamen und stetigen, herzschlagumendlichen tief in sein Wesen auf. Insofern Moral ein Katechismus ist, wird sie davon nicht berührt; wohl aber, insofern auch sie ein Rhythmus ist.

Dieses ist es, was dem Landmann seinen Charakter gibt, und in gesteigerten Fällen unverkennbaren Adel und Poesie. Es ist gewiß bedenklich, über einen ganzen Stand zu psychologisieren; der lateinische Bauer in Holstein, der pommersche, dem es zuwächst, und der märkische, der sich abrackern muß, sind sehr verschiedene Typen; aber doch nicht mehr, als etwa der Leiter einer großstädtischen Klinik und ein Landarzt. Etwas Gemeinsames bleibt in ihnen unangetastet durch üppigeres oder kargeres Ge-

deihen. Die Natur selbst, mit ihrem mythischen Ablauf der Jahreszeiten, nicht die Willkür der Menschen, gibt ihnen das Gesetz. Stillehalten und Sichwehren, dieser Wechsel, aus dem sich jedes Lebensschicksal aufwärts klammert, beides wird ihnen aus der ersten, göttlichsten Hand zugewiesen. Und wie das Jahr, so fordert sie der Tag heraus. Sie sind Frühaufsteher, und es ist eine Erfahrung, daß der Mensch, je häufiger er den Morgen erlebt, um so zuversichtlicher, wahrer und nüchterner wird — heilig nüchtern, wie Hölderlin das Wasser nennt. (Wir sollten allen Spätaufstehern in gewissem Sinne mißtrauen, sie haben immer etwas nachzuholen und werden darum gewaltsam. Es gehört zu den die Monarchie erhaltenden Eigenschaften, daß die Fürsten Frühaufsteher sind. Das Sprichwort weiß, warum es „früh aufstehn" geradezu für „klug sein" gelten läßt. Und hierzu kommt noch, als Ursache und Wirkung, daß Frühaufstehn das beste Mittel zu einer guten Verdauung ist.)

Indem der Landmann mit seiner Arbeit, seine Arbeit mit seinem Tage eins ist — und zwar sowohl in der physischen als in der seelischen Welt — bleibt ihm nicht Zeit noch Trieb, sich mit Dingen zu befassen, die über seine Person hinausführen. Den Nachbarn und Freund rechnet er dazu nicht, und bringt Hilfe im Haus und Hof und besonders im Stall. Aber seine Welt ist doch sein eigener Hof; eine stolze Gesinnung, ohne Zweifel, aus der indessen mit den Tugenden auch die Fehler seines Charakters treiben. „Unser Anteil an öffentlichen Angelegenheiten ist meist nur Philisterei," sagt Goethe, und der Bauer ist in diesem, wie übrigens auch in anderem Sinne kein Philister; aber zugleich ist er von einer natürlichen und fast unpersönlichen Selbstsucht, wie kaum ein andrer Stand.

Er hat den sozialsten Beruf von allen, — und ist dabei der unsozialste Mensch von allen. Politisch ergibt sich hieraus die Schwierigkeit, mit ihm zu verfahren, sowohl als mit einem Objekt, wie mit einem Subjekt der Politik. In Dorfhäusern konnte man früher, als alter Hausrat noch in Ehren stand, ein Bild finden, wo eine Treppe hinauf und hinunter die Stände repräsentierten, vom Bettler bis zum Kaiser, jeder mit einem Spruch; unter dem ganzen übrigen Tableau aber der Bauer mit den seinen: ich ernähr euch alle. Das wußte er immer, und weiß es, seitdem er politisch mit Erfolg gesammelt wurde, mit einem Bewußtsein, das seinem Stolz und Hochmut ein paar Enden aufgesetzt hat; nun gar erst seit dem Krieg.

Es ist recht, daß er stolz darauf ist, das Notwendigste hervorzubringen; und wir müssen es hinnehmen, daß mit diesem Stolz und diesem Rang eine je nachdem mit Spott oder Hohn geladene Aufsässigkeit gegen alle verbunden ist, die ihm als „Nichtstuer" erscheinen. Aber es steckt doch nicht nur etwas Kulturfeindliches darin, sondern etwas Un-menschliches, weil Un-menschheitliches. Der Handwerker weiß, daß er seine größte und

wahrste Lust – nämlich Kunst und Meisterschaft – durch Arbeit für die „Nichtstuer" gewinnt, und also respektiert er sie; der Bauer aber glaubt sich in seiner Kunst durch die „Nichtstuer" in keiner Weise gefördert – was im ganzen richtig ist, wenn es auch im besonderen, insofern Chemiker und Maschinenbauer und Gelehrte für ihn denken, irrtümlich ist – und so hat er außer gelegentlichem Erstaunen kein Verhältnis zu diesen andern Menschen; er läßt ihre Arbeit nicht als gleichgepflichtet gelten, sondern erträgt sie mit unbewußter und bewußter Geringschätzung als einen Vorzug des Zufalls und als Usurpation oder Betrug.

Im letzten Reichstag gab es eine scharfe Auseinandersetzung über die Leistung der Landwirtschaft im Krieg; ein zweckloser Streit, denn Lobredner und Tadler sprachen gar nicht von demselben Ding. Jene sagten immer: die Landwirtschaft; diese immer: die Landwirte. Wer den Bauern kennt, der weiß, daß er auch im Kriege seinen Vorteil zäh und schlau verfolgt hat. Der mangelnde Trieb, über seinen Hof hinaus zu denken, läßt ihn gemeinschädliche Taten der Selbstsucht sogar ohne andern als eingebildeten Vorteil begehen, er macht unwahre, zu niedrige Angaben über seine Vorräte. Es ist ihm im Grunde unleidlich, daß man ihm in den Topf und in den Keller guckt und sich in seine Angelegenheiten mischt, und so verfüttert er Korn gegen das Gebot. Man braucht nicht zu fürchten, daß er den Preis für die gelieferten Pferde und Wägen niedrig angesetzt habe. Und doch, selbst wo er plus macht, ist Habgier nicht seine einzige Triebfeder; das feste Grundgefühl spricht mit, daß ihm die Zeit nichts anhaben dürfe. Er, der durch und durch geübt ist, natürliches Schicksal hinzunehmen, warum soll er es nicht nehmen, denkt er, wenn es ihm gut fällt? Seine Söhne sind die schönsten und gesundesten Soldaten vor allen, ausdauernd, tapfer und menschlich; sein Blutopfer greift tiefer und zerstörender in die Familie ein, als wo anders, weil diese Familie eine Wirtschaftsgemeinschaft ist, eine staatliche Zelle, und als solche verletzlicher als der auf dem Gefühl beruhende Bund bürgerlicher Individuen oder das proletarische Agglomerat.

Sieht man ohne Vorurteil hin, so ergibt sich: daß der Landbauer als Stand sich im Krieg, wie im Frieden, als das Rückgrat des Volkes bewährt; daß er, als einzelner Mann, seine Kriegsschuld mit Leben und Tod bezahlt; und daß er, als einzelner Mann seines Berufes, plus macht, wo er kann. Dieses ist ein Fazit, das, ohne Parteiabsicht gewonnen, auch keine Parteiabsicht berühren wird. Und außerdem wird man fragen, ob jetzt die Zeit für müßige Betrachtungen sei. Sie sind aber nicht müßig. Jeder politische Theoretiker – und Praktiker – stellt ja die Regungen des Gefühls der Menschen in seine Rechnung; folglich ist es nicht unpolitisch, auf diese selbst bildend und umbildend zu wirken; folglich auch nicht, sie zu betrachten, um sie zu erkennen.

Es besteht kein Zweifel mehr darüber, daß das Agrarwesen durch den Krieg in ein neues Stadium getreten ist. Einerseits hat es sich notgedrungenerweise zu nationalen und militärischen Zwecken, die der Friede zum Teil beibehalten wird, vom Sozialismus zu vollgesogen, als daß es ihn ganz wieder loswerden dürfte; und andrerseits wartet seiner in unvergleich gesteigertem Maße das Problem der östlichen Leutenot. Besonders das zweite Problem ist einstweilen der Besprechung entzogen, weil es von dem politischen Ergebnis des Krieges abhängig ist. Aber so viel ist sicher, daß sich eine andre als die bisherige Aufmerksamkeit dem Lande zuwenden muß.

Man hat das Dorf kulturell sich selbst überlassen und geglaubt, es sei bei der Religion gut aufgehoben. Inzwischen ist es beweglich geworden: das Zweirad, von allen Erfindungen der neueren Zeit sozial die wichtigste, macht Söhne und Töchter, Knechte und Mägde immer kecker und neugieriger; von selbst wird die Landflucht auch durch den Krieg nicht aufhören. Wer da glaubt, mit hohen Getreidepreisen allein sei es getan, der wäre ein zynischer Seelenmörder; das Dorf zu gestalten ist die Aufgabe, und dazu bedarf es der Seelenkunst.

Eine Aufgabe, die schon darum nicht von heut bis morgen zu lösen ist, weil sie den einen gleichgültig ist und den andern überflüssig erscheint. Und darf man überhaupt Poetisches mit Politischem verquicken? Ich glaube, einzig durch diese Verquickung kommt Wirkliches zustande. „Leichter trägt, was er trägt, wer Geduld zur Bürde legt," heißt es im Kinderreim; aber zehnfach leichter, hundertfach leichter, wer Schönheit zur Bürde legt. Schönheit ins Dorf — ich denke nicht an geistige Gerichte, die ihm vorzusetzen wären, Wandertheater, Konzerte und Vorträge, um es einzuwiegen, zu betrügen und zu bevormunden; ich denke nicht einmal an stilreine Häuser und Möbel. Ein wenig Schönheit, das heißt zuvörderst ein gesteigertes Bewußtsein in die Weite; daraus kann das andere dann keimen und wachsen.

Um aber so allgemeine und, wie manchen dünken wird, ergebnislose Betrachtungen mit einem erzprosaischen und praktischen Vorschlag zu schließen und möglicherweise zu rechtfertigen, sei darauf hingewiesen, daß die Schule, die es am wenigsten sollte, den Unterschied zwischen Stadt und Dorf, und damit das Besondere des Dorfs, gleichfalls verkennt und mißachtet; höchstens, daß sie durch Nachlaß von ihren Forderungen eine falsche Rücksicht darauf nimmt. Sie kann es nicht anders, aus Gründen ihrer Gesamtverfassung. Und diese ist es, die geändert werden sollte; es sollten eigene Seminarien für Landschullehrer geschaffen, und diese Landschullehrer sehr hoch bezahlt werden. Wenn die Liberalen das Geld für beide Zwecke bewilligen, so werden sie ganz auf ihre Weise agrarisch sein.

Von der jüngsten Literatur

von Otto Flake

Die Frage „Wo steht unsere Literatur?" soll keine Mahnung, kein Vorwurf und kein Schreckschuß sein, sondern einfach — eine Frage. Sie ist nicht durch den Krieg veranlaßt, sondern durch die Tatsache, daß eine Reihe jüngerer Autoren immer deutlicher zur Gruppenbildung schreitet. Man stellt fest, daß gewissen Dichtern und ihrem Wirken, wie es sich in Werken, Aufsätzen, Auftreten und vielleicht auch Lebensführung äußert, etwas Neues gemeinsam ist, und fragt daher: Was ist das Neue?

Das Neue ist die Opposition gegen das Alte. Was aber ist das Alte? Das, was vor einem oder zwei Jahrzehnten selbst einmal jung gewesen ist. Daraus kann man die bekannte wohlwollende oder auch resignierte Philosophie ableiten, daß „Jugend" immer radikal zu sein glaubt und doch nur dem gärenden Most gleicht, der ein trinkbarer Wein werden wird. Das ist eine niedrige und ohnmächtige Art, die Bilanz aus den eigenen Lebenserfahrungen zu ziehen. Fragen wir lieber: Was ist das Alte in dem ganz konkreten Fall der heutigen deutschen Verhältnisse? Ich sage absichtlich nicht: im Fall der heutigen literarischen Verhältnisse, denn Literatur ist Umsetzung der nationalen Kulturverhältnisse ins Geistige. Nationale Kulturverhältnisse ist aber ein weiter Begriff. Eine literarische Opposition kann sich richten gegen das ästhetische Ideal, ferner gegen die bürgerlichen, kirchlichen und politischen Zustände, und zuletzt sogar gegen das nationale Temperament, gegen die Art, wie das Leben betrachtet wird. Frankreich zum Beispiel hat viele literarische Revolutionen gehabt; sie waren ästhetischer und politischer Art, aber sie haben sich nie gegen die spezifische französische „Mentalität" gerichtet; ihre Führer wußten wohl, daß in England oder Deutschland oder Rußland die Kultur sich um eine andere Achse drehte, aber den französischen Geist ändern zu wollen ist keinem eingefallen. Man blieb Franzose und wollte in der Literatur mit der Zeit fortschreiten, das ist das Geheimnis aller Literaturrevolutionen jenseits der Vogesen und ihres Erfolges. Bei uns dagegen kann es geschehen, daß Oppositionen gegen viel weitere Grenzen anrennen, nämlich gegen die, die das deutsche Leben, den deutschen Charakter überhaupt bedingen. Es ist eine Opposition denkbar, die ästhetisch, politisch, bürgerlich und „völkisch" zugleich ist; es ist möglich, daß diejenige, von der hier die Rede sein soll, von dieser Art sein wird — denn vorläufig sammelt sie noch ihre Kräfte und ist erst im Begriff, sichtbar zu werden.

Ich muß ein wenig auf den Ausgangspunkt aller modernen Dinge, den

Naturalismus, zurückgreifen, ohne mich bei langwierigen Konstruktionen aufhalten zu wollen. Der Naturalismus schien allen Hütern der damals überlieferten Ideale verrucht; aber er fand längst auf die spezifisch deutsche Bahn zurück; war er doch von Anfang an anders als der französische Naturalismus, pedantischer, philosophischer und bisweilen krasser und anarchistischer. Die deutschen Schriftsteller hatten nicht die Kraft, die große Entwicklung des deutschen Militärstaates und der kaisertreuen Bourgeoisie aufzuhalten, obwohl sie alle im Anfang sozialistisch angehaucht waren. Doch das waren sie mehr auf allgemeiner, ideeller Grundlage, als aus intellektuellem Haß: der deutsche Intellektuelle war damals noch gar nicht geboren, wie wir sehen werden. Es geschah das Charakteristische, daß sie mit dem Staat eine Art Frieden schlossen, der die radikalen Grundfragen unentschieden ließ und dadurch ermöglicht wurde, daß man sich auf seine deutsche Seele besann und aus der letzten Quelle trank, aus der alle Kunst entspringt, aus der großen Menschlichkeit, die ewig ist. Hauptmann wurde ein reiner und starker deutscher Meister, es wäre ihm oder jedem anderen sonst nur übrig geblieben, Sozialdemokrat zu werden. Diese Entscheidung ist durchaus verständlich, nur wollen wir über der großen Rettung nicht die Flucht übersehn. Hauptmann und die andern wurden nie hoffähig und nie von oben herangezogen, und dienten doch ihrem Volke. Das ist deutsch und es ist groß; nur kommt es hier darauf an, daß es auch Resignation oder besser Abbruch eines Feldzuges war, der doch einmal begonnen worden war; das Problem war von dieser Generation beigesetzt worden, aber es war nicht verscharrt.

Vorläufig aber verflüchtete sich der Schuß perlender Kohlensäure, den die naturalistische Revolution in das deutsche Blut gebracht hatte, und es kehrte wieder in seinen eigentümlich deutschen Beharrungszustand zurück, zu seinem spezifischen Gewicht, zu dieser etwas zu schweren, etwas zu verträumten, etwas zu unwirklichen, etwas zu wenig lebhaften, ganz ehrlichen und ethisch orientierten Art, das Leben zu behandeln. Welche Energie, Stoßkraft, Unbesieglichkeit darin verborgen ist, haben wir im Krieg gesehen, und eben der Krieg bringt den Nachweis, daß in ihr mehr Leben enthalten war, als man annahm, und daß hier die deutsche Tradition zu suchen ist, wenn sie überhaupt irgendwo gefunden werden will.

Die Landschaft des deutschen Geistes also wurde nach 1890 um einige Partien vermehrt, die durchaus das deutsche Gepräge tragen. Es ist, im Gegensatz zu der französischen Parklandschaft, Berglandschaft: Alpengipfel und Mittelgebirge umfassend, die Heimat des Dämonischen und des Märchenhaften, des Elementaren und des Freundlichen, eine Landschaft zum Wandern — nur wenige, wie Goethe, bauten methodisch Gärten bis in die Ebene hinaus. Hauptmann, Hesse, Strauß, sie leben im Einklang

mit dem Deutschen, das lange vor dem Naturalistischen war, mit Keller, Schwind, Novalis, aber ebensogut mit Luther, Fichte oder wer sonst immer ein deutscher Mensch war. Hannele stieg aus den Tiefen dieser Seele zum kindlichen Ziele ihrer Sehnsucht, dem Himmel des deutschen Gottes, der gütiger als ein anderer ist; doch wo blieb, um bei den Frauen zu bleiben, die Gestaltung der zeitlicheren, aber auch komplizierteren, differenzierteren Geschöpfe? Genügt das Kindliche, das Ursprünglich-Einfache, gibt es nicht das Problem, die Menschen der Zivilisation in der Form zu gestalten, die wir kennen, und diese Form zum Behälter der menschlichen Leidenschaften und aller Regungen zu machen? Der Naturalismus hatte wohl gewußt, daß das lockendste Kunstproblem ist, das Absolute nicht absolut über den Hörer zu schütten, sondern jeder zeitlichen Figur den Lebensfunken mitzugeben. Deshalb hatte er das Charakteristische betont, und das war zunächst das, was man wirklich kannte und beherrschte: so griff Hauptmann zu Bauern, Gebirglern und Volk, aber aus dem Charakteristischen glitt er deutsch in das Charaktervolle und von diesem in die uralten einfachen Untergründe des Seelischen, das von der vorgeschrittenen Kultur und dem Nervenzustand ihrer Menschen nicht mehr viel wußte.

Die Gesellschaftsschilderung geriet in die Hände der schlechten Begabungen, das Gesellschaftsdrama wurde Sudermann ausgeliefert, und gar Ironie, Satire und hohe Komödie blieben brach liegen; die Erinnerung an die erste politische Unzufriedenheit war mehr als verblaßt. Auch das ist ganz deutsch; die Seelenhaftigkeit der Dinge zu sehen und ihre Sterblichkeit, Unzulänglichkeit vergessen, ist deutsch — ein Lob, aber auch ein schwerer Mangel. Denn beharrlich das „Positive", das „Gute", das „Ewige" sehen, führt dazu, übergütig, unscharf, nachgiebig zu werden. Künstler, die zugleich einen scharfen Intellekt haben, werden diesen etwas verschwommenen Harmoniezustand gefährlich finden, statt Anpassung Auswahl, statt chaotischen Verständnisses methodische Ziele verlangen. Köpfe mit modernem Selbstbewußtsein und moderner Achtung vor der Persönlichkeit können nicht bei der altgermanischen Selbstentäußerung und dem demütigen Dienen stehen bleiben, das Käthchen und Griseldis verklärt, aber nicht zu entwickelten Hirnwesen paßt; sie werden mit Haß auf Verhältnisse reagieren, in denen die Machthaber das einzige Recht, das sie der Kunst gegenüber haben: die großen Talente zu weithin sichtbaren Repräsentanten der nationalen Kultur zu machen, nicht nur nicht ausüben, sondern sie geflissentlich übersehen oder gar beschimpfen; aus diesem Haß oder mindestens der kalten bewußten Entfremdung wurde eine ganz neue, bestimmt gefärbte Opposition geboren, durch einen Akt der Selbsthilfe entstand, später als in anderen Ländern, und noch heute bei uns nicht als berechtigt erkannt, der Intellektuelle.

Der Intellektuelle ist nicht mehr der deutsche Dichter, der, wenn es ihm nicht gelingt, bei der Gesellschaft oder dem, was sich so nennt, sein Glück zu machen, irgendwo in dem großen Lande verschwindet und sich resigniert in seine selbstgezimmerte geistige Welt zurückzieht; er rechnet vielmehr scharf und unerbittlich mit den Fehlern und Sünden des ganzen Systems ab und ist sich mit der Zähigkeit dessen, der nicht angreifen darf, bewußt, daß er gleichberechtigt ist und eine große Macht, den Geist, vertritt. Da er ein Ziel hat, sieht er sich nach einem Mittel um, um es zu erreichen, und ordnet ihm instinktiv alle seine Gedanken unter. Er ist nicht mehr deutsch im alten Sinn, weil er nicht faustisch die ganze Welt haben und auch nicht alles verstehen will, weil es alles billigen hieße, sondern er ist Methodiker und Stratege, der seine Kräfte auf einen Punkt vereinigt. Methodisch aber, formal, klar ist der Romane: diese Intellektuellen lieben alle die französische Dominante der Kultur, die politische Orientierung. Diese Hochschätzung der Politik als angewandter Geistesklarheit, der diplomatischen Geschmeidigkeit, die an dem einen unbeirrbaren Ziele festhält, ist bei vielen Intellektuellen nur platonische Liebe, aber gerade sie äußert sich glühend und hat eine Annäherung an französisch-englische Betrachtungsweise zur Folge, die man bei uns ganz richtig demokratisch nennt, darum aber noch nicht verstanden hat.

Der Vater der deutschen intellektuellen Literatur ist Heinrich Mann. Die seelische, musikalische, sittliche, demütige Grundverfassung war hier ersetzt durch eine formal-künstlerische, sinnliche, humorfeindliche, die, wenn sie auch nicht hinreißend auftrat, sondern das Pathos durch die mehr defensive Haltung ersetzte, doch außerordentlich stark auf die geistige Jugend wirkte.

Zuerst versuchte es Mann noch mit deutschen Gesellschaftsromanen aus Berlin und München. „Schlaraffenland" war ein Gegenstück zu Maupassants „Bel ami", aber so verschieden davon wie französische und deutsche Gesellschaft. Jene existiert, diese nicht, der Roman wurde satirisch, höhnend und in gewissen Kapiteln verzerrend. Dann suchte sich Mann ein zweites Vaterland und fand Italien. Nicht das der sentimentalen und trinkenden Deutschrömer, sondern das romanische Italien bevölkert von romanischen Seelen, deren Intrigantentum, Jakobinertum, Bourgeoisegoismus er nicht etwa verspottete, sondern, wenn auch nicht pries, doch befriedigt gestaltete; stand ihm doch hier, was für den Schriftsteller so notwendig ist, eine geschlossene Welt zur Verfügung, die durch feste soziale Gesetze geordnet war und nicht moralisch, sondern vital orientiert war: der Egoist, der Streber, der Intrigant im Menschen sind feste Tatsachen, die durch noch größere Geschmeidigkeit, noch zähere Vitalität, noch klarere Schärfe der Menschenkenntnis überwunden werden können und so, ohne daß moralisch gebessert wird, doch einen Ausgleich und einen tieferen Sinn herbeiführen:

Mensch sein heißt hier auf der Hut sein, das Duell mit dem Degen in der Hand bestehen, sich einsetzen; und die Belohnerin für den, der zulänglich ist, ist hier die Frau, die die letzte Bilanz, die Verrechnung zieht. Sich in diesen Kampf der Egoismen stürzen ist die Auffassung von Heroismus, die die lateinischen Völker haben, ihr Stichwort ist der Nebenbuhler, also nur der Doppelgänger des selbstsüchtigen Ich (bei den Deutschen die Selbstentäußerung, die Überwindung des Egoismus). Dieser Heroismus wird von den „Flöten und Dolchen" bis zu den letzten Novellenbänden Manns immer mehr Mittelpunkt, aber man kann nicht sagen, daß er an Wert für das deutsche Leben gewinnt. Von einem nicht nur gemischten, sondern rein lateinischen Temperament gestaltet, also um beredtes Pathos bereichert, ergäbe er etwa d'Annunzio, aber Mann verfügt nicht einmal über seine Glut, und so erklärt sich die Tatsache, daß seine Variationen des heroischen Ringens mehr Krampf als Kraft sind, voller konstruktiver Umschläge; es sind Gebärden und Überhitzungen ohne die schöne große Gelassenheit, deren der Deutsche fähig ist, und ohne die Kontrolle der Klarheit, die die Linienführung des lateinischen Künstlers so sicher macht; es sind Nervenekstasen eines zu blutarmen Hirnes, leere Körner ohne Menschlichkeit. Dieser Abstieg eines so stark begabten Künstlers ist um so tragischer, als Mann nie „seine Zeit" gehabt hat, die jeder deutsche Künstler dafür verdient, daß er dem Übermaß des Innerlichen und des Zeitlosen einen Riegel vorschiebt und formal, sinnlich, sichtbar, methodisch zu gestalten lehrt. „Die kleine Stadt" ist, rein als zeichnerische Leistung, als Geschenk der sicheren Hand und der gleichmäßigen Komposition betrachtet, noch immer der beste moderne deutsche Roman.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei Mann. Ich habe von vornherein betont, daß die methodisch-beschränkte Geistesrichtung des Intellektuellen, im Gegensatz zur chaotisch-systematischen des normalen Deutschen, unzertrennbar mit politischen Tendenzen verbunden ist, denn eine Änderung der Kulturverhältnisse ist nur durch Änderung der großen materiellen Zustände einer Nation zu erreichen, und deshalb ist es ein durchaus ernster Gedanke, die geistige Opposition politisch zu orientieren, ja es ist der einzig richtige Gedanke. Dem deutschen Charakter läge es am nächsten, diese Forderung zu einem Programm zu erheben, sie laut auszusprechen — Mann wurde davon durch sein rein auf Anschauung zielendes Künstlertum abgehalten und gab, in nichts vielleicht romanischer als darin, dem indirekten, nie greifbaren, überall fühlbaren Angriff den Vorzug. In allem, was er schreibt, ist der geheime und verdeckte Stachel, der nur nachgewiesen werden könnte, wenn man den Organismus selbst sezierte. Diese intrigante Kunst, die unter leisem Hohne mit ihrer äußeren Korrektheit herausfordert, wird uns bei einem jüngeren Führer dieser Gruppe wieder begegnen. Kurz vor

dem Kriege begann eine Zeitschrift Manns neuesten Roman „Der Untertan" abzudrucken; obwohl er noch nicht als Buch erschienen ist, kann man also darüber sprechen. Dieser Roman ist eine Darstellung des liberalen deutschen Bürgertums vom Abgang Bismarcks bis zum Abgang Bülows. Daß nicht die expansiven Kräfte dieser Epoche geschildert werden, sondern ihr Supplement, die knechtischen, deutet der Titel an. Der Untertan ist der Mann der gottgewollten Abhängigkeit, der sie durch inbrünstige Dienstbereitschaft für sich aufhebt, aber nicht für fremde und kritische Zuschauer; er macht alle Schwankungen der von oben ausgegebenen Parole mit und merkt es nicht, da sein Schlachtruf, der dem Treueid der Kriegervereine entnommen ist, sich gleich bleibt; er ist der Streber, der Staatsdiener, der Fanatiker der Kasernierung, der Neudeutsche, das, was heute weiter zu betonen nicht der Augenblick ist und doch nie übersehen werden darf, alles mit einer harten, haßerfüllten Tendenz imprägniert, der doch kein Staatsanwalt etwas anhaben könnte, da sie nicht „zu fassen" ist. Dieses Buch scheint auszurufen: So sehen in Wirklichkeit die Zeitgenossen Hauptmanns aus, so ist im Grunde seiner Seele dieser Deutsche, dessen religiöse Einfalt, Güte und Hingegebenheit ihr zu verklären nicht müde werdet.

Wer würde nicht daran erinnert, daß während des Krieges unsere Gegner Züge an uns aufdecken, die wir verleugnen möchten, und einen riesenhaften Zwiespalt, den wir mit allen Konstruktionen nicht überbrücken können. Haß sieht scharf. Seien wir mutig: die niedrigen, subalternen, hochfahrenden Züge bestehen und, was wichtiger ist, die Notwendigkeit, prinzipiell politische Unerbittlichkeit zu treiben, besteht, selbst der Haß ist berechtigt; nur — ein Mitglied des deutschen Volkes muß ihm eine Modifikation geben. Keine Beschönigung, aber eine Modifikation ethischer Natur. Für einen Schaffenden, dem an der Kultur seines Volkes gelegen ist, darf Haß nur Mittel sein. Je grausamer die Satire, um so besser, aber wenn er nicht zur Menschlichkeit und Gerechtigkeit führt, ist er ohnmächtig. Und hier muß man sagen, Manns Haß hat nicht die langen Wellenschwingungen, die sich weiter und weiter fortpflanzen, bis sie kosmisch übergreifen zu denen der Liebe, er ist hämisch. Er greift nicht an, er stellt nur fest, und Feststellungen langweilen, wenn sie nur Wiederholungen werden. Es ist ein Haß des Verstandes, nicht des Blutes, er bleibt klein und kommt nicht über die Tagesgereiztheit des Simplizissimus hinaus. Und hier ist das Wort unvermeidlich, dem ich bis jetzt aus dem Weg gegangen bin: es ist ein literarischer Haß, sein Autor ist ein Literat. Der Literat macht den ersten Schritt, vom Leben, das das Banale ist, zur Literatur, die das Geistige ist, und ist darin vorbildlich und unentbehrlich. Aber er müßte auch den zweiten Schritt machen können, zum Elementaren, dieser freigewordenen Geistigkeit,

zurück. Darin ist Wedekind viel größer als Mann, er ist ihm gegenüber der Moralist, wenn er auch denselben zu kurzen, hastigen Atem, dieselbe zu eilige Nervenreaktion besitzt. Wedekind weist ins Elementare, seine grelle Barockheit dürfte in einem imaginären modernen Shakespeare nicht fehlen, wie in dem alten Shakespeare die „Nachtseiten" zu ihrem Rechte kamen.

Einen anderen Weg als Mann, der sich in Italien eine neue Heimat suchte, schlug die Masse der jungen Literaten ein; sie blieben in Berlin oder etwa noch München und schritten zur Gruppenbildung, zur sozialen Gemeinsamkeit, zum Konventikel. Machte die Bürgerlichkeit sich nichts aus ihnen — sie machten sich noch weniger aus der Bürgerlichkeit und waren sich selbst genug. Man könnte ebensogut ein Buch wie nur ein paar Zeilen über diese Kreise schreiben, die der Bürger noch mit einem älteren Ausdruck von oben herab als Boheme bezeichnet und in deren Sitten sich doch das Recht durchsetzt, individuell und anarchistisch, das heißt radikal nach dem eigenen Ermessen zu leben. Was der einzelne mit sich, seiner Gesundheit, seinem Körper, seinen Talenten anfängt, ist seine Privatsache. Auf dieses Resultat ist vielleicht die ganze Revolution Ibsens und der Emanzipationen aller Art eingeschrumpft, aber dieses Resultat ist der große Grundsatz der modernen Zeit. Da es erobert ist, wurden die Kräfte nicht weiter für einen moralischen Feldzug benötigt, sondern wurden frei für einen des intensiven Ausdrucks. Die Nerven der Kunst Hauptmanns sind noch die der Kunst Goethes oder Schwinds oder jedes deutschen Repräsentanten aus vormoderner Zeit. Die Großstadt erzeugte und verlangte neue Nerven, teils direkt, weil sie zu einem ungeheuer gesteigerten Verbrauch von Kräften führte, teils indirekt, weil ihre Bewohner älter, zivilisierter, verfeinerter sind. Eine Kunst, die dem Nervenzustand der neuen Zeit, den eröffneten Tiefen, Übergängen, Reizungen Ausdruck verlieh, waren aber Naturalisten und ihre Nachfolger schuldig geblieben. Die jungen Literaten übernahmen die Züchtung dieser Kunst, und man kann ihnen alles vorwerfen, nur nicht, daß sie sich dabei vor den Konsequenzen gescheut hätten — sie opferten verschwenderisch und unbekümmert um ihre Gesundheit. Hunderte verbrauchten sich, Hunderte näherten sich den Grenzbezirken des Wahnsinns, Hunderte waren schwächer als ihre Aufgabe — und traten darum nicht weniger selbstbewußt auf, ein Knäuel menschlicher Erregungen, die doch in den Cafés die wohltätige Gemeinsamkeit von ihresgleichen suchten. Die Historiker werden einst die „Aktion" durchforschen, um die Geschichte der Stammelnden zu schreiben. In ihrem Verlage ist auch ein kleiner Roman erschienen, der als ein Beispiel unter vielen genannt sei: Franz Jungs „Sophie", ein Buch ohnmächtiger sexueller Auflehnung, konstitutioneller

Masochismus, der sich an den Wänden der Abhängigkeit den Kopf einstößt, mit jenen gelegentlichen Wüstheiten, die nicht viel mehr als das Zähnefletschen eines gehetzten Tieres sind und die in Johannes Bechers „Verfall und Triumph" die Dominante werden, nur daß dieses Temperament aus dem Münchner Kreise der „Neuen Kunst" viel gewaltiger ist und an die Roheiten eines Boxers erinnert. Die letzte Geste, die das selbstzerstörende Hinausschleudern hier findet, ist die unflätige Beschimpfung, die den eigenen Gefühlen ins Gesicht spuckt.

Aber weder die Feststellung solcher Kraftgenies noch der armen Häscher der Selbstzerfleischung gibt das Recht, anders als mit Ernst von der Bewegung als solcher zu sprechen, deren Bedeutung in einer ungeheuren Zunahme an Intensität besteht. Wenn einer der Jüngsten, der im Kriege fiel, Lotz, ein Gedicht beginnt: „Ich flamme das Gaslicht an / Ein donnerndes Staunen umprallt die vier Zimmerwände / Ich fühle mich dünn in der Mitte stehn / Verkrampft in Taschen klein meine Hände / Und muß dies alles sehn / Die Mauern bauchen aus, von Dröhnen geschwellt usw.", so ist das aus einer anderen Welt als Goethe, aber aus unsrer Welt, ein klassischer Ausdruck moderner Nervenerschütterung, eine Wortillustration zu Meidnerschen Zeichnungen, in denen die Häuserfronten gegeneinandertaumeln; das „Ungeheure des Gefühls" ist so gut wie bei Goethe darin.

Auch die Literatur kommt nicht mehr ohne die Experimente aus, die dem entsprechen, was man in der nachimpressionistischen Kunst Expressionismus nennt. Niemand kann bestreiten, daß der Impressionismus historisch geworden ist und daß er, dessen besten Werken noch etwas von der realistischen Studie und von Verschönerung des bürgerlichen Daseins anhaftete, durch eine größere Geistigkeit und größere Betonung der gesetzgebenden und zusammenfassenden Persönlichkeit abgelöst zu werden beginnt.

So verhält es sich auch in der Literatur. Die deutschen Persönlichkeiten der großen Vergangenheit wollten erschüttert sein, von den kosmischen Schwingungen getragen werden: diese pantheistische Sehnsucht, der wir auch heute noch in ungezählten Deutschen begegnen, ist ein Erregungszustand, eine Erregung des totalen Menschen, in dem Sinnlichkeit, Geistigkeit, das egoistische Temperament und die weltumfassende Güte zugleich ergriffen werden, also, wenn man genau untersucht, einander aufheben und dadurch dem Menschen ein Gefühl der Gesundheit mitteilen, das außerordentlich an die Folgen einer durchgreifenden Körperbetätigung erinnert, die ja auch darin besteht, daß jeder Teil des Ganzen herangezogen wird. Diese Totalitätserregungen sind also zentraler Art — spezifisch moderne Erregungen, wenn man will, Großstadt-

erregungen, benutzen im Gegensatz zu ihnen die Nervenbahnen, schreiten also von außen nach innen und sind zunächst impressionistisch. Aber nur zunächst. Denn sie dringen allmählich immer tiefer von der Oberfläche nach innen und erreichen, wenn auch dieser Weg schwere Störungen und selbst Zerrüttungen erzeugt, zuletzt die Zentren; das heißt auch der Expressionismus führt zu einem Zustand, in dem die Gesamtpersönlichkeit, die letzte elementare Vitalität ergriffen wird, und das ist der Ausgangspunkt des Expressionismus; er unterscheidet sich vom Impressionismus durch den Drang der totalen Erregung, durch gesteigerte „Geistigkeit", das heißt Zusammenfassung, und durch größere Genialität, das heißt zentralere und tiefergelegene Erregung.

Wie verhält er sich nun zur alten deutschen Totalität? Das ist die entscheidende Frage. Es läßt sich von vornherein vermuten, erstens: da er durch alle Nervensensationen hindurchgegangen ist, wird er viel reicher an Differenzierungen und Feinheiten sein, viel reicher auch an Kenntnissen der physiologischen und animalischen Geheimnisse der menschlichen Natur; zweitens: da er vom Körperlichen ausgeht, wird er, im Gegensatz zur alten deutschen Seelenhaftigkeit, nicht moralisch, sondern vitalistisch, energetisch bedingt sein, und drittens steht zu vermuten, daß die Erregungen der ganzen Persönlichkeit nicht so „gesund" ausklingen, nicht so wohltuend verebben, das heißt daß die schöne tiefe Selbstaufhebung des ganzen Prozesses ausbleibt — mit anderen Worten, die Erregung wird gleich elementar, aber zerstörerischer sein, der große Eingang in Gott oder die Welt oder die Totalität wird unvollkommen sein.

Um diese Thesen zu beweisen, genügt es hier, wo ja keine Entwicklungsgeschichte gegeben werden soll, einen Blick auf den stärksten dieser „Expressionisten" zu werfen, auf René Schickele. Ein nahezu klassisches Beispiel der Überwindung des Impressionistischen durch den Drang nach Zusammenfassung und ihrem Ergebnis, der Totalität des Persönlichen. Das charakteristische Merkmal dieser Richtung, die Intensität, ist hier aufs äußerste ausgebildet. Er schlägt Schlachten, um die Durchbrüche nach dem Reich der Mitte zu erzwingen. Jedes Werk oder Werkchen (alle im Verlag der Weißen Bücher) ist ein Ansturm, ein Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn; einige enden wie gewisse Sturmangriffe dieses Krieges resultatlos, andere führen auf Vorhöhen, auf denen die Fahne aufgepflanzt wird, aber der große Durchbruch war es doch nicht. Ein Talent, das lyrisch stark begabt ist (alle Expressionisten sind Lyriker), die Stoßkraft des Dramatikers, aber weniger seine menschliche Vielfältigkeit hat (alle Expressionisten sind Subjektivisten) und vom Ehrgeiz, der erzählenden Prosa neue Wege zu weisen, besessen ist.

Zunächst werden viele Leser abgestoßen durch die Verworrenheit der

äußeren und näheren Umstände, durch den typischen Mangel an Grundriß oder architektonischem Aufbau. Jede Natur macht aus ihrer konstitutionellen Eigentümlichkeit eine Philosophie; was in Wirklichkeit Abhängigkeit ist, erhebt sie zur Theorie: lassen wir es gelten und geben wir, da es im Grund eine Bagatelle ist, einmal zu, es sei künstlerischer, nämlich reiner, essentieller, wie es in Schickeles „Benkal" geschieht, nicht mehr Franzosen, Elsässer und Deutsche zu sagen, sondern Langnasen, Königstädter und Kremmen. Gewiß ist es sogar banal, immer die Zivilstandsverhältnisse zu geben, und viel wirksamer, gar nicht auf die Realitäten einzugehen. Geben wir also zu und begreifen wir, daß ein intensiver Künstler diese Dinge verachtet. Was gibt er nun intensiv? Schickele strebt intensiv nach dem Punkte, der sowohl vor als hinter dem Eintritt des Geschöpfs in die Realität liegt: vor oder hinter der bürgerlichen Existenz, vor oder hinter der Geburt der geordneten Beziehung. Er ist lyrisch und er ist anarchistisch. An ihm wird sehr deutlich, daß jeder Künstler einen Zustand kennt, dem er unaufhaltsam zueilt, wie ein Morphinist seiner Droge. Dieser Zustand ist für Schickele die Zertrümmerung der Ruhe. Unsere Natur hat die Neigung, seßhaft zu werden, und insofern ist es gut, daß es höhnende Temperamente gibt, die die menschliche Ordnung zerstören, wie man einem Ameisenhaufen Gelegenheit zu neuem Aufbau gibt, wenn man ihn aufwühlt. In den Urgrund unsrer Seele, das Chaos, zurückgestoßen zu werden ist nötig, um zu erkennen, daß unser praktisches Leben, wie Staat, Familie und jede Organisation, nicht Gottheiten und Gesetze über uns, wir also nicht ihre Sklaven, sondern Hilfsmittel unsrer irdischen Notdurft, wir also ihre Herren sind. Aber das ist nun ein Gedanke, zu dem bereits wieder die deutsche (die alte) Totalität gehört, und es zeigt sich, daß die Expressionisten an diesem Punkt verkümmerte Organe haben. Die Kapitel, in denen Schickele dem Chaos, das ist in „Benkal" der Krieg mit der inneren Anarchie, zueilt, sind fanatisch stark und groß, aber wenn das Chaos erreicht ist, bricht die Offensive zusammen. Weil man ergriffen war und Respekt hatte, ist es so erschreckend, zu sehen, was dann herauskommt. „Benkal" wird ein Stammler, Ohnmächtiger, und ich gestehe, einer der ernüchterndsten Momente, die ich in der Literatur erlebte, war, zu lesen, was geschieht, wenn der Krieg vorüber ist. Ein bißchen Revolution ist vorübergezogen, ein wenig Jakobinertum hat sich ausgetobt, und über den Trümmern höre ich ein geheimes Schluchzen versagender Nervenkraft. Jetzt verstehe ich, weshalb diese Literaturkreise, fast alle dieser Jungen, so hysterisch feindlich dem Staate, der Gesellschaft, der ganzen hohen Rationalität gegenüber sind, die man den Aufbau im Sinn der großen Deutschen nennen kann, und weshalb ich bei ihnen so viel vorschnellem

Urteil und Überschätzung der eigenen Geistigkeit, diesem Ausleben in Artikeln, Angriffen, Polemiken begegnet bin. Die Weltstimmung, in die sich Schickele schwingt, kann man als heroisch bezeichnen; aber man braucht nur an Beethoven zu denken, um zu erkennen, welche reine Unpersönlichkeit die deutsche Seele unter heroischer Stimmung versteht und daß der Barrikadenheroismus einer anderen Rasse angehört.

Ich kann nicht anerkennen, daß in Benkal der gegenwärtige Krieg, sei es auch nur in seinem deutsch-französischen Teil, vorweg gestaltet sei.

Sehr stark ist die Fähigkeit Schickeles, die Frauen zu fühlen, wo sie Trägerinnen des Vegetativen und des Animalischen sind, und immer hält er sie an ihren sensitiven Nerven wie an einem Zügel; aber was ist mit diesen Ji, Kru, Gugu und wie sie alle heißen, auf die Dauer? Kru sucht ihren Geliebten im Wirrwarr der Front und um zu ihm zu gelangen, gibt sie sich jedem, der ihr den Weg versperrt. Das wird vorgetragen als der äußerste Ausdruck von Menschlichkeit und Tragik. Es ist aber, dieser Prätension zum Trotz, weder so neu und unerhört, noch so wichtig. Wichtig ist zum Beispiel eine nun schon hundert Jahre alte Figur wie Gretchen, was ich nicht unter dem moralischen oder idyllischen, sondern unter dem intensiven Gesichtspunkt sage. Und Ji, die über dem Kriege Cancan tanzt, ist, als rothaarige Muse der Auflösung, sehr eindrucksvoll; da sie aber auch nachher nur Cancan tanzt, schrumpft sie zu einer Varietéfigur zusammen. Das ist die Tragik der expressionistischen Unerhörtheiten, sie wachsen nicht ins Unvergeßliche, sondern ins Armliche. Daneben hat sich schon eine Schule von Nachahmern gebildet, die schematisch und sentimentalisch arbeiten, ganz wie in der Malerei. Die letzten Kapitel von Benkal lesen sich fast wie „Musik" von Peter Baum, einem anderen dieser Untotalen, es fehlt der große, elementare Ausklang, und alles wird Ästhetizismus statt gesteigertes Leben. Und Schickele fühlt das selbst, denn er schrieb eine Novelle „Trimpopp und Manasse", in der er versucht, eine ordentliche Fabel mit Eingang und Steigerung zu geben. Und hier geschieht das Groteske, daß dieser Künstler Seiten schreibt, die sich wie Kapitel aus der „Berliner Range" lesen, voll gewolltem Humor und gewollter Klarheit, arm und tragisch. Dieser Autor ist nahezu rein französisch, er ist methodisch, aber nicht total im deutschen Sinn.

Die deutsche Totalität ist letzten Endes große Harmonie, große Güte, große Gelassenheit, sie ist und bleibt ethisch orientiert. Das ist das Endergebnis dieser Untersuchung, und sie ist, denke ich, zeitgemäß. Sie war nicht vorgefaßt, es ist einfach der Durchbruch einer nationalen Wahrheit. Tolstoi ist nur Moralist, und das braucht man nicht zu sein, aber zuletzt ist es mehr, eine Kraft wie Tolstoi zu sein als ein Expressionist. Ich habe jedoch keineswegs die Absicht, irgendwie aufzuheben, was der Expressionis-

mus erreicht hat. Wir wollen nicht a priori Ethiker sein, wie noch die Zeitgenossen und Gründer der deutschen „sittlichen Weltordnung". Wir sind modern, wir sind Erkenner der vitalen, animalischen, energetischen Tatsachen und halten den Schild vor jene Lyriker, die die Morgue besungen haben, unsere Pole sind wohl nicht mehr Gott und die Seele, sondern Tod und Leben, verbunden durch die Achse des Wirklichen; wir sind also anders orientiert; aber was wir nie abwerfen können, ist der zentrale Vorgang in uns, der deutsche Vorgang der großen Übersichtlichkeit, Gerechtigkeit und Güte.

Ich könnte nun noch von den Anfängen dieser Kunst im Expressionismus sprechen und ich würde hinweisen auf Leonhard Frank, den unvergeßlichen Georg Heym, Franz Werfel, auf den gefallenen Ernst Stadler, der in der Umbildung begriffen war, und auf Sternheim, der die expressionistische Formel und Konzentration dem Drama zuzuführen sucht, wenn auch auf Kosten der sprachlichen Möglichkeit; aber davon ein andermal.

Politische Chronik: Die Fronde/ von Junius

Ich höre fragen: Ist der Burgfrieden ein Leichentuch, das einen Kadaver zu bedecken hat? Daß heute so gefragt werden darf, beweist, wie gut unsere Jahresbilanz ist.

Der Burgfriede war nach Kriegsausbruch als eine militärische Maßregel allererster Ordnung diktiert worden und wurde auch von denen als Selbstverständlichkeit anerkannt, die nicht an überschwenglicher Staatsgesinnung leiden. Wenngleich damals in Konventikeln und gut meinenden zweigeschlechtigen Bünden geknurrt und über preußische Methoden geschimpft wurde, zum Beispiel über die Behandlung preußischer Bürger fremder Nationalität in den Grenzbezirken des Reiches, so war das nichts als Kurzsichtigkeit und Unfähigkeit, das Auge auf die große Not und die lebensgefährliche Schicksalsprüfung einzustellen. Es war nicht der Augenblick, von der Bürokratie Rücksichten zu fordern, die zu üben sie im Frieden nicht gewohnt oder von der Zivilkurage zu üben nicht gezwungen worden war; noch gar die Loslösung vom handwerklichen Schema. Der Hinweis auf die Praxis in den westlichen Demokratien aber war erst recht gebrechlich; denn wenn später die Zeit gekommen sein wird, über das Maß der freien Meinungsäußerung zu sprechen, das den Regierten in Westeuropa von ihren in suveräner Entschließung „selbst gewählten" Regenten eingeräumt worden war: dann wird sich zeigen, daß in Frank-

reich der Öffentlichen Meinung der dickste Knebel in den Rachen gestopft wurde, und daß in England, dem gelobten Lande der Zensurfreiheit und der ungehemmten Meinungsäußerung, der Straße mit den üblichen Mitteln die Fiktion der Freiheit gelassen und, mit dem Anwachsen der kriegerischen Gefahren, die ehrwürdigen Charters of Liberty nacheinander in den Käfig gesperrt wurden. Aus dem homme né libre der westlichen Rousseauiten war der homme enchaîné geworden. Vor dem Kriege tanzte er am Narrenseil der Oligarchie, die ihn aus der Dunkelkammer seines Souveränitätsdünkels durch ‚überlegene Diplomatie' in das große Morden hineingetrieben hatte; und nun führt sie ihn am Nasenring weiter auf die Bahn verschämter Hörigkeiten, die er, nur unverhüllt, eine preußische und russische Besonderheit gewähnt hatte. Das Resultat ist vorläufig der Sieg deutscher Geistigkeit: eine ‚Militarisierung' nämlich der bürgerlich-sozialen Welt, die sich im Schatten des Burgfriedens dort vollzieht und den Krieg überdauern wird.

Ich will aber der Frage nicht ausweichen. Für uns liegen die Dinge heute wesentlich anders. Die Bilanz des ersten Kriegsjahres ist den Zentralmächten, moralisch wie militärisch, überaus günstig, der Vernichtungswahn der Feinde ist zerflattert, unsere Heere halten fremde Gebiete von beträchtlichem Umfang fest in Händen; und wenn auch die Balkansphinx noch immer ihre ungelösten Fragen stellt, die Dardanellen vom Kampfgetümmel umtobt sind und ringsherum jeder neue Tag neue Bilder schafft, ist die militärische Lage doch so, daß ein großes, denkgeübtes, durch unerhörte Leistungen in seinem Recht auf Mündigkeit bestärktes Volk sich schließlich doch besinnen muß, wie es sich die Grenzen seines Reichs in Zukunft wünscht, um seiner inneren Mission national und menschlich in Frieden leben zu können. Tatsächlich geschieht das; und zwar so lebhaft, daß die Spuren davon durch alle Ritzen des burgfriedlichen Zustandes dringen und fast in jedem Zeitungsblatt sichtbar werden. Wozu also noch immer die Fiktion aufrecht erhalten, daß verboten sei, sich zu den Kriegszielen generell zu äußern? Alle Welt weiß (und erwartete) es, daß keine Meinungseinheit darüber herrscht und herrschen kann, so wenig bei den Sozialisten wie unter den bürgerlichen Parteien. Unter den Nationalliberalen kriselt es; den Annexionisten um Bassermann stehen, um Schiffer, die Behutsamen gegenüber, die sich grundsätzlich der An- und Eingliederung bisher selbständiger Länder widersetzen, um zu verhüten, daß aller Ecken und Enden neue Eiterherde von Revanchegelüsten entstehen. Parallel damit läuft eine gedämpfte Polemik in den Blättern, die sich für spezifisch national halten, und das Ausstreuen von Mißtrauen in die politisch schöpferische Energie des Kanzlers, das auch die dehnbare Verheißung übertönt, durch den Frieden die militärische, poli-

tische und wirtschaftliche Zukunft des Deutschen Reiches zu sichern. Die Parteien verwischen sich. Die ‚Freie Vaterländische Vereinigung' zum Beispiel, der der bekannte Jurist Kahl, Hans Delbrück, Fürst Hatzfeld und Bernhard Dernburg angehören, hat sich gegen Annexionen ausgesprochen. Da haben wir eine konservativ-liberale Paarung für das Auswärtige. Die bürgerliche Linke ist am enthaltsamsten: sie ist dafür, alles zu vermeiden, was die Autorität der Regierung zu schwächen vermöchte, und spendet dem Kanzler und seiner Weisheit grundsätzlich Vertrauen. Der Zustand ist, in seiner halben Öffentlichkeit, unerfreulich, wenn nicht schlimmer: die ganze Öffentlichkeit allein kann helfen, weil sie zwingt, die Grundsätze zu durchdenken, die im heutigen Europa die Eingliederung kleiner Nationalitäten in einen der großen machtstaatlichen Rahmen bestimmen, und welche Schranken dem Eroberrecht und dem Nationalitätsprinzip gesetzt sind: oder das deutsche Volk selber setzt.

Es gibt einige oberste Grundsätze, die, meine ich, allen Erörterungen über Kriegsziele voranleuchten müßten. Zum Beispiel: jeder heutige Krieg ist sinnlos, der nicht, über das bloß Defensive hinaus, für den Sieger die Erweiterung des Solidaritätsgebiets zur Folge hat. In dieser Erweiterung liegt die einzige geschichtliche und sittliche Rechtfertigung des Waffensieges. Aber diese Solidarität läßt sich, bei dem heutigen Zustand des nationalen Eigenwillens und der elementaren Kraft dieses Eigenwillens, nicht einmal nach dem Osten hin mit bloßer Waffengewalt erzwingen; das brutale Eroberrecht, mit Entrechtung und Knechtung auch in der verhülltesten Form, gehört in Europa in die historische Rumpelkammer; vielmehr sind nationale Autonomien zu schaffen, auch wo sie bisher nicht, oder nicht vollständig, bestanden, mit den Schranken, die die militärische Sicherheit gebietet, und dem Zwange zur wirtschaftlichen Angleichung. Dieser Zwang wirkt, nach Jahren des Übergangs und der Gewöhnung, auf die Dauer nicht trennend sondern versöhnend, wie schließlich jede Erweiterung des Wirtschaftsgebietes und eines sicheren Binnenmarktes schließlich auch die ursprünglich schwächeren Glieder befriedigt. Die Entstehung des deutschen und des nordamerikanischen Bundesstaates und der Südafrikanischen Union sind doch sehr brauchbare Analogien. Ohne diesen Zwang, die Bahn des eigenen Interesses zu beschreiten, hat sich die Entwicklung zu erweiterten Solidaritätsgebieten nie und nirgends vollzogen; nur beschränke man diese Zwangserziehung auf die materiellsten Interessen und überlasse alle politisch-ideellen und kulturellen Lebensäußerungen etwaigen neuen Gliedern des erweiterten Wirtschaftsverbandes, weil man das Maß des Freiheitsgefühls in der Gebundenheit nicht groß genug machen kann. Nun vergleiche man damit, was gewisse Rechtslehrer, wie Josef Kohler, zum Thema der etwaigen An- und Eingliederung zu sagen haben: es sind,

scheint mir, Bausteine zu einem neuen Helotenrecht für Europäer ... Über alles dieses erwartet das (noch sehr unpolitische) Volk Erklärungen der Parteiverbände und der großen Organe, aber aller — aller.

Wir sind in der Lage, dem widerlichen Gewäsch humanitärer Phrasen und imperialistischen Hochmuts des Gegenbundes aus Selbsterhaltungstrieb und Selbstbescheidung geborene Ziele entgegenzusetzen; aber wir sind politisch nicht so reich, um zu dulden, daß nationalliberale Zionswächter schon heute ... heute schon die Burg besteigen, um von oben her diejenigen als un-männlich und un-vaterländisch zu traktieren, die über Kriegsziele grundsätzlich anders zu denken scheinen als sie. Ein Blick in die nationalliberale Presse belehrt, wie unvergessen die bösen Gewohnheiten einer durch die sozialen Kämpfe grenzenlos verhetzten Zeit sind. Droht wieder der Zustand, wo es für patriotisch galt, dem Gegner das Etikett „Reichsverräter" anzuheften? Man erschrickt über die Heftigkeiten jener patriotischen Schulmeisterei, die sich anmaßt, Erbe des Bismärckischen Genius zu sein, weil ‚man' irgendwie mit den großen kapitalischen Wirtschaftsverbänden zusammenhängt. Deren Interessen sind wichtig genug; die Masse der Gewerkvereinler, der freien und der christlichen, hat sich, trotz aller sonstigen Standpunktverschiedenheit und radikaler Gegnerschaft zu jenen Verbänden, mit hellster Bewußtheit schützend vor das Vaterland gestellt, weil sie in der Möglichkeit einer militärischen Niederlage die Gewißheit eines industriellen Zusammenbruchs für Deutschland und einer sicheren Verelendung der deutschen Arbeiterschaft erkannte. Soweit stehen also, was die berechenbaren Interessen anbelangt, beide Gruppen auf dem gleichen Boden; die irrationalen Elemente aber, die im letzten Grunde Nationalgefühl und Staatsgesinnung bestimmen, sind heute beim deutschen Volke, als Masse gedacht und als demokratisch beargwöhnt, nicht minder stark als in den ältesten Demokratien und beim jüngsten Fabrikadel Europas. Über diese Voraussetzungen jeder großen aktiven Politik nach außen hin dürfte kein lautes Wort mehr hörbar sein, — mithin auch nicht über das Recht der Organisationen dieser Masse, für ihre Gedanken und Wünsche über Kriegsziele ebenfalls Berücksichtigung zu fordern. In einer Konferenz darüber würde zum Beispiel Herr Legien, der kluge Gewerkschaftsführer, keine schlechtere Figur machen als die — Vertreter der Kapitalisten.

Auswärtige Politik ist also doch wohl etwas anderes als der Nationalismus der großen Industrieverbände; etwas anderes als die Einsicht, daß ein Land, das unmögliche Grenzen hat, Bajonette haben muß; etwas unendlich Weiteres, Umfassenderes, mit den militärischen und wirtschaftlichen und psychologischen Faktoren der Gegen- und Nebenspieler Rechnendes. Die Führer der nationalliberalen Partei haben, seit Bismarcks festes Steuer und unbedingte Autorität fehlten, also in einer neuen Zeit mit den neuen

Aufgaben eines unruhig vorwärtsdrängenden Arbeitsvolkes: kaum je haben sie bewiesen, daß sie für die Schwierigkeiten der zwischenstaatlichen Beziehungen das Feingefühl und die nötige Instinktsicherheit besitzen, die den Staatsmann ausmachen. Vielleicht hätte sich dieser oder jener zum Staatsmann oder zum Diplomaten großen Stils entwickelt, wenn wir ein Auslesеverfahren hätten, das den Kritiker in die Amtsstube führt und mit der Verantwortung vor dem ganzen Lande belädt. Aber es blieb bei einer Kritik, die nicht schöpferisch war. Die Reichstagsverhandlungen der letzten fünfundzwanzig Jahre sind des Zeuge. Bassermanns Glossen zum auswärtigen Etat gehören zum Schwächsten vom Schwachen. Wie immer die Kanzler und Staatssekretäre hießen, welcher Kurs gesteuert und welche Methode geübt wurde: seine Kritik war im Kern meist bejahend und sachlich ohne Fenster und Fernsicht, bis auf die Selbstverständlichkeit, daß in einem System der Veränderungen und der kolonialen Aufteilung der Welt Deutschland nicht den Standpunkt der Stabilität und der absoluten Saturiertheit vertreten konnte. Dies war zuletzt ‚bekanntlich' auch der Standpunkt des Radikalismus, der die Politik auf das Leben, nicht das Leben auf die Politik einrichtet. Und es war und ist heute eine Selbstverständlichkeit. Vielleicht vergleicht Herr Bassermann seine und seiner Freunde Konstruktionen mit den Anmerkungen zur deutschen Auslandspolitik, die etwa (der gewiß unverdächtige) Karl Peters fortlaufend von England aus in die Heimat geschickt hat: er wird Unterschiede bemerken. Einzelheiten wären heute ein sträflicher Luxus.

Die letzten Ziele des lauten Zweifels am Kanzler sind dem Kinderauge durchsichtig. Die Nation wird aufgefordert, zwischen Bethmann Hollweg und Bassermann zu wählen, mit der Warnung, sie sei un-vaterländisch, wenn sie sich beikommen lasse, etwa dem Kanzler, was die kluge Bemessung der Kriegsziele betrifft, mehr zu vertrauen als den Bassermännern. Soweit sind wir unter dem Schatten der großen Friedenseiche gekommen. Man nennt das Fronde. Die Fronde traut sich die Kraft zu, mit außerverfassungsgemäßen Mitteln auf die Leitung des Reichs Einfluß zu gewinnen. Der Kanzler wird den verfassungsmäßigen Weg, die Volksstimmung zu erfahren, wohl aber zu finden wissen.

Anmerkungen

Held oder Mensch

Liegt nicht ein Mißverständnis in der Aufforderung, die von den Zuschauern (weniger von den Arbeitern) des Kriegs so dringend an uns gerichtet wird, eine denkende Kultur zugunsten einer handelnden aufzugeben, die Bewunderung des Geistes mit der Anbetung des Heldentums zu vertauschen? Wird dabei nicht das Beste und Tiefste in beiden übersehen, das schöpferisches Denken und gewissenhaftes Schaffen (denn jede Tat hat ihr Gewissen) erst in der Einheit des Menschlichen, Beseelten verbindet? Unter viel Ästhetentum, das sich um Schlichtheit und Kraft bemüht, und ebensoviel Bürgerlichkeit, die ohne Umwege Literatur werden möchte, werden Walther Heymanns Kriegsgedichte und Feldpostbriefe (München, Georg Müller) nicht bloß die alten Freunde seiner verstummten Kunst mit der seltnen Reinheit eines solchen vollen, menschlichen Klangs berühren. Ich weiß nicht, ob diese deutschen Verse und Tagebücher eine neue Kunstform tragen. („Worte, die nicht vergehen werden", schrieb Alfred Kerr von dem „Abschiedsgruß": „‚Weg und Berg und Hang und Tal — letztes Mal!' Keiner kann sie laut sprechen . . . ohne daß etwas in ihm erzittert".) Aber es lebt darin jene schwere Ernsthaftigkeit und Gewissenhaftigkeit, die allein der Größe des furchtbar Wirklichen ebenbürtig ist, weil sie sich ihm weder ergibt noch von ihm überwältigt wird. Da ist keiner von den bunten Schleiern der Unwirklichkeit, die einzig es möglich machen, davon tagaus tagein in den Zeitungen zu lesen, nichts von den vorweg sichern Ergebnissen, dem feststehenden Gleichgewicht des Abstraktionswesens, das man (wie die klassische Schachfigur der modernen Wirtschaftstheorien) den kriegerischen Menschen nennen könnte. „Man darf nie leugnen, daß man sich fürchtet. Ich wurde ganz mutig dadurch erst, daß ich mir meine Furcht eingestand". Man kann schweigen, ohne es zu sagen (ein Heer muß es zweifellos), aber wozu überhaupt Worte, wenn nicht diese oder solche? Daß noch im Schützengraben ein Offizier sich in Drill und rohen Beschimpfungen gefällt, daß auch die Kameradschaft von den Spannungen und Abneigungen des Alltags zerrissen ist, daß man diesen armen Menschenleib durch Leiden und Entbehrungen lange vor der letzten Kugel der Vernichtung verfallen sieht: all das reizt hier gar nicht auf (wie etwa, wenn es verschwiegen würde), es strahlt von Demut und Wahrheit gegen eine Welt, die nur Wahrheit und Demut vielleicht einst überwinden werden. „Wo steht es geschrieben, daß andere für mich bezahlen und an meiner Stelle fallen müssen?" Ich denke, diese einfache Brüderlichkeit unsrer Zeit, unsrer Zukunft kann es mit allem Heldentum der Geschichte aufnehmen. „Ja, wir sind alles Leute, die von unten kommen . . ." Die Augen dieses deutschen Juden sehn uns an wie ihn selbst die zerarbeiteten Gesichter der Kameraden auf der Fahrt ins Feld: „So unerwartetes Deutschsein, wie es auf alten Holzbildern in den Zügen steht . . ."

Carl Brinkmann

Skizzen

Der junge Dichter Otto Flake nennt einen Band Novellen nicht, wie es üblich ist, nach der umfangreichsten, sondern nach einer kurzen, skizzenhaften: „Die Prophezeiung" (Verlag S. Fischer). Die längste Erzählung des Bandes ist nicht die stärkste. Aber was wäre in Deutschland mit kleinen Geschichten, mit ein paar Seiten langen Anekdoten, kurz: mit skizzierten Erzählungen anzufangen? Immer noch hängt der Erfolg eines erzählenden Werkes von der Dicke des Bandes ab. Die Skizze, das ist immer noch die Kuriosität, die sich ein oder der andere wohlwollende Verleger gelegentlich leisten kann.

Ich habe diese Geringschätzung der Skizze nie begriffen. Die Skizze, nicht nur des Zeichners, sondern auch des zeichnenden Erzählers, muß einen unwillkürlichen Schwung haben, den das gemächlich ausgebreitete Werk zuweilen entbehren kann. Auslöschung des Unwesentlichen — und wie viel wird, je reifer ein Künstler wird, unwesentlich — ist die erste Voraussetzung jedes eindrucksvollen Erzählers. Wer nicht abkürzen kann, kann nicht erzählen. Der Skizzenschreiber aber muß ein verwegener Spitzbube im Weglassen sein, er muß eine wahre Pioniergeschicklichkeit im flinken Aufbau haben! Auf drei, vier, fünf schnell eingerammten Voraussetzungen muß er seine kühne luftige Konstruktion aufbauen. Nur angeborne Schlagfertigkeit des Geistes, nur eine leicht hinfliegende Hand ist des Kunstwerkes der Skizze fähig. Ja, es gibt einen Wurf der fliegenden Erzählung, den nur die unwillkürlich gefundene Skizze hat, es gibt einen Übermut der Skizze, der im rechtschaffen fest geschlagnen Werke schwer festzuhalten ist.

Dem jungen Dichter Otto Flake ist dieses angeborne Talent zur aus der Pistole geschossenen Skizze gegeben, vor allem: stilistisch. Ich lese in einer seiner Erzählungen: „Vorsichtig und langsam, als tue es den Schienen wehe, fährt der Zug ein." Das nenne ich, mit einer unwillkürlichen Linie skizziert! Oder: Ein Soldat in Flandern schnuppert neugierig um ein Haus herum, ein junges holländisches Kindermädchen öffnet ihm: „Mit einem Knicks sagt es Mynheer und vertraut auf die besänftigende Wirkung der Spitzenschürze, die hinter den Knien gebunden war." Wer sieht da nicht den Schwung des lustig laufenden Stiftes, mit dem das stupsnäsige Kindermädchen im Hui aufgezeichnet ist? Solche Hurtigkeit der Charakteristik ist zur Skizze des Erzählers nötig. Seit Heinrich Heine, der zuerst das Deutsche so leicht tanzen zu lassen wußte, haben nur wenige deutsche Autoren so spielend zu skizzieren gewußt wie Flake.

Zur nicht bloß technischen Meisterschaft der Skizze ist freilich auch eine gewisse Dichtigkeit des geistig-seelischen Inhalts vonnöten. Sie muß sich an die Darstellung konzentrischer Stunden, offenbarer Kontraste, schicksalhafter Situationen halten. In der mit Noblesse geführten Skizze „Zwischen den Schlachten" ist der leicht aufgeführte Bau der Erzählung mit dem Gewichte seelischer Erlebnisse richtig behängt. Es ist eine nach jeder Richtung ausbalanzierte Skizze, und also ein Meisterwerk in Strichen.

Stefan Grossmann

Wege und Wünsche

Die plastische politische Kraft einer Nation wird durch meinende und ratende Teilnahme vieler oder aller Volksgenossen diskussionsweise nicht nur nicht gefördert, sondern, wenn diese Kraft nicht sehr stark ist, ganz vernichtet. Der Verfasser der Weltgeschichtlichen Betrachtungen hat das an dem Beispiele Athens gezeigt und es läßt sich den Heutigen an dem Beispiele Englands zeigen, das nach altem sogenannt demokratischen Brauch den Krieg ebenso zum Diskussionsthema mit „to the Editor"

in den Zeitungen macht wie eine Schlipsmode oder die Prügelstrafe. Die Gefahren solchen Dilettantismus beseitigt nicht die alte verbriefte englische Freiheit, sondern eine nur dem Engländer eigentümliche Einstellung auf England als seine Sache, für die er ja auch kein Wort wie „Vaterland" oder „Patrie" hat, sondern kurz „England". Wir haben keine diesen Dilettantismus regulierenden Mittel ausgebildet. Es liegt nun in der Natur der Sache, daß die Dazu-Redenden sich immer mehr von ihren Affekten leiten lassen als von tauglichen Gedanken oder von wirklichen Kenntnissen (unsere öffentliche politische Bildung ist sehr jungen Alters). Die Diskussionäre sind sich meist nicht gewahr, daß alles, was politisch wird, nur sehr langsam wird, weil es organisch wachsen muß, und daß der bloß wünschende Eifer, der die Errichtung eines utopischen Paradieses sehr einfach malt, keineswegs befeuernd, sondern lähmend wirkt. Der nur in glänzenden Aspekten seiner nichts als bedingungsweise möglichen Zukunft schwelgende Mensch, der Mensch, der sich eine glänzende Rolle gibt, wenn er reich, wenn er Minister, wenn er dies und das wäre, den wird die Schwächlichkeit, die ihn zu solchen Träumen führt, unfähig zu den einfachsten Besorgungen seines hier, jetzt und so gegebenen Lebens machen. In diese seine „wenn" ist so viele kritische Zersetzung des Lebens eingeschlossen, so viel reflektiertes Leben, daß er ein unmittelbares Leben gar nicht mehr führen kann. Und so bei den Nationen. Die Platonische Utopie war ein Zeichen der schwindenden plastisch-politischen Kraft Athens, wie der Imperialismus ein solches Zeichen Englands war, wie sie alle jene Utopien eines Zukunftsstaates im anfänglichen Sozialismus waren. Ein Leben, das auf „wenn die Menschen vernünftig wären" aufbaut, unterschlägt ein Wesentliches des Lebens, daß nämlich die Menschen, insofern sie leben, gar kein Interesse daran haben, nur und nichts als vernünftig zu sein, notabene ihre wenige Vernünftigkeit nach jener des, wie er meint, nichts als vernünftig Denkenden zu orientieren. Der Mensch gibt die sechzig Jahre seines Lebens hin, um am Ende vielleicht zu konstatieren, es habe sich zu leben nicht gelohnt. Aber er wird nie sein Leben mit dieser Einsicht anfangen wollen, auch wenn sie ihm als noch so vernünftig bewiesen wird. Er will zu allen Wahrheiten organisch kommen, und läßt sie sich gerne was kosten. Er läßt sie sich sogar das Leben kosten.

Die Diskussion des Kriegszieles und der Friedensbedingungen ist verboten; das ist im ganzen eine weise Verordnung, wenn sie auch im verschwindend Einzelnen ungerecht sein mag. Kein Mensch, der nicht privatim das Kriegsziel diskutierte mit seinem Mitmenschen. Leicht wie Federbälle fliegen Dinge durch die Luft wie europäischer Staatenbund, Föderativrepublik, Abschaffung der Landesgrenzen — als ob die Errichtung dessen, was ist, sein Dasein einem Einfall verdankte, einem Gedanken, so daß ein anderer Gedanke dieses Dasein beseitigen könnte. Als ob das, was ist, so wenig es auch sein mag, so grauslich es auch für viele sein mag, nicht Zeiten mühvollen Werdens und Wachstums gekostet hätte, wird es für das „vernünftig Bessere" erledigt, mit einem Wort, einem schnell zusammengehauenen Vernunftbauwerk ersetzt. Jeder Dazuredende hat zum mindesten einen persönlichen affektgefüllten Wunsch, den er in der zukünftigen Gestaltung verwirklicht sehen möchte. Er hat sogar meistens nur diesen einen Wunsch, daß es ihm nämlich so gut wie nur irgend möglich darin gehe. Davon macht er die Wahl der Mittel abhängig. Er kann, daß er wünscht, auch rechtfertigen: er hat im Kriege sein Geschäft verloren, einen Sohn verloren, dies und das. Ist die Diskussion des Kriegszieles in den Zeitungen frei gegeben, so wird sich der politisierende Wähler, Abonnent und Portier Kaluweit, der einen Sohn im Felde hat, auf diese Tatsache gestützt, hinsetzen und an die Zeitung schreiben, wie er und seine

Kollegen am Stammtisch sich das Künftige des Reiches dächten und wie sie es zu wünschen ein Recht hätten. Wir wissen, daß der Tüchtige schweigsam ist, und daß meist nur der in seinem Tun Untüchtige die Zeit findet, sich über Gott und die Welt um so lieber zu äußern, je weniger ihn das angeht. Die Diskussionen, die in Bierkneipen von einer harmlosen Prügelei beendet werden, werden in den Zeitungen end- und sinnloser Schwatz und Schimpf sein. Wohin Affekte führen, wenn sie sich mit der Intelligenz verschleiern und sich für reine Intelligenz geben wollen, das erleben wir ja in diesem Kriege traurig genug. Die Zeitung hat die Wahl im Eingesandten, sagt man. Aber wer gibt der Zeitung diese Kompetenz als eben ihre Leser und Abonnenten? Ist die Zeitung die mit gerechter Hand wägende uud entscheidende Gottheit? Das ist sie doch nur in dem aus Ressentiment gewordenen Größenwahn des Nacht-Redakteurs: der Zeitungsbesitzer wird ihn bald eines besseren belehren, wenn dieser Wahn das Geschäft schädigt; er läßt ihn nur so lange als kostenlose Gehaltszulage existieren als das Geschäft der Zeitung nicht darunter leidet. — Es wird eine der schwersten Aufgaben der vorhandenen plastisch-politischen Kraft sein, sich gegen den zu erwartenden Ansturm der Meinenden, Ratenden, Fordernden zu behaupten. Wo diese Kraft in wirklichen Staatsmännern (an deren Vorhandensein wir glauben wollen) ihren Exponenten gefunden hat, werden diese vor die schwere Prüfung sich gestellt sehen, die sie vor ein scheinbares Entweder-Oder drängt: mit allen Mitteln Vorhandenes, Altes zu behaupten (man nennt das konservativ sein) oder Neues aufzustellen (man nennt das radikal sein.) Konservativ oder radikal regieren, heißt nicht mit der konservativen oder der radikalen Partei regieren. Man bricht nicht mit dem, was ist, wie die radikalen Parteien wollen. Man verharrt nicht bei dem, was ist, wie die Konservativen wollen. Man hat es bei den politischen Gebilden ja nie mit einem so und so Gewollten zu tun, sondern mit einem so und so Gewachsenen, weder in Freiheit noch im Glashaus Gewachsenen. Was nur im Glashaus wächst, ist künstlich, was nur im Freien wächst, verwildert.

Wir leiden unter einer redenden Zersetzung aller Dinge. Das führt zur Oligarchie mit ihrer schlimmen Kompensierung in parlamentarisch geregeltem Reden. Vom Staate irgendwie entmündigt sind heute alle gegen den Staat und schreien doch alle nach dem Staat, als ob er nichts als eine Polizei für die Geschäfte des Einzelnen wäre. So hat man sich gewöhnt, und daraus wird ein Sturm auf den Staat werden, was er alles soll und nicht soll. Denn um jeden und alles kümmert sich der Staat, und so ist jeder an ihm beteiligt. Er stützt sich nicht wie ehmals auf die Religion, und nicht wie andermals auf die Kultur, sondern auf das Geschäft, und das Geschäft ist jedermanns. Das Geschäft ist keine Gemeinschaft, sondern Einzelnes. Seine höchsten Aufgaben aber erfüllt der Staat, wenn er auf Gemeinschaftlichem ruht. Worin wird er diese Grundlage des Gemeinschaftlichen finden? Welche Macht muß ihm künftig eignen, daß er, um nur dies zu nennen, das seiner Natur nach unstaatliche, internationale Kapital entmächtigt? Nicht die Schwächeren seiner Bürger wie bisher polizeilich vor der Macht des Kapitals zu schützen, wird Aufgabe des Staates werden, sondern sich selber vor dieser Macht zu schützen, die sich schneller wieder gefunden und organisiert haben wird als die zur Zeit feindlichen Staatshoheiten. Der Staat muß Macht sein, nicht ausgleichende Balance zwischen mogelnden Interessengruppen. Und um Macht zu sein, muß er sich auf eine Gemeinschaft stützen, nicht auf die Gesellschaft des Geschäftes, denn dann ist er immer nur Streitobjekt und Unmacht, und das heißt Willkür und Klassendespotie, gleichgültig welcher Klasse.

Franz Blei

Am Rande des Krieges

Sie ist eine Pianistin mit spanischem Namen, Tochter einer noch berühmteren Pianistin. Wozu hierzulande, wo sie wohnt, noch soviel Herumspielen? Spielen wir einmal in Griechenland, beschließt sie. Aber in Griechenland scheint das Klavierspiel auch nichts Ungewöhnliches mehr zu sein. Wie wäre es mit Tunis, denkt sie, in Tunis ist sicher kein Überfluß an Klavierkonzerten. So spielt sie in Tunis, und gerade im Begriff, sich wieder einzuschiffen, hört sie von dem Ausbruch des Krieges. Sie steigt ein, das Schiff schwankt in seinem Kurs, wird endlich nach Algier dirigiert. Also gut, so steigt sie in Algier aus, nimmt ein Hotelzimmer, packt die Sachen aus und wird dabei von einem Polizeiagenten gestört, der sie bittet, ihm zu folgen. Sie wird ausgefragt. „Was sind Sie?" „Pianistin." „Woher kommen Sie?" „Aus Tunis." „Was machten Sie in Tunis?" „Konzerte geben." „Warum sind Sie hier?" „Weil das Schiff herfuhr." „Welcher Nation?" „Mein Mann war Engländer, aber ich bin geschieden." „Ihr Vater?" „Italiener." „Ihre Mutter?" „Aus Venezuela." „Ausweis über Ihren Mann?" „Aber ich trage doch nicht die Papiere des Geschiedenen herum." „Ihren Vater?" „Auch mein Vater ist geschieden." „Wen heiratete Ihre Mutter?" „Vor meinem Vater einen Franzosen, nach diesem einen Engländer, von dem sie aber auch geschieden ist." „Wer ist die Frau des Engländers?" „Er hatte noch vier andere, deutsche und österreichische Frauen, und ist jetzt Schweizer." „Was betreibt er?" „Auch Klavierspiel." „Sehr merkwürdig; wo sind Ihre eigenen Papiere?" „Habe ich nicht." „Wo wohnen Sie?" „In Berlin."

Sie wird in den Kerker geworfen, zusammen mit zwei Tierbändigerinnen und zwei Mörderinnen, Schwarzen, die Mann und Kind getötet hatten. Es ist eine furchtbare Zeit. Der Tod steht ihr täglich vor Augen. Alle paar Tage wird ein vermeintlicher Spion aus dem Kerker zum Erschießen abgeholt. Fünf Wochen vergehen in dieser namenlosen Qual, aber sie behält den Verstand.

Indessen ist durch eine Nachricht hier die amerikanische, die spanische Botschaft oder ich weiß nicht welche, bemüht worden, und endlich erhält sie die Erlaubnis zur Abfahrt. Sie reist nach Majorka, auch dort noch bewacht. Immer weiß sie, wann der Dampfer an der Küste vorüberkommt; eines Tages paßt sie ihn ab in Hast und Eile, sie gelangt nach Barzelona, wo ihre Mutter Konzerte gibt. Die Mutter will sie vor dem Konzert nicht sehen, die Aufregung vermeiden. Schließlich treffen sie sich: ungeheurer Augenblick. Die Mutter wird nach Madrid zum Konzert beim König befohlen. Die ganze altspanische Pracht tut sich auf. Die Karosse fährt vor, galonierte Diener holen sie feierlich ein. Der König steht inmitten seines Hofstaates, die Königin behängt mit Perlen. Sie spielt Chopin, dann Schuberts Militärmarsch. Plötzlich lacht der König laut auf. Sie wird verlegen. Nachher erklärt er sich: er habe daran denken müssen, wie er als Kind immer dieses Stück vierhändig gespielt habe. Wenige Wochen nach dem Kerker von Algier sieht die Tochter den Glanz eines freundlichen und prachtliebenden Hofes. Es ist wie ein Märchen, das in einem Schubertlachen endet.

Sie reisen nach Hause, durch Südfrankreich, das vom Kriege nur Verwundete sieht, durch die Schweiz, an deren Grenze noch einmal dieses ganze Drama der „Papiere" sich entwickelt, die für die internationale Kunst so schwer zu definieren, zu begreifen, zu beschaffen sind. Es war der letzte unfreiwillige Aufenthalt. Dann kamen sie heim und erzählten diese Geschichte, die sich erzählen und schreiben und weiterspinnen läßt, nachdem sie ihre Wirklichkeit in eine Legende besänftigt hat.

Oskar Bie

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

AP
30
N5
1915
Bd.2
Heft 7-9

Neue Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY